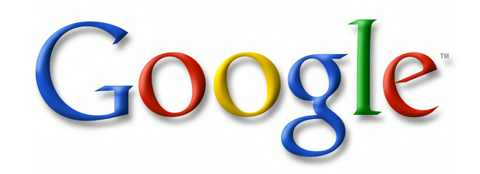
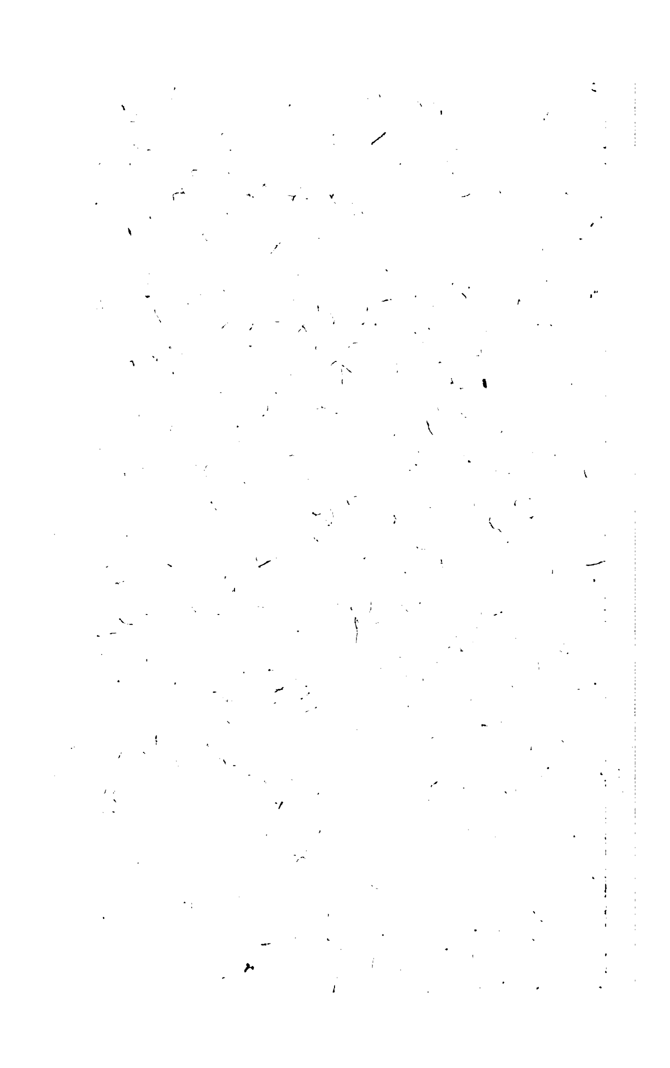
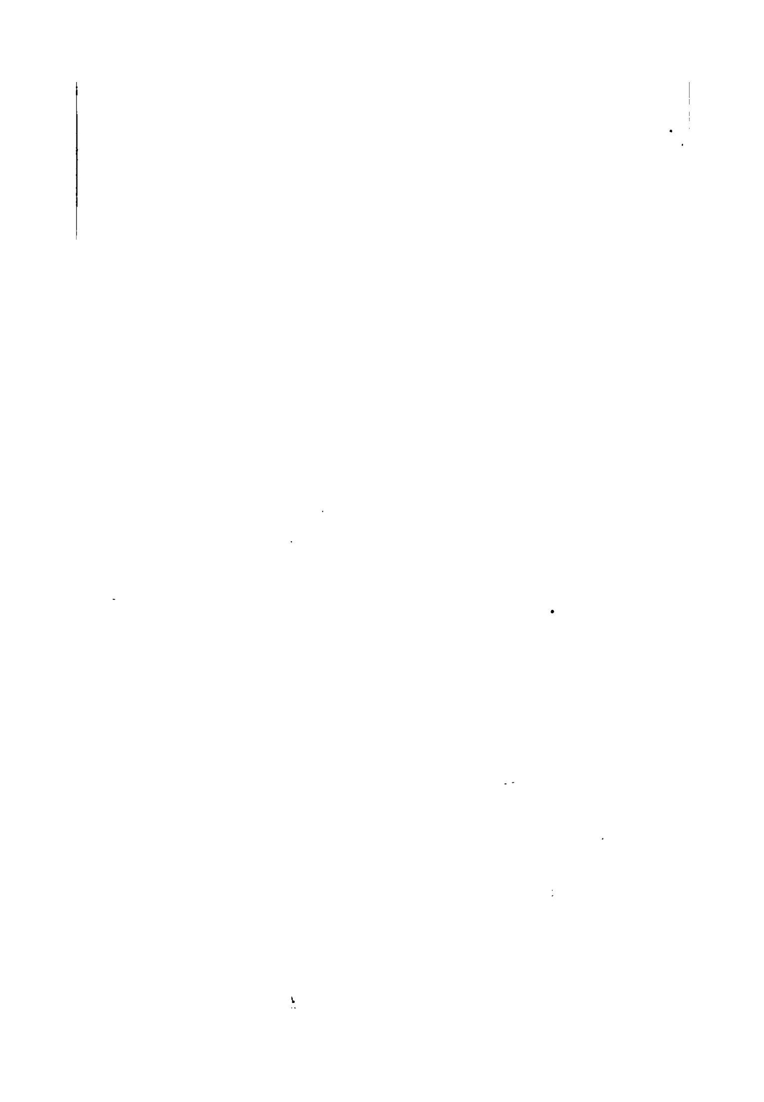



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06819262 8







Populäre

Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Erster Theil.

Mit Tafel I. u. II.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher."

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder 4½ ggr.)

Vorwort.

Die unzähligen Handbücher der Mythologie, welche seit der Erfindung Guttenbergs bis in das tausendste Glied sich vermehrten, haben sich sämmtlich damit beschäftigt, uns eine genaue Kenntniß von der Beschaffenheit und dem Alter der Schale beizubringen, in welche die Frucht eingehülst worden; man begnügte sich, die symmetrischen Formen und Kreislinien, die auslaufenden Aeste u. s. w. abzuzeichnen, aber zu ahnen, daß unter dieser Hülse auch ein Kern verborgen, war die Sache weniger Archäologen; der Versuch, sie zu sprengen, um plötzlich zum Resultat so vieler gelehrten Vermuthungen zu gelangen, wurde aus falscher Hypothesenscheu ganz aufgegeben.

Wenn auch durch die Forschungen der heutigen Generation ein Dämmerstrahl in das Pantheon der Griechen und Römer einzudringen vermochte, d. h. wenn man endlich so gerecht wurde, in den Olympiern nicht bloß die Schöpfungen einer müßigen Dichterphantasie zu bewundern; und wo zu einer Legende die Deutung keinen Weg mehr auffindet, eine ab=

Vorwort.

Die unzähligen Handbücher der Mythologie, welche seit der Erfindung Guttenbergs bis in das tausendste Glied sich vermehrten, haben sich sämmtlich damit beschäftigt, uns eine genaue Kenntniß von der Beschaffenheit und dem Alter der Schale beizubringen, in welche die Frucht eingehülst worden; man begnügte sich, die symmetrischen Formen und Kreislinien, die auslaufenden Aeste u. s. w. abzuzeichnen, aber zu ahnen, daß unter dieser Hülse auch ein Kern verborgen, war die Sache weniger Archäologen; der Versuch, sie zu sprengen, um plötzlich zum Resultat so vieler gelehrten Vermuthungen zu gelangen, wurde aus falscher Hypothesenscheu ganz aufgegeben.

Wenn auch durch die Forschungen der heutigen Generation ein Dämmerstrahl in das Pantheon der Griechen und Römer einzubringen vermochte, d. h. wenn man endlich so gerecht wurde, in den Olympiern nicht bloß die Schöpfungen einer müßigen Dichterphantasie zu bewundern; und wo zu einer Legende die Deutung keinen Weg mehr auffindet, eine ab-

sichtlich sich verhüllende Priestergaukelei mit Voß zu supponiren, oder mit Böttiger in Allegorien eingekleidete Völkerbewegungen herauszuklügeln,* so konnte man sich doch nicht über

* Hier nur ein Pröbchen seines Raisonnements. Noch belustigendere sollen in der Einleitung zu diesem Werke folgen. In den Ideen zur Kunstmythologie S. 333 findet sich unter vielen ähnlichen Argumentationen folgende: „Sogleich der Stammbaum des Minotaurus führt uns auf diese Muthmaßung; Pasiphae, eine Sonnentochter durch Namen und Geschlecht, wird Mutter des stierköpfigen Halbmenschen durch einen göttlichen Stier, den Neptun aus den Fluten hervorgehen läßt, und welchen Minos seiner Schönheit wegen dem Zeus zu schlachten unterließ. Eine Sonnentochter heißt schwerlich etwas anders, als was wir eine Orientalin nennen würden. Und sollte der aus dem Wasser emporsteigende Stier in diesem Zusammenhang nicht auch bloß auf einen Stammbaum (sic!) deuten, der aus Phönizien über das Meer herkommt? Wie sauer ließen sich's die Griechen werden, um die auffallende Ungereimtheit in der fabelhaften Zusammensetzung dieses Ungeheuers gleich von seiner Erzeugung aus zu mildern! Sie ließen die schöne Pasiphae lieber eine Bestialität begehen und den Tausendkünstler Dädalus ihr durch eine der seltsamsten mechanischen Vorrichtungen dazu behülflich sein, bloß um die Entstehung einer solchen Mißgeburt einigermaßen begreiflich zu machen."

Wie sauer ließ sich's doch der gefeierte Archäolog werden, um das Dunkel dieser Mythe in vollständige Nacht zu verwandeln. Pasiphae (die Allen Leuchtende) ist in demselben Sinne eine Tochter der Sonne, wie Artemis es von Zeus ist, denn

die Beschränktheit der Voreltern erheben, etwas Höheres als aufgeputzten Fetischismus zu erkennen, woran zum Theil auch die alten Schriftsteller selbst die Schuld tragen, da schon zu ihrer Zeit die der Buchstabenschrift vorhergehende Bildersprache, in welcher die Religionsurkunden abgefaßt waren, nicht mehr verstanden wurde.

Auch dieses Zugeständniß, daß die Hellenen ihren Zeus mit mehr Geschmack zu klei-

die Mondgöttin ist in der Genealogie abwechselnd Mutter, Gattin, Schwester und Tochter des Sonnengottes. Minos in Creta ist selbst der Minotaur, darum Pasiphae seine rechtmäßige Gemahlin, nämlich sie ist auch Europa (die weithin schauende), die Zeus, der Vater des Minos, als Stier nach Creta entführte: Im Frühling, wenn die Sonne ins Zeichen des „Stiers" tritt, befruchtet der Sonnengott die Mondgöttin, d. h. beide Gestirne treten zu einander in Conjunction, um das neue Jahr zu erzeugen. Dädalus (der Erfinderische) ist nur ein Prädicat des Hermes, welcher dem Aequinoctium vorsteht, daher er auf Abbildungen den „Widder" trägt. Darum ist er der Mondgöttin behülflich, zum „Stier" zu gelangen. Daß der Stier aus den Fluten hervorkam, folgt daher, weil alle alten Völker die Zeit als Stromgott personifizirten, daher Oceanus als Greis abgebildet, und Osiris für den Nil gehalten wurde. Auch der stierfüßige Bacchus der Böotier ward im Frühlinge aus dem Meer hervorgerufen. War aber des Meeres gedacht, so erlaubte sich die Sage den Zusatz: Neptun habe den Stier geschaffen.

Wer hätte auch zu diesem Amte sich hergeben sollen? Die griechische Götterlehre aus der orientalischen, weil diese älter und spiritualistischer ist, zu studiren, findet der Philologe für überflüssig, weil die Hellenen ja selbst ihre Autochthonie, also auch die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit ihres Cultus behaupteten — freilich mit derselben kritischen Unbefangenheit, wie die Bekenner des Mosaismus den ihrigen — nebstdem besorgte man, den ästhetischen Sinn durch ein aufmerksames Betrachten der von Göthe verspotteten vielgliedrigen Götzen Indiens einzubüßen.

Auch verzichtete man, den spiritualistischen Faden, der aus den labyrinthischen Gewinden des asiatischen Götzentempels zur Quelle aller Religionsphilosophie führen konnte, aufzufinden, weil die Missionäre durch ihre in majorem Dei gloriam die Wahrheit entstellenden Berichte* dem größeren Publikum eben keine

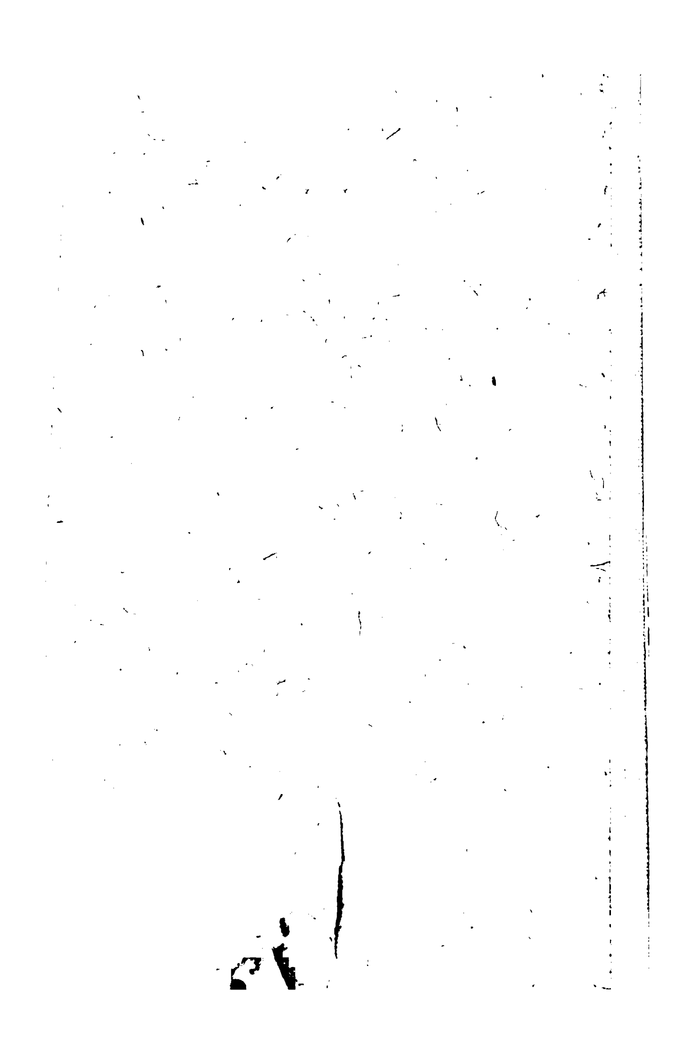
* Um anstatt vieler Belege hier nur Einen zur Begründung des hier ausgesprochenen Vorwurfs anzuführen, verweise ich auf die Zeitschrift „Ausland" (1842 N. 56.), welche dem Asiatic-Journal Dec. 1841 nacherzählt, daß der Missionär Dr. Wilson von einem Parsipriester in einer zu Calcutta erschienenen Schrift — das Werk ist in englischer und in guzeratischer Sprache gedruckt — aufgefordert worden, die Stellen zu bezeichnen, die er, zur Herabsetzung der Parsireligion, angeblich aus heiligen Büchern der Parsi's angeführt hat, da sie nicht

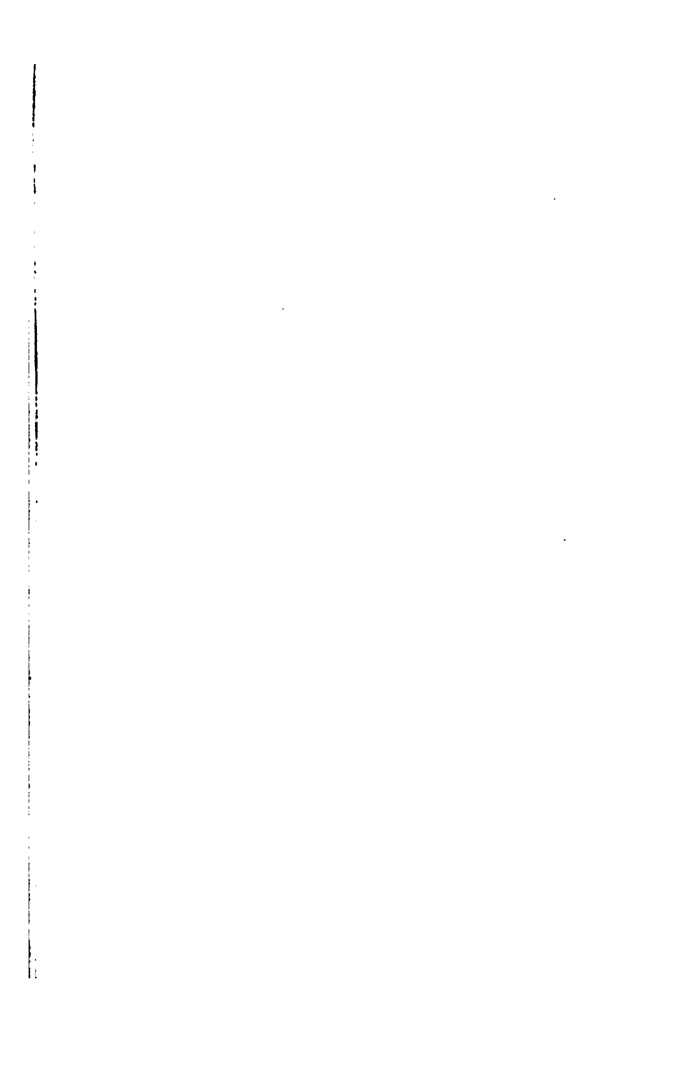
Lust einflößen, sich mit der Dogmatik der asiatischen Nationen bekannt zu machen.

Aus dem Vorhergehenden wird ein unbefangener Leser leicht den Schluß ziehen, daß zur richtigern Würdigung der Mythologie eine größere Unabhängigkeit des Urtheils als bei dem Studium einer andern Wissenschaft erforderlich sei. Ist die Richtigkeit dieses Satzes zugestanden, so wird man mit dem Verfasser nicht rechten, daß er die gebahnte Heerstraße verläßt, um auf bisher unbetretenen Wegen zu suchen, was sich dort bis jetzt dem Blick zu entziehen strebte, des Bildes entschleiert: eine neue Theorie zur Behandlung der Götterlehre aufzustellen, und nach der Weise der Chemiker zu verfahren, welche die Stoffe, deren Wesen sie kennen lernen wollen, in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflösen, und dann wieder zusammensetzen; also erst das dogmatische Element zu berücksichtigen, aus welchem allein das religiöse Leben der Alten verstanden werden kann, und dann zu den Sagenstoffen überzugehen; erst die symbolischen Objekte in der Natur selbst aufzusuchen, und dann auch den Personificationen nachzuforschen.

Bei dieser Methode werden sich auch die Heroenmassen der Griechen und Römer auf

einmal in ihren unkanonischen Büchern sich finden. Wilson hat nicht geantwortet!







Populäre

Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Erster Theil.
Mit Tafel I. u. II.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder 4½ ggr.)

Vorwort.

Die unzähligen Handbücher der Mythologie, welche seit der Erfindung Guttenbergs bis in das tausendste Glied sich vermehrten, haben sich sämmtlich damit beschäftigt, uns eine genaue Kenntniß von der Beschaffenheit und dem Alter der Schale beizubringen, in welche die Frucht eingehülst worden; man begnügte sich, die symmetrischen Formen und Kreislinien, die auslaufenden Aeste u. s. w. abzuzeichnen, aber zu ahnen, daß unter dieser Hülse auch ein Kern verborgen, war die Sache weniger Archäologen; der Versuch, sie zu sprengen, um plötzlich zum Resultat so vieler gelehrten Vermuthungen zu gelangen, wurde aus falscher Hypothesenscheu ganz aufgegeben.

Wenn auch durch die Forschungen der heutigen Generation ein Dämmerstrahl in das Pantheon der Griechen und Römer einzudringen vermochte, d. h. wenn man endlich so gerecht wurde, in den Olympiern nicht bloß die Schöpfungen einer müßigen Dichterphantasie zu bewundern; und wo zu einer Legende die Deutung keinen Weg mehr auffindet, eine af

Wer hätte auch zu diesem Amte sich hergeben sollen? Die griechische Götterlehre aus der orientalischen, weil diese älter und spiritualistischer ist, zu studiren, findet der Philologe für überflüssig, weil die Hellenen ja selbst ihre Autochthonie, also auch die Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit ihres Cultus behaupteten — freilich mit derselben kritischen Unbefangenheit, wie die Bekenner des Mosaismus den ihrigen — nebstdem besorgte man, den ästhetischen Sinn durch ein aufmerksameres Betrachten der von Göthe verspotteten vielgliedrigen Götzen Indiens einzubüßen.

Auch verzichtete man, den spiritualistischen Faden, der aus den labyrinthischen Gewinden des asiatischen Götzentempels zur Quelle aller Religionsphilosophie führen konnte, aufzufinden, weil die Missionäre durch ihre in majorem Dei gloriam die Wahrheit entstellenden Berichte* dem größeren Publikum eben keine

* Um anstatt vieler Belege hier nur Einen zur Begründung des hier ausgesprochenen Vorwurfs anzuführen, verweise ich auf die Zeitschrift „Ausland" (1842 N. 56.), welche dem Asiatic-Journal Dec. 1841 nacherzählt, daß der Missionär Dr. Wilson von einem Parsipriester in einer zu Calcutta erschienenen Schrift — das Werk ist in englischer und in guzeratischer Sprache gedruckt — aufgefordert worden, die Stellen zu bezeichnen, die er, zur Herabsetzung der Parsireligion, angeblich aus heiligen Büchern der Parsi's angeführt hat, da sie nicht

Lust einflößen, sich mit der Dogmatik der asiatischen Nationen bekannt zu machen.

Aus dem Vorhergehenden wird ein unbefangener Leser leicht den Schluß ziehen, daß zur richtigern Würdigung der Mythologie eine größere Unabhängigkeit des Urtheils als bei dem Studium einer andern Wissenschaft erforderlich sei. Ist die Richtigkeit dieses Satzes zugestanden, so wird man mit dem Verfasser nicht rechten, daß er die gebahnte Heerstraße verläßt, um auf bisher unbetretenen Wegen zu suchen, was sich dort bis jetzt dem Blick zu entziehen strebte, des Bildes entschleiert: eine neue Theorie zur Behandlung der Götterlehre aufzustellen, und nach der Weise der Chemiker zu verfahren, welche die Stoffe, deren Wesen sie kennen lernen wollen, in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflösen, und dann wieder zusammensetzen; also erst das dogmatische Element zu berücksichtigen, aus welchem allein das religiöse Leben der Alten verstanden werden kann, und dann zu den Sagenstoffen überzugehen; erst die symbolischen Objekte in der Natur selbst aufzusuchen, und dann auch den Personificationen nachzuforschen.

Bei dieser Methode werden sich auch die Heroenmassen der Griechen und Römer auf

einmal in ihren unkanonischen Büchern sich finden. Wilson hat nicht geantwortet!

ein Dutzend Götterphysiognomien reduziren lassen, und wenn der Raum gelichtet ist, auch die Urgeschichte der Völker unsern Blicken nicht mehr entzogen sein. Die Geschichtsfreunde werden dadurch zwar an Quantität des historischen Stoffes einbüßen, aber derselbe wird an Qualität vielleicht gewinnen.

Insofern dieses Buch nicht für das ausschließlich gelehrte Publikum geschrieben ist, sondern einen größern Leserkreis von Gebildeten aller Stände berücksichtigt, mußte der Verf. auf das wichtigste Beweismittel der explicirenden Mythologie, auf die — obschon von Vielen mißcreditirte — Etymologie verzichten, weßhalb der weiter Forschende zur genauern Prüfung der hier aufgestellten Ansichten auf des Verfassers „etymologisch-symbolisch-mythologisches Realwörterbuch“ * verwiesen wird.

* Stuttgart, Cast, 1843 in 4 Bänden gr. 8.

Einleitung.

Fast auf allen Gebieten des menschlichen Wissens hat seit dem Beginne dieses Jahrhunderts der Forschungsgeist der Gelehrten die kühnsten, in der Regel stets fruchtbringenden Revolutionen zu Tage gefördert. Das Recht der fernern Existenz wurde Irrthümern verweigert, welche keinen andern Grund zu ihrer Schonung vorbringen konnten, als ihre Abstammung von verblichenen Autoritäten. Denn bei der allgemeinen Umwälzung im Reiche der Ideen wurde auch diese Gattung von Adelsbriefen vernichtet, und was der Kritik nicht Stand halten konnte, in den Strom der Vergessenheit gesenkt. Nur die Mythologie hat ihren alten Standpunkt noch immer nicht verlassen. Was vor einem Jahrhundert als echte Münze in der Republik der Gelehrten cursirte, hat noch jetzt Geltung und Werth behalten, entweder weil man zum Studium einer „Fabellehre" nicht jenen Aufwand von Forschungsgeist verwenden zu müssen glaubt, wie er bei der Prüfung vergilbter historischer Urkunden unerläßlich ist — denn im letztern Falle handelt es sich um weit wichtigere Interessen für das Heil der Menschheit als etwa bei der Frage, warum Plutus blind sei? Themis und Amor eine Binde um die Augen haben? — oder weil man, was die indische und scandinavische Göttergeschichte betrifft, sie nur für eine

ein Dutzend Götterphysiognomien reduziren lassen, und wenn der Raum gelichtet ist, auch die Urgeschichte der Völker unsern Blicken nicht mehr entzogen sein. Die Geschichtsfreunde werden dadurch zwar an Quantität des historischen Stoffes einbüßen, aber derselbe wird an Qualität vielleicht gewinnen.

Insofern dieses Buch nicht für das ausschließlich gelehrte Publikum geschrieben ist, sondern einen größern Leserkreis von Gebildeten aller Stände berücksichtigt, mußte der Verf. auf das wichtigste Beweismittel der explicirenden Mythologie, auf die — obschon von Vielen mißcreditirte — Etymologie verzichten, weßhalb der weiter Forschende zur genauern Prüfung der hier aufgestellten Ansichten auf des Verfassers „etymologisch-symbolisch-mythologisches Realwörterbuch" * verwiesen wird.

* Stuttgart, Cast, 1843 in 4 Bänden gr. 8.

Einleitung.

Fast auf allen Gebieten des menschlichen Wissens hat seit dem Beginne dieses Jahrhunderts der Forschungsgeist der Gelehrten die kühnsten, in der Regel stets fruchtbringenden Revolutionen zu Tage gefördert. Das Recht der fernern Existenz wurde Irrthümern verweigert, welche keinen andern Grund zu ihrer Schonung vorbringen konnten, als ihre Abstammung von verblichenen Autoritäten. Denn bei der allgemeinen Umwälzung im Reiche der Ideen wurde auch diese Gattung von Adelsbriefen vernichtet, und was der Kritik nicht Stand halten konnte, in den Strom der Vergessenheit gesenkt. Nur die Mythologie hat ihren alten Standpunkt noch immer nicht verlassen. Was vor einem Jahrhundert als echte Münze in der Republik der Gelehrten cursirte, hat noch jetzt Geltung und Werth behalten, entweder weil man zum Studium einer „Fabellehre" nicht jenen Aufwand von Forschungsgeist verwenden zu müssen glaubt, wie er bei der Prüfung vergilbter historischer Urkunden unerläßlich ist — denn im letztern Falle handelt es sich um weit wichtigere Interessen für das Heil der Menschheit als etwa bei der Frage, warum Plutus blind sei? Themis und Amor eine Binde um die Augen haben? — oder weil man, was die indische und scandinavische Göttergeschichte betrifft, sie nur für eine

tolle Ausgeburt der ungeregelten Phantasie roher Naturvölker hielt; die biblische, als eine vom heil. Geist dictirte, vor dem Secirmesser der Kritik dadurch in Sicherheit zu bringen wußte, daß man sie als „Geschichte" auffaßte; endlich die griechische und römische Götterlehre den Philologen und Aesthetikern überließ, in welchen Händen man sie am besten aufgehoben glaubte, denn die Erstern konnten sich ja bei den alten Schriftstellern selbst in schwierigen Fällen Raths erholen, und den Letztern kömmt es zu, für die Gebilde der alten Kunst stets den ästhetischen Maßstab bei der Hand zu haben. An einen religiösen Grund, welcher den Bildner der Serapisstatue im Tempel zu Alexandrien bestimmt haben mochte, ihr eine solche Stellung zu geben, daß sie mit beiden Armen an die Wände des Tempels anstreifen mußte! („ut dextra unum parietem alterum laeva perstringeret", Ruffin. H. E. II., 23.), nämlich um dadurch anzudeuten, daß die Gottheit das Universum ausfülle, daran wollte, wie gesagt, Niemand denken, der sich überzeugt fühlte, daß das Licht der Offenbarung den Hellenen eben so wenig leuchtete als den Anbetern des Vizlipuzli in Amerika. Sind sie doch allesammt blinde Heiden! bei welcher Betrachtung ein Christ stets dem Schöpfer aller Menschen, wie jener Pharisäer zu danken sich gestimmt fühlt, daß er besser sei als andere Geschöpfe. Zwar hat ein vielgepriesener Denker in der Periode seiner jugendlichen Wirksamkeit, der ganzen Deutsch verstehenden Christenheit zu sagen den Muth gehabt: „Mythologie ist nicht Dichtung oder Philosophem, enthält nicht Wahrheiten, sondern ist Wahrheit, sie ist das bei der Völkerbildung zersplitterte und immer größerer Verdunkelung anheimfallende Bewußtsein eines frühesten Monotheismus." Aber bis jetzt ist diese Mahnung von allen Parteien — Schul-

männern sowohl als Aesthetischen — unbeachtet geblieben. Ob mit Recht? mag der geneigte Leser sich selbst beantworten, sobald er die nachstehenden Zeilen seiner Aufmerksamkeit werth zu halten sich geneigt zeigen würde. Beschränken wir uns hier nur auf die Beantwortung der vorhin angeregten Materien.

„Plutus“ — deutelt man noch immer — „sei blind, weil der Reichthum seine Begünstigten oft sehr unpassend wähle; Themis habe eine Augenbinde, weil vor ihr kein Ansehen der Person gelte; und Amor könne einer solchen gleichfalls nicht entbehren, weil die Liebe ebenso wie das Glück bei der Wahl ihrer Günstlinge sehr launenhaft verfahre.“ Auf den ersten Anschein hin ist Jeder geneigt, diese Erklärungsversuche überzeugend zu finden. Berücksichtigt man aber, daß die Mythen der Alten nicht immer Anspielungen auf das bürgerliche und sittliche Leben, sondern in den meisten Fällen nur religiöse Wahrheiten enthalten, so wird man auch einen ganz andern Standpunkt für die Behandlung dieser Wissenschaft wählen müssen. Was die Blindheit des Plutus anbelangt, so weiß man aus dem Aristophanes und Lucian, daß er von Pluto * nicht verschieden war. Beide haben überdies ihren Aufenthalt unter der Erde, wo kein Licht hindringt; Beide geben in ihrem Namen schon zu verstehen, daß ihr Reich die Finsterniß ist. ** Die Metalle sind unter der Erde gleich wie die Todten. Der Mammon führt zur Hölle. Diese Wahrheit, welche nicht bloß den christlichen Mönchen, sondern auch den Bewohnern der buddhistischen Klöster und den frommen Büßern am Ganges das Gelübde der Armuth abfordert, — diese Wahrheit hat auch die indische Götterlehre

* Dieser König des Todtenreichs wurde von den Römern auch Dis, Ditis genannt, also: der Reiche (Dives, divitis).

** S. d. Etym. symb. Rwtb. u. d. Art. Plutus.

angedeutet, welche den von koboldartigen Nachtgeistern umgebenen, in unterirdischen Klüften hausenden, Schatzgott Kuvera* als Bruder des Todtenrichters Yama bezeichnet. Auch Mercur oder Hermes, welchem Pluto den unsichtbar machenden Helm zum Geschenk machte, derselbe Hermes, welcher die Seelen der Abgeschiedenen in die Unterwelt führt, auch er ist der Gott des Reichthums, daher die Kaufleute seinen Beistand anriefen. Jeder unerwartete Fund oder Gewinn, glaubte man, komme von ihm. Wenn er auch nicht blind ist wie Plutus, so besitzt er doch wie Pluto den unsichtbar machenden Helm, also alle Drei sind Personificationen einer und derselben Idee, nämlich: das Metall ist ein Geschenk der unterirdischen Götter. Saturnus, welcher von Jupiter nach Besiegung der Titanen mit diesen in das Schattenreich gebannt wurde, soll die Münze erfunden haben. In seinem Tempel zu Rom befand sich das Aerarium. Wer aber war der Zeitgott mit der Sichel sonst als der Tod mit der Sense, die alles Lebende dahinrafft? Wir wissen nun, warum die Alten ihren Todten eine Münze mitgaben, welches noch heutzutage in Athen und Sardinien Brauch ist. Man könnte zwar mir entgegen halten, die Sichel gehöre auch der Ceres, und beziehe sich auf das Mähen des Getreides. Allein auch der „goldene Halm der Demeter“ ist ein Schatz. Nach dieser Göttin wurden auch die Todten (δημητρειοι) benannt, weil man schon vor Paulus den der Erde anvertrauten Todten als ein Saatkorn betrachtete, das zu neuem Leben auferstehen sollte. In diesem Sinne ist die Jaso eine Schwester der Hygiea** und Plutus gleichwie der „behelmte“ Corythus (s. d. Rwtb. u. d. Art) ein

* Vgl. d. Rwtb. u. d. Art.
** Aristoph. Plut. 701.

Sohn des Jasion von der Ceres. Beide hatte er mit der Erdgöttin auf einem zur Saat bereiteten Acker erzeugt. Jasion als Bruder der Hermione ist Hermes selbst, von dem die Mythen abwechselnd berichten, daß er Schatzhäuser und Getreidekammern erbaute. Jasion ist ferner seinem Namen zufolge: der Arzt,* also ein Todtenerwecker wie Aesculap, darum Hygiea die Schwester der Jaso. Denn Ceres bewirkt ja, daß das in der Erde verweste Fruchtkorn als Halm aus dem Boden hervorschieße. Ceres ist das bekannte, dem Monat September entsprechende, Sternbild die „Jungfrau" mit der Aehre. Aber im folgenden Monat, wo die Herbstgleiche eintritt, hält sie eine Waage in der Hand. Man hat diese auf die Tag- und Nachtgleiche beziehen wollen, welcher Schluß nur dann richtig wäre, wenn dieses Bild auch in der Frühlingsgleiche vorkäme. Dann heißt Demeter: die Richterin (Dice, Nemesis, Themis). Sie schlichtet aber nicht irdische Streitigkeiten, wie etwa die römische Justitia, sondern — weil um die Herbstgleiche die Vegetation abstirbt, der Tod die große Lese hält — richtet jetzt sie die Todten, denn sie ist nun Proserpine, Pluto's Gemahlin; auf ihrer Waage werden die guten und bösen Handlungen, welche der Todte im vergangenen Leben übte, gewogen. Im Schattenreich ist es dunkel, also darum hat Themis die Binde um die Augen, wie Pluto den Kopf in den unsichtbar machenden Helm steckte. Die Aussprüche der Themis betreffen nicht das Mein und Dein, wie in weltlichen Gerichtshöfen, sondern entscheiden, ob die Seele nun zur ewigen Ruhe eingehen oder zur Abbüßung ihrer Sünden zu neuen Wanderungen bestimmt sei (vgl. Pind. Ol. 2, 123). d. h. wiedergeboren werden solle? Darum fiel jenes Fest zu Eleusis, in welchem Demeter als Gesetzgeberin (θεσμοφορος) und als

* S. d. Art. u. Jason.

Vorsteherin des Ehesegens angerufen wurde, in die Herbstgleiche. Was endlich die Augenbinde des Amor anbetrifft, so wollte man damit andeuten, daß die Sinnenlust den Geist umnachte, wie schon Homer in seiner Beschreibung des Venusgürtels klagte, daß das Lächeln der Schönen selbst den Weisen bethöre.

Daß die indische, nicht minder die celtische und germanisch-scandinavische Mythologie unter der Schale des sinnlichen Naturdienstes einen geistigen Kern bergen; daß die erstere in ihren Dogmen von Schöpfung einer Geisterwelt, Abfall der Seelen von Gott, und deren Verkörperung auf Erden als Mittel zur Wiedererringung ihrer Seligkeit durch Kampf gegen den Versucher rc., den Unbefangenen mit Ehrfurcht erfüllen müsse, liegt am Tage. Den innern Zusammenhang der andern Religionssysteme des sogenannten Heidenthums mit der brahmanischen Theologie nachzuweisen wird eine Hauptaufgabe im Verfolge dieses Werkes sein, in welchem vor allem andern der Beweis geführt werden soll daß der Monotheismus in den Cultformen Griechenlands und Roms, ja auch des übrigen Europa durchschimmere, obgleich in der Folgezeit die mißverstandenen Prädicate und Attribute der Gottheit die in zahllose kleinere Götter verschiedenen Geschlechts und Alters zersplittert haben. Aber die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung ihrer Thaten nach der Trennung vom Leibe u. s. w. die allen jenen Religionssystemen zu Grunde liegt, lassen auf die ursprüngliche reinere Abkunft derselben schließen, die erst spät die Tempel in Schlachtstätten verwandelten, und durch Werkheiligkeit das ethische Element in der heidnischen Theologie verdunkelten.

In Anbetracht der biblischen „Geschichte" fragt sich, ob man dem oder den Verfassern des Pentateuchs rc. einen Gefallen gethan, als man die dari

vorkommenden Erzählungen — ganz gegen die Warnung des Kirchenlehrers Origenes u. A. — wörtlich verstehen zu müssen glaubte? Ob man die Ehrfurcht gegen die h. Schrift nicht deutlicher bewiesen hätte, wenn man die Blutschande Lots mit seinen Töchtern, und Esau's Verkauf seines Erstgeburtsrechts um ein Linsengericht anstatt historisch oder gar mit de Wette als „juridische Mythen" aufzufassen, erstere mit der gleichen Verfahrungsweise des berauschten Nycteus * gegen seine Tochter Nyctimene parallelisirte? die Linsen als brahmanisch-ägyptisch-pythagoräische Symbole der Sinnlichkeit deutete? endlich die Hinterlist, mit welcher Jakob sich Labans Heerden aneignete, mit der ähnlichen, wie Hermes die Sonnenrinder des Helios gewinnt, nicht nur vertheidigte, sondern auch zu erklären bedacht wäre? Es zeugt in der That von nicht geringer Geistesbeschränktheit, anzunehmen, daß ein Volk die Schandthaten der Götter, die es verehrte, oder der vorzüglichsten Lieblinge der Gottheit mit so großer Behaglichkeit selbst erzählt oder gar in der allgemeinen Verehrung anempfohlenen Schriften für die kommenden Geschlechter aufgezeichnet haben sollte!

Was die Götterhistorien der Hellenen anbelangt, so ist es bekannt genug, daß die Dichter selbst ihren Witz an ihnen übten. Daran ist aber der unselige Euhemerismus Schuld, von welchem wir bald ausführlicher zu sprechen Gelegenheit erhalten werden. Er hat schon bei den Alten dem frivolen Anacreon und den Spöttern Aristophanes und Lucian Waffen gegen die Priester in die Hand gegeben; er auch hat in England einen Thomas Payne, in Frankreich Voltaire und Parny, in Deutschland die rationalistische Exegese ins Leben gerufen.

* Schon dieser Name ist nur die griechische Uebersetzung des hebräischen Lot.

Die Philologie, welche stets der Theologie die Schleppe nachtrug, glaubte dieser einen Gefallen zu erweisen, wenn sie ihr in dem Verspotten heidnischer Religionsgebräuche fleißig Gesellschaft leistete. Ihr Gewissen fühlte sich dabei ganz ruhig, da ja die Heiden selbst ihre Religion nicht höher achteten, Plinius über die Abhängigkeit der römischen Staatsmaschine vom Appetit der heiligen Hühner seine Glossen machte. Wie aber, wenn er selbst die ursprünglichen Motive der Cultgebräuche seines Vaterlandes eben so wenig mehr gekannt haben sollte, als unsere Bibelhermeneuten den Geist jener Zeit, unter dessen Einfluß der Pentateuch entstanden ist? Man erinnere sich, daß Mars die Hauptgottheit der kriegerischen Römer war. Der kampflustige Hahn (ἀλεκτρυων) wurde darum sein unzertrennlicher Begleiter; die Verwandlung des Alectryon in einen Hahn, von der Ovid berichtet, ist eine Fabel, welche erst erfunden wurde, als man den Grund der Vorliebe des Gottes für dieses Thier, (nämlich weil er sein eigenes Wesen bezeichnet) nicht mehr wußte. In dem Lieblingsthier einer Gottheit dachte man sich diese selber incarnirt. Das Thun oder Lassen der heiligen Hühner sollte die Stimmung des Gottes selbst errathen helfen. Diese Hühner wurden darum mit in den Krieg genommen, weil man in ihnen die Gottheit selber um Rath fragte. Wenn Cicero meinte, kein Augur könne den Andern ansehen ohne zu lachen, so ersehen wir daraus, daß zu seiner Zeit, wie in der unsern, mit der Religion bereits Mißbrauch getrieben wurde. In der alten Etruskerzeit aber fürchtete man noch die Götter, damals ahnte man ihre Gegenwart in der ganzen Natur, alles Lebende galt als eine besondere Manifestation des Unsterblichen. Die frühesten Priester hatten bei der Eingeweideschau wohl nicht gelacht, denn sie schlossen aus dem

fehlerhaften Organismus des zur Erforschung der göttlichen Beistimmung oder Abmahnung — Behufs einer für ein Individuum oder für den ganzen Staat folgenreichen Unternehmung — geschlachteten Opferthiers nicht etwa: der Schöpfer habe dieses Thier absichtlich so beschaffen, damit es dem einstigen Rathfragenden als Warnungszeichen diene; sondern daß die Wahl des Opferers eben auf jenes Thier gefallen, oder daß eben eine solche Stunde, jene Hühner zu befragen, gewählt worden, in welcher sie keine besondere Eßlust zeigten; dies deutete man als ungünstiges Vorzeichen bei einem Volke, wo der Glaube an die Allgewalt des Schicksals, an Vorherbestimmung, an gute und böse Tage, Stunden ꝛc. herrschend war. Böttiger, dieser Antiquarius von europäischem Rufe, hat in seinen „Ideen zur Kunstmythologie" (I. S. 97) die Frage: warum eben Hühner das Staatsorakel abgeben mußten? freilich auf andere Weise gelöst, nämlich damit, daß er sagte: „weil dem vom Pflug abgerufenen Consul und Dictator der Hühnerhof am nächsten lag." Wenn aber aus solchem Bescheid der Wißbegierige nichts weiter erfährt, als daß antiquarische Gelehrsamkeit allein noch nicht ausreiche, um in den Geist des Alterthums einen tiefern Blick thun zu können, so darf man zu seiner Vertheidigung hier eine Stelle aus dem Cicero anführen, als Beweis, daß selbst den Alten das eigentliche Wesen ihrer eigenen Religion schon fremd geworden war. Dieser gelehrte Römer leitet in seinem Tractat „Von der Natur der Götter" (I, 36) die Verehrung der Thiere bei den Aegyptern aus dem Nützlichkeitsprincip her!! * Ist einem doch dabei zu Muthe, als ob man den seligen Michaelis das mosaische Verbot des Schweinefleischessens erklären

* Aegyptii nullam belluam, nisi ob aliquam utilitatem quam ex ea caperent, consecrarunt.

Vorsteherin des Ehesegens angerufen wurde, in die Herbstgleiche. Was endlich die Augenbinde des Amor anbetrifft, so wollte man damit andeuten, daß die Sinnenlust den Geist umnachte, wie schon Homer in seiner Beschreibung des Venusgürtels klagte, daß das Lächeln der Schönen selbst den Weisen bethöre.

Daß die indische, nicht minder die celtische und germanisch-scandinavische Mythologie unter der Schale des sinnlichen Naturdienstes einen geistigen Kern bergen; daß die erstere in ihren Dogmen von Schöpfung einer Geisterwelt, Abfall der Seelen von Gott, und deren Verkörperung auf Erden als Mittel zur Wiedererringung ihrer Seligkeit durch Kampf gegen den Versucher ꝛc., den Unbefangenen mit Ehrfurcht erfüllen müsse, liegt am Tage. Den innern Zusammenhang der andern Religionssysteme des sogenannten Heidenthums mit der brahmanischen Theologie nachzuweisen wird eine Hauptaufgabe im Verfolge dieses Werkes sein, in welchem vor allem andern der Beweis geführt werden soll daß der Monotheismus in den Cultformen Griechenlands und Roms, ja auch des übrigen Europa durchschimmere, obgleich in der Folgezeit die mißverstandenen Prädicate und Attribute der Gottheit diese in zahllose kleinere Götter verschiedenen Geschlechts und Alters zersplittert haben. Aber die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung ihrer Thaten nach der Trennung vom Leibe u. s. w. die allen jenen Religionssystemen zu Grunde liegt, lasse auf die ursprüngliche reinere Abkunft derselben schließen, die erst spät die Tempel in Schlachtstätten verwandelten, und durch Werkheiligkeit das ethische Element in der heidnischen Theologie verdunkelten.

In Anbetracht der biblischen „Geschichte" frag sich, ob man dem oder den Verfassern des Pentateuchs ꝛc. einen Gefallen gethan, als man die darin

Ausbreitung der christlichen Religion unter den Heiden alle Mittel, gleichviel welche, des löblichen Zweckes halber in Anwendung zu bringen. Daß der Geist der Lüge und Verleumdung die meisten dieser frommen Väter beseelte, wenn es galt, die neue Kirche auf Kosten der alten Landesreligion zu heben, und die einflußreichsten Personen des Staates als Proselyten zu gewinnen, * davon werden wir in dem Capitel über die „Mysterien“ eine reiche Lese von Beispielen vorbringen. Hier genüge es an einer Probe. So suchte der von Luther unter allen Vätern zumeist gepriesene Kirchenlehrer Augustinus in seinem Tractat von der „Stadt Gottes“ (VIII, 5) seine Behauptung: die Götter der Heiden seien nur vergötterte Menschen gewesen, damit zu stützen, daß er sich auf einen Brief des ägyptischen Hohepriesters Leo (?) an Alexander den Großen beruft, worin dieser ein solches Geständniß dem König gemacht haben soll! Unwahrscheinlich ist es eben nicht, daß ein Priester der Eitelkeit eines mächtigen Eroberers Nahrung reiche, zumal von Alexander bekannt ist, daß er sich für den Sohn des Zeus ausgab, ungeachtet Jedermann seine irdische Herkunft wußte. Ihm mochte daher besonders wichtig sein, das durch den damals schon grassirenden Euhemerismus für solche scurrile Behauptungen vorbereitete Volk in solchem Unsinn zu bestärken.

Mancher meiner Leser wird vielleicht über die Bezeichnung „Euhemerismus“ Aufklärung wünschen,

* Dieses Verfahren wird noch jetzt von den Missionaren in ihren entstellenden Berichten über die Religionen Asiens angewendet. Der Engländer Ward hat in dieser Beziehung die meisten Sünden verübt, und man muß es an den katholischen Heidenbekehrern, wie z. B. dem Fra Bartholomeo Paulino, La Croze u. a. m. rühmend anerkennen, daß sie im Eifer ihres Amtes der Wahrheit nicht so sehr aus dem Wege gingen als die Missionäre der protestantischen Confessionen.

da die Fremdwörterbücher ihn hier verlassen. Darum ist eine kleine Abschweifung vom Ziele, um den gewünschten Aufschluß dieses Wortes ertheilen zu können, hier wohl verzeihlich. Euhemerismus also benennt man das System: Mythen durch bloße geschichtliche Thatsachen zu erklären und aus den Göttern selbst bloße Feldherren, Könige, Gesetzgeber u. s. w. heraus zu demonstriren. In dieser zweideutigen Kunst übten sich schon Charax aus Lampsacus, Heraclit — unter dessen Namen aus einer vaticanischen Handschrift Leo Allatius eine kleine Schrift: „Erklärung unglaublicher Fabeln" zuerst herausgegeben hat — und Paläphat, dessen Schrift „von den unglaublichen Dingen" am meisten bekannt worden. Niemand aber hat diese Narrheit mit einem größern Aufgebot von Belesenheit und Scharfsinn aufgeputzt als der Sicilianer Euhemerus (aus Messina in Sicilien). Sein Werk „das Tempelarchiv" (ἱερα ἀναγραφή) betitelt, begann mit der Titanendynastie unter Kronos — den sein Sohn Zeus, als er eben ein Jahr alt war, entmannte und entthronte!!! — und zeigte dann, wie sein Nachfolger in Creta sich alle Völker unterthänig machte, sie durch Ackerbau entwilderte — was man sich unter Göttern, welche man als Erfinder des Ackerbau's pries, eigentlich zu denken habe? wird in einem der spätern Capitel erörtert werden — und nach einer mehrmaligen Reise um den Erdkreis * mit seinen Cureten sich einen Priesterstaat im Osten auf der Insel Panchäa ** stiftete, und endlich zu Cnossus auf Creta begraben wurde. (Was man unter den Gräbern der Götter und Heroen zu verstehen habe? wird gleichfalls in einem der folgenden Abschnitte

* „Terram quinquies circuivit", Lactant. I, 11.

** Soll wohl heißen Παγγαια d. i. der ganze Erdkreis.

dieses Werkes zur Sprache kommen.) In einem andern Capitel scheint Euhemerus die Thaten (!) des Apollo (Sonne) und der Diana (Mond) genau erzählt zu haben.* Dem thebanischen Bacchus war das dritte Buch gewidmet, aus welchem Athenäus (XIV, 77)] die auffallende Stelle citirt, nach welcher Cadmus,** der Großvater des böotischen Bacchus, ein Oberküchenmeister (!) des sidonischen Königs mit der Hermione,*** einer Flötenspielerin, sich aus Sidon nach Böotien flüchtete!!

Euhemerus spielte also zu seiner Zeit dieselbe possierliche Rolle, welche die Rationalisten unter den christlichen Theologen sich erwählt haben. Indem sie es nicht wagen, den Inhalt eines Buchs, das die Religion durch göttliche Eingebung entstanden dem Volke bezeichnete, der Unwahrheit zu zeihen, gleichwohl dem Glauben an übernatürliche Begebenheiten sich nicht hingeben, bahnten sie sich den seltsamen Ausweg, die Verf. der heiligen Bücher der Wundersucht und Uebertreibung in ihren allerdings historischen Relationen anzuklagen. Daß Euhemerus auch ähnliche Gegner, wie seine christlichen Geistesverwandten erweckte, versteht sich von selbst. Das Amt unserer Zionswächter hatte damals Plutarch übernommen, welcher in seinem Tractat „Isis und Osiris“ (c. 23) dem Euhemerus die Vermenschlichung des Göttlichen (ἐξανθρωπίζειν τά θεῖα) als Todsünde anrechnete. Auch Callimach eiferte in seinen Choliamben † gegen den Mann, wel-

* Μετ᾽ αὐτάς sagt Diodor (V, 46) nämlich nach den Thaten des Zeus selbst, αἱ Ἀρτέμιδος καὶ Ἀπόλλωνος πράξεις.

** So hieß der Gott Hermes oder Mercur in Theben.

*** Diese war eigentlich der weibliche Hermes, nämlich Aphrodite seine Geliebte, Beide vereint: Herm-Aphroditus.

† Plut. de placit. philos. I, 7.

cher die Dreistigkeit habe, solche „gottlose Bücher zu componiren." (ἄδικα βίβλια ψηχει). Schon Plato hatte die buchstäbliche Auffassung der homerischen Mythologie für Gottlosigkeit (ἀσέβεια) erklärt, und sie aus seinem idealischen Staat verbannt wissen wollen. Nichtsdestoweniger fand auch Euhemerus Nachahmer; der bekannteste unter ihnen war der Geschichtschreiber Diodor, dem sogar Osiris — ungeachtet er schon im Mutterleibe mit seiner Zwillingsschwester Isis den Arueris zeugte, und nach seinem Tode den Harpokrates — nur als ein vergötterter König galt. Daß das oberwähnte Panchäa nur auf der Karte von Utopien zu finden sei, hatten schon Polybius und Eratosthenes herausgemerkt, und Ersterer den Euhemerus einen Mährchenerzähler genannt (Polyb. 33, 12. 10.), Eratosthenes ihn einen Lügner gescholten (Strab. II. 104). Demungeachtet wurde von Fourmont in den Memoires de l'Acad. des Insc. t. XV. p. 285 sq.) des Euhemerus geographische Glaubwürdigkeit zu retten gesucht.

Wenn man erwägt, daß die Periode des Euhemerus an jene Alexanders des Großen streift, welcher, obgleich Jedermann seinen irdischen Vater kannte, dennoch sich als Sohn des Zeus verehrt wissen wollte, und von Apelles deßhalb sich mit dem Blitz in der Hand malen ließ; wenn man ferner erwägt, daß der macedonische Welteroberer einem so hochmüthigen Gedanken nur darum Nahrung geben konnte, weil seine in Indien gemachte Bekanntschaft mit buddhistischen Völkern, deren wesentlichstes Dogma: die Incarnation der Gottheit, d. h. deren zeitweise Besitznahme eines menschlichen Körpers, — eine Lehre, deren Urheber gewiß nicht ahnte, daß der Hochmuth einst ihre Reinheit trüben werde, indem dieses Dogma doch nur andeuten wollte, daß der Mensch durch frommen Wandel und

Verachtung des Irdischen noch bei Leibes Leben in die Gottheit aufgehen könne — die geknechteten Nationen gleichsam zur Vergötterung ihrer Herrscher schon vorbereitet fand; wenn man endlich hinzudenkt, daß schon Herodot und sogar die homerische Dichterschule durch wörtliche Auffassung mythischer Begebenheiten dem Euhemerismus Vorschub leisteten, so kann man sich leicht erklären, wie ein solcher mit Händen greifbarer Unsinn dennoch von so Wenigen bemerkt, und einer schnellen Ausbreitung sich erfreuen mochte.

Wie und durch welche begünstigende Umstände bei den verschiedensten Völkern die Vergötterung menschlicher Wesen um sich greifen konnte? soll zugleich mit der Frage: wie es möglich gewesen, daß der Verstand die Vermenschlichung der Gottheit zu allen Zeiten zulässig finden mochte? in dem Capitel über den Monotheismus die Erledigung finden. Jetzt kann es uns nur darum zu thun sein, die mannigfachen Verirrungen zu beleuchten, welche die Systemsucht seit den Zeiten der Alexandrinischen Schule bis in die Gegenwart herauf im Gebiete der mythologischen Wissenschaft ins Leben rief, und jetzt noch in unermüdeter Zeugung begriffen scheint.

Physiker, Philosophen und Historiker hatten schon, als noch das ewige Feuer auf den Altären der Götter brannte, an der Untergrabung der Grundvesten ihrer Tempel thätigen Antheil genommen; noch mehr der Fanatismus der damals erstehenden christlichen Gemeinde.*

* So darf man den h. Augustin wohl einer frommen Lüge beschuldigen, wenn er den Römer Varro die Gestalt des Götterkindes Harpokrates wie folgt erklären läßt: „Der Gott hat den Finger auf den Mund gelegt, um damit anzudeuten: Man solle es verschweigen, daß die Götter Menschen gewesen!“ (C. D. 18, 5) Näher kam Plutarch der Wahrheit, welcher in Harpokrates den „Verbesserer der unvollkommenen Meinung, welche die Men-

An den Physikern hatte schon Plutarch gerügt, daß sie durch ihre Erklärungsmethode die Religion herabwürdigen. Er sagt: „So wie wir zu sprechen pflegen, daß einer den Plato kaufe, wenn er dessen Schriften kauft, und den Menander aufführe, wenn er dessen Lustspiele aufführt, eben so trugen die Priester kein Bedenken, die Geschenke und Wirkungen der Götter, die sie wegen ihres Nutzens hochschätzten, mit dem Namen der Götter selbst zu belegen. Dies verstanden nur die Nachkommen auf eine so dumme Weise, daß sie die mancherlei Veränderungen der Früchte auf die Götter selbst bezogen, und nicht allein die Erscheinung und das Verschwinden der Erdfrüchte Ursprung und Sterben der Götter nannten, sondern auch in vollem Ernst dafür hielten, und sich also den Kopf mit unsinnigen und gottlosen Meinungen anfüllten.“ In der That wird noch jetzt von dem großen Haufen Bacchus nur für eine Personification des Weines und darum auch für einen Trunkenbold,* Ceres für das Brod,** Venus für die Sinnenlust*** gehalten.

schen von den Göttern haben, erkannte;“ nämlich in den Mysterien, deren Erklärer das strengste, durch einen furchtbaren Eid abgeforderte Stillschweigen von den Eingeweihten heischte, wurde über das eigentliche Wesen der Götter und die Bedeutung der Cultgebräuche von dem Mystagogen Aufschluß gegeben.

* Der Becher des Dionysus, aus welchem die zur Materie strebenden Seelen einen Rausch trinken, ist das weibliche Becken, der Rausch, der Sinnenrausch, das Vergessen der himmlischen Heimath. Beim Tode des Leibes trinkt die freigewordene Seele aus einem andern Becher des Dionysus die Erinnerung an ihre Abkunft vom Lichte. Und Bacchus heißt darum Liber pater, weil er der Seelen Vater, aber als Naturgott führt er in und aus dem Leben. Wäre er nur ein trunkener Silen, würde er nicht für den Lehrer der Mysterien gehalten worden sein, deren Kenntniß das ewige Leben erwerben sollte.

** Das Fest: Thesmophorien, das der Ceres zu Athen im Herbste gefeiert wurde, gibt sie auch als Gesetzgeberin, als Spenderin geistlicher Wohlfahrt zu erkennen. Die vorhergehenden strengen Fasten, Ablutionen (Taufe) und Kasteiungen, lassen errathen, daß Ceres noch mehr als eine bloße Aehrenleserin gewesen sei.

*** Wäre Aphrodite nur Liebesgöttin, so würde sie nicht auch

Nicht anders verfahren die Philosophen, welche in der Minerva nur die incarnirte Vernunft * erkennen; in den beiden weiblichen Gestalten, welche dem Hercules am Scheidewege die Wahl erschweren, Tugend und Laster u. dgl. m. Nicht doch! Geist und Materie, oder noch richtiger, die Licht- und Nachthälfte des Jahres sind gemeint. Zwischen ihnen steht der Held der 12 (Zodiacal-) Arbeiten, Hercules der Sonnengott (Herod. II, 43) in der Mitte als personifizirter Begriff der zeugenden, mit den zerstörungssüchtigen Naturkräften ringenden, Sonne. Die Sinnlichkeit nahm das Alterthum synonym mit Finsterniß. Darum ließ dieser Mythus eine geistliche sowohl als physische Deutung zu. Dasselbe gilt von der Prometheusfabel, die so oft mit der Faustsage parallelisirt worden ist. Da dachte man gleich an einen Beförderer der Aufklärung und einen Zeus, welcher nach Art mancher Erdenkönige die Menschen in der Dummheit erhalten will, deßhalb den Lichtfreund wie einen Demagogen mit Gefängnißstrafe belegte. Den gefräßigen Geier hielt man für die nagende Reue, ungeachtet Prometheus noch in seinem Unglück ungebändigten Sinnes verharrt. Die Pandora, die sein Unglück bereitete, galt für eine Satire auf das weibliche Geschlecht u. s. w. Daß in dieser Fabel die Lehre vom Fall der Geister durch die Sinnenlust enthal-

Parze (als Urania) und Leichenfrau (Libitina) sein, nicht auch bald mit dem Spinnrocken (χωλιας), bald bewaffnet (Venus victrix, militaris) abgebildet sein.

* Pallas hat nicht darum die Eule auf ihrem Helm, um auf die Nachtwachen der Gelehrten anzuspielen, sondern weil dieser Vogel, wie der Mond, nur Nachts thätig ist. Und weil der Mond auf die Geburten influiren soll, so ist Athene auch Weberin, aber in dem Sinne wie „die gute Spinnerin" (εὔλινος) Ilithyia und Artemis „mit der goldenen Spindel" (Iliad. 16, 184), denn Diana leistete ihrer Mutter Hebammendienste.

ten sei, das Streben, Gott gleich sein zu wollen, d. h. wie er Schöpfer (Menschenerzeuger) zu werden, der Sünde Ursprung war, daran dachten die Wenigsten; eben so wenig, daß Pandora's Büchse der Mutterschooß sei, aus welchem mit dem irdischen Dasein alle zeitlichen Uebel ausgingen, und nur die Hoffnung zurückblieb, daß der Tod durch die Fortdauer der Generationen in seinem Wirken begränzt bleiben werde. Das ist die geistliche Seite des Mythus, aber älter ist die physische. Prometheus ist nämlich Lucifer — erst in seinem Vater Hephästus oder in seinem unklugen Bruder Epimetheus der aus dem Himmel gestürzte, das war aber einst auch Apollo als er Admets Heerden hütete — Prometheus stiehlt das Licht, weil er (als Sonnengott) den Irdischen leuchten will, er ist nicht Heros in dem Sinn unserer Philologen, sondern Gott (Sophocl. Oed. Colon. 54), und die ihm zu Ehren in Athen gehaltenen Fackelläufe sind ein noch stärkerer Beweis dafür. Des Prometheus Anschmiedung an den Kaukasusfelsen ist von der Fesselung des Saturnus im Orcus nicht verschieden — auf die Einerleiheit der Strafe deutet das von Aeschylus Prom. 1050 gebrauchte Wort: Tartarus — und mag wohl auf die gehemmte Wirksamkeit der Wintersonne sich beziehen, gleichwie die immer wieder wachsende Leber das Gegenstück zu dem allnächtlich aufgetrennten Gewebe der Penelope, der Wechsel von Tag und Nacht, Entstehen und Vergehen. Endlich ist zu beachten, daß Pandora, das Werk des Hephästus, eigentlich von seinem Sohn Prometheus gebildet worden ist (Menander. ap. Lucian. Amor. 43). Wie sollte er nun — da er überdieß selbst sie zur Gemahlin nahm — den Epimetheus vor ihr gewarnt haben? Daraus ist auf das jüngere Alter der ethischen Deutung der Pandorafabel zu schließen, die erst den Epimetheus ins Leben

rief, um als Folie dem klugen Prometheus zu dienen. Wäre Prometheus nicht ursprünglich als Sonnenjahr gedeutet worden, so hätte ihn Servius (ad Virg. Eclog. 6, 42) nicht die Astrologie erfinden lassen. In diesem Sinne war bei den Aegyptern Hermes ihr Erfinder, Atlas bei den Griechen; in diesem Sinn führte Hercules das Prädicat: Astrolog.

In die gröbsten Irrthümer waren aber die historisirenden Mythenerklärer verfallen. Da den Laien die eigentliche Bedeutung der Göttergeschichten vorenthalten ward, nur die in die Mysterien Eingeweihten die Wahrheit schauen sollten, die davon Epopten und Illuminaten (Erleuchtete) genannt wurden, so galt der Menge die Schale für den Kern selbst. Und sie weiß demjenigen, der ihr einen bessern Dienst leisten will, eben so schlechten Dank, als das Kind, dem man sagen wollte: die Fabel, an welcher seine Phantasie so lange Zeit sich ergötzte, habe nur ein Scheinleben, sei nur der Moral wegen da, sei nur zur Basis einer moralischen Sentenz erfunden worden.

Herodot und Pausanias sagen an vielen Stellen ihrer Werke, daß sie die Erklärung dieser oder jener Sage wohl geben möchten, aber daran verhindert wären, weil es eine „heilige Sage“ (ιερος λογος) sei. In den meisten Fällen — nämlich da, wo sie nicht unmittelbar von den Priestern, sondern aus dem Munde des Volkes ihre Berichte entlehnten — scheinen sie selbst nichts von der eigentlichen Natur ihres Materials zu merken, und pflanzen ihre Relationen gläubig weiter fort. Die Bewahrer jener ursprünglich orientalischen „heiligen Sagen“ waren in Hellas die erblichen Priesterfamilien der Keryken, Eteobutaden, Eumolpiden zu Athen, Eleusis u. s. w. Wo in einer Familie vom Vater auf den Sohn die geistliche Würde und

Weihe sich Jahrhunderte forterbt, da erhalten sich geheime Lehren unglaublich lange. Creuzer vergleicht hier in medizinischer Beziehung die Asklepiaden zu Pergamus und Epidaurus und die Hippokratiden zu Cos, bei denen sich nicht bloß uralte Rezepte, sondern auch die Kenntniß der Arzneien und ihrer zulässigen oder nicht zulässigen Anwendung erhalten haben mochte. Herodots nur zuweilen beobachtete Verschwiegenheit ließe sich also daraus erklären, daß er nur darüber sich auszusprechen Scheu getragen, was nicht bloß eine bildliche Tradition, sondern ein heiliges Wissen enthielt, und über den Gesichtskreis vulgärer Erkenntnisse reichte. Die meisten Ueberlieferungen der Vorwelt wurden bis zum Unkenntlichen entstellt, welchem Schicksal begreiflicher Weise zumeist diejenigen verfielen, welche vom Kreise der Priestertradition ausgeschlossen waren, nämlich solche Sagen, die man als unwesentlich erkannte, die mit den Lehren von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele nicht im unmittelbaren Zusammenhange standen.

Ein Beispiel mag diese Sätze anschaulich machen. Liest man bei Plutarch (Quaest. gr.) die Geschichte vom Schicksal des lydischen Königs Candaules, so hält man sie für das Ereigniß einer ganz gewöhnlichen militärischen Usurpation, die in jeder europäischen Staatengeschichte ohne Anstoß ihren Platz finden könnte. Bei Herodot (I, 8 ff.) wird das Alles schon romantischer gehalten, der schwache König und neben ihm die durch verletzte Schamhaftigkeit beleidigte Königin, zwischen ihnen der Liebling Gyges — also ein rathloser König und eine rachsüchtige Königin. Aber noch geht Alles menschlich her. Schreitet man aber zum Plato (de Legg. II, 3) fort, und liest dort von dem lydischen Hirten Gyges, der des Königs Heerden weidet, und wie darauf unter fürchterlichen Regengüssen und

Erdbeben ein Schlund sich öffnet, und wie er hinabsteigt und von dem Finger des Riesenleichnams im ehernen Rosse den unsichtbar machenden Zauberring abzieht, womit er sich die Königsfrau und das Königreich erringt, dann gewinnt die ganze Ueberlieferung ein fremdartiges Ansehen. Vergleicht man dann und merkt auf das Einzelne, so weiß man bald Altes, Mittleres und Neueres zu unterscheiden. Weiß man ferner, daß Hercules — dieser Held der 12 Arbeiten, Vater von 52 Söhnen, und der mit 360 Gefährten in Nemea verehrt wurde — in Lydien Candaules hieß, und daß dieser Kämpfer auf der Sonnenbahn eben dort in Lydien durch eine Königsfrau (Omphale) um seine Mannskraft gekommen; hört man von einem Wasservogel Gyges, vom Gygischen See in Phrygien, und von dem Wasserriesen Gyges, der auch Aegeon hieß, von dem böotischen Ogyges, unter dem die Flut kam, und dessen Weib nach dem Schiffe (Thebe) hieß, das dem ägyptischen Theben, wo Hercules als Lenker des Sonnenkahns verehrt wurde, den Namen gegeben hatte u. a. m.; ferner, daß die Königin, welche ihrem Gemahl Candaules verderblich ward, Nyssia (d. i. Krankheitbringerin, von νοσος) geheißen, wie jener Nessus, der dem Hercules mittelst eines vergifteten Hemdes die tödtliche Krankheit brachte, wie jene Nyssia gar seltsame Eigenschaften des Leibes besessen, und wie am Zauberring aus der Tiefe, so wie an der Streitaxt in der Höhe des ganzen Königreichs Schicksal hängt u. s. w., dann schauen wir, ungehindert von der verstellenden Prosa, auf den Grund in den wallenden Fluten der Sage, und haben endlich den Schatz einer einfach-wahren Urgeschichte von der Wechselherrschaft der Wärme und Feuchte, und wie dieser tellurische Regierungswechsel mit dem Wechsel ältester Dynastien innerlich und nothwendig zusammengeworfen we-

Wie dies zu erweisen, und auf welche Art der historische Stoff — wenn überhaupt ein solcher vorhanden wäre — von den mythischen Elementen sich sondern lasse, mag der Leser in Creuzer's Abhandlungen zum Herodot nachlesen. Hier gibt uns dieser Mythenforscher nur das Eine noch als Andeutung, wie hier in der Ganzheit der lydischen Geschichte auch eine Totalität von Allegorie liegt. Das Palladium der lydischen Hauptstadt Sardes war ein Löwe, der wunderbarer Weise im Königshause geboren sein sollte. An ihm hing des Landes und der Stadt Schicksal (Herod. I, 48). Wenn man nun weiß, daß Sardes in altlydischer Sprache das Jahr (eig. Zeitabschnitt) hieß, und daß diese Stadt zur Ehre der Sonne so genannt war (Lyd. de mensib. p. 42) so kann man nur an den Löwen im Thierkreise denken, welchen die alten Astrologen als der Sonne Haus bezeichneten. Dieses Zodiacalbild steht als vorletztes Sommerzeichen mit dem vorletzten Winterzeichen, dem Wassermann, geradezu in Opposition. Gerade so tritt nun in der Historie Gyges (der Wassermann) dem Träger des Löwenfells, Hercules, als Candaules entgegen. Daß der Löwe Palladium des lydischen Reichs war, zeigt uns auch den Grund, warum Crösus gerade einen goldenen Löwen als Weihgeschenk nach Delphi stiftete (Herod. I, 50).

An diesem einen Exempel ist also gezeigt, wie eine bedeutsame Sage in der Gemeinheit fast ganz untergeht, wenn nicht die Mysterienlehre (disciplina arcani) sich ihrer annimmt und ihren Geist conservirt. Creuzer hält nun aber dafür, daß die Priestertradition eine Menge an sich gehaltreicher Sagen ihrem Schicksal überließ, und nur das Wesentliche erblich fortzupflanzen bemüht war. Wesentlich aber war, was mit jenen großen theologischen Wahrheiten und mit ethischen Hauptgrundsätzen zusammenhing.

Hier ist insbesondere darauf aufmerksam zu machen, daß die Uranfänge der Geschichte ihren reinmythischen Gehalt dadurch dem oberflächlichen Blicke verbergen, daß sie die Naturkräfte personifiziren. Die Poeten haben von dieser Licenz ohnehin oft Gebrauch gemacht. Wir erinnern hier an den Zweikampf des Vulcan mit dem Flußgott Xanthus bei Homer (Iliad. 21, 332). Wer erkennt hier nicht den Streit der Elemente? Aber, wendet man ein, Homer hat ja historische Stoffe besungen! Wir werden jedoch im Verfolge dieses Werkes Gelegenheit erhalten, die Symbolik des trojanischen wie des thebanischen Krieges, die nicht vereinzelte Erscheinungen in der Mythologie sind, unsern Lesern zu verdeutlichen. Hier kann nur die eine Andeutung ihren Platz finden, daß wenn die Genealogie diesen oder jenen Heros bald von einem Gott, bald von einem Sterblichen herleitet, man gewiß sein darf, daß Letzterer aus dem Prädicat des Gottes hervorgegangen ist. So z. B. werden Troilus, dem Troja den Namen verdankt, und Hector bald als Söhne Apollo's, bald als Söhne des Priamus aufgeführt; aber aus keinem andern Grunde, als weil Priamus, dem man wie dem Apollo Wohlgestalt und liebliche Stimme nachrühmte (Dar. Phryg. c. 12.), gleichwie Priapus, der in Troas verehrte priapäische Apollo war; ebenso Hecabe, deren Grabmal ein Hund bezeichnete, weil sie in eine Hündin verwandelt worden. Hecabe also die hundsköpfige Hecate, des Apollo Hecatos d. h. des ferntreffenden Gottes Schwester, Hecator oder Hector also ihr Sohn. Darum erhielt er von Apollo die Sonnenrosse zum Geschenke. Und sein Kampf mit dem sich selbst (Iliad. 21, 186—191) einem Strome vergleichenden Sohn der Meergöttin, dessen Rosse Xanthus und Balius ein Geschenk Neptuns waren, wieder der Streit Vulcans mit dem Xanthus. Die

Einigung beider Elemente ist zur Zeugung unerläßlich, darum heißt es: Apoll und Neptun hätten gemeinschaftlich im Dienste des Königs Laomedon — der aber kein Sterblicher gewesen sein mochte, weil (zufolge Iliad. 21, 453 ff.) er die beiden ihren Lohn fordernden Götter bedrohte, sie nicht nur zu fesseln, sondern auch ihre Ohren mit Erz zu verstopfen — Troja erbaut. Es kann also diese Stadt, deren Erhaltung oder Untergang von der Tapferkeit nicht bloß sterblicher Heroen, sondern auch der Olympischen und von dem — Knochen des Pelops abhängt, nur eine cosmische Stadt gewesen sein; und die Ursache des trojanischen Krieges: der Raub der Helena, eine Kalenderfabel; gleichwie die Entführung der Europa oder Proserpine; denn Helena, die eigeborne Tochter der Leda, die andere Mythographen auch von der Venus geboren sein lassen, hatte sich schon in ihrem siebenten Jahre von Theseus dem Sohne des Aegeus (d. i. des „Wellenmanns") oder des Neptuns, entführen lassen! Nur weil Ilium eine cosmische Stadt, darum nehmen die entgegengesetzten Naturkräfte Parthei für oder gegen sie, Apollo gegen Neptun, Mars gegen Minerva, Venus gegen Juno. Vulcan oder sein Priester Dares nimmt in seinen Söhnen Antheil an dem Kriege. Nur Jupiter, der als Schöpfer aller Dinge über den Parteien steht, verhält sich neutral, wie sein Bote Mercur. Es ist also eine Erneuerung des Titanenkrieges gegen die Götter, darum sind hier wie dort auch weibliche Gottheiten betheiligt. Gleich lange, nämlich zehn Jahre, dauert dieser Krieg wie jener. Sind, wie vorhin angedeutet, Heroen und Heroinen nur Prädicate der Götter, so ist hier nicht von einem weltlichen Eroberungskriege, sondern von streitenden Naturpotenzen beim Scheiden der freundlichen und stürmischen Jahrhälfte die Rede. Zeus ist dann der

Oberfeldherr Agamemnon, der in der Ilias und Odyssee mit einem Stier verglichen wird, und somit an den Entführer der Europa erinnert. Ulysses, der nicht bloß durch List und Beredsamkeit, sondern auch durch seine in der Ilias angedeutete Aehnlichkeit mit dem Widder an Hermes den Widderträger (χριοφορος) mahnt, wird also nicht absichtslos im vierten Gliede von Mercur abstammend von den Mythographen bezeichnet. Auch konnte darum der Gott Pan abwechselnd ein Sohn Mercurs und des Ulysses genannt werden. Apollo fand im griechischen Heer an Ajax seinen Repräsentanten, dessen Geliebte Cassandra auch die seinige war. Mars, der wie 10,000 brüllen konnte, wird durch Stentor vertreten, wie auch durch seinen Sohn Diomedes (Apollod. II, 4, 8.) der neben Pallas in Argos als Gott verehrt wurde (Pind. Nem. 10, 7. 12.); Neptun durch seinen Enkel Nestor, den Beherrscher der „sandigen" Pylos, dessen Doppelbecher die Urne des Wassermanns, und dessen hohes Alter an die Greisesgestalt des Oceans erinnert, weil — das Wasser der Urstoff (Proteus) aller Dinge ist. Der Creter König Idomeneus war Minos der König Creta's, nach der idäischen Höhle genannt, in welcher Zeus geboren worden, und in welche Minos alle neun Jahre hinabstieg, um von Zeus Gesetze zu empfangen, wovon Minos in der Odyssee: der neunjährige (ἐννεωρος) heißt, weil eine größere Zeitperiode in Creta aus acht gemeinen Jahren bestand, denen der Anfang des neunten (ἐννεαετηρις) hinzugezählt wurde. Die Jahre gehören dem Zeus (Iliad. 2, 134.). Dieser hatte die Europa als Stier nach Creta entführt, wo der Stiervater Minos — dessen Sohn der Minotaur — König war, nämlich Zeus selbst in seinem Sohne oder Enkel Minos. Anfänglich hieß es: Zeus als Stier habe die Europa entführt; später: er habe sie durch

nach seinem Cultus genannten Locrier verehrten ihn als ihren Landeskönig Ajax. Die Beiwörter, welche der Cultus einer Gottheit gab, wurden von dem Hymnensänger beibehalten. Aus dem Hymnus entwickelte sich das Epos. Folglich darf man es nicht auf Rechnung des poetischen Genius setzen, wenn Homer die Juno „kuhäugig" und „lilienarmig" nannte. Denn ursprünglich hatte die Göttin, wie Jo und Isis den Kuhkopf, und die der Isis als Symbol der matrix geheiligte Lilienzwiebel gehörte auch ihr, wie die Eule der Athene, die darum Homer auch die „eulenäugige" nennt. *

Die Streitfrage, ob dem Homer oder den Homeriden, bloß weil sie von der innern, theologischen Seite der Mythen so selten etwas blicken lassen, und auch dieses wenige nur undeutlich, deßhalb die Kenntniß der Theologumena überhaupt abzusprechen sei? kann bei dem Vermissen einer vorhomerischen priesterlichen Literatur, nicht mehr mit Sicherheit entschieden werden. Soviel, versichert Creuzer (in s. Briefen an Herrmann), darf man aber mit Bestimmtheit annehmen, daß in Hellas, wie bei allen gebildeten Staaten des Alterthums der Nationalmythus eine doppelte Ansicht gehabt haben müsse: eine innere theologische und eine äußere volksmäßige. Von der Priesterherrschaft ward jene ergriffen, und in Hymnen, wie im ganzen Ritual ausgebildet, die andere ward Eigenthum des ganzen Volkes, durch Gebräuche und öffentliche Feste in immer lebendigem Andenken erhalten, und so allmählig mit den ältesten historischen Erinnerungen der Stämme selbst vererbt. Ja die großen Jahresfeste mit ihren bedeutsamen Ceremonien und priesterlichen Aufzügen wurden im Laufe der Zeit selbst wieder ein Gegenstand der Sage, sie wuchsen so sehr ins Mythische hinein, daß der Geschichtsforscher hinterher

* Voß übersetzte fälschlich: „blauäugige".

oft selbst nicht mehr weiß, was Götter oder was Menschen gethan. Creuzer citirt hier als Beispiel die berühmt gewordene Stelle der Odyssee (19, 178.), die vom cretischen Minos handelt:

„Der neunjährig mit Zeus dem gewaltigen trautes Gespräch pflog.“

Denkt man, sagt er, an den Namen von Minos Frau Pasiphae, an ihre Buhlerei mit dem Stier, an den Stiermenschen Minotaur, an die Bezauberung des Minos selber, endlich an das Labyrinth, so wird bald merkbar, daß in den homerischen Worten der Eintritt eines neuen Luni-Solarischen Cyclus angedeutet ist, den die alten Creter in ihren Grottentempeln zu feiern pflegten. Wenn nun z. B. bei dieser Feier jedesmal der König den Mond repräsentirte — und hierauf scheint auch der Name Minos anzuspielen — wie zu Eleusis der Epibomius es wirklich that, den Mond, der mit der Sonne im Stierzeichen (dem Zeichen des Jupiter) in Conjunction kam, so konnte man hinterher von diesem als Gesetzgeber berühmt gewordenen König auch sagen: „Alle 9 Jahre ist Minos des Zeus Gesellschafter.“ Diese Auslegung fand Creuzer, welchen der Respect gegen den Geschichtschreiber Thucydides (weil dieser an einen historischen Minos glaubte), an einer freiern Ansicht hinderte, als die einzig annehmbare, um weder an das eine noch an das andere Extrem anzustreifen. Es ist aber nicht einzusehen, warum nicht unsere obige Erklärung, welche den Zeus mit seinem Sohn identifizirt, der größern Wahrscheinlichkeit entbehren sollte? Zeus als Ordner des Naturgesetzes ist der erste Gesetzgeber, die Wage des Gerichtes gab ihm Homer öfter (Iliad. 7, 69. 22, 209.) in die Hand. Sein Prädicat ist davon Nemestor, seine Gemahlin vor Here schon die Themis, die nach Epirus auf einem Stiere reitet (Creuzer IV S. 154), wie die nach Creta vom

Zeusstier entführte Europa. Aus Indien stammt die Vorstellung vom „Stier der Gerechtigkeit“ (Dherma). Im Sternbild des Stiers eröffnete ehedem die Sonne den neuen Jahreslauf. Am Jahresende übten die Priester das Recht, dann ließen sie das Orakel Göttersprüche verkünden. Minos ist Vater des Stiers und Richter der Todten. Ueberblickt man alle diese Umstände, und erwägt, daß Minos abwechselnd Sohn des die Europa als Stier entführenden Zeus und des Asterius d. i. des Sterns genannt wird, so erhellt deutlich genug, daß Minos nur insofern der Creter König war, als auch Zeus es war, d. h. in demselben Sinne, wie die Hebräer den Jehovah König nennen, also nicht ein weltlicher König, sondern der König der ganzen Welt, welcher durch Orakel das Recht verkündet, ganz wie Jehovah, welchen Jeremias (23, 6.) „Unsere Gerechtigkeit“ nennt, und den der Psalmist (18, 11.) auf dem stierköpfigen Cherub reiten läßt.

Wie es gekommen, daß Homer und Hesiod so derbe Anthropomorphisten werden konnten, indem sie doch noch auf dem Scheidepunkt von einer großen Priesterzeit stehen, glaubte Creuzer auf folgende Weise zu erklären: „Griechenland mag wohl eine geraume Zeit auf dem Wege gewesen sein, ziemlich priesterlich zu werden. Aber in jenen durch Berge, Wälder und Flüsse gesonderten, von der See bespülten Ländern und Inseln konnte so etwas nicht zur Reife kommen. Was die Sagen von dem Austreiben der Pelasger melden (Herod. I, 60. VI, 137.), mag wohl auf dieses Auflehnen griechischer Volkskraft gegen fremdartige, wenn auch nicht immer von Fremden aufgedrungene Priesterformen seinen Bezug haben. Jedoch mochte immer noch Vieles davon übrig bleiben, so lange die erblichen Königthümer blieben. Als aber nach dem Erlöschen vieler alten Geschlechter durch ganz Griechenland

bis in den Peloponnes hinab sich nördliche, kräftigere Stämme festgesetzt hatten, da ward immer mehr der starke Sinn tüchtiger Volksmasse in allen Dingen Meister. Sitte und Verfassung, Denken und Dichten ward mehr und mehr abgewandt vom Tiefsinnig-Morgenländischen, ward verständlicher, heller, derber, aber natürlich auch inhaltsleerer. Das waren die Erschütterungen der Heracliden (d. h. der Völkerschaften, denen Hercules die vornehmste Gottheit war, wie etwa Mars den Römern). Bis zur Zeit Homers und Hesiods hatten in Folge dieser Revolutionen alle Dinge eine andere Gestalt gewonnen. Hatten sich vielleicht schon seit jenen ältern (pelasgischen) Unruhen die alten Priestergeschlechter, auch da, wo sie blieben, mehr kastenmäßig zusammengezogen, und den Königen und Helden weniger von ihren Kenntnissen mitgetheilt, so mußte dies seit der Heraclidenzeit noch mehr der Fall sein. Unter diesen Umständen konnte es nicht auffallen, wenn neben manchen Elementen älterer Cultur, bei der beweglichen Phantasie der Griechen, bei dem Wohlstand so mancher Städte, Sänger auftraten, die in der Weise der begüterten Laien und des Volkes sangen. Diese hatten wenig Anlaß, von dem geheimnißvollen priesterlichen Wissen Notiz zu nehmen. Und wirklich sollte man daran denken, wenn man erwägt, wie diese Aöden (Sänger) eine ganz neue Menschenclasse bilden, ganz und gar verschieden von jenen priesterlichen Sängern und in gar keiner Berührung stehend mit gottesdienstlichen Geschäften. Ja noch mehr, selbst von feindseliger Trennung, von gehässiger Spaltung zwischen diesen Sängern und den priesterlichen Personen zeigen sich Spuren im Homer. Man erinnere sich, wie einigemal Kalchas behandelt wird, wie schimpflich und feigherzig der Opferwahrsager Liodes fällt (Odyss. 22, 320 ff.), wie ehrenvoll hingegen ebendaselbst

der Sänger Phemius am Leben erhalten wird, wie geflissentlich Odyss. 3, 267. das ehrwürdige Amt der Sänger hervorhebt. Man kann allerdings zugeben, daß bei dieser Scheidung der Volkssänger von den priesterlichen Hymnendichtern Homer und Hesiod manche ältere Begriffe und Ueberlieferungen nicht ganz mehr verstanden haben. Aber so gar unwissend in Allem, was die Theologie der Nation lehrte, konnten sie doch auch nicht sein, dies verträgt sich nicht mit so vielen in ihren Werken ziemlich sichtbaren Andeutungen. War doch auch zur Zeit jener Trennung des Priesters vom Sänger der alte Glaube bedeutsamer Religion noch zu sehr in die Masse verwebt, als daß die Gebildeten davon hätten unberührt bleiben können. Mag man sich die Priesterfamilie nach den Verfolgungen, die sie erlitten, auch noch so zurückhaltend denken, so bestanden doch die Mysterien, deren Entstehung ins älteste Griechenland gehört, und in diesen Anstalten wurden ja die Hauptdogmen der alten Naturreligion vorgetragen. Homer soll ein Jonier gewesen sein, dieses Volk war mit Phönizien und Aegypten, diesen Wohnsitzen priesterlicher Gesellschaften, wohlbekannt. Also ist die Sage nicht ohne Hintergrund, die den Homer aus ägyptischen Quellen Weisheit schöpfen läßt. Und Ephesus mit seinem ganz asiatischen Gottesdienst war ja in den jonischen Grenzen gelegen."

So weit haben wir Creuzer's Andeutungen wiedergegeben, wollen aber diese nun durch einige aus unserm Vorrathe vermehren. Dahin gehören z. B. der trojanische Apoll, der nicht in der uns gewohnten von den Musen umtanzten freundlichen Jünglingsgestalt mit der Leier, sondern mit dem Köcher voll Pestpfeilen in dunkles Gewölk sich hüllend, nur durch zahllose Hecatomben von Mauleseln und Schafen sühnbar, gleich im Anfang der

Iliade auftritt. Dieser hat mit dem asiatischen Moloch, dem (wie Jehovah 2 M. 12, 5. 13, 13.) auch Esel und Schafe zur Sühne dargebracht werden mußten, weit mehr Familienähnlichkeit. Er ist ein lebenfeindlicher Gott, der Alles durch Feuer verzehrt, in diesem Sinne, wie Pluto, der Reiniger (καθαρσιος, ἁγνιστης), nämlich durch die von seinem Cultus vorgeschriebenen Sühngebräuche. Solche Sühnlieder (καθαρμοι, ἱλασμοι) bildeten auch einen wesentlichen Theil der heiligen Poesie. Wenn Leucothea dem Ulysses (Odyss. 5, 346.) die Binde reicht, um ihn aus den Wellen zu retten, so verräth sich des Sängers Bekanntschaft mit den Gebräuchen samothracischer Mysterien. (Schol. Apollon. Rh. Argon. I, 917.) Dionysus, den Hellas für den Begründer der nach ihm genannten Mysterien hielt, war ebenfalls dem Homer nicht fremd. Die Antisymboliker wenden zwar ein, nicht von der orgiastischen Feier des griechischen, sondern des thracischen Dionysus spreche der Dichter. Aber ebenderselbe wird ja ohne allen Unterschied den griechischen Olympiern zugesellt (Iliad. 6, 128 ff.). Auch von einem Dionysusdienst in Naxos weiß Homer (Od. 11, 324.). Daß aber dieser Gott, welchen die Griechen selbst einen Triumphzug nach Indien unternehmen ließen — umgekehrt ist es wahrer, denn er ist gräcisirte Schiba Devanishi — daß Dionysus, welcher vorzugsweise in Phrygien neben Cybele verehrt ward, in allen seinen Bestandtheilen die asiatische Abkunft nicht verläugne, wird jeder Unbefangene zugestehen.

Da die Aöden Menschen und Göttern sangen (Od. 22, 346.), so bildeten offenbar die Recitationen der sogenannten homerischen Gedichte einen integrirenden Theil der religiösen Festlichkeiten. Darum wurden sie auch an den Brauronien und an den Panathenäen, und zwar vollständig recitirt, deren

Beendigung, weil letzteres Fest drei Tage dauerte, wohl möglich war. Wäre die Ilias nur eine weltliche Belagerungsgeschichte, so würde sie nicht am Feste der Athene gesungen worden sein; anders aber verhält es sich, wenn darin der Göttin Lob verkündet wurde, deren Liebling Achilles, Troja's Schrecken, und deren anderer Günstling Ulysses, auf ihre Eingabe das hölzerne Roß in die Stadt brachte, deren Untergang er dadurch herbeiführte. So hatte Athene auch einst — durch ihre Aegis — dem Titanenkrieg gegen die Götter ein Ende gemacht. Wer wird also jetzt noch das hohe Ansehen, das die homerischen Gesänge genossen, aus dem durch sie verherrlichten Nationalruhm erklären wollen, und nicht aus Cultusrücksichten? Sie gehörten, mindestens in ihren ursprünglichen Bestandtheilen, der priesterlichen Poesie an; dieser ihnen beigelegte Heiligkeitscharacter macht es nun begreiflich, warum sie, wie unsere Bibel, auch zum Jugendunterricht diente; macht es ferner begreiflich, warum der Sänger bei Beginn seines Werkes den Beistand der Gottheit anruft, eben weil er an ein heiliges Geschäft geht; macht es endlich begreiflich, warum der Staat so große Kosten an die prachtvolle Ausführung dieser Rhapsodien durch die hochbezahlten Sänger verwandte, und warum diese nach einer in allen priesterlichen Instituten des Orients üblichen vorschriftmäßigen auf gewisse Regeln basirten dem Gesang sich annähernden Declamation die Verse betonen mußten; sowie warum der Hexameter — jenes Versmaaß, in welchem die begeisterte Phemonoe zuerst ihre Orakel vernehmen ließ,* oder vielmehr die delphische Weissagerin Themis ** also die Gottheit selber — das Gewand war, in das, wie früher die Hymnen, nun auch die aus

* Plin. VII, 57.
** Clem. Aelx. Strom. I.

jenen hervorgegangenen epischen Gesänge eingekleidet sein mußten. Auch Hesiods Theogonie, welche eine Fülle älterer Dichtungen vom Leben der Götter voraussetzt, trägt dieses Kleid. Menander nennt die meisten orphischen Hymnen physisch, * weil sie von der Natur der Götter handeln, denn der orientalische Naturdienst begann mit der Speculation über die Weltschöpfung. Erst als die hellenische Eigenthümlichkeit sich mehr entfaltete, wurde aus der Kosmogonie eine Theogonie, weil die Naturkräfte schon personifizirt worden waren. Der Kampf der entgegengesetzten Naturmächte ward nunmehr als ein Götterkrieg besungen; und bereits Musäus hat eine Titanomachie gedichtet. (Schol. Apollon. Rhod. 3, 1178.) Homer setzt die Gigantenschlacht als bekannt voraus (Iliad. 8, 478.), was beweist, daß in den letzten Zeiten jener ältesten heiligen Poesie dieser Streit der wohlthätigen und schädlichen Potenzen bereits als ein wirklicher menschlicher Krieg gefaßt worden.

Die Antisymboliker werden zwar jede Vergleichung der Titanomachie mit dem trojanischen Krieg von vorn herein abweisen; und die oben aufgestellte Behauptung, daß die in jenem Krieg betheiligten Könige und Heroen nicht so eigentlich Göttersöhne oder vielmehr personifizirte Eigenschaften der Götter waren, entschieden verwerfen, und sie immer noch für Sterbliche halten, welche daher mit Recht auf einen Ehrenplatz in den Blättern der Geschichte Anspruch machen dürften. Sie werden sich dabei auf die Heldenzeit des germanischen und scandinavischen Heidenthums berufen. Bevor wir aber auch diesen ihren frühern — d. h. vor der Verunstaltung der alten Heldensagen durch den Haß eben so unwissender als zelotischer christlicher Mönche — inne gehabten Gottheitscharakter wiederzugeben versuchen,

* De Encom. II, 30.

sei es uns vergönnt, auf Indiens epische Poesie einen vergleichenden Blick zu werfen.

Auch diese Gedichte, nämlich der Ramayana, welcher die Entführung von Rama's Gemahlin durch den Dämon Ravana und deren Wiedergewinnung durch Rama unter dem Beistand des Affenkönigs und Windgotts Hanuman besingt — und der Maha Bharatta — welcher von dem Krieg der Kuru's und Pandu's handelt — wurden von Rhapsoden an den Götterfesten im Wettgesang recitirt (Bohlen's alt. Ind. II. S. 339); auch sie enthalten Theogonien neben mythischer Geschichte. Aber hier erkennt man noch das ursprünglich Göttliche an den Helden. Das Gewand der Menschheit haben sie freiwillig angezogen, um als aufmunterndes Beispiel andern Menschen, welche tugendhaft leben wollen, voranzuwandeln. Aber nach indischer Ansicht sind es nur Scheinkörper, die hier handelnd auftreten, die göttlichen Urbilder wohnen doch im Himmel, denn sie können ja nach Wunsch sich umgestalten und Verkörperungen von sich aussenden. Dadurch, daß Wischnu im Leibe Rama's seinen Wohnsitz genommen, wird er einem Sterblichen gleich, steht wie dieser unter dem Verhängnisse, und wie groß auch seine Macht sein möge, so schwebt doch eine Wolke der Täuschung so lange vor seinen Augen, als er in irdische Thaten eingreift. Diese indischen Helden sind zum Theil noch Götter, welche sich untereinander berathen, in zweifelhaften Fällen sich an den Urvater selbst wenden und nach seinem Plane handeln; theils Abkömmlinge der Götter, aber durch frommen ascetischen Wandel und tiefe Meditation ihnen so nahe getreten, daß sie mit ihnen verschmelzen; dieselben sogar häufig an Tugenden übertreffen, und ihnen dadurch die Besorgniß einflößen, sie von ihrem Platz im Himmel zu verdrängen, daher Indra zuweilen eine reizende

Nymphe zu dem frommen Büßer sendet, damit sie durch Sinnenlust ihn von dem Gipfel der Vollkommenheit wieder zurücktaumeln mache, so daß er die Summe seiner Büßungen wieder von vorn beginnen muß.

Gleichwie aber die Bewohner des Olymps durch ihre sinnlichere Natur den Erdenkindern näher kommen als die indischen Götter, welche meist als Muster der Contemplation und Ascese den irdischen Frommen voranleuchten, so steigert sich das grobsinnliche Leben noch mehr bei einer Vergleichung der hellenischen und scandinavischen Gottheiten. Das priesterliche Element tritt immer mehr zurück, und die rohe Muskelkraft macht sich bei den Letztern allein geltend. Die indischen Büßer — in Hellas Könige, welche die Götter ehren, aber auch Schwert und Keule zu handhaben wissen — sind im europäischen Norden gewaltige Heldengestalten, die, wenn des Krieges Stürme schweigen, in weiten Sälen die Becher kreisen lassen; und der Sang der Barden enthält nicht das Lob der Himmlischen, sondern der Irdischen; die indischen Nachtgeister, die unsichtbar den Menschen durch Anreizung zur Sinnlichkeit ins Verderben führen, sind hier plumpe Riesengestalten oder neckische Kobolde der Tiefe, die sehr materiell ihre Gegenwart ankündigen. Die nordischen Götter erinnern lebhaft an den Gott Israels, welcher an einem bestimmten Orte, bald in Silo, bald in Bethel, bald in Jerusalem Residenz hält, zu gewissen Zeiten ausruht, sich am lieblichen Geruch der Opfer labt, dem Heere voranzieht oder zurück bleibt, und an seiner Statt einen Engel mitschickt u. s. w. kurz die scandinavischen Götter wohnen, essen, trinken und schlafen wie die Menschen. Um an einem Orte zu wirken, müssen sie sich dahin bewegen, gehend, reitend oder fahrend. Sie unterliegen auch menschlichen Leiden, werden gefangen

Skandinaviens und Germaniens Helden entbehren ganz der priesterlichen Folie; nur darin offenbart sich auch hier der mythenschaffende Geist der alten Welt, daß auch sie eigentlich Götter sind.

Schon Stuhr rügte in seinen „Abhandlungen über nordische Alterthümer" (S. 40), daß „nur aus einer durchaus falschen Auffassung der alten Dichtungen die wunderliche Ansicht entstehen konnte von einem ursprünglichen Zustande, wo Riesen und Zwerge, Alfen, Asen und Menschen bei und miteinander gelebt haben sollen." Von eigentlicher Historie wußten die alten Germanen nichts. (Tacit. Germ. c. 2). Müller (a. a. O. S. 289) ermahnt: „Die wissenschaftliche Forschung muß darauf ausgehen, durch die Tradition hindurch die höhere Natur der Helden zu erkennen; denn jede echte Heroensage, falls sie anders mythologische Anknüpfungen gewährt, enthält den Mythus eines durch die Zeit verdunkelten göttlichen Wesens, den die Wissenschaft von der Sage, in welcher er enthalten ist, abzuscheiden hat. Diesen Grundsatz haben wir bei der deutschen Heroensage ebensowohl zu beachten, als er für die griechische Mythologie schon lange fest steht.

Aber die Erforschung der deutschen Heldensage — fährt unser Gewährsmann fort — wird niemals zu solchen Resultaten führen, wie sie die Behandlung der griechischen gewährt, weil unsere Kenntniß der deutschen Götter, auch wenn wir die nordische Mythologie zu Hülfe nehmen, zu mangelhaft ist, und weil wir von Heroenculten so gut wie gar keine Nachrichten haben."

Wie Menu der erste Mensch, der Erstgeborne Brahma's, aus dessen Haupte hervorkam, wie Menes der erste König der Aegypter, Minos der Stiervater und Sohn des Zeus, erster König in Creta, so mochte auch der Sohn des Tuisco, des

vornehmsten Gottes der Germanen — den die Gelehrten mit Tiu oder Zio d. i. mit Zeus für Ein Wesen halten — Mannus, dessen drei Söhne die Stammväter der Ingävonen, Herminonen und Istävonen sein sollen, * nur ein mythisches Wesen sein, eine Personification des Menschengeschlechts überhaupt. ** Der mittlere Sohn des Mannus mochte der vielgefeierte Befreier seines Volkes vom Römerjoche Arminius oder Hermann sein, welcher als Kriegsgott den Sieg verleiht. Die Säule des Mars war jene Irminsul, deren Spitze das Bildniß des Hermann zierte, das die Germanen vor sich her in die Schlacht trugen, weil sie, angeführt von ihrem Gotte, den Feind sicherer zu überwinden hofften.

Der erste Gott ist zugleich erster Mensch und erster König seines Volkes, wie Minos in Creta, so Askanes der Sachsen Fürst, den die Sage mit sammt seinen Unterthanen aus Harzfelsen mitten im Walde bei einem Springbrunnen hervorkommen läßt, und dadurch an die beiden Stammeltern des Menschengeschlechts bei den Scandinaviern, an Ask und Embla (Esche und Erle) erinnert. Zwei Namen, die zwar keine Anknüpfung an einen bestimmten Gott gewähren, sind es doch vorzugsweise, denen das mythische Gepräge aufgedrückt ist; nämlich Sceaf oder Sceafa der Longobardenkönig, wie ihn ein angelsächsisches Lied nennt — sein Name bedeutet nach Grimms Uebersetzung: Getreidebündel — von dem erzählt wird, daß er als kleiner Knabe in einem Schiffe ohne Ruder, das Haupt auf ein Büschel Getreide gestreckt, schlafend an die Insel Skandza getrieben sei, und nachher in Schleswig geherrscht habe (Müller a. a. O. S. 300). Das mochte ursprünglich ein Mythus von der Geburt eines agra-

* Tacit. Germ. c. 3. cf. Plin. H. N. IV, 14.

** Im Sanskrit heißt manusha der Mensch, das Etw. ist man = denken, meinen.

rischen Gottes sein. Das erwähnte angelsächsische Lied gedenkt auch eines Helden Beowulf, welcher das teuflische, Menschenfressende Ungeheuer Grandel erschlägt, und auf dem Wassergrunde die Mutter desselben mit einem Schwerte bekämpft, welches von den Riesen zur Zeit ihres Untergangs in der Sündflut geschmiedet war. Später kämpft er mit einem Drachen, und obwohl er ihn erlegt, stirbt er selbst bald darauf durch die Wirkungen des Gifthauches, der von seinem Feinde ausgegangen war. Dieser Sage liegt, nach Müllers Dafürhalten, wie der Erzählung vom Drachentödter Siegfried, ein Naturmythus zu Grunde; aber in der nordischen Mythologie bieten sich so wenig Anknüpfungen dar, daß jede Identification Beowulfs mit einem Gotte unsicher bleibt. Kemble erinnert hier an Thor, welcher mit der Migardschlange kämpft und sie besiegt, aber nach Erlegung des Ungeheuers durch das Gift, welches sie auf ihn geworfen hat, stirbt. Grimm erklärt den Namen Beowulf (althochd. Peawolf?) durch Bienenwolf, einen Namen des Spechts, eines buntgefiederten Vogels, welcher den Bienen nachstellt, und vergleicht ihn mit dem italischen Jupiter Picus. An den Mythus von Beowulf schließen sich diejenigen Heroensagen, welche in deutschen Gedichten vom achten Jahrhundert an erhalten wurden. Ungeachtet der christlichen Färbung, die sie in der letzten Zeit erhielten, erkennt man doch ihre heidnische Abstammung; heidnische Ideen und Mythen hatten sich in ihnen, wenn auch verdunkelt, fort erhalten. Das geht schon daraus hervor, daß Zwerge, Riesen und Wassergeister in denselben auftreten.

Vor allen andern deutschen Heldensagen hat die Erzählung von Siegfried und den Nibelungen sich in einer solchen Gestalt erhalten, daß sie ihren Hauptthellen nach einen Mythus von tie-

ser Bedeutung erkennen läßt. Denn mag auch die zweite Hälfte der deutschen Lieder von den Nibelungen eher der Geschichte als der Mythologie anheimfallen, da wenigstens der Untergang des burgundischen Königs Gundahar durch Attila i. J. 435 historisch begründet ist, so bieten doch Siegfrieds wechselvolle Schicksale, welche den ersten Theil der Sage bilden, keine geschichtlichen Anknüpfungen dar. In dem deutschen Gedichte steht Siegfried allerdings mehr als das Ideal eines Helden da, der zu sehr auf seine eigene Kraft sich verläßt und durch den Neid in der Blüte des Lebens untergeht. Aber wie die Erlegung des Drachen und die Erwerbung des Hortes schon hier einen mythischen Schein auf ihn wirft, so ist das noch mehr in der nordischen Fassung der Sage der Fall. Von dem kunstreichen Zwerg Regin erzogen, tödtet der Held dessen Bruder, den Riesen Fafnir, der in Drachengestalt auf dem Golde lag, welches die Götter zur Mordsühne seinem Vater Greidmarr gegeben, und raubt seinen Schatz. Er erweckt darauf die von Odin in einen Zauberschlaf versenkte Walkyre Brunhilde, verlobt sich mit ihr, vergißt sie aber durch einen Zaubertrank, den ihm Chrimhilde, die Mutter der Gudrun, gegeben, um ihn an ihre Tochter zu fesseln. Für ihren Bruder Gunare und in dessen Gestalt durchreitet er darauf die Weberlohe (die hin und her sich bewegende Flamme), die um den Saal der Brunhilde brennt, und erwirbt sie dadurch für ihn. Als später der Betrug entdeckt wird, fällt er durch die Eifersucht der Brunhilde, welche der Gudrun den schönen Gemahl neidet.

Müller hat in seiner Schrift über die Nibelungensage durch Vereinigung der verschieden lautenden Quellen die Sage auf die ursprüngliche Gestalt zurückgeführt, nach welcher die Hauptpunkte derselben, der Drachenkampf, die Erwerbung de-

Hortes, die Befreiung einer schlafenden Jungfrau aus dem mit Flammen umgebenen Saale, die Vermählung des Helden und sein Tod in einem innern Zusammenhange standen. Dadurch, daß sich in dieser mit der Weberlohe umgebenen Burg, zu welcher man nur durch die Erlegung eines hütenden Drachen kommen kann, die Unterwelt erkennen läßt, begründet sich die Erklärung, daß die Siegfriedssage, nach welcher der Held eine Jungfrau, die nachher seine Gemahlin wird, wie Bacchus die Proserpine aus der Unterwelt heraufholt, der Mythus eines Naturgottes sei. Denn die Vorzeit dachte sich den Sieg des Frühlings über die Winterstürme als den Sieg eines milden Gottes über wilde dämonische Wesen; das Hervorsprossen der Gewächse erschien als die Folge der Verbindung, welche derselbe Gott mit einer Erdgöttin eingeht, die in der rauhen Jahrszeit in der Macht jener Dämonen in der Unterwelt befindlich ist, und durch ihn im wiederkehrenden Lenz ihre Befreiung erlangt. Das Absterben der Natur im Herbste stellte man sich als den Untergang des milden Gottes selbst vor. Flößen unsere Quellen reichlicher, schließt Müller, so würde sich diese Deutung nicht bloß auf den Zusammenhang des Mythus und auf analoge Ideen in der nordischen Religion stützen; Cultusgebräuche würden dann ihre Richtigkeit bestätigen. Jetzt kann man nur an den Streit des Sommers und Winters * und an die dramatische Darstellung des Drachenkampfs ** erinnern. Unter den nor-

* Am Mittelrhein herrscht folgende Sitte: Zwei Männer, Sommer und Winter genannt, der Eine in grünes Laub gehüllt, der Andere in Stroh gekleidet, treten mit einem Gefolge, das sich mit Stäben bewaffnet hat, auf, und kämpfen mit einander, bis der Winter unterliegt.

** Zu Mons wurde früher am Dreieinigkeitsfeste zum Danke für den Sieg, welchen Gilles de Chin über einen Drachen davon getragen, von mehreren Männern ein papierner Drache auf den

dischen Göttern entspricht, wie Müller passend bemerkt, der holde milde Jahresgott Freyr, der nach einem Mythus von ähnlicher Bedeutung den Riesen Beli * erlegt, durch die erwärmenden Sonnenstrahlen, die mit der Weberlohe umgebene Gerdhr befreit und sich mit ihr vermählt, dem Siegfried der Nibelungensage. Zur Bestätigung dieser Identification dient noch, daß jener mit Freyr wahrscheinlich identische Frotho und Fridlev, der im Namen an Siegfried und Freyr, den friedlichen Gott, erinnert, Beide, nach der Sage bei Saro, Drachentödter sind.**

Auch sonst noch begegnen wir Königen und Helden der deutschen verwandten Stämme unter den — Sternbildern. Ohne hier entscheiden zu wollen, ob die angelsächsischen Könige Hengist und Horsa (engl. horse: Roß) unter der Gestalt von Hengsten angebetete Sonnengötter waren — denen bekanntlich aus diesem Grunde Pferde geopfert wurden, aus ihrem Wiehern Weissagungen erzielt, eben weil sie die Gottheit selbst repräsentirten, wie in Rom die heiligen Hühner den Mars — oder leibhafte Regenten des Volkes? soll hier nur an den britischen König Arthur, in welchem man den niemals untergehenden Polarbären (Arcturus) erkannte, so wie die Tafelrunde der Kreis, den er

Markte nach einem Scheinkampf erlegt. (Wolf Niederl. Sagen Nr. 81.)

* Dieser ist wohl eine Personification der Frühlingsstürme, die der Lenzgott Freyr beschwichtigt, der darauf in der mildern Jahreszeit, wenn die sonnenhellen Tage wiederkommen, seine Braut, die ein tellurisches Wesen zu sein scheint, aus der Unterwelt befreien läßt, um mit ihr seine Vermählung zu feiern. Durch diese wird die Erde fruchtbar, und läßt aus ihrem Schooße Pflanzen und Kräuter hervorsprießen.

** Parallelen dieser Art sind wohl zu gestatten, da sonst noch die dänischen Erzählungen manche auffallende Aehnlichkeit mit der Nibelungensage haben.

durchläuft,* erinnert werden, so wie an den dänischen König Erich, nach welchem der dritte Wochentag benannt, weil er der nordische Mars und identisch mit dem germanischen Kriegsgott Ermin oder Hermann,** und unter Erichsstraße verstand man die Milchstraße.***

Wenn also auch der europäische Norden dieselben Erscheinungen darbietet, daß man Gestirne in Menschen verwandelte, so konnte im Orient, wo die Bildersprache erst nach dem Untergang des Heidenthums ganz verdrängt wurde, noch weniger das Bedürfniß nach Aufzeichnung von Begebenheiten, die nach unsern Begriffen eine Reichsgeschichte geben würden, gefühlt werden. Demungeachtet sprach man von Dschemschid „dem vierten Regenten der Pischdadier-Dynastie“ bis jetzt wie von einem historischen Regenten, den der Usurpator Zohak von dem Throne stürzte; obgleich jeder dieser Fürsten ein Jahrtausend regiert haben soll; Dschemschid als Erfinder des Feuers, des Städtebaues, des Kalenders rc. gepriesen wird, eine Dämonin zur andern Frau nahm, einen Becher besaß, in welchem er alle künftigen Generationen erblicken konnte, und zu seiner Zeit noch nicht Winter, Alter und Tod gekannt waren, die Menschen in ewiger Jugend lebten (Zend-Avesta I, S. 114); endlich den dreimündigen, sechsäugigen Zohak mit dem aus seinen Schultern hervorwachsenden Schlangenpaar, welchen Tyrannen der Prinz Pharidun nach einer tausendjährigen Herrschaft zwar derselben beraubte, ihn aber nicht tödten konnte, sondern an das Gebirg Damavend fesselte, wo er bis ans Ende der Welt

* Owen Cambr. biogr. s. v. Arthur. Auch Davies (Myth.) gesteht, Arthur sei a traditional character, totally distinct from the prince who assumed that name in the beginning of the sexte century.

** Eckhart, de usu et praest. Stud. etym. c. 4.

*** Hagens „Irmin“ S. 41.

lebendig bleibt (Zend-Avesta I, S. 115. 147. 178). Selbst der sonst so scharfsichtige Joh. v. Müller glaubte an die geschichtliche Bedeutung dieser Regenten, weil auch das Schah Nameh des Ferdusi, das für ein historisches Epos gilt, ihrer erwähnt; obgleich nicht bloß Kenneir (Geogr. Memoirs hist. of the Persian empire p. 49), sondern schon Malcolm, der durch einen zwanzigjährigen Aufenthalt in Persien vor andern Reisenden eine genauere Kenntniß dieses Landes und Volkes sich verschaffen konnte, gegen die moslemitischen Geschichtschreiber warnen zu müssen meinte, weil gar keine Spur sich auffinden lasse, daß Persien vor der Einführung des Islams Geschichtsbücher besessen.* In neuester Zeit wurde seine Behauptung durch einen jüngern Orientalisten glänzend gerechtfertigt, dessen Worte die Zeitschrift „Ausland" (1845 Nr. 11.) wie folgt wiedergibt: „Sind erst die weitern Arbeiten über den Zend-Avesta** ganz oder theilweise geendigt, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß noch viele andere Fragen in mythologischer Beziehung gelöst werden, und dann erst kann eine richtige Würdigung des Schah-Nameh entstehen. Während die Gelehrten mehrmals und auf verschiedene Weise, aber nie mit Glück versucht haben, die persische Sage mit der persischen Geschichte der Griechen in Einklang zu bringen, löst der Zend-Avesta alle Schwierigkeit, indem er die Keime der spätern Sage in sich trägt, und zeigt, daß die Helden des Schah Nameh mythologische Personen sind, welche mit den historischen Herrschern Persiens nichts zu thun haben."

Ueber die Urgeschichte der Araber läßt sich kein günstigeres Urtheil fällen, „geschichtliche Erinnerung

* Malcolm Gesch. Pers. I, S. 273.

** Die heilige Schrift der Ghebern, die Zoroasters Lehre bekennen.

kam ihnen erst seit dem Auftreten Mahomeds zum Bewußtsein" (Bohlen Comm. z. Genes. Einleit. S. XVIII); im heidnischen Zeitalter dieses Volkes begegnet man nur Namen biblischer Patriarchen und andern aus dem Pentateuch uns bekannten mythischen Persönlichkeiten, wie der babylonische Nimrod, den noch die Rabbinen für den Mars und das Sternbild Orion abwechselnd erkannten.

Die Phönizier waren bekanntlich Nachbarn und Sprachverwandte der Araber, aber weil sie mit Aegypten und Griechenland durch Handelsverkehr in Berührung kamen, was bei einem Nomadenvolk, wie die Araber und Hebräer, nicht möglich war, so erklärt sich hieraus die Mischung mosaischer und hesiodischer Elemente in der als Regentengeschichte aufgefaßten Schöpfungsgeschichte der Phönizier, wie sie in einem von Eusebius uns aufbehaltenen Fragment des durch Philo von Byblus ins Griechische übersetzten Sanchuniathon sich unsern Blicken darstellt. Wir fügen sie in der Absicht, zu zeigen, wie die Alten Geschichte schrieben, hier wörtlich bei:

„Um eben diese Zeit lebte Elion, genannt: der Allerhöchste, seine Gemahlin hieß Beruth (die Tanne*). Von ihnen wurde Autochthon (d. i. Erdmann, begreiflich, weil die Bäume aus der Erde kommen) erzeugt. Nach ihm wurde seiner Schönheit wegen das erhabene Element über uns Uranus (Himmel) genannt. Seine Schwester war Ge (Erde) und wegen ihrer schönen Gestalt belegte man die Erde mit ihrem Namen. Elion wurde in einem Kampfe mit wilden Thieren getödtet.** Uranus folgte seinem

* Man darf hier nicht übersehen, daß Elsim auch Elon d. i. Eichbaum heiße, also Eiche und Tanne die Ureltern des Menschengeschlechts, wie im nordischen und sächsischen Schöpfungsmythus Esche und Erle.

** Die Thiere im Thierkreis sind gemeint, diese zerstückeln den

Vater in der Regierung, vermählte sich mit seiner Schwester, und zeugte mit ihr vier Söhne, den Ilus, von den Griechen Kronus genannt,[1] den Betylus,[2] den Dagon, oder wie die Griechen ihn heißen: Siton, d. i. den Nahrungsspender und den Atlas.[3] Auch von andern Frauen hatte Uranus eine zahlreiche Nachkommenschaft. Darüber ward Ge so unwillig, daß sie in ihrer Eifersucht den Uranus beschimpfte, worauf sie sich von einander zu trennen beschlossen. Sobald Kronus sein Mannesalter erreicht hatte, nahm er sich seiner Mutter an; und durch Beistand seines Raths, des Hermes, beschützte er seine Mutter gegen seinen Vater Uranus. Kronus zeugte die Persephone[4] und Athene. Als nun Hermes die Gefährten des Kronus mit zauberischen Worten anredete, flößte er ihnen dadurch das Verlangen ein, zum Besten der Ge den Uranus zu bekriegen. Dadurch entriß Kronus seinem Vater die Regierung und herrschte statt seiner. Dann ließ Kronus seine Wohnung mit einer Mauer umgeben,[5] und erbaute die erste phönizische Stadt Namens Byblus. Bald darauf faßte er gegen seinen

Esjon als Gott der Zeit oder des Jahrs, wie die Titanen den Dionysus und Osiris.

[1] Er ist sein eigener Vater Esjun, als wiedergebornes Jahr.

[2] So hießen die göttlich verehrten Hermen oder viereckigen Steine, denen ein Kopf aufgesetzt war.

[3] Hier ist zu beachten, daß in der griechischen Mythe Atlas ein Astrolog und Vater der Plejadensterne ist, deren Aufgang am Horizont den Frühling verkündet; also ist auch er ein Zeitsymbol.

[4] Die Todtengöttin, Pluto's Gemahlin; sie ist darum des Kronus Tochter, weil Alles Zeitliche dem Tode unterliegt.

[5] Nach der Meinung der Araber wohnt Saturn im siebenten Himmel in einem wohlverwahrten Schlosse, und ein Sprichwort (in der Fabel des Bidpai) lautet: Er war so schlau, daß er Saturns feste Burg untergraben hätte (Hammers Fundgr. d. Or. I, S. 9). Die Babylonier machten ihn zum Erbauer der Burg in Babel (Ammian Marzellin 23, 8). Das Urbild dieser Burg befindet sich aber im siebenten Himmel in der Sphäre Saturns, der deßhalb bei den Phöniziern und Chaldäern als Jao: „der über den sieben Bergen" genannt wurde (Lyd. de mens. IV, 38).

eigenen Bruder einen Argwohn, warf ihn auf Anrathen des Hermes in eine Höhle und begrub ihn.[1] Die Verbündeten des Ilus oder Kronus hießen Elohim,[2] und könnten auch Kronier (oder Saturnier) heißen. Kronus erstach seinen Sohn Sadid, welchen er im Verdacht hatte, mit seinem eigenen Schwerte, und dadurch, daß er ihm so das Leben raubte, wurde er der Mörder seines eigenen Blutes.[3] Bald darauf schnitt er auch der eigenen Tochter den Kopf ab, eine Handlung, worüber alle Götter erstaunten. Unterdeß schickte der noch immer flüchtige Uranus seine Tochter Astarte mit ihren zwei andern Schwestern Rhea und Dione ab, damit sie den Kronus durch List zu Grunde richten möchten, allein dieser nahm sie gefangen und vermählte sich mit ihnen.[4] Auf diese Nachricht schickte Uranus gegen den Kronus die Eimarmene (das Schicksal) und die Hora (Zeit) mit einem Kriegsheer, allein Kronus (als die männliche Personification der Zeit) erwarb sich ihre Liebe und behielt sie bei sich. Ferner sagt man, erfand der Gott Uranus die Bätylien, indem er beseelte Steine verfertigte. (Es ist hier an Luftsteine zu denken, die der Himmel, also Uranus, auf die Erde schickt. Für beseelt hielt man sie, weil

[1] Dies muß von dem heliakischen Untergang des Gestirns verstanden werden.

[2] Ilus ist der biblische Gottesname El (Gott), eigentlich Saturn als höchster (Elion) der Planeten, die andern sechs Planetengeister sind seine Verbündeten, die bei dem Schöpfungswerke participiren, 1 Mos. 1, 1. vgl. V. 26. und mit denen er sich bei andern Unternehmungen berathet, vgl. 11, 7.

[3] Sadid heißt Zerstörer, hier ist also der Sohn ein personifizirtes Prädicat des Vaters, nämlich der sich selbst auflösenden Zeit. Daher tödtet Kronus auch seine Tochter, d. h. sein weibliches Ich.

[4] Sonne und Mond dachten sich die Alten als ein Ehepaar, darum vermählt sich der Jahrgott Kronus mit der „Sternkönigin" Astarte oder Astroarche — denn Luna führt die Sterne an — aber auch mit ihren Schwestern Rhea und Dione, denn alle drei Schwestern sind die eine Luna: im zunehmenden, vollen und abnehmenden Monde.

man sich dachte, daß die Gottheit in ihnen ihre Wohnung aufgeschlagen, weshalb sie auch in den Tempeln zur Anbetung ausgesetzt waren). Kronus hatte von der Astarte sieben Töchter, Artemiden [1] genannt, von der Rhea bekam er auch sieben Söhne, [2] wovon der jüngste (der Sabbat) gleich nach seiner Geburt geheiligt wurde. Von der Dione (d. i. Venus; Hesiod. Th. 17), hatte er auch noch Töchter, und von der Astarte noch zwei andere Söhne, den Pothos (das Verlangen) und Eros (die Liebe). Dagon erfand den Ackerbau, davon erhielt er den Namen Arotrius. [3] Dem Sydyk, d. i. dem Gerechten (eigentlich Kronus als Todtenrichter im Tartarus, der unterirdische Osiris, Serapis) gebar eine der Artemiden, den Aesculap (weil aus dem Tode neues Leben sich erzeugt). Dem Kronus wurden noch drei Söhne geboren, einer hieß wie der Vater Kronus (das wiedergeborne Jahr), die andern zwei: Belus (die Sonne) und Apollo (der Lenz). Ilus, d. h. Kronus, legte sich im 32sten Jahre seiner Regierung in einer bergigen Gegend in einen Hinterhalt gegen seinen Vater Uranus; und als er sich seiner bemächtigt hatte, schnitt er ihm das Zeugungsorgan ab. [4] *Als Uranus seinen Geist aufgegeben hatte,* [5] *wurde er vergöttert* (!); sein Blut vermischte sich mit dem Wasser der nahen Quellen und Flüsse. Noch jetzt wird der Ort gezeigt. [6] Das sind die

1 Die sieben Nächte einer Mondphase, denn Artemis ist Diana.

2 Die sieben Wochentage.

3 Also Dagon ist der alles zur Reife bringende Saturn, der als Urheber des Feldbau's in Sicilien und Latium verehrt wurde, daher die Fruchtgöttin Ops dort seine Gemahlin.

4 D. h. er machte seiner Wirksamkeit ein Ende. Dieselbe Idee drückt die in Koptus stehende Bildsäule des Horus aus, der als Ueberwinder Typhons dessen Schamtheile in der Hand hat.

5 ἀπηρτισθη αὐτοῦ το πνεῦμα.

6 Folglich sollte man schließen, liegt hier ein historisches Factum

Thaten des Kronus, seine Regierungsperiode war das goldene Zeitalter. [1] Damals beherrschten Astarte die Große, Zeus Demaroon und Adod, [2] der König der Götter, das Land mit Einwilligung des Kronus. [3] Astarte setzte zum Zeichen der königlichen Würde einen Stierkopf auf ihr Haupt. [4] Auf ihrem Umkreis um die Welt fand sie einen von dem Himmel herabgestürzten Stern. Sie hob ihn auf (!) und widmete ihn in der heiligen Insel Tyrus den Göttern. Nach den Phöniziern soll Astarte einerlei mit Aphrodite sein. (Muthmaßliche Anmerkung Philo's). Kronus schenkte bei seinem Weltumlaufe seiner Tochter Athene das Königreich Attika. (Eigentlich wurde dieses Land nach der Verehrung der mit Athene identischen Nymphe Atthys benannt. Die Zusammenstellung des Hermes mit der Athene erklärt sich aus der Identität beider Gottheiten, was auch die Bildsäulen, Herm-Athenen, beweisen). Bei einer großen Hungersnoth und Pest opferte Kronus seinem Vater Uranus (den er doch selbst entmannt und später auch getödtet hatte!) seinen einzigen Sohn; er beschnitt sich und befahl seinem ganzen Heere das Gleiche zu thun. [5] Bald darauf

zum Grunde. Zeigt man doch auch jetzt noch in Syrien die Stelle, wo Lot's Frau in eine Salzsäule verwandelt worden!

[1] Diese Worte gehören wohl nicht dem Sanchuniathon, sondern dem griechischen Uebersetzer.

[2] Der biblische Hadar. Der Name bedeutet: Einziger.

[3] Weil die Götter nur die einzelnen Theile des Zeitgottes sind.

[4] Diese wunderliche Beweisführung ihrer Regentenwürde erklärt sich aus dem semitischen Wortspiel zwischen Sor (Ochse) und Sar (Fürst). Die Hörner sind hier weniger Symbole der Macht als der Lichtstrahlen. Diese Göttin hieß bei den abgöttischen Hebräern, wie die Stadt ihres Cultus (1 Mos. 14, 5): Astaroth Karnaim, d. i. die gehörnte Astarte.

[5] Dies erinnert an die Beschneidung Abrahams und aller seiner Hausgenossen, gleichwie an die, wenn auch nur beabsichtigte Opferung Isaaks, welcher — obschon er der jüngere Sohn — im Opferkapitel (22, 2.) als der Einzige bezeichnet wird. Dazu kommt noch, daß Eusebius den Opferer Israel und seinen Sohn Jeud (d. i. der Einzige) nennt, zugleich bemerkt, daß Israel der Kronus der Phö-

vergötterte er (warum?) seinen andern eben gestorbenen Sohn, Namens Muth,[1] den ihm Rhea geboren hatte. Kronus schenkte dann die Stadt Byblus der Göttin Dione,[2] Berytus aber (weil es am Meere liegt) dem Poseidon und den (der Schiffahrt vorstehenden) Cabiren, und den Fischern, welche zu Berytus die Ueberbleibsel (?) des Meergotts Pontus verehren.... Aller dieser Dinge wegen verfertigte der Gott Thaut, indem er dem Uranus nachahmte, die Gesichter (ὄψεις) der Götter, des Kronus und Dagon und der übrigen, um daraus die heiligen Charaktere der Buchstaben zu machen. Er gab dem Kronus zum Zeichen der königlichen (!) Würde vier Augen, zwei vorn und zwei hinten, zwei davon schienen zu schlafen, die andern standen offen. An die Schultern setzte er vier Flügel, wovon zwei ausgebreitet, zwei aber zusammengeschlagen waren und herabhingen. Dieses Sinnbild sollte anzeigen, daß Kronus im Schlafe wache, und wachend schlafe. Den übrigen Göttern gab er nur zwei Flügel auf den Schultern, um dadurch ihre Abhängigkeit von dem Kronus anzudeuten. Dem Kronus heftete er noch an den Kopf zwei Flügel,[3] wovon der eine seine Einsicht in die Regierungskunst (?), und der andere seine Empfindungskraft (?) bezeichnete. Als Kronus in das mittägliche Land kam (d. h. als der Sonnen-

nizier sei; die Beschneidung aber gehörte — als stellvertretende Opferung eines Körpertheils anstatt des ganzen Menschen — zu dem Cultus des Kronus oder Saturn. Israel heißt: Oberster der Götter (nach biblischer Namensdeutung: der mit Gott gestritten!!) dies war das Prädicat des Kronus als vornehmster Planet. Ob nun der biblische Referent den Sanchuniathon ausgeschrieben oder dieser die mosaische Urkunde, ist eine Frage, deren Beantwortung wir hier noch aufsparen müssen.

[1] So heißt im Phönizischen der Tod.

[2] Aphrodite hieß auch Bybl s, nach ihrem Cultus die Stadt.

[3] Also im ganzen sechs Flügel, so viele haben auch die Seraphim in der Vision des Jesaia.

gott bei seinem Kreislauf durch den Zodiak in die südliche Hemisphäre ankam, und somit Jahresmitte bewirkte, also um die Sommerwende zur Zeit, wo der Hundsstern heliakisch aufgeht) schenkte er dem Gotte Thaut (d. i. dem Repräsentanten des Hundsstern oder Sirius) ganz Aegypten, und machte ihn darüber zum König (weil Aegypten nach Siriusperioden rechnet, und auch das einfache Jahr um Sommermitte eröffnet). Diese Dinge sagt man, haben zuerst die Söhne Sydyks oder die Cabiren und ihr achter Bruder Asklepius (Aesculap) auf das Gebot des Thaut durch ihre Schriften aufbehalten." Die Söhne Sydyks, wie Kronus in Phönizien hieß, sind die Planeten; der hundsköpfige Aesculap (s. weiter unten) der Hundsstern, der über alle Fixsterne erhaben, beim Anfang des ägyptischen Jahres allen andern vorausgeht. Diese können unmöglich Bücher geschrieben haben, sondern ihre Priester, um in den Mysterien die Initiirten über die Natur der Götter, d. h. in der Physik und Sternkunde zu belehren. Diese Notiz Sanchuniathons stimmt auch auffallend mit dem Bericht des ägyptischen Priesters Manetho überein, welcher sagt: Hermes (Thaut, Mercur) habe sich des Rathes Aesculaps — dieser ist von Mercur nicht verschieden, denn Beider Attribute sind der Hund, der Hahn und der Schlangenstab — bedient, um auf Säulen (Thautsäulen, Hermen) seine Entdeckungen und die Grundregeln aller Wissenschaft zu entwerfen. War der Repräsentant des Sirius Erfinder der Zeitrechnung, Astronomie und Schriftkunde, so muß, da die Schrift aus Bildern der Götter, d. h. der personificirten Zeittheile bestand, die älteste Theologie aber Kalenderreligion war, Thaut oder Hermes auch Begründer des Cultus gewesen sein. Darum malte Thaut die Bilder der Götter Kronus, Uranus und Dagon. Denn in der Urzeit malte oder zeichnete

man die Kalenderregeln in Bildern an die Mauern der Tempel als die einzigen Vereinigungspunkte für die dem Ackerbau ergebenen Völker; auch darum, weil die den Göttern gefeierten Feste Naturfeste waren, sich nach dem Stand der Sonne richteten. Was aber die von dem Gott inspirirten Priester verrichteten, sollte dieser selbst gethan haben.

Ein würdiges Seitenstück zu dem hier mitgetheilten Fragment des Sanchuniathon bietet die Beschreibung der Siege des Osiris, die wir dem noch jetzt im Rufe eines Historikers stehenden Diodor verdanken. Er berichtet (1, 17 ff.): „Da Osiris ruhmbegierig und wohlthätig war, brachte er ein großes Heer zusammen, in der Absicht, die ganze Welt zu durchziehen, und die Völker im Wein- und Feldbau zu unterrichten, denn er hoffte dieser wichtigen Verdienste willen einst göttlicher Ehre theilhaftig zu werden. Und so geschah es auch. Nicht nur seine Zeitgenossen (!!), welchen die Gabe zu gut kam, sondern auch alle spätern Geschlechter verehrten diejenigen, welche so angenehme Nahrungsmittel entdeckt und eingeführt hatten, als Götter. Nachdem Osiris in Aegypten die nöthigen Einrichtungen gemacht, übergab er seiner Gemahlin Isis die oberste Gewalt, und stellte ihr als Rathgeber den Hermes zur Seite, weil dieser sich durch Klugheit auszeichnete. Als Oberfeldherrn im Reich ließ er den Hercules zurück, einen seiner Verwandten, der wegen seiner Tapferkeit und Körperstärke bewundert war. Zu Statthaltern bestellte er in den gegen Phönizien und am Meere gelegenen Ländern den Busiris, und in den an Aethiopien und Libyen grenzenden den Antäus. Nun brach er von Aegypten auf mit seinem Heer, er nahm auf seinem Zuge auch seinen Bruder mit sich, den die Griechen Apollo nennen. Dieser war ebenfalls Entdecker (!) eines Gewächses, nämlich

des Lorbeers. Den Osiris begleiteten auf seinem Heereszuge zwei Söhne Anubis und Macedo. Sie thaten sich durch Tapferkeit hervor, schon ihre Rüstung war eine ungewöhnliche, sie war von zwei Thieren genommen, die als Sinnbilder ihres Muthes gelten konnten. Anubis nämlich hatte ein Hundsfell, und Macedo eine Wolfshaut über sich geworfen. Deswegen (?) wurden auch diese Thiere in Aegypten verehrt. Ferner nahm Osiris auf seinem Zuge den Pan mit sich, der in Aegypten (als Bock) verehrt wird. Auch des Feldbau's kundige Männer waren im Gefolge des Osiris, Maro, welcher den Weinbau, und Triptolemus, der der Besorgung des Getreides vorstand. Als Alles gerüstet war, trat Osiris die Wanderung durch Aethiopien an, nachdem er den Göttern gelobt hatte, das Haupthaar wachsen zu lassen, bis er nach Aegypten zurückkäme. Während er in Aethiopien war, wurden ihm die Satyrn vorgeführt, eine Völkerschaft, die an den Hüften behaart ist, denn Osiris lachte gern und war ein Freund der Tonkunst und des Tanzes. Darum hatte er auch eine Gesellschaft von Musikern um sich, und darunter neun Jungfrauen, welche gute Sängerinnen und sonst auch gebildet waren. Ihr Vorsteher war Apollo. Die Satyrn, die sich zu jeder Art von Spiel und Belustigung eignen, wurden auf die Wanderung mitgenommen; denn Osiris war nicht kriegslustig und wollte Niemand in Schlachten und Gefahren treiben; er wurde ja als Wohlthäter von jedem Volke wie ein Gott(!) aufgenommen. In Aethiopien machte er die Einwohner mit dem Ackerbau bekannt, gründete Städte, und ließ dann Statthalter und Einnehmer der Abgaben (!) im Lande zurück. Während man damit beschäftigt war, geschah es, daß der Nil, um die Zeit, wo der Stern Sirius mit der Sonne auf-

zeht, — wo gewöhnlich der Strom am stärksten
anwächst — durchbrach und einen großen Theil
Aegyptens überschwemmte, den hauptsächlich, über
welchen Prometheus die Aufsicht hatte, so daß
in dieser Gegend beinah Alles umkam. Aus Be-
trübniß wollte sich Prometheus schon das Leben
nehmen. Wegen der Geschwindigkeit und Heftig-
keit, womit der Strom sich ergoß, nannte man ihn
den Adler (!) Der unternehmende Hercules aber
voll Entschlossenheit und Eifer, verstopfte schnell
die durchgebrochene Oeffnung und leitete den Fluß
in sein voriges Bett zurück. Diese Begebenheit (!)
haben griechische Dichter in die Fabel eingekleidet:
Hercules habe den Adler getödtet, der an der Leber
des Prometheus fraß. Der älteste Name des Flusses
war Okeamo (?), soviel als Ocean im Griechischen;
darauf hieß man ihn den Adler, wegen des Durch-
bruchs; später wurde er Aegyptus genannt, nach
einem König des Landes. Dafür zeugen die Worte
Homers (Odyss. 14, 258). Zuletzt erhielt der Fluß
seine heutige Benennung von einem König Nileus (!)
Osiris zog noch bis an die Grenzen Aethiopiens,
sodann ließ er den Strom auf beiden Seiten ein-
dämmen, daß er zur Zeit des Anschwellens das
Land nicht mehr stärker als es zuträglich wäre,
überschwemme, daß aber doch durch die zu diesem
Zwecke erbauten Schleusen gerade so viel Wasser
als nöthig ist, langsam hereingelassen werden konnte.
Hierauf setzte er seine Wanderung fort durch Ara-
bien, am rothen Meere hin, bis zu den Indern
und an die Grenze der Welt. Er gründete auch in
Indien viele Städte, eine derselben nannte er
Nysa, um ein Andenken an die in der Gegend
Aegyptens gelegene Stadt, in welcher er erzogen
war, zurückzulassen. In dem indischen Nysa pflanzte
er Epheu, ließ auch noch viele andere Spuren seines
Aufenthaltes in jener Gegend zurück, welche die

spätern Inder veranlaßten, Zweifel über die Abkunft des Gottes zu erregen, und zu behaupten, er stamme aus Indien. Ueberall ließ er Säulen zur Erinnerung an seinen Siegeszug errichten. Er durchzog noch die übrigen Länder Asiens, und fuhr dann über den Hellespont nach Europa herüber. In Thracien tödtete er den König Lycurg, der sich seinen Unternehmungen widersetzte. Den Maro, der schon in hohem Alter stand, ließ er als Aufseher über die Pflanzungen in diesem Lande zurück, und hieß ihn eine Stadt erbauen, die er nach seinem Namen Maronea nannte. Sein Sohn Macedo mußte als König in dem nach ihm benannten Lande Macedonien bleiben, und Triptolemus die Aufsicht über den Landbau in Attica führen. So hatte Osiris endlich die ganze Welt durchwandert, und sich um die Menschheit durch die Mittheilung der mildesten Früchte verdient gemacht. Wo der Weinstock nicht gedieh, dort lehrte er ein Getränk aus Gerste bereiten. Bei seiner Zurückkunft nach Aegypten brachte er überallher die herrlichsten Geschenke mit, und mit allgemeiner Uebereinstimmung ward dem edlen Wohlthäter die Unsterblichkeit und gleiche Ehre mit den Himmlischen zuerkannt. Nachdem er von den Menschen zu den Göttern hinübergegangen war, wurden ihm von Isis und Hermes Opfer gebracht, und was sonst zur Verehrung der Götter gehört. Sie verbanden mit seinem Dienste geheime Weihen, und führten viele heilige Gebräuche ein, um die Macht dieses Gottes zu verherrlichen."

Bevor wir den mythologischen Commentar zu dieser sein sollenden Geschichte eines Eroberungszuges beifügen, sei es erlaubt, daran zu erinnern, daß Meiners schon Diodors Schilderung Aegyptens, welcher dieses Reich in seinem bereits gräcisirten Zustande unter

der Herrschaft des Ptolomäus Auletes geschehen, — wo seit der Eroberung des Landes durch Alexander, wenigstens am Hofe und unter den Gelehrten, griechische Sprache, Denkart und Vorurtheile überwogen, ägyptische Gottheiten griechische Namen erhielten u. s. f. — als falsch verworfen hat. „Was sich von ägyptischen Gebräuchen und Meinungen beim Herodot den griechischen nur näherte, ist im Diodor schon völlig mit ihnen zusammengeflossen. Zu Diodors Zeit hatten auch die heiligen Göttersagen (ἱεροι λογοι) an Zahl wie an griechischer Bildung zugenommen, waren ganz aus der Mythologie der Griechen abgeleitet, oder doch auf sie gegründet, damit man die Hellenen desto bequemer von ihrer ägyptischen Abkunft überzeugen konnte. Die ägyptischen Götter hatten alle Attribute der griechischen Mythologie erworben. Wenn eine solche Verwandlung nicht leicht war, so fing man an, aus einer Gottheit mehrere zu machen; diese Verlegenheit machte auch eine Distinction der Götter nothwendig, die man vorher gar nicht gekannt hat.“ Diodor muß übrigens, fügt Meiners hinzu, gefühlt haben, wie sehr die Nachrichten, die er mittheilen wollte, von der Beschreibung seiner Vorgänger im historischen Amte abwichen, weil er sie allesammt und sonders durch einen allgemeinen, durch keine bestimmte Gründe bewiesenen Vorwurf verdächtig zu machen sucht. „Sie zogen alle,“ sagt er, „das kindische Vergnügen, ihre Leser durch wunderbare Märchen zu amusiren, der strengern aber weniger angenehmen Erzählung historischer Begebenheiten vor.“

Nun denn so laßt uns diese historischen Begegenheiten mit der Fackel der mythologischen Wissenschaft beleuchten, um zu ermitteln, ob die Aechtheit der Farben dieses Gemäldes sich auch dem aufmerksam prüfenden Blicke bewähre? Osiris soll den

Wein- und Feldbau gelehrt haben! Dies heißt im unverblümten Style: der Sonnenstrahl fördert die Vegetation. Die Reise des Osiris um die Welt ist jene des Tageslichts. In seiner Abwesenheit regiert das nächtliche Gestirn oder es ist Dämmerung. Der Letztern steht der Gott der Zeitgrenzen vor, nämlich Hermes, darum ist er der Isis zur Seite, welcher als der Mondgöttin nach Osiris die höchste Macht gegeben ist. Hercules, der Träger des Löwenfells, ist der Oberfeldherr im Reiche, weil Aegypten mit dem Monate des Löwen (Julius) d. i. nach Sommermitte die Monate zu zählen beginnt. Busiris und Antäus, die von Hercules erlegten Feinde, sind Repräsentanten des dem Zeichen des „Löwen“ (Hercules), in welchem vor der Präcession der Nachtgleichen die Sommerwende eintrat, entgegengesetzten Zeichens des „Wassermanns“, in welchem die Winterwende erfolgte. Darum sind Antäus und Busiris die Söhne Neptuns (Pind. Isthm. 3, 70. Apollod. Bibl. II, 5, 11.). Daß Diodor den Apollo, dessen Stelle Horus in Aegypten vertrat, einen Bruder des Osiris nennt, anstatt dessen Sohn, ist ein anderer Beweis seiner mangelhaften Kenntniß der Landesreligion. Wie Antäus und Busiris das winterliche Solstitium vertreten, so die beiden Begleiter des Osiris auf seinem Heereszuge, der Hund Anubis und der Wolf Macedo das Sommersolstiltium, welches am l ä n g s t e n Tage — worauf der Name des M a c e d o anspielt, eintritt, wo der Hundsstern mit der Sonne aufgeht. Hund und Wolf sind Eine Thiergattung. Darum ist Macedo in eine Wolfshaut gehüllt, und von Macednus, dem Sohn des in einen Wolf verwandelten Lycaon (Apollod. III, 8, 1.) nicht verschieden. In Macedonien, das nach dem Wolfscultus genannt ward, weil man daselbst am längsten Tage, beim Sichtbarwerden des Sirius, das Jahr eröff-

nete, in Macedonien also möchte Macedo, d. h. der Sonnengott, unter diesem Namen gekannt sein, schwerlich aber in Aegypten, wo er ebensowenig als Antäus verstanden ward. Diodors Pan hieß in Aegypten Mendes, und wenn Pan nebst den Satyrn den Osiris begleiten, so geschah es nicht, wie Diodor angibt, weil Osiris „gern lachte" — denn nur Typhon der Gegner des Osiris, wird auf Bildwerken (im Tempel zu Edfu) mit lachender Miene angetroffen, die andere Gottheiten nicht, auch die ägyptischen Priester lachten nie, denn sie hielten dies für ein Kennzeichen des bösen Princips — sondern weil in Indien ebenfalls den Sonnenhelden Rama auf seinem Eroberungszug nach Ceylon der Windgott Hanuman, der Sohn des Pavana (Pan) mit einer Affenschaar begleitet. Wem aber diese Erklärung nicht genügt, der erinnere sich, daß die affengestaltigen Cercopen dem Lichthelden Hercules dienten, weil — der Wind wie die Sonne die schädlichen Sümpfe austrocknet, Satyrn aber sind Affen (Plin. H. N. 8, 54.). Als Weinpflanzer und Ackerbauer nimmt Osiris auch den Maro — ein Wagenführer des Bacchus und Sohn Silens (Nonn. Dionys. 11, 121. 18, 49.) eigentlich Bacchus selbst (Tibull. IV., 1, 57.), daher merum im Lateinischen Wein bedeutet — und den (von Ceres begünstigten) Triptolemus mit sich. Beider Name ist griechisch, in Aegypten waren sie unbekannt, zumal die ägyptischen Priester sich des Weines enthielten, ihn ein Geschenk Typhons, des bösen Geistes, nannten, wie sollte dennoch Osiris ihn gepflanzt haben? Also hat Diodor auch hier den Osiris mit dem Dionysus verwechselt. Daß Osiris das Haupthaar wachsen läßt, bis er nach Aegypten kommt, bezieht sich auf die Strahlen der Sonne, welche bis zum längsten Tage zunehmen; am kürzesten Tage, wo die Sonne geboren wird, hat das Kind Harpokrates

Aegyptens nicht mehr verstand, und daher im buchstäblichen Sinne auffaßte — Lucan's Vers also bezieht sich nur auf den Jahreslauf des Sonnengotts durch den Zodiak. Diese Auslegung hatte schon der französische Geschichtsforscher de Paw im ersten Theile seiner „Recherches philosophiques sur les Egyptiens“ unternommen. Er bemerkt dort: „Man hat zwar keine günstigere Epoche ausfindig machen können, um die Colonisirung China's durch Aegypter zu beweisen, als indem man sich auf die Expedition des Sesostris berief, aber diese ist, wie ich nach genauer Untersuchung der Sache behaupten darf, nur eine Priesterfabel, die auch des entferntesten Scheines von Wahrheit entbehrt. (On a soutenu quil n'y avoit pas d époque plus favorable dans l'histoire de l'Egypte pour envoyer une colonie à la Chine, que l'expedition de Sésostris que j'ai examinée avec beaucoup d'attention, et je puis dire que c'est une fable sacerdotale ou il n'y a pas la moindre realité.) Diese vorgebliche Expedition, fügt er hinzu, hat, ganz wie jene des Osiris nach Indien, nur Beziehung zum jährlichen Lauf der Sonne, darum nimmt auch Sesostris unermüdlich seine Richtung von Ost nach West, und sein Umkreis um die Welt konnte daher ohne Schwierigkeit statt finden. (Cette pretendue expédition a indubitablement rapport au cours du soleil, tout comme celle d'Osiris; aussi voit-on Sesostris marcher sans cesse de l'Orient vers l'Occident. Ainsi il fit le tour du globe et conquit par consequent la terre habitable; ce qui n'est q'une bagatelle.) Wie man die Götter als Urheber aller Wissenschaft und der Gesetze bezeichnete, so konnte man die Eintheilung Aegyptens in 36 Kreise, welche den 36 Decanen im Zodiak entsprechen sollten, deren jeder 10 Tage eines Monats regiert — auf Sesostris zurückführen (Diod. I, 54.) Daß Diodor ihn

Sesoosis nennt, ist Beweises genug, daß er der Sonnengott in seiner Vereinigung mit dem Sirius sei, denn Soos bedeutet im Griechischen: Heil. Weil der Aufgang des Sirius den Austritt des befruchtenden Nil ankündigt, hieß er Stern des Heils; bei den Aegyptern bedeutete Soth — dies war dort die Benennung des Hundssterns — s. v. a. Stern (sidus). Aus Soth wurde Sothis, Sesostris, bei Diodor aus Soos: Sesoosis. König Aegyptens war er, weil das ägyptische Jahr mit dem Aufgang des Sterns Soth seinen Anfang nimmt. Aber in der Wirklichkeit regierte er ebenso wenig als der Assyrer König Xisuthrus, unter dem die große Flut kam. Die Beziehung des Sesostris zum Nil läßt sich aus Diodor 1, 57. erkennen. Wenn es ebendaselbst heißt, er habe ein zwei hundert und achtzig Ellen langes, äußerlich vergoldetes, von innen versilbertes Fahrzeug dem Gott geweiht, welcher in Theba (d. i. der Stadt des Schiffes) verehrt ward, gewählt, so muß man wissen, daß, weil der Cultus von der Gottheit selber abgeleitet wird, Sesostris sich selbst diese Verehrung erwies. Darum liest man ebendaselbst, daß er im Tempel des Hephästus zu Memphis — dessen Priester war Sethon, eigentlich aber der Gott selbst, weil auch Typhon, der bald mit Feuer, bald mit Wasser die Welt verwüstet, Seth hieß — aus Einem Steine gehauene 30 Ellen hohe Bildsäulen von sich und seiner Gemahlin hatte aufstellen lassen. Hephästus nannten die Griechen den Phthas, die vornehmste Gottheit der Aegypter, der die Welt aus Feuer gebildet, der Zeit- und Menschenschöpfer Sirius. Darum konnte Sesostris oder Sesoosis, wie ihn Diodor nennt, sich den „König der Könige“ nennen (c. 55.). Jene Colosse konnten, wie oben deutlich gemacht worden, nur Götterbilder sein, Sonnen- und Mondsäulen, Reprä-

sentanten des männlichen und weiblichen Natur-principes. Diese Bedeutung hatten die beiden vor dem Eingang des Venustempels in Hierapolis, Golgi u. a. O. aufgestellten Säulen, denn die Aphrodite ward auch als Mann (Aphroditus) abgebildet. Nun wissen wir uns die von Diodor (I, 55.) und Herodot (II, 106.) mit sonst nicht gewöhnlicher Uebereinstimmung erwähnten Säulen des Sesostris zu erklären, deren einige das männliche, andere das weibliche Glied — Herodot gedenkt nur der letztern — im Bilde vorstellten. Wenn beide Geschichtschreiber in den letztern eine Anspielung auf den weibischen Character besiegter Völker erkannten, so wollen wir denjenigen, die diesen Glauben heute noch theilen, wenn sie in demselben sich beglückt fühlen, nicht zumuthen, eine andere Meinung dafür einzutauschen. Auf die Einwendung, wie denn Solstitialsäulen zugleich auch die Bestimmung haben konnten, als Sinnbilder der beiden Geschlechter Dienste zu leisten? läßt sich erwiedern: Die Gottheit wurde androgynisch aufgefaßt, folglich auch die durch sie personifizirte Zeit; die Sommerhälfte des Jahrs ward als feuriges, männliches Princip gedacht, die Winterhälfte als feuchtes, weibliches. Darum heißt es von Hermes, der beiden Solstitien vorsteht, er sei der einzige Planet, der die heiße und wässerige Natur vereinigt; sein Planetenzeichen (☿) ist von dem der Venus (♀) kaum zu unterscheiden, vereinigt zeugen sie den Hermaphroditus. Daß Herodot (II, 106.) selber gesteht: „Einige hatten das Bildniß des Sesostris für jenes des Memnon" ist schon ein starker Beweis dafür, daß Sesostris der personifizirte Sirius sei, dessen jährliches Sichtbarwerden am Horizonte am Morgen des längsten Tages, der Sage zufolge die Memnonssäule durch einen Ton ankündigte. Memnon aber war bei den Hellenen

einer der vielen Heroen, die aus Prädicatnamen des Sonnengottes hervorgegangen; die Memnonssäule bedeutete, wie der Coloß von Rhodus, den Apollo, dem auch Memnon an Wohlgestalt verglichen wurde (beau comme le jour), weßhalb ihn auch die Morgenröthe (Eos) geboren hatte. Man wird zwar einwenden: der Siegeszug des Sesostris habe nicht Ein Jahr — wie jener der Sonne — sondern neun Jahre gedauert (Diod. 1, 55.) und nach einer 33jährigen Regierung habe er sein Leben freiwillig geendet, weil er blind geworden (c. 58.); allein hierauf läßt sich erwiedern, daß Diodor, welcher fortwährend gräcisirte, an das aus acht gemeinen Jahren bestehende große Jahr der Cretenser, Dorier und anderer griechischen Stämme dachte, das man die „neunjährige“ (ἐννεαέτηρος) Periode nannte, weil der Anfang des neunten Jahres noch zur alten Periode gezählt ward. (Diese Vorliebe für die Neunzahl gibt sich in den homerischen Gesängen vielfach zu erkennen, die wichtigste hieher gehörende Stelle bleibt aber Odyss. 19, 174—79.) Die Blendung endlich bezieht sich, wie bei Oedipus, auf die Dezembersonne, weil diese gleichsam zu leuchten aufgehört hat.

Wir könnten jetzt noch zu Semiramis übergehen, welche ihre Residenz mit einer Mauer von 360 Stadien umschloß; aber da wir auf diese aus dem Taubenei ausgebrütete, von Fischen ans Land gebrachte, im Euphrat erzeugte Königin Babylons, ihrer hängenden Gärten und ihrer Mannskleider wegen in dem Kapitel von der Venus wieder zurückkommen werden, so kann es hier an der einfachen Erklärung genügen, daß auch in Betreff ihrer der griechische Historiker die assyrische Priesterlegende für eine historische Begebenheit genommen.

Ebenso werden wir, auf Niebuhr (Römische Gesch. I.) und Hartung verweisend, die Urgeschich-

Roms bis zur Gründung der Republik in der Geschichte des Mars wieder erkennen. Letzterer sagt nämlich in seiner Recension der Ambrosch'schen Schrift „Studien im Gebiete des altrömischen Bodens" (Allg. Lit.-Ztg. 1841 Nr. 15.): „Man muß das Bestreben aufgeben, die vorgeschichtliche Zeit zu einer geschichtlichen zu machen, man muß die Römer zu der Zeit, wo die ersten historischen Facta uns entgegen treten, eben als fertig annehmen, und über ihre Zusammensetzung nicht weiter nachforschen, als die Deutung der hier vorgefundenen Verhältnisse nothwendig erfordert. Denn was uns darüber mitgetheilt wird, stammt aus bloßen Deutungsversuchen der Folgezeit her, und ist in Bezug auf wirkliche Geschichte eben so werthlos wie die Märchen der Sherezade."

Die geschichtliche Literatur entwickelte ihre ersten Keime unter den Griechen und Römern zu einer Zeit, wo das Volk bereits die politische und kirchliche Bevormundung von sich abwehrte; in republikanischen Staaten tauchten die ersten Historiker hervor; daß Curtius Rufus und Sueton ebenfalls der Clio dienten, konnte ohne Gefahr geschehen, sobald sie die Thaten der Machthaber mit ihrem Griffel zu verherrlichen sich erboten. Aber Indien, das stets unter dem Drucke der Fürsten und Priester seufzte, hat, ungeachtet jedes Literaturgebiet von den Brahmanen angebaut worden, fast alle Zweige des Wissens in jenem Lande zuerst gepflanzt wurden, dennoch bis auf diesen Tag keine auf indische Quellen gestützte Geschichte der vormahomedanischen Zeit (Mill's Gesch. d. britt. Ind. II. c. 9.). In den Schulen wird „weder die Historie des Vaterlandes noch die der Vergangenheit überhaupt gelehrt, Niemand bekümmert sich darum, dagegen werden Mythologie und die genealogischen Fabeln jeder Dynastie, die Legenden jeder Secte, die Ent-

stehungsgeschichte jedes Ritus eifrig eingeübt (Ritter Erdk. VI. S. 770.). Daß der alte Orient — die Chinesen ausgenommen — gar kein Bedürfniß nach Aufzeichnung denkwürdiger Staatsbegebenheiten empfand, erklärt sich aus seiner religiösen Bildung. Alles geschah mit oder durch die Gottheit; denn das Gefühlsleben herrschte statt der Reflexion, daher keine geschichtliche Ueberlieferung aus der Urzeit, die nur mit dem beginnenden Selbstbewußtsein beginnt. Bilderdienst herrschte statt des Ideenanschauung, symbolische Darstellung statt der ideellen Offenbarung statt philosophischer Erkenntniß. Ebendeßhalb bilden die mehr der Außenwelt lebenden praktisch gesinnten Chinesen, die weniger durch metaphysische Grübeleien als durch ihr Porzellan, ihre Zöpfe und Titulaturen bei uns bekannt geworden, vor allen andern Völkern der alten Welt eine Ausnahme, sie haben die Geschichte ihrer Dynastien aufgezeichnet, was sie aus demselben Grunde, wie die Römer der Kaiserzeit thun mochten; denn der Buddhismus hatte das Volk einmal an die Vorstellung gewöhnt, daß die Gottheit in vorzugsweise geistig begabten Menschen zuweilen ihre Wohnung aufschlage; der Cultus der Macht und des Genie's war in China zuerst proclamirt worden, wo man nicht dabei stehen blieb, den Schatten der Vorfahren zu opfern, und die Ehre der Vergötterung nicht bloß auf die Machthaber des Reiches und seiner Priester einschränkte; sondern so weite Grenzen zog, daß sogar die Erfinder der Künste, Gewerbe und Manufacturen in dieses Pantheon aufgenommen werden konnten.

Die Allegorie war also nicht die Sache der praktischen Chinesen — obschon nur bei ihnen sich die Bilderschrift der Urzeit noch erhalten hat, ein psychologisches Räthsel, zu dessen Auflösung uns die erforderlichen Quellen fehlen; denn die tatarische

Dynastie, welche die Ureinwohner des Landes unterjochte, wird aus politischen Gründen auf die Vernichtung der ältesten geschichtlichen Denkmale des besiegten Volkes zuerst bedacht gewesen sein.

Die aus China verbannte Allegorie dehnte aber ihre Herrschaft über den ganzen übrigen Theil der alten Welt aus. Die Allegorie liebt nun die Bilderschrift. Wer also die Denkmale des Urvolks aufsammeln wollte, dasjenige, was figürlich geschrieben, sorgfältig unterscheiden, und eines jeden Volkes religiöse Traditionen, die durch die Bilderschrift geweiht und in ein heiliges Dunkel gehüllt sind, aufmerksam gegen einander halten, insbesondere aber die allgemeinen Sagen untersuchen würde — weil solche wahrscheinlicher überliefert als erfunden sind, denn was alle Völker miteinander gemein haben, muß ihnen ursprünglich fremd sein — wer dieser Aufgabe sich zu unterziehen gedenkt, derjenige darf allein hoffen, den Schlüssel zu allen Mythologien aufzufinden. Wenn die griechischen Schriftsteller anstatt eine Erklärung über ein von ihrer Nation verehrtes Denkmal zu geben, uns lieber eine Fabel erzählen, soll man nicht daraus schließen, daß sie wohl die Urheber der Fabel, aber nicht des Denkmals sind, und uns lieber eine Erdichtung vorsagen, als ihre Unkunde der bildlichen Schrift zu gestehen? Aus der ebenmäßigen Anzahl der Fabeln und Denkmale, aus der wechselseitigen Beziehung derselben muß man wohl folgern, daß diese Denkmale eben darum, weil ihr Sinn nicht verstanden wird, ältern Ursprungs sein müssen.

Dieses Streben, lieber eine falsche Erklärung zu geben, als gar keine, hat eine große Anzahl etymologischer Mythen ins Leben gerufen, z. B. Dionysus sei in dem Schenkel (μηρὸς) des Zeus gezeitigt worden, weil man nicht mehr wußte, daß Dionysus aus Indien stamme, der indische Erfinder

des Palmenweins Schiba-Dewanischi sei, welcher auf dem Götterberg Meru wohnt; und weil man die semitische Abkunft des Namens Cäneus (Kain: Spieß) nicht ahnte, so erzählte man: er habe seinen Lanzenschaft zu ehren befohlen (Müller's Orchomenus S. 191), eigentlich aber war er, wie Mars vor Numa, der unter dem Bilde des Speers angebetete Sonnenstrahl. Epimetheus verdankt seine Existenz dem Versuche, den Namen Prometheus aus dem Griechischen abzuleiten. Dieser Sohn des Japetus und Vater des Deucalion ist aber niemand anders als Pramat-Esa (erster Mensch) geschaffen von Prajapati (Urheber der Wesen), und sein Sohn der Götterverächter Dewa-Calajuna, in dessen Zeitalter die Flut eintritt. In der griechischen Tradition trotzt Prometheus dem Zeus, ist selbst Menschenschöpfer und Deucalion der frommgesinnte, daher er allein aus der Flut gerettet wird. Diese half noch seinen Namen aus δεύκαλος ableiten, was einen Taucher bedeutet, folglich auf den Helden der Sündflut passen soll.

Mehr noch als von den Legenden, die sich im Munde des Volkes fortpflanzten, gilt diese Klage von den Bildwerken selbst. Unter den vielen von Pausanias erwähnten, durch den Stein oder Farben erhaltenen, Denkmalen wird sich selten eines finden (insofern es der primitiven Zeit gehört), worüber die Griechen nicht etwas Fabelhaftes gesagt hätten. Dieser Umstand muß in der Muthmaßung bestärken, daß jene Denkmale ein geerbtes Gut seien, und ihre wahre Bedeutung in dem Zeitraume verloren haben, wo sie von dem ältern Volke zu dem jüngern herüber kamen. Da sie überdies in Malereien und Schnitzwerken bestehen oder die primitive Schriftart darstellen, so sind sie dem Urvolke zuzueignen. In Aegypten findet man ebenfalls solche Denkmale und gleiche Unwissenheit. Man

sieht daselbst unzählige Statuen und Hieroglyphen, oder eine Art Bilderschrift, die nur den Priestern verständlich, und an deren Statt das Volk eine neuere gebraucht. Jene beinahe vergessene Bilderschrift muß also überliefert worden und einem vorhergegangenen Volke eigenthümlich gewesen sein. Auf den Mauern indischer Tempel sieht man gemalte Götter und Riesengestalten, die mit jenen in Aegypten und Griechenland fast völlig übereinkommen, also dieselbe Bedeutung haben müssen, ja sogar, nach den Zeugnissen aller unbefangenen Alterthumsforscher, die ursprünglichen sind. Aber weil die Bilderschrift auch unter diesem Volke ausgestorben, und die Religionsschriften über sie nur wenige oder gar keine Auskunft geben, so kann auch das jetzt lebende Priestergeschlecht diese steinernen Räthsel nicht befriedigend entziffern.

Da China, wie die buddhistische Landesreligion beweist, von dem benachbarten Indien aus einen großen Theil seiner Bevölkerung erhalten haben mag, so dürfte die Muthmaßung nicht allzukühn sein, daß die chinesische Schrift auch von dort ausgegangen sei. Wenn wir am Ganges sie nicht mehr vorfinden, so kann sie darum noch dort das verheimlichte Eigenthum der Priesterkaste geblieben sein. Da der Buddhismus seiner Natur nach dem Kastengeist abhold ist, so konnte die gedankenbezeichnende Calligraphie der Chinesen leicht Gemeingut des ganzen Volkes werden. Eine Bilderschrift ist sie, weil bei ihr das phonetische Element nicht in Betracht kommt. Darum ist sie, wie bei uns die Ziffern — die übrigens auch aus Indien stammen, was die Araber selbst gestehen (Bohlen's Ind. II. S. 222.) — und die Musiknoten, auch Völkern, deren Sprachen vollständig stammfremd in Bezug zu einander sind, wie den Japanesen, Cochinchinesen rc., deren Idiom dem Chinesischen gar nicht verwandt ist, dennoch verständlich,

Eusebius (Pr. ev. III.) versichert, es sei der Aegypter Brauch gewesen, in Bildern zu sprechen, und dieser Brauch sei durch die Priester, denen die primitive Sprache heilig war, lange Zeit in den Tempeln erhalten worden. Er führt eine Stelle des Jamblichus an, worin die heidnische Theologie gegen die Vorwürfe der Christen durch die figürliche Sprache, welche ehedem die gebräuchliche war, erklärt wird. „Chäremon," heißt es, „und viele Andere erkennen bei den Aegyptiern keine andern Götter als die sichtbare Welt, die Planeten- und Zodiakalzeichen, die Sterne und das scheinbare Bild derselben. Diese werden die Häupter und Wächter[1] genannt; ihre Namen und Verrichtungen, ihr Auf- und Untergang wird in Almanachen angezeigt. Chäremon hatte richtig bemerkt, daß diejenigen, welche die Sonne für den großen Baumeister[2] der Welt halten, derselben nicht nur das, was von Osiris und Isis geglaubt würde, sondern überhaupt alles zueignen, was ihre religiösen Fabeln enthalten. Diese bezogen sich theils auf die Sterne, auf das Aufsteigen, Verschwinden und den Lauf derselben, theils auf den jetzt alternden und hierauf sich wieder verjüngenden Mond; theils auf die Sonne und ihre Wanderung durch die beiden Hemisphären u. s. w. Aber alle bezogen sich bloß auf Naturerscheinungen und stellen keineswegs wirkliche Personen dar."

Schon diese eine Stelle gibt über das Wesen der Mythologie Aufschluß; sie lehrt uns, wie aus

1 Vgl. Dan. 4, 14.

2 Hermes hieß δημιουργος d. i. Baukünstler, weil er die siebensaitige Planeten-Leier geschaffen, deren Töne dem Amphion d. i. dem die Erde umwandelnden Tagesgestirn die cosmische [illegible] erbauen halfen. Die Inder nennen den Weltbaumeister: Wiswakarma, und geben ihm den [illegible]

auch ohne sinnliche Darstellung; denn der Allwissende bemerkt Alles, und siehet es, wann man zu ihm betet, man sei daheim oder auf der Reise, man habe sein Bildniß vor sich oder bete zu ihm als dem Unsichtbaren." (Ausl. 1828 Nr. 116.)

Dem sei nun wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die Götterbilder innerhalb und außerhalb der Tempelmauern die verschiedenen Kraftäußerungen des Schöpfers in der sichtbaren Natur dem Volke zur Erinnerung bringen sollten. Nach diesen richtete man sich auch in Ansehung des Feldbaues und der zurückkehrenden Feste, und da diese Arbeiten und Ruhezeiten durch die Wiederkehr gewisser Sterne bestimmt wurden, so ist Bailly's (in seiner Histoire de l'Astronomie ausgesprochene) Muthmaßung begründet, daß in Aegypten die Wiederkehr der Sterne durch hieroglyphische Zeichen angedeutet worden sei. Dieser Brauch ist aber nicht erst von den Priestern des letzten Zeitalters erfunden, sondern mittelst der Ueberlieferung auf sie gebracht worden. Man muß also eine frühere Zeit annehmen, wo diese Art, seine Gedanken mitzutheilen, gemein üblich war; denn später konnte selbst der Priester die Hieroglyphen nicht mehr lesen. Wenn Mose, Sanchuniathon, Homer und Hesiod, außer welchen kein älterer Schriftsteller im Occident bekannt ist, sich der Buchstabenschrift bedient haben, so muß man die Epoche der Bilderschrift — wo der ägyptische Hermes oder Thaut der Erfinder der Schrift und der Sternkunde, und welcher auch die Verehrung der Götter gelehrt haben soll, zuerst auch Götterbilder gemalt — viel älter annehmen, dann aber verliert sich diese Epoche in das Zeitalter des Urvolkes, dessen Kenntnisse auf spätere Nationen gekommen sind.

Auf die Frage: Wie konnten jene Völker die Schwierigkeit überwinden, ganze Redesätze in ihren

Bildersprache zu schreiben? antwortet St. Etienne in seinen Briefen an Bailly wie folgt: „Daß sie dies konnten, beweisen ihre noch übrig gebliebenen Denkmale. Sie verbanden alle Bilder der einzelnen Ideen, woraus die Rede bestehen sollte, dergestalt mit einander, daß der Hauptgedanke durch die Hauptfigur, die Nebenideen durch Nebenfiguren bezeichnet wurden. Die Figur eines Menschen hatte verschiedene Bedeutungen, je nachdem derselbe (wie der indische Weltbildner Wiswakarma) mit einem Winkelmaaß oder Richtscheit, oder (wie Osiris) mit einer Peitsche oder mit einem Scepter abgebildet wurde. War am obern Ende des Scepters ein Auge, so hatte die Rede einen neuen Sinn; trug die menschliche Figur auf dem Haupte einen Scheffel (wie Serapis), eine Mauerkrone (wie Cybele) oder Früchte, so bedeutete sie jedesmal etwas Anderes. Oft wurden die Theile ganz verschiedener Dinge in einer Figur vereinbart, ohne daß man sich durch das Ungereimte einer solchen Zusammensetzung irre machen ließ. Daher findet man bei allen alten Völkern solche unnatürliche Figuren, die zum Theile Menschen, zum Theile Thiere vorstellen. Man zweifelte niemals, daß diese Figuren einen Grund hätten, wie wäre sonst begreiflich, daß alle Völker im Gebrauche solcher Figuren übereinkamen? Da überdies dergleichen Bilder, hauptsächlich zum Religionsunterricht bestimmt waren, so läßt sich vermuthen, daß sie nicht allein einen festgesetzten, sondern auch einen der Beachtung würdigen Sinn hatten. Spätere Geschlechter haben zwar über jene Bilder viel Fabelhaftes gedichtet; aber weil die Fabeln jünger sind, können wir daraus den wahren Sinn nicht lernen; diese müssen wir in denjenigen Zeiten aufsuchen, wo diese Art zu schreiben üblich gewesen war."

Plutarch gibt in seiner Abhandlung über die

Als ein Beispiel noch ganz anderer Art, wie die Alten mittelst Abbildungen von Thieren ganze Redesätze schrieben, indem sie die einzelnen Figuren, welche zusammen einen Sinn ausmachen sollten, in eine Reihe nach einander stellten. So liest man über dem Eingang des Tempels der Neith zu Sais: „Alle, die ihr da hinein- und herausgeht, Jung oder Alt, wisset, Gott haßt jede Gewaltthat.“ Diese Rede war figürlich auf folgende Art geschrieben: Es waren in einer Reihe nebeneinander die Figuren eines Kindes, eines Greises, eines Sperbers, eines Fisches und eines Nilpferdes gezeichnet. Der Sperber stellte wegen seines scharfen Blickes die allwissende Gottheit, der Fisch, weil er in der zerstörenden unfruchtbaren Wasserregion sich aufhält, den Haß, und das Flußpferd, das Lieblingsthier des bösen Typhon, die Ueberthätigkeit vor. Es bedarf hier wohl nicht der Anmerkung, daß der Sperber nicht einen gewissen Gott, sondern den höchsten Gott allein vorstellte. Diese Lehre vom einzigen Gott ist die alleräl teste; mit der Zeit verlor sich die wahre Bedeutung der Sinnbilder, der größte Theil derselben wurde zu Göttern erhoben, so entstand die Vielgötterei.

Zwar gibt es nur wenige Auslegungen von figürlich geschriebenen Reden der Alten; und es sind weit mehr Denkmale als Erklärungen derselben vorhanden; allein wenn das Urvolk Einen Redesatz figürlich schrieb, so konnte es auch mehrere so schreiben, da es weder an Stoff zum Vortrag, noch an Zeichen zum Ausdruck fehlte. Und sind die aus Hieroglyphen bestehenden Inschriften, die man im Orient gefunden, etwas anders als Reden? Wer solche Bilder malte oder schnitzte, mußte auch beabsichtigen, etwas dadurch anzuzeigen. Die hieroglyphischen Figuren auf den Binden, worin die Mumien gewickelt sind, ingleichen die Bilder auf

Obelisken und Pyramiden sind nichts anders als Inschriften. Es liesse sich wohl behaupten, dass die ersten Traditionen durch die Buchstabenschrift, wie z. B. die hesiodische und mosaische Cosmogonie blosse Copien der primitiven Schöpfungssagen durch die Bilderschrift oder eigentlich blosse Uebersetzungen seien.

Ein Beispiel soll diesen Satz verdeutlichen. Die Alten verglichen den fruchtbaren Mutterschoos mit der Erdenschoosse. Unter Garten verstanden sie ein Weib, [1] unter Baum den Stammbaum der Geschlechter, unter Pflugsterze den Mann. Darum hiess in Athen die Liebesgöttin: „Aphrodite in den Gärten" und der Landmann Echetlus, welcher in der Schlacht bei Marathon mit dem Pfluge den Athenern ihre Feinde erschlagen half und dann verschwunden war (Paus. Attic. 32, 5) ist Osiris mit dem Pflug, d. h. jenes Organ, das als Talisman gegen die Tod bringenden Dämonen betrachtet ward; jenes Organ, das dem Wüthen des Todes durch neue Zeugungen entgegen wirkt.[2] Echetlus heisst der „Pflugmann;" wenn er von jener ohnehin unglaublichen Wunderthat seinen Namen hat, so war er kein Sterblicher, welcher jene Heldenthat verübte, um seinem Namen zu entsprechen, sondern der Nationalgott der Athener, von welchem man erwartete, dass er das Aussterben seines Volkes verhüte. Wenn der Pflug, wie Winckelmann (Werke Donauesch. Ausg. IX. S. 106.) deutet, nur den Ackerbau versinnlichen sollte, so ist jenes Bild, wo Amor und Psyche gemeinschaftlich den Pflug ziehen, gar nicht zu erklären; ebenso warum Adam zum Ackerbau, Eva aber zu Geburtsschmerzen verurtheilt

[1] Beide Bedeutungen sind in dem chaldäischen ganna und in dem griechischen κῆπος enthalten.

[2] Der Knabe Tages entstand aus der Erde, als ein Bauer Hetruriens tief ackerte (Cic. Div. II, 23).

wird, bloß darum, weil Adam sein Weib erkannt hatte, nachdem er die Frucht vom Baume der Erkenntniß, der mitten im Garten stand, gekostet hatte! Welche Ideenassociation konnte Feldbau und Geburtsschmerzen neben einander stellen, wenn Garten und Pflug nicht auch jene erotische Bedeutung hatten?

Die Bilderschrift der primitiven Völker mochte weit ausgebreiteter gewesen sein, als es auf den ersten Blick scheinen dürfte. Wenn wir auch nicht alle übrig gebliebenen Denkmale erklären können, so haben wir doch zu vielen den Schlüssel; und die erhaltenen Ueberreste dieser Schrift beweisen hinlänglich ihre einstige Allgemeinheit. Wir wissen ferner, daß die Elemente derselben aus der sichtbaren Natur genommen waren, daß die Alten alles belebt und handelnd vorstellten. Daraus folgt, daß alle Reden durch Bilder ausgedrückt wurden. Noch im Zeitalter der Propheten Israels, wo die Bilderschrift längst verschwunden war, bediente man sich, wenn auch auf andere Weise, nämlich durch symbolische Handlungen, der Bildersprache, um sich schnell verständlich zu machen. Als Zedekia von König Ahab gefragt wurde, ob er im Kriege gegen die Syrer glücklich sein werde, machte er sich eiserne Hörner, um damit anzudeuten, der Feind werde aus dem Lande gestoßen. Jeremia legte sich ein Joch um den Hals, weil er zu verstehen geben wollte, die Juden würden unter die Botmäßigkeit Nebucadnezars kommen. Der Prophet Hananja, entgegengesetzter Ansicht, nimmt ihm das Joch vom Halse, zerbricht es und sagt: „So spricht der Herr! also will ich das Joch Assyriens zerbrechen vom Halse aller Völker." Um die Juden mit Töpfen zu vergleichen, geht Jeremia in das Haus eines Töpfers. Er zerbricht eine Flasche, und vergleicht damit das künftige Schicksal Israels. Er nimmt

auf Jehovah's Befehl einen leinenen Gürtel, legt ihn um die Lenden, vergräbt ihn, gräbt ihn aber nach einiger Zeit wieder aus, der Gürtel ist verfault; dies bedeutet die Juden, die früher Jehovah um seine Lenden trug, und die nun verfault sind. Ezechiel ißt Brod mit Kuhmist gemengt, um zu versinnlichen, daß die Juden im Exil unter den Heiden werden Unreines essen. Er geht als ein Wanderer gekleidet vor dem Volke hin und her, um auf die angedrohte Auswanderung des Volkes in die Gefangenschaft anzuspielen. Er nimmt zwei Hölzer und bindet sie zusammen, um die künftige Vereinigung Juda's und Israel's anzudeuten. Hosea beschläft eine Buhlerin, um Israels Abfall von Jehovah zu verbildlichen. Die drei mit ihr erzeugten Kinder erhalten Namen, die das Unglück seines Volkes vorbedeuten. Bald nachher muß er noch eine Ehebrecherin heirathen, die er aber lange Zeit unberührt lassen soll, denn so lange soll die Nation von ihrem Gott getrennt sein, da sie durch Untreue sich seinen Zorn zugezogen. Jesaia geht auf Jehovahs Befehl nackt, als Vorbild für die künftige Blöße feindlicher Völker. Wenn die Propheten verhindert sind, symbolische Handlungen zu vollziehen, so lassen sie sie durch Andere verrichten. So sendet Jeremia eine wider Babel geschriebene Weissagung mit Seraia, der den Zedekia in die Gefangenschaft begleitet. an die Exulanten mit dem Auftrag, sie diesen vorzulesen und darauf mit einem daran befestigten Steine in den Euphrat zu versenken, denn also werde Babel fallen, und sich nie mehr erheben. König Joas mußte, aufgefordert von dem kranken Elissa, den er besuchte, einen Pfeil aus dem Fenster gegen Osten (d. i. Syrien) hin abschießen, woran der Prophet die Verheißung knüpft, daß er die Syrer schlagen werde; und darauf sollte er mit den übrigen Pfeilen auf di-

Erde schlagen. Er that dies dreimal und Elissa weissagte, daß er die Feinde dreimal schlagen werde. Diese Art, seine Gedanken Andern bildlich mitzutheilen, war eine allen alten Völkern gemeinsame Sitte. So schickten, nach des Ktesias Erzählung (Excerpt. Pers. c. 17.) Darius und die von ihm bekriegten Scythen sich gegenseitig Bogen zu; Ersterer zog sich zurück als er den Bogen der Scythen stärker fand, weil der Bogen ihm ein Symbol der Tapferkeit war. Herodot (IV, 131.) erzählt: Als die scythischen Könige erfahren hatten, daß Darius in seiner Armee großen Mangel leide, schickten sie demselben durch einen Herold ein Geschenk, welches aus einem Vogel, einer Maus, einem Frosch und fünf Pfeilen bestand. Darius legte sich das Geschenk so aus, daß es ein Bild von der Scythen gänzlichen Uebergabe ihrer selbst, ihres Landes und ihres Wassers wäre, denn die Maus komme aus der Erde hervor und nähre sich wie der Mensch vom Getreide; der Frosch pflanze sich im Wasser fort; der Vogel bezeichne die Schnelligkeit ihrer Rosse, und mit den Pfeilen sei ihm ihre Macht und Stärke übergeben worden. Seine Gegner aber faßten die Sache anders, denn Gobrias sprach: »Könnt ihr, Perser! nicht in die Lüfte aufschweben wie die Vögel, nicht den Mäusen gleich in die Erde kriechen, nicht wie Frösche in die Sümpfe hüpfen, so werdet ihr durch diese Pfeile fallen und nicht wieder zurückkehren!“

Eine Folge der Bildersprache war, daß man alles beseelt und belebt vorstellte; die Flüsse wie die Winde, denen man Flügel andichtete, personifizirte, ihr Haupt mit Schilf bekränzte, ihnen eine Urne in die Hand gab, woraus ein Quell auf die umliegenden Felder sich ergoß, die Brunnen — wegen der feuchten wässerigen Natur des weiblichen Geschlechts — als Nymphen darstellte; ja sogar

Städte, Provinzen, Inseln, Gebirge, Untiefen, Sandbänke 2c. als wohlthätige oder schadlustige Wesen schilderte. Der Thurm als Hauptschmuck der Rhea sollte sie als Städte tragende Erde zu erkennen geben; Ortschaften, Reiche und Inseln wurden männlich oder weiblich abgebildet, je nachdem ihr Geschlechtswort männlich oder weiblich war. Diesen Gebrauch findet man bei den Münzen beobachtet. Flüssen gab man entweder die Gestalt eines Menschen oder einer Schlange, der Krümmungen wegen, oder eines Stieres, aus dessen Hörnern man, vor Erfindung der Urnen, zu trinken pflegte, woraus sich die Vorstellung vom Horn des Ueberflusses erzeugte. Vorgebirge malte man als Riesenköpfe, Berge als Giganten, Vulcane als Cyclopen, deren Stirnauge die kesselförmige Oeffnung andeutete, und welche Donnerkeile schmieden, womit sie sich selbst bewaffnen; endlich als ungeheure Riesen, die Berge auf Berge thürmen, um die Götter in ihrem Himmel zu bekriegen.

Diese Beispiele beweisen hinlänglich, wie allgemein die figürliche Schrift gewesen. Ueberdieß, da die Bestandtheile einer Rede Figuren waren, so muß auch die Verbindung dieser Bestandtheile durch eine Figur angedeutet worden sein. Das Volk also, das in seiner Sprache die Sonne als einen jungen mit Bogen und Pfeilen bewaffneten Helden, den Winter als ein riesenmäßiges Ungeheuer, um dessen Haupt sich Nattern winden, die ungesunden Moräste als giftige Schlangen schilderte, dieses Volk mußte auch von seinen Helden sagen, daß es die Ungethüme mit seinen Wurfspießen getödtet. Und als man diese Dinge schreiben wollte, malte man eines von jenen Bildern, die von einem Zeitalter auf das andere bis auf uns gekommen sind, und wovon wir an dem Vaticanischen Apoll noch ein Bruchstück besitzen. Dieser Gebrauch e-

Gelegenheit zu unzählbaren Geschichten von Gefechten, Belagerungen, Jagden, Wanderungen ꝛc., wovon die primitive Geschichte der Völker voll ist. Desgleichen wenn man unter der Gestalt einer Aehren tragenden Frau den Ackerbau, unter dem Bilde eines Mädchens aber, welches die Wintersonne raubt, um es einen Theil des Jahres bei sich zu haben, und erst im Frühling wieder erscheinen zu lassen, die Aussaat verstand, so mußte man die ganze Geschichte nothwendiger Weise auf dieselbe Art schreiben. Hier erhalten wir zugleich einen Aufschluß über die seltsamen Erzählungen von Verbindungen, Liebschaften, ehelicher Untreue, Blutschande und Mordthaten, die in keiner wahrhaften Geschichte Statt haben können.

Man hatte also nicht nur einzelne Ideen durch Figuren, sondern auch ganze Reden durch Gemälde bezeichnet. Steine oder Mauern vertraten die Stelle der Bücher; die Gegenstände der Natur dienten zu Charakteren, statt der Feder bediente man sich des Griffels. Die Bücher der vorhergegangenen Zeitalter waren Obelisken, Säulen, Labyrinthe, Statuen, Ruinen von Tempeln, worauf man lauter figürliche Charaktere sah. Die Charaktere enthielten die Wissenschaft, die gemalten Mauern waren die Bücher. Alle öffentlichen Gebäude waren mit Schnitz- und Bildwerk überladen. Die Tempel der Griechen waren von oben bis unten bemalt, die Erklärungen davon bezogen sich auf Ackerbau, Sternkunde, Physik. Diese Malereien waren sichtbare Denkmale der Kenntnisse vergangener Jahrhunderte. Denn zweifelsohne gehören die hieroglyphischen Denkmale in jenen Zeitraum, wo die Bilderschrift üblich war; und daß man sie in spätern Jahrhunderten wieder erblickt, beweist nicht, daß sie damals erst erfunden, sondern vielmehr, daß sie überliefert worden sind. Freilich ist es uns, die wir gewöhnt sind,

mit Buchstaben zu schreiben, schwer zu begreifen, wie man einst in lauter Figuren habe reden und schreiben können. Wir halten eine solche Art, sich mitzutheilen, für unnatürlich, und verwerfen die alten Allegorien aus keinem andern Grunde, als weil wir ihren Sinn nicht verstehen. Zwar bedienen wir uns zuweilen selbst allegorischer Ausdrücke, ohne sie könnten weder die Poesie noch die Malerkunst bestehen. Allein da wir sie nicht für natürliche, sondern nur für gesuchte Schönheiten ansehen, so glauben wir, die Alten seien im Gebrauche derselben nicht der natürlichen Anleitung, sondern ihrer Phantasie gefolgt. Daher kommt es, daß wir die Allegorie nur dann als solche gelten lassen, wo sie gar zu auffallend ist. Jupiter, aus dessen Gehirn die Minerva entspringt, erkennen wir als solche an; sobald es aber nur einigermaßen wahrscheinlich ist, daß die allegorischen Wesen existirt haben können, sobald es sich ohne Widerspruch denken läßt, daß Könige und Helden wirklich da gewesen sind, so finden wir Anstand eine Allegorie anzunehmen. Lieber setzen wir der unglaublichen Menge von Königen die Krone auf, und glauben die Erzählungen von ihren Geschlechtsregistern, Gefechten, Bündnissen rc. Man fragt sich nicht, wie es möglich, daß Könige sich ihr ganzes Leben lang, wie Peleus, oder doch einen großen Theil desselben in Grotten aufhalten, wie Ulysses und Minos? wie es möglich, daß eine so große Anzahl von Königssöhnen ausgesetzt wurde? auf Bergen oder in Wäldern heranwachsen mußte? wie es möglich, daß alle diese ausgesetzten unglücklichen Wesen so geschickte und wohlwollende Menschen fanden, die sie nicht nur vor dem Untergange bewahrten, sondern auch so gut erzogen, daß sie alle Vorzüge hatten, wodurch sich ein Fürst auszeichnen konnte? wie es möglich gewesen, daß Laertes, der Kö-

Ithaca's, ohne einen Diener zu haben, welcher die schwierigste Arbeit für ihn übernommen hätte, seinen Obstgarten ganz allein bestellte, obschon die Last der Jahre ihn niederdrückte? wie es kam, daß alle Königinnen und Königstöchter in den homerischen Gesängen unablässig am Webestuhl saßen, da doch das Spinnen eine zu mühevolle Arbeit ist, um eine Lieblingsbeschäftigung von Fürstinnen zu werden? Die 50 Beischläferinnen des Hercules, die 50 Frauen des Priamus fallen Niemanden auf, obschon den Griechen die Polygamie orientalischer Völker durchaus fremd war. Daß die schon in ihrem siebenten Jahre von Theseus entführte Helena, nachdem sie in Troja bereits Greisin sein mußte, von Menelaus auch dann noch requirirt wurde; daß sie selbst nach ihrem Tode noch dem Achilles auf der Insel Leuce sich vermählte; daß Penelope dem nach 20 Jahren heimkehrenden Gemahl ganz wie er sie verlassen, entgegen trat; daß Jocaste, die nach langer kinderloser Ehe den verhängnißvollen Sohn geboren, durch ihr Alter nicht verhindert ist, die blutschänderische Verbindung einzugehen; dieß alles erregt den Geschichtsforschern kein Bedenken. Das Auftreten der Heroen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten suchte man nicht daraus zu erklären, daß Götter über alle Zeit- und Raumschranken erhaben sind, sondern man half sich wie jüngst Dr. Henne in seinen „Chronologischen Tafeln“ (Bern 1844) mit dem Ogyges, welcher doch vom Wasserriesen Gyges — dieser Name bedeutet, aus dem Semitischen abgeleitet, einen Gießer, also Regenbringer, denn das Etymon ist guach, guch: gießen — nicht verschieden ist. (Bei Eutecnius in den Paraphr. zu Appian. Ixeut. 2, 16. heißt ein Wasservogel Gyges). Henne nämlich wird über die in verschiedenen Zeitperioden auftauchende Figur des Ogyges gar nicht verlegen. Er erklärt dies Räthsel

nach seiner Art ganz einfach: Ein Ogyges I lebte im zehnten Menschenalter, dieser war es, der nach Aegypten zog; unter Ogyges II tritt 2376 v. Chr. eine Ueberschwemmung ein, endlich ein Ogyges III, in dessen 37. Lebensjahr 1760 v. Chr. wieder eine Flut eintrat. Henne bedachte nicht, daß Thebe d. h. Arche die Frau des von Neptun und der Alistra d. i. der „wälzenden" andrängenden Woge gezeugten Ogyges (Tzetz. Lycophr. 1206.) gewesen; daß deßhalb, weil es nicht nur in Böotien, sondern auch in Aegypten eine Stadt Theben gab, Ogyges auch nach diesem Lande reisen mußte. Mit Recht hält Ottfried Müller (Orchomen. S. 129.) den Ogyges für eine Personification des anschwellenden Sees, und ein Pelasger war er, weil im Griechischen: Pelagus das Meer heißt. Wie bei Homer (Iliad. 14, 246.) Okeanus der Allerzeuger, der „Strom, der Allen Geburt verlieh" (weil alle Dinge aus der Feuchte entstehen), so bei dem Scholiasten des Hesiod (Theog. 806.) Ogyges der alte König der Götter. Wie Okeanus die Eidgöttin Styx zur Tochter hat, die Hesiod a. a. O. selbst die ogygische nennt, so ist auch Praxidike, die böotische Eidgöttin, dem Ogyges beigegeben. Der Franzose Banier hatte in vollem Ernste die Zeit bestimmt, wann der König Saturnus und dessen Söhne, der König Uranus (Himmel) und dessen Gemahlin Gäa (Erde), wann der abendländische Prinz Hesperus, sowie auch wann die Nachkommen aller dieser gekrönten Häupter regiert haben!! Dädalus galt für einen „Hofbedienten" (!) des Stiervaters Minos. Und selbst noch unser Zeitgenosse Welcker hat in seiner Brochüre „die cretische Colonie" den Thebaner Cadmus, dessen Schwester Jupiter als Stier entführte, Cadmus, welcher Menschen aus Drachenzähnen entstehen läßt, für einen weltlichen Fürsten gehalten! Kann es dann noch befremden, den Wassermann Ogyges al-

„chronologischen" Tafeln zu erblicken? Die meisten Geschichtsforscher geben zwar zu, daß die Begebenheiten des Hercules Allegorien sind; dennoch lassen sie ihn in den Annalen als Held auftreten — vielleicht, weil die Herakliden, die aber nur nach dem Gott, den sie verehrten, so genannt sind, sich von ihm abkünftig rühmten — und weisen seinen Arbeiten bestimmte Epochen an. Sie erkennen die Unmöglichkeit, daß Ninus, Bacchus, Osiris, Sesostris ein Jahrhundert nach der allgemeinen Flut mit 600,000 Streitern die ganze Welt erobert haben können; nichts desto weniger wird der Zeitpunkt dieser Begebenheiten mit aller Gewißheit festgesetzt. So wenig man geneigt ist glauben zu wollen, daß Leda durch einen Schwan befruchtet, ein Ei zur Welt gebracht, aus welchem zwei Menschen hervorkamen, nämlich Pollux — der mit seinem Halbbruder abwechselnd in der Unterwelt und Oberwelt zubringt — und Helena, die nach ihrem Tode noch sich mit Achilles vermählte; so trägt man doch kein Bedenken die Existenz dieser Familie zu glauben, und alle Handbücher der Geschichte sagen uns ganz bestimmt, um welche Zeit diese Urheberin des trojanischen Krieges gelebt habe.

Heißt nicht ein solches Verfahren die Allegorie gleichzeitig annehmen und verwerfen? Wir können uns nicht bereden die Begebenheiten zu glauben, aber wir erhalten das Andenken der Personen, welchen sie widerfahren sein sollen! Jede That, einzeln betrachtet, scheint uns eine Erdichtung zu sein; aber zusammen genommen halten wir sie wieder für Wahrheit und nennen das seltsame Gewebe, welches aus der Verbindung dieser Namen, Mordthaten, Ehebündnisse, Ehebrüche, abenteuerlicher Kämpfe, schneller Wanderungen, überirdischer Reisen u. dgl. m. entsteht, Chronologie und Geschichte!

In diese Irrthümer verfallen wir, wenn wir

uns von dem Gedanken nicht lossagen können, daß kein gebildetes Volk vor demjenigen da gewesen, von welchem wir die Geschichte noch übrig haben; wenn wir nicht zugestehen wollen, daß viele Völker, auch ohne Buchstabenschrift zu besitzen, schreiben konnten. Man hatte keine Vorstellung davon, wie eine ganze Nation figürlich gesprochen und geschrieben habe, obgleich tausendfältige Denkmale die Gewißheit der Thatsache beweisen. Man glaubte dem angenommenen Irrthum gemäß, daß die Allegorien nur ihrer Schönheit wegen von den Alten gebraucht worden seien. Man machte endlich die neuern Griechen zu den Erfindern der Allegorie, und sah die Erfindung als ein kindisches Spielwerk eines müßigen Volkes an. Wir wiederholen aber, daß die allegorische Sprache ein Bedürfniß gewesen, und zwar weil die Alten nicht auf unsere Art ihre Gedanken Andern mitzutheilen, im Stande waren. Dies erklärt Kieser (Syst. d. Tellur. S. 24.) dadurch, daß im Alterthum das Gefühlsleben vorherrschend erscheint, welchem das Selbstbewußtsein der Vernunft fehlt; der allgemeine Charakter der neuen Welt hingegen ist intelligentes Wirken; das physische Leben derselben stellt sich als Vorherrscher der intelligenten Seite derselben, als bewußtes Vernunftleben dar; oder wie Passavant (Utr. üb. d. Lebensmagn. S. 11.) sich ausdrückt: „der ganze Orient steht wie ein im magnetischen Schlafe ruhender beschaulicher Seher dem raisonnirenden nach Außen thätigen Occident gegenüber.“ Weil nun im Alterthume die Phantasie statt der Vernunft herrschte, daher Bildersprache statt des nackten Wortes. Es ist in unserer Natur gegründet, daß wir uns alles bildlich vorstellen; die Sprache der Seele in Träumen ist der stärkste Beweis dafür. Selbst wir Reflexionsmenschen sind, ungeachtet wir nach der festgesetzten Convention denken lernen, dann am beredtesten, wenn wir unser-

abstraktesten Begriffe durch Bilder versinnlichen. Die Bildersprache ist die natürliche, deren wir uns selbst noch bedienen, sobald die kalte berechnende Vernunft durch die Leidenschaft verdrängt wird. Je weniger ein Volk gebildet ist, desto malerischer ist seine Sprache. Daß die Orientalen sich noch jetzt gewöhnlich figürlicher Ausdrücke bedienen, kommt daher, daß ihr heißeres Blut sie weit lebhafter empfinden macht. Die Bilder der äußeren Gegenstände drücken sich bei ihnen viel tiefer ein. Wenn sie reden, malen sie, was sie empfunden haben. Auch im Süden Europa's begnügt man sich nicht immer mit der gemeinen Art zu sprechen, man nimmt Zuflucht zu schimmernden Bildern, und der Neapolitaner redet sogar mit den Händen und Augen.

Die figürliche Sprache war also in der Urzeit die natürliche Sprache; die Bilderschrift entstand aus Bedürfniß, wurde aber, als sich die Summe der Ideen vermehrte — ihre Verbindung eine unendliche Anzahl Charaktere, um sie malen zu können, nothwendig machte, Ein Zeichen nun verschiedene Gedanken ausdrücken mußte, wodurch Verwirrung entstand — deßhalb wegen ihrer Unzulänglichkeit verlassen. Hatte man früher Ideen gemalt, so malte man nachher die Töne. Da entstand das Alphabeth, welches gerade so viele Elemente, als die Stimme Töne hat, und folglich durch natürliche Grenzen beschränkt ist. Da die Worte aus Lauten bestehen, so schloß man sicher, daß kein Wort gedenkbar sei, welches nicht durch Zeichen der Laute ausgedrückt werden könnte. Nunmehr machte der menschliche Geist schnelle Fortschritte, die Töne wurden gezeichnet, die Worte, die den Ohren die Gedanken malten, wurden jetzt selbst dem Auge sichtbar, man brachte auf kleinem Raume viel mehr Dinge zusammen. In der Urzeit, wo ein solches

Bedürfniß noch nicht fühlbar geworden, weil man mit wenigen Bildern ausreichte, kannte man daher nur die Bildersprache und Bilderschrift. Demnach sind die Allegorien keine kindischen Erfindungen der ältesten Schriftsteller, sondern Denkmale der alten geheiligten Sprache, die von jenen Männern der Vergessenheit entzogen worden. Somit ist die Mythologie keine Erdichtung, womit ein müßiges Volk sich die Zeit verkürzte, sondern eine Bilderschrift, die durch eine neue Schriftart in Vergessenheit gerathen; daher die auf uns gekommenen Ueberreste uns unverständlich geworden. Die häufigen Figuren, aus denen sie besteht, werden von uns für Personen und wirkliche Thiere, folglich für wirkliche Geschichte genommen. So entstand die Götterlehre, welche sich mit angeblich vergötterten Menschen beschäftigt.

Da die primitive Schreibart mit dem Gottesdienste verwebt war, so ist sie durch die Priesterkaste lange erhalten worden. Es gab gleichzeitig zwei Sprachen: die figürliche und die einfache; letztere wurde ihrer Bestimmtheit wegen zu den täglichen Geschäften unentbehrlich. Nachdem die ältere sinnreiche Schrift bei den Griechen durch die bestimmtere vernunftmäßigere Buchstabenschrift verdrängt worden, blieb sie noch lange Zeit sehr dichterisch, daher die Behauptung: die Prosa sei erst nach der gebundenen Redeart entstanden.

Beachtet man die Tradition der Aegypter und Griechen: der Gott Hermes (Thaut, Cadmus) habe, indem er zuerst die Bilder der Götter malte, mit der Schrift zugleich die Sternkunde erfunden, so ist schon aus dieser Nachricht zu errathen, aus welchen Elementen die Theologie der Alten hervorgegangen sei. Die Feldbau treibenden Völker müssen ihre Arbeiten nach den Jahreszeiten einrichten; sie sind an gewisse Zeitpunkte

gebunden, versäumen sie diese, so ist die Arbeit eines ganzen Jahres verloren. Beobachten allein reichte aber nicht aus, man mußte die Beobachtungen auch im Gedächtnisse behalten, um sich im nächstfolgenden Jahre darnach richten zu können. Das einfachste Mittel war, die verschiedenen Feldarbeiten nach der Erscheinung verschiedener Sterne anzuordnen.

Am meisten machten sich die beiden Jahresepochen bemerkbar; die eine, wo die Sonne sich gegen Mittag neigt, und zu fliehen scheint; die andere, da die Sonne gleichsam triumphirend gegen Norden heraufsteigt, und die Erde mit ihren Strahlen wieder erwärmt. Von der Periode, wo sie dem nächtlichen Hemisphär zueilt, ist es zu verstehen, wenn die Götter und Heroen in die Unterwelt reisen, oder rasend werden — denn sobald man die Idee nicht nur verkörperte, sondern auch anthropisirte, mußte geistige Finsterniß an die Stelle der physischen treten — oder herumirren, weil die Region, in welcher sie nach Sommermitte oder nach der Herbstgleiche sich befinden, eine finstere ist, also für die Lichtgottheiten eine fremde; oder zu ihren Gegnern in einem Dienstverhältnisse stehen, weil sie der eigenen (vegetativen) Kraft nun entbehren, oder entthront (d. h. aus der Zeitherrschaft verdrängt) werden, oder erblinden (wegen der Dunkelheit der Wintersonne) oder, wenn das Jahr zu Ende ist, durch sich selbst oder durch Andere den Tod erleiden. Wo der Cultus das Sterben der Zeit dramatisch darstellte, mußte es auch Gräber der Götter geben. Die spätere Generation schloß aus diesem Umstand auf vergötterte Menschen; man hätte aber bedenken sollen, daß die vielen in verschiedenen Ortschaften von einem und demselben Gott (Osiris) oder Heros (Ulysses) gezeigten Grä-

der nur auf ein allegorisches Wesen passen können, dessen Tod gleichzeitig in mehrern Ländern gefeiert wird. Ebenso ward in der Winterwende an vielen Orten die Geburt des Sonnengotts, und im Frühling dessen Vermählung mit der Erde gefeiert.

Als die verschiedenen Gattungen des Feldbaues erfunden waren, und das Bedürfniß nach mehrern Merkmalen am Sternhimmel sich fühlbar machte, alle Zeichen aber nicht sich im Gedächtnisse behalten ließen, da verfiel man auf den Gedanken, über gewisse Zeichen sich einzuverstehen. Man zeichnete also die Sinnbilder ab, wodurch die himmlischen Punkte bemerkt wurden. Die Wendekreise wurden durch zwei Grenzsteine oder Säulen (des Hermes) angedeutet. Um die verschiedenen Stationen der Sonne in den 12 Monaten zu bezeichnen, bildete man solche Thiere ab, deren Eigenschaften oder Verrichtungen einige Beziehung auf diejenigen Feldarbeiten hatten, die in den verschiedenen Jahreszeiten vorgenommen werden. Die Gestirne wurden als sinnbildliche Figuren gemalt, die auf die Feldarbeiten Beziehung hatten. Die Astronomie ist die Tochter der Agricultur. Bei Hesiod finden wir eine förmliche Witterungslehre, die ein Resultat vieler Beobachtungen der vorhergegangenen Zeitalter ist. Dennoch muß man zugeben, daß die Griechen, die in religiöse Geheimnisse verhüllten astronomischen Wahrheiten, die sie aus Aegypten und dem Orient überkommen hatten, nicht mehr verstanden; denn zu Hesiods Zeit war die Sternkunde der Hellenen noch im Keime, obgleich ihre Mythologie schon vollständig ausgebildet. Diese Erscheinung beweist, daß die Astronomie, als sie nach Griechenland gebracht wurde, bereits mit der Religion verwebt war. Als lange Zeit noch Hesiod Thales in dem Orient reiste, um dort zu lernen, wie die Finsternisse berechnet

werden müssen, war dort die Sternkunde nicht mehr allegorisch, die Buchstabenschrift bereits allgemein eingeführt. Hätte er die Bildersprache noch dort vorgefunden, würde er die neue Wissenschaft in der alten väterlichen Religion wieder erkannt haben.

Die Gewohnheit, alle Erscheinungen in der Natur zu personifiziren, erzeugte auch die Berg-, Wald- und Elementargeister. Jedes Thier, jede Pflanze war eine verkörperte Idee. Als aber die Völker ihre Sprache veränderten, sich an die genauere Buchstabenschrift banden, nahm das glänzende Reich der Phantasie ein Ende, das Zeitalter der Reflexion begann. Vormals wurden die Ideen gemalt; indem die geistigen Vorstellungen sich gleichsam verkörperten, bekamen sie unter den Augen des Lesers Gestalt, wodurch sie sich desto dauerhafter dem Gedächtniß einprägten. Als man aber anfing Töne zu malen, die nur hörbar sind, sich in der Luft verlieren, und keine Spur zurücklassen, so konnte man keineswegs durch Bilder bewerkstelligen, daß die Töne dem Auge sichtbar geworden wären. Ueberdies, da die Worte aus mehrern Buchstaben und Sylben bestehen, und dennoch jedes Wort nur Eine Idee ausdrückt, so konnte nicht jede Idee durch eine einzige Figur dargestellt werden. Ehedem wurde ein Wort nur durch Einen Charakter bezeichnet, jetzt sind eben so viele Charaktere nothwendig, als das Wort Buchstaben hat. Solchergestalt ist ein Wort gleichsam zerstückt und in mehrere Zeichen getheilt, deren jedes leblos und für die Sinne nicht fühlbar ist; folglich kann es kein Bild werden, sondern ist bloß ein Aggregat vereinigter Töne. Der Schreibende stellt sich also keine Bilder vor, sondern bemüht sich bloß die Zeichen der Töne richtig zu copiren, und die Wirkung zu schildern, die das Wort im Ohre, nicht in der Phantasie gemacht. Die belebten Figuren, diese einzelnen vollständigen Zei-

chen ganzer Worte und Redensarten wurden daher von jener Schrift verdrängt, in welcher ein jedes Wort durch mehrere, unter sich ganz verschiedene Zeichen dargestellt werden mußte. Nun wurde nicht mehr in Bildern geschrieben, man hörte auf, natürliche Dinge als Personen vorzustellen; Narciß ward wieder zur Blume, Daphne zur Lorbeerpflanze, und das Reich der Verwandlungen hatte sein Ende erreicht. Indessen mußte man die unzähligen Denkmale, welche das frühere Zeitalter angehäuft hatte, in die neue Schrift übersetzen. Insofern man aber den eigenthümlichen Styl der Alten aus den Augen verlor, konnte auch die Uebersetzung nicht richtig ausfallen. Denn entweder sind diese Denkmale sogleich übersetzt worden, und dann ist die Allegorie unverändert geblieben, weil sie damals noch nicht außer allem Gebrauch war, oder man hat die Uebersetzung erst nach langer Zeit gemacht; dann aber nahm man die Dinge ganz anders, man sprach von Gestirnen, Flüssen, Städten 2c. nicht mehr in Sinnbildern, und da diese verschiedenen Personen mit ihren Namen in die Jahrbücher eingetragen wurden, so hatte man sie auch ohne weitere Prüfung für wirkliche Personen angesehen.

Zwar hat man zu jeder Zeit zugestanden, daß die Mythologie Fabeln enthalte, aber will man der Wahrheit die Ehre geben, muß man bekennen, daß sie durchgängig fabelhaft ist. Es läßt sich doch nicht läugnen, daß in der Mythologie viele Gewässer, Pflanzen und Thiere in Menschengestalt erscheinen, und daß es heiße, jene Flüsse, Kräuter, Insecten, Vögel 2c. seien einst Menschen gewesen. Dergleichen Verwandlungen glaubt freilich Niemand, aber es muß doch eine Ursache vorhanden sein, daß sie ersonnen worden sind. Unseres Erachtens ist es keine andere als die schon erwähnte, daß in der Vorzeit die Naturgegenstän-

allegorisch abgebildet, die allegorischen Bilder ab[illegible]
nachher für wirkliche Personen genommen word[illegible]
sind. Wenn wir aber die Gestaltveränderungen f[illegible]
Redensarten der figürlichen Sprache halten, so we[illegible]
den wir nicht glauben, daß Prokne in eine Schwal[illegible]
umgestaltet worden sei, wohl aber, daß man d[illegible]
Schwalbe in eine weibliche Person verwandelt hab[illegible]
Folglich müssen alle Ovidischen Metamorphose[illegible]
im umgekehrten Sinne verstanden werden, d. [illegible]
nicht der König Picus ist in einen Specht verwan-
delt worden, sondern dieser in jenen. Wenn ab[illegible]
Picus ein allegorisches Wesen ist, so kann er ni[illegible]
ein wirklicher König in Latium gewesen sein. Ebens[illegible]
wenn jene Gefährten des Ulysses in Schweine ver-
wandelt wurden, kann er auch selbst nicht der Ge-
schichte angehören. Wie ist anzunehmen, daß Pan-
dion König in Athen gewesen, wenn seine Töchter
in Vögel verwandelt wurden? oder daß Minos in
Creta herrschte, wenn sein Sohn Stiergestalt hatte?
Die Existenz des Cecrops hält man für erwiesen,
weil sein Name in parischem Marmor eingegra-
ben, obgleich er doppelleibig, und von den Lenden
abwärts Schlange war, obgleich seine Tochter
Aglaure von Athene in Stein verwandelt ward. Er-
dichtete Wesen stehen nur mit Ihresgleichen, nicht
aber mit wirklichen Personen in Verbindung. Laßt
uns also gestehen, daß die Mythologie durchaus
fabelhaft ist; ihre Theile hängen dergestalt zusam-
men, daß man entweder Nichts oder Alles für alle-
gorisch erklären muß. Die Familien von 10 oder
12 Generationen sind durch Ehebündnisse so in ein-
ander verflochten, daß sie zusammen nur Eine aus-
machen. Nun aber kann ein erdichteter Fürst seine
Töchter, die gleichfalls nur erdichtet sein können,
nicht an wirkliche Prinzen verheirathen. Wenn
ferner die aus solchen Verbindungen erzeugten Kin-
der auch allegorisch sind, so muß man nothwendig

das Ganze für Allegorie halten. Es muß einleuchten, daß die mythologische Geschichte nichts anders sei als die Geschichte der Natur in Bildern dargestellt. Da aber die Erd- und Himmelskunde sich nicht von einander trennen lassen, so müssen auch die allegorischen Darstellungen der Erd- und Himmelskörper ein Ganzes ausmachen.

Indeß wird doch Mancher, der diese Bemerkungen liest, jenem Theil der Geschichten, welcher hier für Fabel erklärt ist, nicht so leicht entsagen. Sie war ein Gegenstand unserer ersten Studien, beschäftigte uns angenehm in der Kindheit, die sinnreichen Dichtungen ergötzten uns in Mußestunden. Wie soll man nun plötzlich die Existenz jener Heroen läugnen, deren Namen durch ein hohes Alterthum geheiligt ist? vernichten jene Bücher, Aufschriften und Marmormonumente, die das Dasein vieler von jenen Königen bezeugen? „Es gibt," sagen die Anhänger hergebrachter Irrthümer, „ohne Zweifel manche Fabeln in der griechischen Geschichte, sondern wir nur die Fabeln ab, es bleibt der reinen Wahrheit noch genug übrig." So argumentirt das große Publicum, „denn das Hergebrachte" sagt Welcker, „und das viel Wiederholte übt über die meisten Menschen große Gewalt aus. Den meisten gilt auch in Sachen der Ueberlieferung, worin sich so selten Wahrheit ausspricht, die Volksstimme. Unerschüttert herrscht sie, so lange nicht die wissenschaftliche Forschung entgegen tritt und das erkennbar Wirkliche von Dichtungen und falschen Auslegungen mit strenger Unbefangenheit zu scheiden sich ermuntert.[1] Und Ottfried Müller klagt: Die älteste Völkergeschichte wird nicht viel anders behandelt als die geheime Geschichte europäischer Kabinette; sinnvolle Namenaufzählungen von Mysterienkönigen werden, wie Successionen heutiger Fürsten, mit einem oft

[1] Rh. Mus. 1, S. 270.

lächerlichen Scharfsinn und mit einer Kritik berich-
tigt, die nicht unkritischer gedacht werden kann." [1]

Es ist also wenig ausgerichtet, wenn wir be-
zweifeln, daß Romulus von einem Gott gezeugt,
von einer Wölfin gesäugt worden, und lebendigen
Leibes in den Himmel gefahren sei; sondern die
Nichtexistenz des Helden selbst, die Nichtexistenz dieses
ersten Königs der Römer ist darzuthun. Beweist man
sein Dasein dadurch, daß Plutarch seine Biographie
geschrieben, so beweist man nur, daß die Alten
sich selbst betrogen als sie allegorische Wesen für
wirkliche nahmen. Eine unechte Medaille bleibt
unecht, obschon sie von Erz ist, und wenn man
die Echtheit derselben untersucht, so sieht man nicht
auf die Dauerhaftigkeit der Materie, sondern auf
den Inhalt der Aufschrift. Das hohe Alter einer
Geschichte ist eben so wenig ein Beweis von ihrer
Wahrheit, denn sonst könnte die Fabel mit der Zeit
zur Geschichte werden. Mancher Irrthum ist bis
jetzt nur deßhalb nicht entdeckt worden, weil man
darüber keine Untersuchungen anstellte. Wenn man
jetzt im Stande ist, einiges Licht über manche noch
dunkle Partien der alten Geschichte zu verbreiten,
so kommt es daher, daß in unserm Jahrhundert
der Untersuchungsgeist nicht mehr so schwere Fes-
seln trägt.

[1] Orchomenus S. 4 d. zw. Ausg.

Erstes Capitel.

Monotheismus ist die älteste Religionsform bei allen Völkern, nur die Israeliten beginnen mit Vielgötterei und gehen im Laufe der Zeiten zu gereinigtern Vorstellungen vom Wesen Gottes über.

„Wie Sonne und Mond, Himmel, Erde und Meer allen Menschen gemein sind, und nur bei andern Völkern anders genannt werden, so gibt es nach Verschiedenheit der Völker verschiedene Benennungen und Verehrungen jenes einzigen Wesens, das alle Dinge in Ordnung hält."

Plutarch.

Die Astronomie war die große Wissenschaft der Alten, ihre vornehmste Beschäftigung, denn sie enthielt die Geschichte der Götter, und in den Mysterien wurde der Eingeweihte — dessen Seele nach dem Tode in einen Stern übergehen sollte — noch bei Leibes Leben mit den Sternen verglichen, deren Kreisläufe die Initiirten in mystischen Reigentänzen nachahmten. Die Sternkunde herrschte in Indien, Persien, Chaldäa, Aegypten, Griechenland, ja selbst bei den celtischen Völkern des Abendlands, wo sie von den Druiden fortgepflanzt wurde. Allenthalben errichtete man Observatorien, Thürme, die bis an den Himmel reichten, Labyrinthe, deren Bauart calendarische Anspielungen enthielt — denn das ägyptische (Herod. II, 148.) mahnt in seinen zwölf Höfen, mit gegen einander überstehenden Thoren, deren sechs gegen Mittag und sechs gegen Mitternacht, an den Thierkreis mit seinen zwölf Stationen der Sonne, deren eine Hälfte die südliche, die andere die nördliche Hemisphäre bildet;

und die 3000 Gemächer, wovon die eine Hälfte über, die andere unter der Erde, sollten auf die 3000jährige Wanderung der Seelen (Herod. II, 123.) durch die Sternenbahn (Macrob. Somn. Sc.) anspielen; Pyramiden, in deren Innerem Vorrichtungen waren, welche bewiesen, daß diese Gebäude astronomischen Zwecken dienten (Dorneden's Phamenophis S. 250 und dessen N. Theorie z. Erkl. d. Myth. S. 452.); der römische Circus mit seinen zwölf Pforten und den an beiden Enden angebrachten, die Sonnenwenden verbildlichenden Säulen (metae), um welche die den Sonnenwagen vorstellenden Wagen sich wendeten u. s. w.; die Tempel nach Sonnenaufgang gerichtet; Städte mit sieben Thoren zu Ehren der Planeten; Burgen mit sieben Mauern, deren jede die einem andern Planeten geweihte Farbe trug (Herod. I, 98.). Der Belustempel wollte in seinen acht Stockwerken auf den Fixsternhimmel über den sieben Himmeln anspielen, und die Chinesen, welche — wie die Scandinavier — neun Himmel annehmen, bauten einen Porzellanthurm mit neun Stockwerken. Ganze Reiche waren in so viele Regionen getheilt, wie der Himmel, wovon jede den Namen des Sternbildes oder Decans trug, unter dessen Aufsicht sie stand. Attica zählte 12 Ortschaften, Aegypten 36 Nomen (weil alle 10 Tage ein anderer Planet regiert), Indien 56 Weltregionen (Ritter Erdk. As. III, S. 43. IV. 1. S. 751.), und die Chinesen, deren Astronomie auf indischem Boden ruht, bringen sämmtliche Gestirne unter 56 Himmelsreviere (Du Halde Chin. Reich II, S. 28.). Babylon war mit einer Mauer von 360 (nach Andern 365) Stadien umgeben; Rom sollte — wie die mythische Stadt Ver von Dschemschid — am ersten Frühlingstag erbaut worden sein u. s. w. Unzählige Priester waren geschäftig eine Menge astronomischer Idole aufzustellen, die ent

weder die Sonne oder den Mond mit seinen Phasen, oder die Planeten, die Constellationen, die verschiedenen Himmelspunkte, die allegorischen Zeichen des Tages, der Nacht, des Morgens und Abends, die Punkte der Sonnenstände und Nachtgleichen, der Monate, Wochen und Tage, kurz, die alles dasjenige vorstellten, was nach der primitiven Bilderschrift eine Person sein konnte, oder was in frühern Zeiten zur Anordnung der Feldarbeiten diente, und in der Folge, als die Bilder für das göttliche Wesen selbst gehalten wurden, ein Gegenstand der Verehrung ward. Denn zuerst bezeichnete man die Eigenschaften Gottes durch Bilder, später hielt man sie für wirkliche Wesen; für Priester, Könige und Heroen; so wurden Irrthümer nicht allein mit der Geschichte, sondern auch mit der Religion verflochten.

Da die älteste Poesie aus Hymnen zum Lobe der Götter bestand — die dem Homer und Orpheus zugeschriebenen beziehen sich auf Constellationen und Planeten — die ersten Epopöen nur erweiterte Hymnen waren, so versteht sich von selbst, daß ihr Inhalt astronomisch war, z. B. das von dem Rhodier Apollonius besungene Schiff Argo mit 12 oder 52 Ruderern besetzt — je nachdem Monate oder Wochen zu verstehen sind — steuert am Himmel. Die von Homer gefeierte Penelope, die ihr Gewebe allnächtlich wieder auftrennt, von 50 Dienerinnen und 30 oder 12mal 9 Freiern umringt ist, erkennt man leicht als das Mondenjahr; so wie ihren Gemahl, dem 360 Schweine an 12 Kufen stehen, und dessen Hund Argus in dem Momente seiner Rückkehr stirbt, als das mit dem Aufgang des Hundssterns geschlossene und eröffnete Sonnenjahr der Hellenen. Troja wird von 52 Heerführern umrungen und in der Sommerwende in Brand gesteckt; das siebenthorige Theben von 7 Königen bela-

deren sieben Scheiterhaufen den Schluß des Gedichtes bilden. Nonnus besang den Siegeszug des Weingotts nach dem Orient, den er sich mit einem Heere von Winzerinnen unterwürfig macht, die nur mit Rebstöcken bewaffnet sind. Virgil sang von der (herbstlichen) Hinabfahrt des Jahrgotts (Aeneas) in die Unterwelt, und von seinen Kämpfen mit dem (naturfeindlichen) Turnus, der niemand anders als der durch heiße Sommerglut alle Pflanzen vernichtende Mars selber war, der in Assyrien Turas (Altus) hieß, ein Name, dessen Bedeutung in des Romulus Prädicat: Altellus, wieder zum Vorschein kommt, und sich auf den höchsten Stand der Sonne um Sommermitte bezieht. Ovid versinnlichte in der Geschichte Deucalions und Phaethons den jährlichen Untergang der Welt durch Wasser und Feuer in der Winter- und Sommerwende, wenn die Sonne im Zeichen des Wassermanns oder des Löwen sich befindet; Claudian besang die herbstliche Geschichte vom Raube der Proserpina durch Pluto, d. h. vom Verschwinden der Vegetation, wenn die Sonne sich der winterlichen Hemisphäre zuneigt. Wenn Homer den Zeus und die übrigen Götter zu dem Vater Ocean ins Land der Aethiopen reisen ließ, um dort zwölf Tage zu verweilen, so dachte er an die Schalttage, deren man bedurfte, um das aus 354 Tagen bestehende Mondenjahr mit dem Sonnenjahr auszugleichen. Denn Ocean ist auch ein Zeitenstrom, Vater aller Götter genannt, weil diese die einzelnen Theile der Zeit sind, und seine 50 Töchter wird Jederman als die Wochen des Jahres erkennen. Weil an den Schalttagen, die nicht zum Jahre gezählt wurden, kein Geschäft unternommen ward, so erwartet Thetis des Zeus Rückkehr vom Ocean, anstatt sogleich hinzugehen, um die gewünschte Rache für Achilles beim Zeus auszuwirken. Die von der Iris vorgeschützte

Unaufschieblichkeit der Reise zum Ocean (Il. 23, 205 ff.) erklärt sich durch das Einfallen der Zusatztage. Ihre Entfernung war an diesen Moment gebunden. Und weil Oceanus der bürgerliche Tag, aus dessen Zusammensetzung Wochen, Monate ꝛc. entstehen, [1] so muß er auch eine Gemahlin haben, mit der er diese Zeittheile zeugen kann. Darum wird seine Gemahlin Tethys von der Juno: „Mutter aller Götter" genannt. Nur in den Zusatztagen (Epagomenen) hört des Oceans Zeugungsthätigkeit auf, weil diese nicht in den Kalender mitgezählt wurden. Um diese Zeit lebte Oceanus mit Tethys in Unfrieden. Wenn nun Juno zu ihm reist, um ihn mit seiner Gattin auszusöhnen, so heißt dies: In den Schalttagen wird das neue Jahr geschaffen, die Zeugung der Zeit nimmt nach erfolgter Aussöhnung wieder ihren Fortgang. Das Hängen der Juno, womit die Reisende von ihrem Gemahl bedroht ward (Il. 15, 19.), läßt sich nur aus den der Mondgöttin vom Cultus angestellten Schwebefesten [2] erklären, wovon Artemis (Paus. VIII, 23, 5.), sowohl als Here: die Erdrosselte (ἀπαγχομενη) hieß, weil sich in Caphya die Sage erst gebildet hatte, als man das Hängen der Diana eben so wenig mehr verstand wie Homer das Hängen der Here. [3]

Aus dem Vorhergehenden ließe sich aber leicht die falsche Vorstellung erzeugen, als wäre der Gottheitsbegriff der sogenannten Heiden ganz in den Kalender aufgegangen. Zur Steuer der Wahrheit

[1] οσπερ γενεσις παντεσσι τετυκται.

[2] In Indien zu Ehren der Bhavani.

[3] Hätte man sich Artemis nicht als Göttin, sondern wie die Erigone, als Heroine gedacht, würde die Mythe nicht berichtet haben: „Spielende Knaben legten um das Bild der Göttin einen Strick, um sie zu erdrosseln," sondern „Artemis ist von ihnen erdrosselt worden."

muß man vielmehr bekennen, daß die Lehre von einem unerschaffenen, ewigen, nicht durch Gestalt wahrnehmbaren, nur in seinen Wirkungen sich offenbarenden Gott in fast allen Religionssystemen der alten Welt angetroffen wird. Indem hier nur vorübergehend an die celtischen Druiden erinnert werden kann, welche in ihren Mysterien die Lehre von der Einheit Gottes und der Unsterblichkeit der Seele vortrugen (Echo du Monde savant 22. Dec. 1844, vgl. d. Ztschr. „Ausland" 1831, Nr. 58.); und in Beziehung auf die Germanen ihr Waldcultus aus der Vorstellung entstand, daß die Gottheit sich in keinen Raum einsperren lasse; soll hier noch der Römer gedacht werden, die in den ersten Jahrhunderten keine Bilderverehrung kannten (Plut. Num. 8.), und der Phönizier, in deren Tempeln des Hercules zu Tyrus und Gades man nur das ewige Feuer aber kein Bild erblickte (Herod. II, 44. Sil. B. 9. III, 29.), der Babylonier, in deren Tempel des Bel sich kein Bildniß des Gottes fand (Herod. I, 187.), der Perser, deren Intoleranz gegen den Bilderdienst aus dem Verfahren des Cambyses in Aegypten (Herod. III, 29. 37.) und des Assyrerkönigs aus der Bibel (Jes. 37, 24.) bekannt ist. Der indische Brahma als vornehmster Gott, der alle andern Götter (die Zeittheile) aus sich erzeugte, daher ein indischer Spruch sagt: „die Götter sind jünger als die Schöpfung," dieser Brahma hat weder Bild noch Tempel. Die Sintureligion, die ursprüngliche in Japan, kennt keine Bilder; Confutsee verwarf den Götzendienst. Auch die Slaven besaßen kein Bild von ihrem obersten Gotte. (Nullae effigies expressae, sagt Helmold). Perun wurde im Freien verehrt. Ihm brannte aber das ewige Feuer (Hanusch slav. Myth. S. 98.). Wollte man dies als Elementardienst deuten, so müßte man auch den Mosaismus desselben beschuldigen; denn auch

im Tempel zu Jerusalem durfte, wie in jenem der Vesta zu Rom, das ewige Feuer nicht verlöschen (3 Mos. 6, 6.). Die bildlose Gottesverehrung unter den alten Deutschen hatte Joh. v. Müller (Allg. Gesch. I, S. 393.) zu dem falschen Schlusse verleitet, als sei Mangel an Kunstfertigkeit (!) die Ursache hievon. So wenig ist man geneigt, den Heiden eine würdige Vorstellung von der Gottheit zuzugestehen. Aus dem Plinius (34, 10.) weiß man, daß erst als der Luxus die Grundlage des Staates zu unterwühlen begann, man sich anschickte, kostbare Bildsäulen zu errichten, in Numa's Zeit wollte man nicht „das Höhere durch das Niedere dargestellt" sehen. (Plut. Num. 8.). Eine sinnliche Religion hätte in Ermanglung von Kunstfertigkeit einen unförmlichen Kloß oder Stein zur Verehrung aufgestellt. Erst die Bekanntschaft mit dem Götterdienst der Griechen änderte auch in Latium die Lage der Dinge. Und doch war auch unter den Hellenen der Monotheismus nicht fremd. Der orphische Hymnus (in den Fragm.) lautet:

„Zeus ist der Erste, Zeus auch der Letzte der Götter,
Zeus ist das Haupt und die Mitt' und von Zeus ist Alles gegründet,
— — — — — — — —
Zeus ist Wurzel der Erd' und des sternebesäeten Himmels,
Zeus ein wehender Hauch, Zeus stürmender Flamme Gewaltschritt,
Zeus des Meeres tiefunterster Grund, ist Sonne, wie Mondlicht,
Ist der König des Alls und urbewegende Grundkraft."

Antiphanes sagt: „Gott wird durch kein Abbild erkannt, nicht mit Augen gesehen, ist durch kein Bild erkennbar." [1] Alle Götter sind in Zeus enthalten (Herod. II, 52.), denn zu Dodona, dem Orakelorte des Zeus wußte man noch keine Namen der

[1] Θεος απο εικονος ου γνωριζεται, οφθαλμοις ουχ ορᾶται, ουδενι εοικε· διοπερ αυτον ουδεις εκμαθεῖν 'εξ εικονος δυναται.

einzelnen Götter. Er heißt: „der ewig Eine“ (Jamblich. de myst.) das „Wesen der Wesen.“ Xenophanes sagt von ihm:

„Einer nur sieht, es denket nur Einer, Einer nur höret
Sonder Mühe der Eine mit Denkkraft jegliches schwingend.“ [1]

Plato (Conviv.) nennt Zeus den „Ungebornen,“ Thales nennt ihn den „Anfanglosen“ (Plut. de decr. Philos. I, 3.). Plato hatte seine Weisheit aus der Mysteriosophie entlehnt. Dort mochte er Sätze, wie die folgenden, vernommen haben: „Zwei Götter kann die Welt nicht ertragen“ (Politic.). „Ein Vater des All, Lebensquell, Wesenherr, Göttervater, Urbild der Welt“ (Tim.). Socrates hatte darum sich nicht in die Mysterien einweihen lassen, weil auf die Mittheilung der daselbst vorgetragenen reinern Lehren vom Wesen Gottes an die Laien, Todesstrafe stand, jener Weise aber die Wahrheit nicht seinen Nebenmenschen vorenthalten wollte. Also war der Monotheismus den Hellenen wohl bekannt, wenn auch nur den Auserwählten als Geheimlehre vorgetragen. Das hohe Alter der orphischen Hymnen haben die Zeitgenossen Plato's wegen des der Volksreligion widerstrebenden geistigern Inhalts als unrecht ausgegeben. Das kam aber daher, weil man die Uneingeweihten über Gedichte, welche das Innerste der Mysterienlehre berührten, täuschen wollte. Dann erklärt sich, warum in den ersten christlichen Jahrhunderten, wo man sich gegen die von den Kirchenvätern gemachten Anschuldigungen vertheidigen wollte, diese Zweifel aufhörten. Homer und Hesiod unterstützten zwar nicht diese dem Monotheismus der Hellenen förderliche Ansicht, denn sie sind nur Volksdichter, die den aus den Tempelarchiven benützten Sagenstoff

[1] Fragm. bei Clem. Al. Strom. V. S. 601. Euseb. Pr. ev. 18, 13.

oft selbst nicht mehr verstanden, und nur für ihren Zweck mit dichterischer Freiheit benutzten. Aber der in die Eleusinischen Geheimnisse eingeweihte Aeschylus redet in den „Schutzflehenden" (V. 527 ff.) also vom höchsten Gott:

„König der Könige, der Seligen
Seligster, der Mächtigen
Glückseliger Zeus."

Im „Agamemnon" (V. 1484.) nennt er ihn die „Ursache aller Dinge" und den „Allesvollbringer,"[1] in den „Eumeniden" (V. 1086.) heißt er „allschauend."[2] Plutarch (de Is.) ermahnt: „Wenn du das, was von den Göttern erzählt wird, und die Erklärungen der Ausleger mit Weisheit anhörst, vor allen Dingen aber dich überzeugst, daß Opfer und Ceremonien den Göttern nicht so angenehm sind als richtige Begriffe von ihnen, so wirst du dem Aberglauben entgehen, welcher kein geringeres Uebel ist als die Gottesläugnung." (Hier also können unter Götter nur die Naturkräfte verstanden sein, die man nicht für selbständige Wesen nehmen soll). Eine Verehrung bloßer Naturkräfte als getrennt vom Wesen des Zeus mochte dieser Philosoph wohl auch nicht billigen, denn er warnt davor, „die Gottheiten in bloße Winde, Ströme und Saaten oder in Veränderungen der Erdoberfläche und der Jahreszeiten umzuschaffen, so wie Manche den Bacchus zum Wein, und den Vulcan zum Feuer machen, oder wie ein gewisser Dichter von den Schnittern singt:

„Wenn die fröhlichen Mäher die Glieder der Ceres zerschneiden."

Denn dies kommt grade so heraus, als wenn man Segel, Tau und Anker für den Steuermann,

[1] Παναιτιος, πανεργετης.

[2] Πανοπτας.

Faden und Einschlag für den Weber oder Becher und Honigtrank für den Arzt selbst nehmen wollte.“ Ebendaselbst tadelt er diejenigen, „welche die ehernen, gemalten und steinernen Bilder nicht für bloße Ehrenzeichen der Götter halten, sondern sie selbst Götter nennen, und sich nicht zu sagen scheuen: Lachares hat der Athene ihr Gewand ausgezogen,[1] Dionysius hat dem Apollo die goldenen Locken abgeschoren, oder der capitolinische Jupiter ist im Bürgerkrieg verbrannt worden, Reden, durch die man leicht zu gottlosen Meinungen verführt werde.“ Daß das Bild nur die Andacht fixire, nicht aber selbst göttlich verehrt werde, rühmte Hecatäus von den Aegyptern (Diog. Laert. Prooem. 7.). Ihres Thierdienstes halber ist diese weise Nation von oberflächlichen Köpfen oft verspottet worden, weil man nicht berücksichtigte, daß jene Thiere nicht Götterbilder sondern ursprünglich Kalenderzeichen waren, die an das Wirken des Schöpfers in dieser oder jener Jahreszeit erinnern sollten. Die Aegypter hatten ihren Cultus aus dem Mutterlande Indien über Aethiopien in die neue Heimath verpflanzt. Isuren und Isani hießen jetzt Osiris (oder Hysiris, wie ihn Hellanicus, Herodots Zeitgenosse nennt) und Isis; der Sphinx war unverändert herübergekommen, erst unter den Griechen änderte er sein Geschlecht. Dieselben Thiere, die am Ganges für heilig galten, waren es noch am Nil. Dieselben Speisen, welche dort gemieden wurden, verunreinigten auch hier; selbst den Thierkreis, dessen Anordnung nur auf das indische Clima paßte, hatte man hier unverändert beibehalten! Und dennoch sollten die Erbauer der Pyramiden, deren noch großartigere Vorbilder die indischen Pagoden sind,[2] Käfer, Katzen und Spitz-

[1] Um sich Geld zu verschaffen.

[2] Die große Pagode in der Nähe von Seraing mißt 1000 Fuß im Umkreise, ist 170 Fuß hoch, und jene von [illegible] wäre

mäuse für die Gottheit selber gehalten haben? Schon die von Plutarch (de Is. c. 76.) uns aufbehaltene Aufschrift über dem Tempel zu Sais:

„Ich bin alles Geschaffene, Seiende und Werdende.“[1]

von welcher der bei Pausanias (X, 12, 5.) dem Zeus geweihte Spruch:

„Zeus war, Zeus ist, Zeus wird sein“[2]

vielleicht nur eine Nachbildung ist, sollte von dem Verstande der Aegypter uns eine vortheilhaftere Meinung beibringen. Zwar herrscht auch in Indien Polylatrie, und diese, wird man sagen, hat den Weg nach Aegypten gefunden; aber die Mysterlosophie der Priesterkaste wird dann wohl auch nicht zurück geblieben sein. Nirgendwo jedoch hatte man würdigere Begriffe vom Wesen Gottes in Wort und Schrift verbreitet als unter den Bramahnen.

Sonnerat (Reis. S. 255.) theilt seinen Lesern ihr Glaubensbekenntniß in folgenden Worten mit, die ihres erhabenen Inhaltes wegen hier unverkürzt wiederzugeben gestattet sei: „Das höchste Wesen, das Einige Wischnu, Andere aber Schiwa nennen, ist der Grund aller Elemente, Bewegungen und Handlungen, worauf das Leben und die Zeit beruht. Es vermischt sich unsern Seelen, und gibt ihnen ihr Dasein. Es hat Alles erschaffen, und wird einst Alles zerstören. Alle untern Gottheiten sind nur seine Geschöpfe. Sein Wesen gleicht einem Lichte, verbreitet sich überall, ist von Ewigkeit her,

noch größer geworden, hätte man sie vollendet. Schon die dazu bestimmten Löwen fand man 90 Fuß hoch. Sie hätte also der Anlage nach die meisten ägyptischen Pyramiden übertroffen. (Brockhaus Bl. f. lit. Unterh. 1842 S. 10. 11.).

[1] Εγω ειμι το πᾶν το γεγονος, και ον, και εσομενον.

[2] Ζευς ἦν, Ζευς εστι, Ζευς εσσεται.

ungeboren und wird zu allen Zeiten sein. Nur er allein kennt sich, allen Andern ist er unbegreiflich. Selbst die Götter erkennen sein Wesen nicht, seine höchste Substanz ist es, welche der Sonne und dem Monde ihr Licht ertheilt. Er allein hat Menschen und Thiere erschaffen, seine Güte zu offenbaren. Bald scheint er empfindungslos, ohne Eigenschaft, bald hingegen befindet er sich gleich einem Feuer im Holz, im Steine, im Wasser, in der Luft. Er ist im Innern aller Dinge. Obgleich keinen Körper anzunehmen fähig, nimmt er doch zuweilen Gestalt an, ist aber weder der Lust noch des Schmerzes fähig, seinem Wesen nach von allen Veränderungen frei. Obgleich unendlich kleiner als ein Sonnenstäubchen, ist er doch größer als die ganze Welt. Er hat nicht die geringste wirkliche Verbindung mit der Materie, so wie die von dem Wasser zurückgeworfenen Mondstrahlen sich mit dem Wasser zu bewegen scheinen, ohne daß eine wirkliche Verbindung zwischen dem Wasser und dem Monde vorhanden ist. Was die Götter betrifft, die unter so vielen Bildern verehrt werden, so hat man ihnen diese Gestalten bloß der Unwissenden und Geistesschwachen wegen gegeben, die etwas Sinnliches haben müssen. Sie würden die Güte und Größe des höchsten Wesens ohne jene Bilder, welche dessen Eigenschaften vorstellen, und woraus man so viele verschiedene Götter gemacht hat, nicht begreifen können. Diejenigen aber, welche Gott im Geiste erfassen, haben keine Götzen nöthig."

Damit stimmen die von Jones gegebenen Auszüge aus einem Upanischad (Commentar) zum Yayur-Veda: „Wer nur das Aeußere der Gottheit verehrt (d. h. sie sich unter irgend einer Gestalt vorstellt), der kommt in den Abgrund des Todes, wer aber sein abstractes Wesen verehrt, wird Un-

sterblichkeit erlangen.“ Ferner in Beziehung auf die Unsterblichkeit der Seele: „Der Alles durchdringende Geist, welcher die Sonne erleuchtet, sogar derselbe der Art nach, bin ich, wenn auch dem Grade nach unendlich entfernt. Meine Seele wird zum Urgeist zurückkehren, nur mein Leib in Staub zerfallen.“

Schon die Alten haben ihnen die günstigsten Zeugnisse ausgestellt. Philostrat (im Leben des Apollonius 3, 11.) spricht es aus, daß in Indien die höchste Gottheit alles leite. Bardesanes (bei Eusebius Praep. ev. 6, 10.) meint, es gebe Tausende von Brahmanen, die nach Tradition und Gesetz keine Bilder verehrten, und allein auf die Gottheit den Geist richten. Hören wir nun auch neuere Reisende: Der in indischen Studien ergraute Colebrooke sagt, daß der Monotheismus schon in den Veda's klar ausgesprochen sei (Asiatic Research. II. p. 279. VIII. p. 369. 494.). Von ihm mitgetheilte Stellen aus ihren Religionsschriften lauten: „Der Herr der Schöpfung, der alle Räume durchdringt, war früher als das All“ (As. Res. VIII. p. 431.). „Wer weiß es, wann und warum die Schöpfung ward? Sind doch die Götter selbst später als die Schöpfung! Der Lenker des All's weiß es, kein Anderer kann darüber Kunde geben.“ (Ebds. p. 405.) Jones citirt in seinen Werken (XIII. p. 373.) folgende Stelle aus dem Veda: „Es ist ein lebendiger Gott, ewig, körperlos, untheilbar, ohne Leidenschaft, allmächtig, allweise, allgütig, Schöpfer und Erhalter aller Wesen.“ Das Gesetz Menu, dessen hohes Alterthum sich daraus ermessen läßt, daß es, seiner minutiösen Bestimmungen über die unbedeutendsten politischen und Religionsvorschriften ungeachtet, der schon zu Alexanders Zeit herrschenden Sitte des Wittwenverbrennens nicht gedenkt, obschon ein ganzer Abschnitt des Buches von den

Vorschriften über die Weiber handelt, — das Gesetz Menus (XII, 85. 87. 122.) sagt es ausdrücklich, daß die Veda's nur Einen Gott als Herrn aller Wesen lehren. Im Yajur-Veda lautet es: „Ueber den Sonnen hinaus scheint keine Sonne mehr, sondern die Gottheit selbst strahlt dort allein und gibt dem Universum sein Licht.“ Diese Ansicht ist aber keine priesterliche Geheimlehre, denn an den Veda's haben die drei ersten Stände gleichen Theil, nämlich die Kschetryas und Sudra's dürfen, wenn auch nicht selbst darin lesen, so doch von dem daraus vorlesenden Braminen durch Anhören mit ihrem Inhalt bekannt werden.

Eben so erhaben sind die Vorstellungen von der Gottheit in vielen heiligen Poesien, die vor dem Volke öffentlich gesungen werden. Im hohen Liede der Inder, im Bhagavat-Gita spricht Krischna (Ges. VII, 6:)

„Ich bin der ganzen Welt Urheber und Zerstörer
Nichts gibt es, das vor mir gewesen wäre — — —
Das Weltall ist an mich gereiht wie an die Perlenschnur die Perlen.“

V. 24:

„Mich Unsichtbaren, halten Thörichte für sichtbar,
Nicht kennend meine hohe, ew'ge überragende Natur.
— — — — — — — — —
Die blöde Welt erkennt den Niegebornen, Nievergehenden nicht.
Ich kenne alle Wesen, die da waren, die da sind,
Und die noch werden sein, mich kennt Keiner.“

XIII, 12:

„Das Wissenswerthe sag' ich jetzt, deß Kenner Himmelsbrod genießt,
Das Anfanglose, Höchste, Brahma ist's, der weder Sein noch Nichtsein,
Der überall mit Hand und Fuß, mit Aug und Haupt und Mund versehn,
Und überall auch mit Gehör in dieser Welt wohnt, sie umfassend,
Der frei von allen Sinnen, mit der Sinne Kräften strahlt,
Vom Hange frei, das All' erhält, von Trieben frei sich ihrer freut.
Der in den Wesen ist und außerhalb, beweglich, unbeweglich,
Der Feinheit wegen nicht zu schauen, fern und nah,
Untheilbar und doch nie getheilt, bestehend in den Wesen,
Erhalter aller Wesen, ihr Tödter und Erzeuger.“

Der Schaſta (Canon sc. der Gläubigen), welchen Brahma ſelbſt in der Götterſprache verfaßt haben ſoll, als einziges Mittel für die gefallenen Geiſter ihre Seligkeit wieder herzuſtellen, der Schaſta alſo beginnt mit den Worten: „Gott iſt Ewig und der Eine (Ekhumesha), Schöpfer aller Dinge, er gleicht einer Kugel, weil er ohne Anfang und ohne Ende. Er beherrſcht die Schöpfung nach unwandelbaren Geſetzen u. ſ. w.“ (Holwell's Nachr. v. Hindoſtan S. 205.) Die Kugelform geben auch die Aegypter dem Oſiris (vgl. Taf. I. Fig. 1.) und der Iſis (Fig. 2.), dem Erſtern auf den Kopf, der Andern in die Hand, von welchem Volke dieſes Bild zu den Griechen überging. „Gott (d. h. das All) iſt kugelartig“ ſagt Xenophanes (Diog. Laert. IX, 19.) Um aber anzudeuten, daß Gott ohne Anfang und ohne Ende ſei, zeichnen die Inder den Brahma in eine Mantelkugel gehüllt, ſeine Fußzehe zum Munde führend, (vgl. Fig. 3.) oder wie R. Müller erklärt: theils das Zurückziehen in ſich ſelbſt anzudeuten, theils auch das Unerforſchbare ſeiner Natur zu verſinnlichen. Damit ließe ſich die ägyptiſche Zeitſchlange vergleichen, die ihren Schwanz im Maule hält. Auf den Ruinen von Perſepolis iſt die Gottheit abgebildet als die in einer Blume ſitzende geflügelte Halbfigur, umgürtet mit dem Ringe der Ewigkeit, den kleinern Ring der Zeit an der Hand tragend.

Dieſe Bilder ſind lediglich Symbole der Eigenſchaften Gottes, wie man an der Statue des indiſchen Feuergottes Schiwa Iſuren, dem Urheber des Lebens und des Todes, am deutlichſten bemerken kann. Er erſcheint auf der hier gegebenen Abbildung (Fig. 4.) auf einem Fußgeſtelle ſitzend mit ſechszehn Armen, deren Hände alle gefüllt ſind. Die rechten Arme halten das Feuer (deſſen Wirkſamkeit belebend und zerſtörend), Geld, eine Trom-

mel (deren Töne wie die Klänge der ehernen Kessel zu Dodona, die Unfruchtbarkeit wirkenden Dämonen vertreiben sollen), einen Rosenkranz (dessen Kügelchen an der Zahl den Namen Wischnu's und den Verwandlungen Brahma's — denn diese Beiden sind mit Schiwa Ein Wesen: die göttliche Trimurti — gleich kommen), ein Seil, einen Stab (Symb. der Herrschaft), ein Rad (die Ewigkeit), eine Schlange (Sinnbild der Verjüngungskraft); die linken Arme hingegen ein Herz, ein musikalisches Spielwerk (denn spielend, lehren die Braminen, hat Gott die Welt geschaffen, wobei man sich der Spielsachen des Dionysus erinnert, die in seinen Mysterien den Initiirten gezeigt wurden), eine Schelle (weil der Ton die Welt geschaffen, auf welches den ganzen Orient durchziehende Dogma wir im Verfolge zurückkommen werden), eine Schale (Symb. der Gebärmutter), eine Kette, das Haupt eines Brahmanen, einen Dreispitz (das männliche Zeichen des Schiwa, Symb. seiner belebenden Kraft), und ein Beil (Symb. seiner tödtenden Eigenschaft). Er hat die Haut eines Elephanten über seine Schultern geworfen, weil achte von diesen Thieren die Träger der Zeitwelt sind, und ist (wie Dionysus) mit einem Tigerfell bekleidet (weil dessen Flecken die Sterne des Firmaments versinnlichen). Die vielen ihn umzüngelnden Schlangen beziehen sich auf die Jahresumläufe. Die Schelle an dem Halse hat gleichen Sinn mit der vorerwähnten, die vielen Köpfe Brahma's bedeuten das jährliche Sterben der Natur, denn Brahma, heißt es, stirbt jährlich oder alle 100 Jahre; die Blumen beziehen sich auf die alljährliche Wiederschöpfung der Vegetation, so wie das Halsband von Todtenknochen seines eigenen bereits 21mal gestorbenen Weibes, auf die Selbstauflösung der Zeit. Noch ist zu bemerken, daß der Halbmond auf dem Haupte seinen Charakter als Gott

der Zeit zu erkennen gibt; so wie sein mittleres Auge auf der Stirne, daß er alles sieht, was im Himmel, auf der Erde und in der Hölle vorgeht, wie er ja auch deßhalb Beherrscher der Dreiwelt heißt. Diesen *dreiäugigen* Jahresgott eigneten sich auch die Hellenen in ihrem Zeus τριοφθαλμος in Argos (Paus. II, 24.) und Apollo τριοψ an, welcher Letztere auf dem Vorgebirge Triopium in der Nähe von Cnidus verehrt ward. (Herod. I, 144.).

In diesen hier zusammengehäuften Symbolen erkennt man die schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft des Schöpfers. Erst als die einzelnen Attribute besonders personifizirt, und diese Personificationen nicht mehr als Eigenschaften Gottes, sondern als selbstständige Wesen gedacht wurden, entstand die Vielgötterei, denn *der Polytheismus ist nichts andres als eine mißverstandene Symbolik.*

Es ist oben die Behauptung gewagt worden, daß Aegypten seine Religion aus Indien erhalten habe. Dies bezeugen folgende Thatsachen: Erstlich lehrt die Geschichte, daß, obgleich Indien zu allen Zeiten durch feindliche Invasionen heimgesucht worden, die fremden Sieger dennoch hier keine Veränderung in Cultus und Sitte hervorgebracht haben. Hier ist Alles dermaßen fixirt und geheiligt, daß der Gedanke an Veränderung fern bleibt. Eine Reformation könnte nur von den Priestern selbst ausgehen, deren Gewalt und Vorrechte das Volk als von Gott selbst verliehen betrachtet. Noch hat kein Missionär einen Brahmanen bekehrt, sondern nur einige der verachtetsten Glieder des Staats, die das Elend gegen die Religion gleichgültig machte. Wir finden auch keinen Fall in der Geschichte verzeichnet, daß indische Weise ihr Vaterland verließen, um sich mit Kenntnissen anderer Völker zu

bereichern, aber viele Beweise, daß ausländische Philosophen nach Indien reisten. Die griechische Philosophie entstand erst, als die Stifter der jonischen und pythagoräischen Schulen in Indien Stoff zum Nachdenken gesammelt. Von dort holte Thales das Philosophem, daß Wasser der Ursprung aller Dinge sei, Pythagoras das Dogma von der Seelenwanderung, das fünfjährige Stillschweigen seiner Jünger, das Verbot gewisser Speisen; und da auch in Aegypten dieselben Dogmen, so wie die mysteriöse Lehrart der Brahmanen und die Eintheilung des Volkes in 4 Kasten heimisch war, endlich auch Cultgebräuche und Architectur eine überraschende Aehnlichkeit verrathen, so kann kein Zweifel obwalten, daß die Weisen am Ganges die Lehrmeister der Aegypter gewesen. Jedoch muß Aethiopien hier als Vermittler der indischen Cultur im Nachbarlande betrachtet werden. Der Hauptplatz des Völkerverkehrs soll, nach Heeren (Bd. II, 1. S. 484), die Priesterstadt Meroe gewesen sein, dies zeigt noch eine Kette von Ruinen, die sich von den Ufern des indischen Oceans bis zum Mittelmeer hinzieht. Auch hat Gau den äthiopischen Baustyl als den ältesten der bis jetzt bekannten ägyptischen Kunst nachgewiesen; und Hoskins (Reise nach Aeth.) erkennt die Palme des höhern Alterthums der äthiopischen Architectur zu. Viele der Bildwerke, berichtet er, enthalten Darstellungen von dem Ritus einer weit reinern Religion, als die corrupte ägyptische Mythologie darbietet, die schon als Ausartung eines frühern (indischen) Cultus erscheint. Die Auswanderung aus Indien muß also in einer Zeit Statt gefunden haben, wo der Polytheismus noch nicht in jenem Lande in der Blüthe stand.

Da schon die Alten die Sternkunde von Indien nach Persien und Chaldäa verpflanzt sein lassen

(m. vgl. oben S. 90), und Monk (Vet. Pers. monum.) zwischen der indischen und persischen Architectur die Verwandtschaft nachgewiesen, die älteste Sprache Persiens noch im Namen sich als von den Sintiern oder Indiern ausgegangen ankündigt, der indische Missionär Paullino a Bartholomäo nicht weniger als acht Beweise ihrer Abstammung vom Sanskrit aufgezählt hat, so ließe sich hinsichtlich der Religionen beider Völker die innige Verwandtschaft nur dann läugnen, wenn das dualistische System des Zoroaster d. h. das Dogma von einer doppelten Weltregierung eine erwiesene Sache wäre. Allein seitdem von neuern Orientalisten dem Anquetil ein folgenreicher Uebersetzungsfehler nachgewiesen worden, gewinnt die Sache eine andere Gestalt. Man hielt bisher dafür, Zervane Akerene (die endlose Zeit) sei ein besonderes Wesen, welches aus sich den Ormuzd (Lichtwesen) und Ahriman (Nachtwesen) hervorgebracht, sich sodann von der Weltregierung zurückgezogen, und diese seinen Söhnen übergeben habe. Ein Parse hat aber dem Missionär Wilson auf den Vorwurf, daß Ormuzd ein endlicher beschränkter Gott sei, aus dem Grundtext des Zend-Avesta bewiesen, daß Zervane zwar der Name der Zeit sei, aber ein Attribut Ormuzds, das ihm gegeben wird, weil Niemand weiß, wann er hervorgebracht ward, und wann er aufhört,[1] und daß Zervane im Vendidad[2] als Ursache der Schöpfung dargestellt wird, denn jedes Ding ist aus der Ewigkeit gekommen. Anquetil übersetzte fälschlich: „Die unendliche Zeit hat den Ormuzd geschaffen", anstatt: „Er (Ormuzd) hat geschaffen in der unendlichen Zeit." Auch gegen den Vorwurf des **Dualismus** vertheidigte der Parse seine

[1] The Parsi religion as contained in the Zend-Avesta; Bombay 1843, p. 121.

[2] Dieses Buch bildet den vornehmsten Theil des Z.-Av.

Religion, denn wenn gleich im Anfang des Vendidad es heißt, daß, wo Ormuzd gute Länder schafft, Ahriman diesen immer Plagen entgegen setze, so sei Tugend und Laster zu verstehen,[1] wie Freigebigkeit in Verschendung übergehend zur Untugend wird; so erkläre sich Ahriman als die Kehrseite von Ormuzd, der mit ihm dasselbe Wesen ist. Also nur so ist es zu verstehen, wenn Ahriman den guten Werken Ormuzds böse entgegen setzt. Ormuzd ist Lebenspender, Ahriman aber hat den Tod in die Welt gebracht, nicht etwa, weil er dessen Schöpfungen aus bösem Willen vernichtet, sondern weil alles Geschaffene auch der Endlichkeit unterworfen ist. Indem man sich aber die Gottheit nach menschlicher Weise dachte, d. h. nicht zugeben konnte, daß sie am Zerstören ihrer eigenen Werke Gefallen finde, so trennte man ihre doppelte Eigenschaft in zwei verschiedene Wesen, deren eines das Wirken des Andern zu hindern sucht. Hätte man jedoch bedacht, daß Ahriman ursprünglich als ein wohlthätiges Wesen geschildert wird, das erst späterhin böse ward, und wenn am Ende der Tage die materielle Welt in Feuer aufgehen wird, geläutert wieder sich mit Ormuzd vereinigen soll, so ersieht man deutlich, daß Ahriman die Personification des Vergänglichen und Hinfälligen, d. h. der Materie ist, also nicht anders handeln kann, so lange die Körperwelt besteht.

Aehnlich schildern die Rabbinen den Sammael (Giftgeist), der Teufel Obersten. Ursprünglich war er ein reiner Seraph mit 6 Flügeln. Der Neid gegen Adam war die Ursache seiner Verweisung aus dem Himmel. Jedoch am Ende der Zeiten wird er sich wieder in einen Lichtengel umwandeln. Aber auch die biblischen Schriftsteller verrathen an mehreren Stellen, daß Jehovah selbst jener Engel

[1] Rhdf. S. 151.

des Verderbens ist, den er gegen die Missethäter ausschickt. Er selbst war es, welcher den verhängnißvollen Baum in den Garten Eden setzte, dessen Frucht den Tod in die Welt brachte. Jehovah selbst sagt von sich, daß er die Krankheit sende, aber auch der Arzt sei (2 M. 15, 26.). Jehovah befiehlt, daß am Versöhnungsfest ein Bock ihm geopfert, ein anderer dem Asasel geweiht und in die Wüste geschickt werde. Dort ist aber der Aufenthalt des bösen Princips. Warum sorgt Jehovah auch für den Asasel, wenn dieser ein von ihm verschiedenes Wesen ist? Das gültigste Zeugniß für den dualistischen Charakter Jehovah's ist 2 Sam. 21, 4.: „Und der Zorn des Herrn ergrimmte wider Israel, daß er David reizte, das Volk zu zählen," womit man die Parallelstelle 1 Chr. 21, 1. vergleiche: „Und der Satan stand wider Israel, und gab David ein, das Volk zu zählen." Soll einmal der Vorwurf des Dualismus geltend gemacht werden, so trifft er die Hebräer, nicht aber die Bekenner der Zoroaster'schen Lehre; denn nirgends im Zend-Avesta treten Ormuzd und Ahriman gleichzeitig auf, der Eine wandelt sich allmählig in den Andern um, Ahriman hat die Schlange des Winters geschaffen, d. h. er ist selbst der Feind der Vegetation, denn von ihm heißt es: Im siebenten Jahrtausend sei er in die Welt gekommen. Da nun die Körperwelt 12 Jahrtausende d. h. ein Götterjahr (vgl. Ps. 90, 4.) bestehen soll, so ist (vom „Widder" an gerechnet) der siebente Monat d. i. jener der „Waage" gemeint, wo die winterliche Jahrhälfte eintritt. Dann tritt Ormuzd an ihn die Zeitherrschaft ab. Ist aber der Winter nicht, gleichwie der Sommer, ein Theil des Jahres? also beide nur zwei Hälften eines Ganzen. Hingegen Zachar. 3, 1. liest man, daß Satan und der Engel Gottes sich um einen Menschen streiten,

ähnlich Ep. Jud. 9. der Erzengel Michael und Satan um die Seele Mosis. Hier also handeln zwei sich entgegenwirkende Wesen gleichzeitig.

Die mosaische Schöpfungssage ist, nach der übereinstimmenden Meinung der vorzüglichsten Kritiker nicht vor dem babylonischen Exil componirt. Daselbst hatten die Hebräer Gelegenheit, sich mit dem Religionssystem Zoroasters bekannt zu machen. Daselbst entstand die unter dem Namen „Kabbala" (Tradition) bekannte jüdische Religionsphilosophie, ihre Pneumatologie und Dämonologie. Das von den Propheten verworfene Fasten, das erst unter Nehemia und Daniel als ein verdienstlich Werk erscheint (das es schon in den Augen Zoroasters war, welcher sich — wie später Jesus — zu seinem Lehramt durch ein 40tägiges Fasten vorbereitete), ist das Auszeichnende am Versöhnungsfeste, wo das Opfer für den Asasel geboten ist, und läßt also wieder auf die nachexilische Abfassungszeit jenes Capitels schließen. Die vorgebliche Abstammung der Erzväter aus Chaldäa kann als ein anderer Beweisgrund für die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht gelten. Erst nach der Rückkehr aus dem Exil bildet sich die Polemik gegen den Götzendienst aus; die Weigerung der Juden unter Nehemia, gemischte Ehen einzugehen (Neh. 13, 23.) läßt auf die Zeit schließen, in welcher die Geschichte der Erzväter abgefaßt ist (1 M. 27, 46. 28, 8.). Nur die Absicht, der Entstehungsperiode des jüdischen Volkes ein hohes Alterthum zu geben, veranlaßte den biblischen Referenten, den Götzendienst der Israeliten als einen „Rückfall" zu bezeichnen, obschon der Prophet Amos ihnen zum Vorwurfe macht, daß sie während des Aufenthalts in der Wüste ununterbrochen dem Chiun und Moloch dienten. Also konnte die Anbetung des goldenen Kalbes und die Verehrung des Baal

Heer, nicht zu den momentanen Verirrungen gehören.

Der gerühmte Monotheismus, so wie die bildlose Gottesverehrung der vorexilischen Hebräer werden schon dadurch sehr in Zweifel gestellt, daß der salomonische Tempel durch viele auf Verehrung der Gestirne hinzielende Embleme sich vor jenen nach dem Exil unter Nehemia erbauten auszeichnete; daß Mose selbst die Aufrichtung der ehernen Schlange geboten haben soll; daß nicht nur Salomo, sondern auch David dem Bilderdienst ergeben war, denn er verlangte vom Priester ein Ephod, hierauf fragt er das Orakel rc. (1 Sam. 30, 7.); ferner, daß der Prophet Hosea (3, 4.) es als ein Zeichen göttlicher Strafe verkündet: Israel werde eine lange Zeit ohne Priester und Theraphim sein; endlich auch, daß fast durchgängig das babylonische Exil als Strafe der Abgötterei genannt wird. Weder Mose (2 M. 15, 11. 5 M. 3, 24.) noch Jesaia (8, 19.) noch der Psalmist (77, 14. 86, 8. 95, 3. 97, 9.) läugnen die Existenz mehrerer Götter, nur daß Jehovah der mächtigere sei, setzen sie voraus, ungeachtet er die Israeliten einen weiten Umweg bei ihrem Auszug aus Aegypten einschlagen ließ, denn müßte das Volk durch der Philister Land ziehen, würden sie aus Furcht wieder umkehren. (2 M. 13, 17.). In der Ebene vermochte Jehovah nichts gegen die Philister auszurichten (Richt. 1, 19.), er läßt sich sogar in der Bundeslade gegen seinen Willen von ihnen entführen (1 Sam. 5, 9.). Der Pentateuch selbst schildert diesen Nationalgott als einen bloß für sein Volk mächtigern (2 M. 18, 11. 5 M. 3, 24.), partheiisch für seine Lieblinge (1 M. 15, 1.), grausam gegen Fremde (4 M. 25, 17. 31, 15. Jos. 11, 8.), hat menschliche Bedürfnisse (Jes. 10, 32. Jer. 31, 25. Richt. 6, 21.) und Leidenschaften (2 M. 33, 3.), steht nach den Volks-

Zweites Capitel.

Das Schöpfungsorgan bildet als passendstes Sinnbild des Schöpfers in allen Naturreligionen den Mittelpunkt des Cultus.

> „Phallusdienst, wie er unter vielen Völkern des Alterthums verbreitet war, muß aus einer schuldlosen Verehrung des zeugenden Princips hergeleitet werden, die eine spätere, ihrer Sünde bewußte Zeit ängstlich mied."
>
> Jac. Grimm, D. Myth. II. S. 1209.

Diejenigen, welche der Unschuld heiliger Ursitte die Schminke einer heutigen Convenienzscham entgegenstellen, und nicht mit den Augen der Urwelt die nächstfolgenden Zeilen lesen wollen, werden wohl thun, dieses Capitel, und manches der folgenden ganz zu überschlagen, indem das Geschäft der Mythendeutung die Entschleierung mancher von frühern Mythologen verhüllt gelassenen Bilder zur unabweislichen Forderung macht. Die Wissenschaft kennt keine Delicatesse, und in der Mythologie sollte dieselbe Rücksichtslosigkeit wie in der Anatomie herrschen; denn es kommt nicht hier in Frage, ob die Gestalten unverhüllt, sondern ob sie in ihrer wahren Gestalt geschaut werden sollen? Nachdem wir uns dergestalt gegen Mißdeutung verwahrt zu haben glauben, beginnen wir mit einem Cultgebot, das noch jetzt über einen großen Theil der Welt seine Macht ausübt.

Die Beschneidung, welche Jehovah zuerst dem Abraham anbefohlen haben soll, obschon Mose selbst bei seinem Sohne dieses Gebot vernachlässigt hatte (2 M. 4, 25.), desgleichen alle Israeliten bis zu Josua's Zeit, welcher zuerst die auf ihnen in den Augen der (beschnittenen) Aegypter (Herod. II, 104. Orig. Comm. in ep. ad. Rom. IV.) lastende „Schmach" von ihnen hinwegnahm (Jos. 5, 9.), die Beschneidung, welche außer den Aegyptern, auch die

Aethiopier und Colchier (Herod. l. c.), so wie die afrikanischen Troglodyten (Diod. III, 41.), Araber und andere semitischen Völkerschaften an sich vollzogen, ist nicht, wie man allgemein annimmt, aus Gesundheitsrücksichten bei jenen Nationen des Orients im Brauche gewesen — sonst würden in Aegypten nicht bloß die Priester sich derselben unterworfen haben, und diese Ceremonien dem Pythagoras (Clem. Str. I, 302.) und andern Fremden als Bedingung der Aufnahme in die Mysterien gestellt worden sein — sondern, weil man dasjenige Glied des menschlichen Körpers, welches am geeignetsten ist, die schaffende Kraft der Gottheit zu verbildlichen, derselben durch die Opferung der Vorhaut weihen wollte. Wer dieses „Bundeszeichen“ nicht am Leibe trug, glaubte nicht auf den Schutz der Gottheit Anspruch machen zu können. Wer dies Gebot nicht achtete, galt als unrein, daher sogar unbeschnittene Lippen (2 M. 6, 12.) und ein unbeschnittenes Herz als Bild der Unvollkommenheit gebraucht. Wie aus 2 M. 4, 25. ersichtlich, war das Leben des Kindes bedroht, an welchem die Beschneidung nicht vollzogen worden. Daß dieser Ritus dem Cultus des Saturn gehörte, geht aus dem Gebote hervor, jeden neugebornen Knaben am achten Tage zu beschneiden (1 M. 17, 12.), denn Einen Saturnustag mußte er bereits verlebt haben, um der Weihe an den Gott würdig zu sein. Wie man ehedem das Kostbarste, das Leben des Kindes selber, dem Moloch oder Saturn (Diod. 13, 86. 20, 14.) geopfert, die Priester in Phrygien, im Cultus des Attes — der als Cybelens Geliebter, Saturnus, der Rhea Gemahl ist — sich verschnitten hatten, und in Indien zu Ehren des Schiwa ebenfalls (Bohlen Ind. I. S. 292.), so ward hier die Weihe an die Gottheit in der mildern, nicht mehr Leben zerstörenden, Form der Beschneidung vor-

logie noch erinnert werden, daß Dionysus, an dessen Feste in Athen das Vortragen von Phallen (die Phallophorien) einen Haupttheil der Feierlichkeit bildete, als Lenzbringer: Anthes, und sein Sohn: Evanthes (der Blühende) hieß (Schol. Apollon. Rh. 3, 996.), dessen Sohn hingegen Maron (Odyss. 9, 197.), welcher der Wagenführer des Dionysus (Nonn. Dion.), Sohn des trunkenen Silen (Dion. 14, 99.), kurz Bacchus selber war, welcher Maroneus hieß (s. ob. S. 77.). Auch war Melampus (Schwarzfuß), der mit dem Cultus des Dionysus die Phallusverehrung zugleich eingeführt hatte (Herod. II, 48.) als Sohn des Amythaon, d. i. des Todtengottes — Pluto hieß bei den Phöniziern Muth — der unterirdische Dionysus, welcher als Herr des Todtenreiches schwarz gemalt ward (Clem. Alex. Protr.). Ungeachtet Dionysus das Prädicat Φαλλην (Phallus) führte, so ward er doch, gleichwie Pluto, „Zagreus" genannt, eben weil er Repräsentant der beiden entgegengesetzten Pole des Lebens. Endlich äußert er auch dieselbe Wirksamkeit wie Indiens Schiwa — den wir schon früher als Erfinder des Palmenweins kennen lernten — da er die Athenienser, weil sie seinen Cultus einzuführen sich weigerten, mit einer Krankheit an den Schamtheilen strafte, die nicht eher endete, bis man in den Häusern und auf öffentlichen Plätzen ihm zu Ehren Phallen aufpflanzte. (Schol. Aristoph. Acharn. 242.). Jener Tyrann von Sicilien, Phalaris, welcher in einem ehernen Stier Knaben verbrennen ließ, war ein Molochs- oder Saturnsbild; denn in Sicilien herrschte, wie man aus Diodor weiß, Saturnusdienst mit Knabenopfern verbunden; und ein glühend gemachtes ehernes Stierbild erhielt in Syrien, nach der Beschreibung der Rabbinen, die berüchtigten Molochsopfer. Phalaris gilt zwar noch immer für einen wirklichen Fürsten; aber, wenn man bedenkt,

daß seine Residenz Agrigent den Zeus zur Schutzgottheit erwählt hatte (Polyb. 11, 27.), dem auf dem Berge Atabyrius, wenn ein allgemeines Unglück bevorstand, eherne Rinder brüllten (Schol. Pindar. Olymp. 7, 160.), d. h. ein Menschenopfer zur Sühne verlangten, so kann Niemand mehr in Zweifel ziehen, daß die Stadtgottheit in der Folgezeit als irdischer König aufgefaßt worden sei. Zeus Phalaris war also dem Namen zufolge Lebenspender, seiner Forderung zufolge aber sich am Tode der Geschöpfe erfreuend.

Ungeachtet des unzüchtigen Cultus des Schiwa heißen seine Priester „Sinnebeherrscher" (Goswami s. Tod Reis. S. 517.), denn sie müssen bei Todesstrafe den fleischlichen Trieb verläugnen. Anquetil sah den Obersten der Büßer (Jogi's) bei Surate, die Dienste der (muthmaßlich unfruchtbaren) Frauen, die durch Berührung seines Priaps sich in gesegneten Zustand zu versetzen hofften, ganz gleichgültig empfangen. Hamilton war an demselben Orte Zeuge einer ähnlichen Scene, wie die jungen Weiber andächtig vor dem Zeichen seiner Männlichkeit — das an der Vorhaut durchbohrt und mit einem goldenen Ringe gleichsam gezähmt war — anbetend niederfielen, es andächtig in die Hände nahmen, küßten, und dabei den Segen des Mönchs empfingen. (Meiners Krit. Gesch. d. Relig. I. S. 265.).

Wie wenig das Alterthum den Begriff der Unzucht mit dieser Sitte verband, erkennt man daraus, daß in den Eleusinien nur Jungfrauen die Bilder der Zeugung tragen durften (Thucydid. VI, 56.). Nicht geringer war des Phallus Verehrung in Lavinium, wo die keuscheste Matrone dieses Bild, das in Prozession umhergetragen wurde, bekränzen mußte (Augustin C. D. VII, 21: Cui membro inhonesto matrem-familias honestissimam palam coronam necesse erat imponere). Der Tempel der Venus

in Rom durfte nur von der keuschesten Matrone geweiht werden (Plin. 7, 35, 35.). Das Fascinum (der Phallus) ward in Rom Gegenstand der Verehrung für die keuschen Vestalinnen (Plin. 28, 4, 7.). Das nach ihrer Einkleidung abgeschorne Haar wurde sogar an den Lotusbaum, jenem üppigsten Erzeugniß der Pflanzenwelt aufgehängt (Plin. 16, 44, 85.). Die Lotosblume bildet, wie, in der Folge gezeigt werden soll, den weiblichen Gegensatz zum Lingam, mit dem sie auf indischen Bildwerken, als Symbol der sich öffnenden und schliessenden Bärmutter häufig in Verbindung vorkommt. Zuweilen aber erscheint an ihrer Statt das indische Opfergefäß, die argha als Symbol des weiblichen Beckens, aus deren Mitte der Lingam als Mastbaum hervorragt (s. Taf. I. Fig. 6.). Bilder, welche diese Vereinigung der Symbole männlicher und weiblicher Kraft darstellen, gelten als besonders heilig, weil sie den Schöpfer im Momente des Schaffens bezeichnen; denn bei Völkern, die ihre Gottheit in der Natur fanden, war die Vereinigung der Geschlechter ein vollkommen reines Bild und ausdrucksvolles Symbol der doppelten Kraft, welche sich im Himmel (Lingam, Lichtstrahl) und in der Erde (Joni, Erden- und Mutterschoos) offenbart, durch deren Vereinigung Thiere und Pflanzen hervorkommen. Wie sollten auch jene Organe dem Menschen nicht ehrwürdig erscheinen, von denen seine Entstehung abhängt, und die das verständlichste Bild der Schöpferkraft selbst sind?

Jeder Brahman ist verpflichtet, bevor er seine Morgenandacht verrichtet, das heilige Glied seines Körpers mit Gangeswasser zu waschen, die Priester des Schiwa malen des Lingams Bild auf ihrer Stirne, den Stieren, welche diesem Gotte geweiht sind, wird es an der Hüfte eingebrannt, Männer und Weiber tragen steinerne oder wächserne Lingams

in den Haaren oder um den Hals, Mädchen und Knaben, die sich der Mannbarkeit nähern, hängt man ihn als Talisman gegen schadenstiftende Dämonen um, der Bräutigam überreicht ihn der Braut. Vom Tragen (tal) heißt er Tali, davon bei uns: „Talisman.“ Das fascinum der Römer, das bekanntlich dasselbe war, wurde zu gleichem Zwecke Kindern als „bulla“ umgehängt, der Fascinus angerufen, die Wöchnerin sammt dem Kinde zu schützen (Plin. 28, 4, 7.); mit diesem Unterpfande der Staatswohlfahrt ward der Wagen des römischen Triumphators geziert (Plin. l. c.), der Fascinus endlich auch auf den Herd (als Beschützer der Familie) und in Gärten (gegen Bezauberung der Früchte) aufgestellt (Ov. Fast. 1, 415. Virg. Ge. 1, 110. Plin. 19, 4. 15.). Neben dem Throne, von welchem der Groß-Lama den Segen ertheilt, ist der Lingam abgebildet. Der Missionär Norbert berichtet eine Tradition, wornach ein frommer Büßer die Verehrung und das Tragen des Lingams zur Bedingung der Sündenvergebung und der Seligkeit gemacht haben soll, welche Schiwa einem Jeden ertheilen werde, der ihn unter diesem Bilde verehre.[1] Man vgl. hier Fig. 7., welche das Innere eines Schiwatempels darstellt, in dessen Mitte ein von Andächtigen umkreister kolossaler steinerner Lingam emporsteigt.

Auch auf den Landstraßen findet man diese Bilder, wohl zum magischen Schutze der Reisenden aufgestellt, wie der Missionär Constantin ab Asculo erzählt; namentlich begegnet man ihnen im Königreich Nepal am häufigsten. Diese Sitte erinnert an die mit starrendem Phallus abgebildeten hölzernen Hermesbilder auf Kreuzwegen und in den Städten der Hellenen. Täglich wird von den Brahmanen und andächtigen Frauen ein solches

[1] Paullin. a Bartholom. Syst. Brahm. p. 83.

Bild mit geschmolzener Butter gesalbt, und eine Hand voll Reis nebst Blumen demselben geopfert. Dieser Brauch fand auch bei den Abendländern Statt, wie aus einem alten Marmor (bei Boissard Antiq. Part. I.) zu schließen, welcher eine solche dem Priap gebrachte feierliche Opferhandlung mit Spenden von Oel und Kränzen darstellt (marmor antiquissimum, ubi sacrificium solenne Priapi coronati et oleo delibati conspicitur. Man ließ es dabei noch nicht bewenden, sogar „ad sinistrum ejus latus Ithyphallus sacerdos illius statuam manibus comprehendit et osculari videtur!")

Der Phallus ist Symbol der Kraft und Macht, daher das Aufhören der Vegetationsthätigkeit in allen Mythen als ein Verlust des Phallus geschildert wird. Mars (die ausdörrende Sommerglut) tödtet den Adonis (den blühenden Lenz), indem er als Eber dem von Venus geliebten Jäger das Zeugeglied verwundet. Auf Mithrasmonumenten erblickt man den „Scorpion" (November, Winter), wie er dem „Stier" (Mai, Sommer) die Testikel abbeißt. Saturn entmannte den Uranus und wurde wieder von Jupiter entmannt, ein Bild der wechselnden Jahreszeiten. Soll aber der Sieg des schaffenden Princips über das zerstörende Princip dargestellt werden, so dient dasselbe Bild im umgekehrten Verhältnisse. So berichtet Plutarch im Tractat von der Isis, daß in Koptos die Bildsäule des Horus (der siegenden Frühlingssonne) mit den Schamtheilen des bösen Typhon in der Hand abgebildet zu sehen war.

Jedes Volk suchte auf seine Weise die Entstehung des Phallusdienstes zu erklären. Der Missionär Roger (Offene Thür des Heidth. S. 247.) erzählt einem Brahmanen Namens Padmanabha nach: Ein heiliger Büßer wollte einst den Gott Schiwa besuchen, als dieser eben seine Gattin Parwati um-

armte. Die Thürhüter wollten ihn nicht einlassen. Da er lange warten mußte, wurde er ungeduldig und wünschte, daß der Gott werden möge, was ihn so lange beschäftige. Der Gott stellte den Heiligen über seinen Wunsch zur Rede, der ihn aber nicht mehr zurücknehmen konnte. Schiwa willigte endlich ein, daß, wer ihn unter dem Bilde des Lingams verehre, mehr Vortheile dadurch gewinnen solle, als wer ihn unter einer andern Gestalt anbete.

Sonnerat (Reis. n. Ind. I. S. 149.) las über den Ursprung des Lingamdienstes im Scanda-Purana (einer der heiligen Schriften der Indier) Folgendes: Schiwa beschloß die Frauen einiger Frommen zu verführen. Er befahl daher dem Wischnu — welcher als Repräsentant des feuchten Elements die weibliche Eigenschaft in der göttlichen Trimurti vorstellt — in Gestalt einer Schönen die Heiligen selbst zu versuchen. Der Plan gelang. Die Büßer vergaßen Opfer und Buße und warben um die Gunst der Verführerin. Schiwa nahm die Gestalt eines schönen Bettlers an, und bat vor den Thüren der Hütten, in welchen die Frauen waren, um Almosen. Sein Anblick und seine Stimme übten auf die Frauen einen solchen Zauber aus, daß sie Schmuck und Kleider fallen ließen, ihm in den Wald folgten und seine Wünsche erfüllten. Die Büßer merkten bald, daß ihre Opfer unkräftig geworden, und erkannten durch Contemplation die Ursache, wie sie betrogen worden, weshalb sie auf Rache dachten. Da Wischnu nur auf Schiwas Befehl gehandelt, wählten sie den Letztern allein zum Ziel der Bestrafung. Die Kraft ihrer Gebete ließ eine Flamme hervorkommen, die dem Schiwa das Männliche vom Leibe riß. Wüthend wollte der Gott durch das Feuer dieses Gliedes die ganze Welt verbrennen. Es würde auch geschehen sein, hätten nicht Brahma und Wischnu beschlossen

die Schöpfung vor dem Untergange zu bewahren. Ersterer nahm die Gestalt eines Fußgestelles an, der Andere die Gestalt eines weiblichen Gliedes, so nahmen sie das Glied Schiwa's auf, und dieser willigte endlich ein, die Welt zu verschonen, jedoch unter der Bedingung, daß der Lingam in den Tempeln zur Verehrung aufgestellt werde.

Von den Aegyptern erzählt Diodor (1, 21.), daß, als Typhon den Osiris getödtet und in Theile zerstückt hatte, Isis zwar alle Glieder des Leichnams wieder auffand, nur nicht die Geschlechtstheile, die Typhon in den Fluß geworfen, weil keiner seiner Mordgenossen sie annehmen wollte. Isis aber habe sie göttlicher Ehre gewürdigt, indem sie in den Tempeln ein Bild davon zur Verehrung aufstellen ließ. Es wurde auch dieses Glied bei den Weihen und Opfern für den Osiris als das wichtigste betrachtet, und ihm die tiefste Ehrfurcht gewidmet. Darum werde es gleichfalls von den Hellenen, welche aus Aegypten die orgischen Bacchusfeste erhalten haben, bei den geheimen Weihen und bei dem diesem Gotte geheiligten Opferdienst unter dem Namen Phallus verehrt.

Von den Griechen berichtet Arnobius (V, 2[illegible]) folgende Mythe: Als Bacchus noch unter den Sterblichen lebte, wandelte ihn die Begierde an, auch die Unterwelt zu besuchen. Ein gewisser Prosymnus (Somnus der Schlaf) bot sich dem Neugierigen als Wegweiser an — weil der Schlaf ein Zwillingsbruder des Todes — wenn dieser ihm nach befriedigter Neugier den Genuß seiner jugendlichen Reize gestatten würde. Bacchus nahm die Bedingung an, kam unter der Leitung seines Führers an die Pforten der Hölle, drang in Pluto's Reich ein, und sah alles, was er sehen wollte. Nachdem er in die Oberwelt zurückkehrte, vernahm er, daß

führer gestorben sei, und daß er diesem nicht leiden könne, was er ihm eidlich versprochen. Um sich von seinem Eide zu befreien, machte er einen Phallus aus Feigenholz, steckte diesen in das Grab des Prosymnus, und that sich selbst, was er von seinem Führer, wenn er noch am Leben gewesen wäre, gelitten hätte.

Der Phallus war die Gottheit selbst, darum trug man ihn bei allen Völkern an den Frühlingsfesten in Prozession herum, so die Indier noch jetzt im Monat Phalguna (Blütenmond) am Hulfeste, welches mit dem Widderopfer zu Ehren des Agni, eines Sohnes Schiwa's gefeiert wird. Von den Aegyptern berichtet Herodot (II, 48.) das Gleiche. Dort trugen die Frauen ellenlange Statuen durch die Dörfer, an denen das Geburtsglied beinahe so groß als der ganze Leib war. Die griechische Comödie war, nach des Aristoteles (Poet. IV, 14.) Zeugniß von Phallusliedern ausgegangen, die man am Frühlingsfeste zur Feier des aus der Unterwelt wieder heraufkommenden Dionysus gesungen. Jungfrauen aus den edelsten Häusern Athens trugen dem erhobenen Phallus goldene Körbe voran, auf denen die Erstlingsfrüchte des Feldes lagen. (Schol. Arist. Acharn. 241.) In Sicyon theilten die Phallossänger sich in zwei Klassen, die der Phallophoren und die der Ithyphallen. (Athen. XIV.) Der Inhalt jener Lieder, womit sie den Bacchus besangen, war der eigentliche Grund, warum das ... Geschlecht in Athen von der Theilnahme am Theater ausgeschlossen war (was aus einer satirischen Anspielung des Aristophanes in den „Vögeln" V. 794—98. sich schließen läßt) und männliche Schauspieler auch Weiberrollen übernehmen mußten. Indeß scheinen jene Lieder der Ausgelassenheit doch mit „ernsthaft-frommen Wesen" vermischt gewesen zu sein. (Ottfr. Müller, Gesch. d.

gr. Lit. II, S. 198.) In der lateinischen Stadt Larinium wurde während des ganzen Monats, welcher dem Bacchus Liber geheiligt war, das Fascinum unter Schwänken und Zoten auf allen Dörfern zur Abwehr des Zaubers von den Feldern auf einem Wagen umher geführt, endlich über die Stadt und über das Forum an seine Stätte gebracht. Diese war muthmaßlich der Herd des Stadtes, denn am Herde des Hauses hatte der Fascinus seinen Platz (vgl. oben S. 147.) Ihn mußte daher die Braut bei der Hochzeit berühren. (Augustin. VI, 9, 3: Priapus nimius masculus, super cujus immanissimum fascinum sedere nova nupta jubetur more honestissimo ac religiosissimo matronarum). Ja sogar setzen mußte sie sich auf das Glied, das ihn auszeichnete. (Augustin. I. 6. VII. 24, 2: In celebratione nuptiarum super Priapi scapum nova nupta sedere jubebatur.) Dasselbe bezeugt Lactanz (I, 20, 39: Mutinus, in cujus sinu pudendo nubentes praesident, ut illarum pudicitiam prior deus delibasse videatur.) Auch Arnobius (IV, 7.) spottet dieses Brauches (Tutunus, cujus horrendo fascino vestras inequitare matronas etc.), freilich aus seinem christlich-spiritualistischem Standpunkte, welcher den Geist der Naturreligionen nicht erfassen will. Durch jene Ceremonie gab die römische Braut ihre Jungfräulichkeit dem Hausgeist, dem die Familie schützenden Larhin, um für dessen Dienst dem Gemahl tüchtige Kinder zu bringen. Oder sollte damit angedeutet sein, daß die Gottheit von allen Dingen die Erstlinge haben müsse? Der Reisende Hamilton erzählt, daß noch in neuerer Zeit der mächtigste Raja an der Malabarischen Küste nicht eher das Beilager vollziehen durfte, bis die Braut ihre Jungfrauschaft der Gottheit gewidmet, nämlich drei Nächte hindurch bei dessen Stellvertreter dem Oberpriester des Tempels zugebracht hatte

..s Gesetz, welches die Jungfrauen Babylons ..ang, den Fremden im Tempel der Mylitta, wie ..ne von Cypern und Carthago im Tempel der Venus, ihre Jungfrauschaft zu opfern, bevor sie in ..n Stand der Ehe treten durften, findet hier seine Erklärung.

Ein stellvertretendes Opfer war es, wenn am ..este der keuschen Vesta Kuchen in der Stadt her..ngetragen wurden, denen man das Phallus Bild ..fgedrückt hatte, wie Ovid in seinen Fastis be..ichtet, und die Syrakusaner am Feste der Ceres ..esamkuchen umhertrugen, deren Gestalt dem Myl..s (das weibliche Organ) ähnlich war. (St. Croix ..yst. p. 217. 400.) Im Orient waren es vor..glich die Frauen, welche den Phalluscult aus..ten. Ezechiel (16, 17.) wirft den abgöttischen ..bräerinnen vor, daß sie sich aus ihrem Gold und ..lber „Mannsbilder" machten, und sie mit ihren ..eidern bedeckten. Von dieser Sitte hatte der ..rygische Attes d. i. der Verhüllte (s. m. Etym. ..alwtb. u. d. Art.) seinen Namen, denn in den ..sterien soll Cybele den abgeschnittenen Phallus ..s Geliebten mit ihrem Kleide bedeckt und in .. Erde gelegt haben. Das Idol der Maacha .. Kön. 15, 13.) war der Vulgata zufolge ein ..iapsbild.

Da in den Samothracischen Weihen die erha..sten Wahrheiten den Eingeweihten mitgetheilt ..den, so muß man, aus Herodots Notiz, daß .. Samothrace aus die Hermesbilder mit aufge..ten Zeugegliedern nach Attica und zu andern ..ischen Stämmen übergegangen seien, folgern, .. die Priester in jenen Symbolen die Wieder..nft nach dem Tode oder die unerschöpfliche Pro..ionskraft des Weltgeistes hatten veranschau..n wollen.

Wenn der Phallus den Schöpfer repräsentiren

die Schöpfung vor dem Untergange zu bewahren. Ersterer nahm die Gestalt eines Fußgestelles an, der Andere die Gestalt eines weiblichen Gliedes, so nahmen sie das Glied Schiwa's auf, und dieser willigte endlich ein, die Welt zu verschonen, jedoch unter der Bedingung, daß der Lingam in den Tempeln zur Verehrung aufgestellt werde.

Von den Aegyptern erzählt Diodor (1, 21.), daß, als Typhon den Osiris getödtet und in 26 Theile zerstückt hatte, Isis zwar alle Glieder des Leichnams wieder auffand, nur nicht die Geschlechtstheile, die Typhon in den Fluß geworfen, weil keiner seiner Mordgenossen sie annehmen wollte. Isis aber habe sie göttlicher Ehre gewürdigt, indem sie in den Tempeln ein Bild davon zur Verehrung aufstellen ließ. Es wurde auch dieses Glied bei den Weihen und Opfern für den Osiris als das wichtigste betrachtet, und ihm die tiefste Ehrfurcht gewidmet. Darum werde es gleichfalls von den Hellenen, welche aus Aegypten die orgischen Bacchusfeste erhalten haben, bei den geheimen Weihen und bei dem diesem Gotte geheiligten Opferdienste unter dem Namen Phallus verehrt.

Von den Griechen berichtet Arnobius (V, 27.) folgende Mythe: Als Bacchus noch unter den Sterblichen lebte, wandelte ihn die Begierde an, auch die Unterwelt zu besuchen. Ein gewisser Prosymnus (Somnus der Schlaf) bot sich dem Neugierigen zum Wegweiser an — weil der Schlaf ein Zwillingsbruder des Todes — wenn dieser ihm nach befriedigter Neugier den Genuß seiner jugendlichen Reize gestatten würde. Bacchus nahm die Bedingung an, kam unter der Leitung seines Führers an die Pforten der Hölle, drang in Pluto's Reich ein, und sah alles, was er sehen wollte. Nachdem er auf die Oberwelt zurückkehrte, vernahm er, daß sein

Führer gestorben sei, und daß er diesem nicht leisten könne, was er ihm eidlich versprochen. Um sich von seinem Eide zu befreien, machte er einen Phallus aus Feigenholz, steckte diesen in das Grab des Prosymnus, und that sich selbst, was er von seinem Führer, wenn er noch am Leben gewesen wäre, gelitten hätte.

Der Phallus war die Gottheit selbst, darum trug man ihn bei allen Völkern an den Frühlingsfesten in Prozession herum, so die Indier noch jetzt im Monat Phalguna (Blütenmond) am Hulfeste, welches mit dem Widderopfer zu Ehren des Agni, eines Sohnes Schiwa's gefeiert wird. Von den Aegyptern berichtet Herodot (II, 48.) das Gleiche. Dort trugen die Frauen ellenlange Statuen durch die Dörfer, an denen das Geburtsglied beinahe so groß als der ganze Leib war. Die griechische Comödie war, nach des Aristoteles (Poet. IV, 14.) Zeugniß von Phallusliedern ausgegangen, die man am Frühlingsfeste zur Feier des aus der Unterwelt wieder heraufkommenden Dionysus gesungen. Jungfrauen aus den edelsten Häusern Athens trugen dem erhobenen Phallus goldene Körbe voran, auf denen die Erstlingsfrüchte des Feldes lagen. (Schol. Arist. Acharn. 241.) In Sicyon theilten die Phallussänger sich in zwei Klassen, die der Phallophoren und die der Ithyphallen. (Athen. XIV.) Der Inhalt jener Lieder, womit sie den Bacchus begrüßten, war der eigentliche Grund, warum das andere Geschlecht in Athen von der Theilnahme am Theater ausgeschlossen war (was aus einer satirischen Anspielung des Aristophanes in den „Vögeln“ V. 794—98. sich schließen läßt) und männliche Schauspieler auch Weiberrollen übernehmen mußten. Indeß scheinen jene Lieder der Ausgelassenheit doch mit „ernsthaft-frommen Wesen“ vermischt gewesen zu sein. (Ottfr. Müller, Gesch. d.

soll, so geht die von Eisenmenger (Entd. Judth. I, S. 447) gehoffte komische Wirkung seines rabbinischen Citats, daß Bileam membro virili geweissagt habe, ganz verloren. Abraham ließ den Eliefer bei diesem Gliede schwören (1 M. 24, 3.) und Jacob seinen Sohn Joseph (1 M. 47, 29.). Mit dem Zeugegliede wurde die Wahrheit bezeugt, die Gottheit in ihrem Symbol zum Zeugen angerufen, eine Sitte, die noch jetzt bei den arabischen Stämmen angetroffen wird. Der Verf. der „Denkwürdigkeiten aus dem ägyptischen Feldzuge unter Bonaparte“ erzählt einen hieher gehörigen Fall, der seiner für europäische Leser überraschenden Naivetät wegen hier mitzutheilen gestattet sei. „Als in einem Dorfe an der Westseite des Nilarms von Rosette von den französischen Vorposten ein Einwohner dieser Gegend auf den Verdacht hin arretirt wurde, daß er ein Spion sei, und er beweisen wollte, daß er nicht zu den Mameluken gehöre, unterstützte er seine gesticulative Vertheidigung dadurch, daß er sein blaues Hemd aufhub, die flache Hand auf sein Glied legte, einen Augenblick in dieser Stellung verharrte, und somit sagen zu wollen schien: Da ich einen so großen Eid geschworen, werdet ihr meine Unschuld doch nicht länger bezweifeln wollen.“

Die moderne Prüderie ist am wenigsten berechtigt, diese sinnliche Sprache der Naturvölker zu verdammen, da das Christenthum, das eine spiritualistische Gottesverehrung zur Schau trägt, sich dieser Symbole dennoch nie ganz zu entäußern vermochte. Die weibliche Bevölkerung in den Landbezirken Neapels trägt jetzt noch kleine Priapsfiguren als Mittel gegen Unfruchtbarkeit auf dem Herzen. (Zeitschr. „Ausland“ 1829, Nr. 227. S. 905.) In Böttigers „Amalthea“ (III. S. 411 ff.) liest man einen Reisebericht des Engländers Knight,

der sich im vorletzten Decennium des vorigen Jahrhunderts in Neapel aufhielt, aus welchem man erfährt, daß alljährlich am 27. September zu Jserna in der Grafschaft Moliso am Feste des heil. Damian geweihte wächserne Priapsfiguren feil geboten werden, welche die Käuferinnen mit besondern Gebräuchen opfern, und dafür Ablässe allerlei Art (perdonanze) erhalten. (Dieses Fest wurde i. J. 1781 abgeschafft.) In Frankreich verehrten ehedem unfruchtbare Frauen einen St. Guerlichon. Die weiblichen Pilgrime, welche von diesem Heiligen die Erhörung ihrer Bitte erwarteten, mußten sich zu wiederholten Malen auf dessen Bild hinlegen, und zu gleicher Zeit etwas von dem Pulver zu sich nehmen, das man vom Priap des Heiligen abgeschabt hatte, und mit Wasser gemischt ihnen zu trinken gab. Von gleichem Ansehen mit dem heiligen Guerlichon war in der Normandie ein St. Giles, und in Anjou St. René (d. i. der Wiedergeborne, also nomen et omen, wie beim h. Damian, denn δεμω bedeutet im Griechischen: eine Familie erbauen). An mehrern Orten des südlichen Frankreichs ist aus St. Photin ein St. Foutain (lat. futuo Unzucht treiben) geworden, der nur durch die Spötterei der Hugenotten ausgetrieben wurde. Ebenso ist längst dargethan worden, daß das zuerst in Antwerpen gefeierte Portiunculafest keine andere Tendenz als die hier bezeichnete hatte. Ja sogar die aus Lydien nach Hetrurien eingewanderten unzüchtigen Pantomimen, welche nach Isidor (Etym. 18, 16.) „unter dem Namen der Religion" (religionis nomine) eingeführt wurden, und die improvisirten Satyrspiele der Griechen finden in der christlichen Kirche ihren Pedanten, nur daß man sich hier vergeblich nach einer Gottheit umsieht, dessen Eigenschaft durch diese „geistlichen Comödien" versinnlicht werden sollen. Ungeachtet des von Al-

phons X. erlassenen Verbots, daß die Priester keine Spottspiele (juegos de escarnio) aufführen sollten, und wenn es Andere thun, sie selbst nicht dabei erscheinen sollten, weil viele Unanständigkeiten mit unterlaufen; trotz diesem Verbote konnte die weltliche Macht doch nicht die Vorstellungen unterdrücken, bis endlich das Concil zu Toledo i. J. 1565 die Vorstellung des Festes der unschuldigen Kinder verbot, „weil man in den Kirchen vorstelle, was kaum in den lüderlichen Häusern zugelassen würde." Aber zufolge Marianez (de spectaculis) soll auch das geistliche Verbot nichts gefruchtet haben, ja noch zu seiner Zeit (im 17. Jahrh.) „in den Kirchen Dinge vorgestellt worden sein, die man zu erzählen erröthet."

Drittes Capitel.

Von der Entstehung der Götter und Menschen aus Stein und Holz, und ihrer Verwandlung in diese Materien; nebst einem Excurs über Zweck und Bedeutung der Memnonssäule, Obelisken und Pyramiden.

„— Sage mir doch das Geschlecht an, dem du entstammest;
Nicht ja der Eich' in der Fabel entstammest du, oder dem Felsen."
Odyss. 19, 162. 163.

Die Menschen sollen, als die große Flut die frühere Generation von der Erde vertilgt hatte, auf den Rath des Orakels, dadurch entstanden sein, daß der fromme Deucalion und seine Gattin Pyrrha Steine hinter sich warfen, welche nun belebt wurden. Diejenigen, welche er geschleudert hatte, wurden zu Knaben, die von Pyrrhas Händen berührten, Mädchen. Daß er der Taucher (δευκαλος),

sie die Feurige (πυῤῥα) hieß, möchte für die Genesis der Menschen auch bedeutsam sein, denn Feuchte und Wärme müssen sich vereinigen, um die Entstehung eines Wesens zu ermöglichen. Ob die Fabel von Deucalions Verwandlung der Steine in Menschen, wegen Matth. 3, 9. auch den Juden bekannt gewesen? läßt sich bloß vermuthen, aber nicht mit Bestimmtheit läugnen, da sowohl die Sprache der Hebräer die Rippe, aus welcher die Menschen hervorgekommen: Zela nennt, den Felsen aber Sela; und die Rabbinen eine doppelte Tradition kennen, welche auf diesen Umstand anspielt, nämlich es gebe im menschlichen Körper ein Beinchen, genannt Lus, das sei unzerstörbar, aus diesem werde am jüngsten Tage der ganze Mensch wieder auferstehen; Lus aber heißt auch der von Jacob Beth El (Gottes Haus) genannte Ort, wo er Nachts den Stein zum Hauptkissen gewählt, und dann gesalbt, welcher schon wie Adam, am sechsten Schöpfungstage geschaffen worden, und Eben Satia d. i. Stein des Fundaments (sc. des Weltalls) heiße. Daß im Arabischen Eben sowohl Sohn als Stein bedeutet, darf hier auch nicht übersehen werden. Beth El ist der Bätyl der Griechen, welcher von diesen auch „beseelter Stein" (λιϑος εμψυχος) übersetzt wird. Daher die Anbetung der Steine, weil man sich die Gottheit ihnen einwohnend dachte. Jener von Saturn an des neugebornen Sohnes Statt verschlungene Stein hieß Ab Adir d. i. der mächtige Urheber (sc. aller Wesen), also Jupiter selber, denn die Römer schwuren bei Jupiter Lapis (Stein). Der Zeus zu Megalopolis war ein Kopf auf einem unförmlichen Steine (Paus. VIII, 32.); auch der Stein, der den Orakelfetisch in der libyschen Oase vorstellte (Diod. 17, 50.), war vielleicht ein solcher Jupiter

Lapis. Die ältesten Mercurstatuen waren viereckigte Steine (anspielend auf die 4 Enden der Welt), denen ein Kopf aufgesetzt war, davon hieß Hermes: der Steinerne (λιθινος). Hermes war nur die weichere Aussprache für das ältere griechische Termon, wovon der Lateiner jeden Grenzstein Terminus benannte. Er also war selbst der von ihm in einen Stein verwandelte Hirt Battus, denn die Heerde, die Dieser weidete, sind die mit Steinen so oft verglichenen Sterne. Diese waren es, welche Amphions Leier (die Sphärenharmonie) zusammenfügte, um die (cosmische) Stadt Theben zu erbauen, deren 7 Thore die 7 Augen am Steine des Zacharias (3, 9.) sind, nämlich, wie die 7 Saiten von Amphions Leier, die 7 Planeten. Diese Steine waren es, die auch des Orpheus Leier in Bewegung setzte. Der in einen Stein verwandelte Hund des Cephalus, gleichwie auch der Fuchs des Amphitryon — denn beide sind Ein Geschlecht — war der Hundsstern, der als vornehmster die andern Sterne hütet. Die Vorstellung, daß die Seelen in Sterne versetzt werden, erzeugte den Glauben, daß die Luftsteine aus dem Himmel gestürzte oder freiwillig herabgekommene einen Körper annehmende Geister seien; diese wurden also in den Tempeln zur Verehrung ausgestellt. Die zu Golgi und Hierapolis unter der Gestalt eines steinernen Kegels angebetete Liebesgöttin (Tacit. Hist. 3: continuus orbis latiore initio) erzeugte die aus Ovids Verwandlungen bekannte Fabel von der Venusstatue, welche Aphrodite auf den Wunsch ihres Lieblings Pygmalion belebt hatte. Dieser aber war niemand anders als der bekannte Geliebte der in Cypern und Phönizien verehrten Aphrodite, Adonis selbst gewesen, den Hesychius als einen „Däumling mit unmäßig großem Schamgliede" (Αδωνις πυγμαιων, σμικρος

$\alpha\nu\eta\varrho$ $\varepsilon\chi\omega\nu$ $\alpha\iota\delta o\tilde{\iota}o\nu$ $\mu\varepsilon\gamma\alpha$) bezeichnet. Dieser Pygmalion war König von Cypern und auch der Bruder der tyrischen Königin Dido — deren Name im Phönizischen s. v. a. Geliebte bedeutet — die den Sohn der Venus liebte. Dieser Bildhauer Pygmalion, welcher mit seiner von Aphrodite in Paphos belebten Bildsäule den Paphus gezeugt hatte, war also mit Pygmäus, dem Enkel des Epaphus, Eine Person, nämlich das cretische Zeuskindlein (Jupiter Lapis), das sein Vater mit einem Steine verwechselt hatte.

Also der neugeborne Gott, wenn er noch Pygmäengestalt hat, ist Stein, folglich auch der erste Mensch, welcher in allen Religionen für den Mensch gewordenen Schöpfer selber galt. Die Schöpfung beginnt alljährlich im Lenz, wenn das Frühlingsgestirn die „Ziege" sichtbar ist. Darum wickelte Rhea um ihren von der Ziege Amalthea gesäugten Sohn vor dem gefräßigen alles verzehrenden Gott der Zeit zu retten, einen Stein in ein Ziegenfell, den sie an des Zeus Statt dem Kronus zu verschlingen gab. Nun sollte Baite ($\beta\alpha\iota\tau\eta$) ein Ziegenfell bedeuten, damit ein Grieche das semitische Wort Bethyl bequem aus der eigenen Sprache erklären könne! Bethyl oder Bethel heißt im Hebräischen: Wohnung Gottes. Passend konnten die von Göttern beseelten Steine diesen Namen führen. Wenn der Cultus — in Indien noch jetzt wie einst in Hellas — die zur Verehrung ausgesetzten Steine salbte, so bedeutete diese Ceremonie eine unter hergesagten Gebetformeln — mittelst welchen man die Gottheit aufforderte, in dem Steine ihre Wohnung aufzuschlagen — vorgenommene Weihung des Bildes. (Quint. Declamat. p. 322: Haec priusquam dedicationis accipiunt summam religionem, opera sunt tantum: dedicatio est illa, quae deum inducit,

quae sede destinata locat.) Diese Handlung hieß bei den Römern auch consecratio. An die Stelle des Oels tritt in Indien geschmolzene Butter. Diese heilige Sitte, den Stein, welchen der Mensch gewordene Gott sich zur Wohnung gewählt, zu salben, übertrug man später auf die Einweihungsceremonie der Könige — welche auf Erden den himmlischen König repräsentiren — Propheten — aus welchen die Gottheit redet — und Priester, weil sie als unmittelbare Wiedergeburten des zuerst fleischgewordenen Geistes — wie noch jetzt der Dalai Lama — gedacht wurden. Jesus, welcher sich einen Tempel nannte, der in 3 Tagen wieder aufgebaut werden würde; den man als den von den Bauleuten verworfenen Eckstein betrachtete, muste darum als das fleischgewordene Wort, das Prädicat „Gesalbter" (Messias, Christus) annehmen, obschon er nie gesalbt worden war, denn die Handlung Magdalena's wird Niemand mit der Salbung Ahrons, Sauls 2c. vergleichen wollen. Nur figürlich war Jesus der Gesalbte, wie er auch figürlich der Stein war, nämlich jener vor der Schöpfung schon existirende lapis fundamentalis, dessen oben gedacht worden, und den die Rabbinen wirklich auf den Messias bezogen hatten.

Gurlitt (Büstenkunde S. 3) meinte, daß alle Gottheiten aus dem rohesten Tronk mit unförmlichem Kopf allmählig zur kunstreichen Statue herausgebildet worden seien. Auch Böttiger gibt sich dem Glauben hin, daß bloße Steine in runder oder viereckiger Form, die man, als die Religion schon den Namen Zeus gesprochen und sich zum cretensischen Göttercultus erhoben hatte, nun mit dem Namen des Zeus belegte, in späterer Zeit noch das Andenken der rohesten Anfänge bildlicher Darstellung im Dienste des Zeus erhielten. Als Belegstelle soll die Notiz des Pausanias (II, 9.) gelten,

daß auf dem Marktplatze des uralten Sicyon sich ein pyramidalförmiger Stein befunden habe, welchen man Zeus Milihius genannt, und eine Säule, die man die altväterliche Artemis hieß. Also Ueberbleibsel pelasgischer Rohheit, hier und da nur noch durch die Ehrfurcht vor dem Alterthum in Tempeln erhalten.

So geneigt ist unser der Fortschrittshypothese huldigendes Zeitalter, die Cultur längst vom Schauplatz der Geschichte entschwundener Völker wegzuläugnen. Man vergißt dabei absichtlich an die noch jetzt angestaunten colossalen indischen Felsentempel mit ihren verwitterten Bildwerken, meist aus Einem Felsen gemeißelte Riesengestalten, und in dem Innern der Pagoden dennoch oft nur obeliskenförmige Steine, zu deren Ausschmückung die Kunst nicht mitgewirkt, aber eben diese sind der Verehrung ausgesetzt. Wir erinnern hier nur an den von Tavernier beschriebenen schwarzen Stein in der Pagode von Benares, den die Priester täglich mit wohlriechendem Oele salben, und an den schwarzen pyramidalförmigen Stein im Wischnutempel zu Jaganata, welcher gegen 50 Centner wiegen soll. Soll man da nicht auf die Vermuthung kommen, daß ein anderer Grund diesen unförmlichen Steinklumpen ihre Heiligkeit verliehen habe? Herodian (Hist. V, 3.) beschreibt einen schwarzen Stein, der oberhalb allmählig spitz zuläuft, und an dem einige Züge hervorragen, welche auf ein Bild der Sonne (εικονα τȣ ἡλιȣ) schließen lassen. Muß man nun nicht folgern, daß der Stein, schon seiner konischen Gestalt wegen, den Sonnenstrahl verbildlicht habe? Dieser befruchtet den geöffneten Erdenschooß. Also hatte der Stein auch des Lingams Bedeutung. Denn wie Leben und Licht zusammengehören, weßhalb die Priapsbilder aus dem Holze des Oelbaums geschnitzt wurden, so darf angenom-

men werden, daß die Steinverehrung aus dem Phallusdienst hervorgegangen sei. Das Bild der Sonne auf dem von Herodian erwähnten Steine läßt auf ein astronomisches Zeitalter als die Periode seiner Entstehung schließen. Da wird auch der Meißel schon gehandhabt worden sein. Die 360 Steine, welche den Gott Hobal, den Saturnus der heidnischen Araber, umkreisten, verrathen, daß um jene Zeit man schon einen vollkommenen Kalender besessen habe. Und doch waren es nur ungeformte Steine!

Man könnte zwar gegen diese Ansicht vorbringen, daß auch weiblichen Gottheiten, wie der Venus, Diana u. s. w. ähnliche pyramidalförmige Steine errichtet worden seien, hier aber sie weder auf die Sonne noch auf den Lingam sich beziehen lassen; aber es darf auch nicht übersehen werden, daß Aphrodite auf Cypern auch hermaphroditisch abgebildet wurde, weßhalb auch ihre Priester daselbst Frauenkleider anzogen. Demnach konnte der phallisch geformte Stein dennoch einer Göttin errichtet sein.

Es standen aber vor dem Tempel der Venus zu Hierapolis zwei steinerne Phallen, jeder 300 Ellen hoch. (Lucian. Dea Syr.) Auf einen derselben stieg jährlich ein Priester hinauf, verweilte oben sieben Tage, um von der Gottheit den Segen für das ganze Land zu erbitten. Diese beiden Phalli, wovon nur einer gewürdigt ward, den Segen spendenden Priester zu tragen, werden dieselbe Bedeutung gehabt haben, wie der Baum des Lebens und der todbringende Baum der Erkenntniß im Garten Eden. Längst ist man ja darüber einig, daß beide Ein Baum waren, also der Phallus, der Leben spendet, aber mit der Zeugung auch den Tod, denn alles Werdende ist auch dem Ende unterworfen. Auch vor dem Tempel der Atargatis

(die syrische Fisch-Venus) standen zwei solche, aber nur 32 Ellen hohe Säulen. Auch im Tempel des tyrischen Hercules standen zwei Säulen (Herod. II, 44.), als deren Nachbilder wir die von einem tyrischen Baumeister vor dem Salomonischen Tempel aufgestellten zwei Säulen, Jachin (i. e. der sich aufrichtende) und Boas (i. e. in ihm ist die Kraft), deren Namensbedeutung schon ihre Symbolik zu erkennen gibt, getrost behaupten dürfen.

Man könnte mir entgegenhalten, daß auch vor dem Eingang der Kirche zu Würzburg zwei solche Säulen stehen, denen aber Niemand eine phallische Beziehung unterschieben wird. Allein die Antwort hierauf kann sich Jeder selbst geben. Der christliche Baumeister dachte nur an die Jerusalemschen Vorbilder, unbekümmert um ihre Bedeutung. Von dem Baumeister, den Salomo gewählt hatte, läßt sich eine solche Absichtslosigkeit schon weniger voraussetzen, weil nur diese Säulen Namen haben, und überdies bedeutsame.

Daß keine der beiden Säulen in ihrem Namen sich auf die zerstörende Naturkraft bezog, ist nicht so bestimmt anzunehmen, denn Jachin stammt mit Kain von Einer Wurzel, und kann also (wie letzteres Wort) auch einen Spies bedeuten. Dann erhält die Sage ihren Sinn, welche den Priester, der die Säule vor dem Tempel zu Hierapolis bestieg, vor dem Einschlafen warnte, weil sonst ein Scorpion hinaufsteigen, und ihn mit seinem Stachel übel zurichten würde.

Vorhin wurde gesagt, daß beide Säulen Eine Idee ausdrückten: „die ewige Umwandlung des Lebens in Tod, und des Todes in neues Leben.“ Folglich können sogar Grabsteine den phallischen Charakter gehabt haben und die Pyramiden ebenfalls, ungeachtet sie Königsgräber gewesen sein sollen (Diod. I, 64.). Dies wird durch Herodot

zweimal bestätigt. Einmal (I, 93.) berichtet er von dem Grabmal des Alyattes, das aus großen Steinen bestand. „Oben auf demselben standen fünf Ecksteine, auf welchen eines jeden Arbeit eingehauen war, doch das meiste haben dabei die Frauensper- sonen gethan. Alle lydischen Mädchen sammeln sich durch Hingabe ihrer Keuschheit eine Mitgift. Dieses treiben sie bis zur Verheirathung." Damit ver- gleiche man II, 126: „Cheops ging in seiner Nie- derträchtigkeit so weit, daß er geldbedürftig seine Tochter in ein Bordell that, und sie so viel Geld als möglich verdienen ließ. Diese gehorchte dem Willen des Vaters, war aber zugleich darauf be- dacht, für sich selbst ein Denkmal zu hinterlassen. Jeder, der sie besuchte, wurde deshalb von ihr ge- beten, einen Stein ihr zum Bau der Pyramide zu schenken. Und aus diesen Steinen soll die Pyramide gebaut worden sein." In Beziehung auf das Grab des Alyattes, das ja auch ein „Denkmal weiblicher Unkeuschheit" (μνημα πορνης) war, erinnert Ottfried Müller (Arch. d. Kunst S. 295.), daß auf der obersten Spitze ein colossaler Phallus angebracht war. Indeß, da für die Behauptung: „Pyramiden seien colossale Phallen gewesen," wegen ihrer Neuheit nicht zu viele Beweise beigebracht werden können, so sollen Herodot (II, 125.) und Diodor I, 64.) über einen gewissen, die Pyramiden angehenden Bericht hier mit einander verglichen werden. Ersterer sagt: „An der Spitze der Pyra- mide des (oberwähnten) Cheops zeigt eine Inschrift mit ägyptischen Buchstaben die Kosten, welche bloß auf Zwiebeln und Knoblauch für die Arbeiter verwendet wurden." (Der folgende Satz beweist, daß dem Herodot vom Ausleger die Inschrift falsch erklärt worden sei). Diodor, bei dem der König einen andern Namen führt, was für unsern Zweck ganz gleichgültig sein kann, erwähnt ebenfalls, daß

auf der größten Pyramide aufgeschrieben worden, was an Rettigen für die Arbeiter verausgabt worden sei; beschränkt sich aber auf diese Notiz, ohne wie Herodot verwundert auszurufen: „Wie viel müssen nicht erst andere Dinge als Eisen zum Arbeiterwerkzeug, Unterhalt und Kleidung für die Arbeiter gekostet haben!" Den Pendant dazu bildet (II, 134.), wo Herodot diejenigen Griechen des Irrthums zeiht, welche glauben, die Buhlerin Rhodopis habe eine Pyramide erbauen lassen, da eine solche Person wohl nicht reich genug gewesen wäre, um an diese Pyramide viele tausend Talente, die ihr Aufbau kostete, zu verschwenden. Vielleicht sind hier unter diesem Namen alle Mädchen begriffen, die, der Mutter der Nymphe Rhodus, d. i. der Venus, ihre Jungfrauschaft geopfert hatten? Von dem Ertrag wurden wahrscheinlich auch die obenerwähnten Säulen vor dem Venustempel in Hierapolis errichtet. So erklärt sich auch das mosaische Verbot (5 M. 23, 18.): „Du sollst keinen Buhlerlohn in das Haus des Herrn bringen."

Das Komische in Herodots Verwunderung wird dem unbefangenen Leser sogleich in die Augen springen. Es muß nur zuvor auf Einiges in der Einleitung Gesagte verwiesen werden. Dort ist dargethan worden, daß die Tempelmauern Obelisken und Pyramiden die Bücher der Urzeit waren, daß diese eine Bilderschrift schrieb, die von den spätern Griechen unverstanden, in die Geschichte des Alterthums so große Irrthümer hineingebracht hat. Herodot gesteht hier selbst, die erwähnte Aufschrift der Pyramide sei ägyptisch gewesen; ferner, daß er über ihren Inhalt nur mittheile, was sein Ausleger für gut befunden, ihn wissen zu lassen. Genug, es ist von nichts Geringerem als Zwiebeln und Knoblauch die Rede, und da keine andere Art der Ausgaben mehr verzeichnet ist, so muß diese wohl

die größte gewesen sein. Diodor spricht wieder nur von Rettigen. Bei den Letztern muß Einem einfallen, daß man in Griechenland mit ihnen den Ehebrecher bestrafte; bei den Zwiebeln und dem Knoblauch an den Vorwurf, den der Pentateuch (4 M. 11, 5.), den, Himmelsbrod (Manna) verschmähenden, nach den Fleischtöpfen Aegyptens sich sehnenden Israeliten in der Wüste gemacht; an die Strafe der Ausstoßung, welche den der Keuschheit beflissenen Brahmanen bedrohte, wenn ihn nach diesen beiden Düngergewächsen lüstete (Menu's Ges. V, 5. 19.), weshalb auch den ägyptischen Priestern diese Delicatesse verboten war (Juvenal. 15, 9.); an die Zwiebeln, welche Niebuhr in den Schamtheilen weiblicher Mumien vorgefunden (Blumenbach Beitr. z. Naturgesch. II. p. 81 d. zw. Ausg.); endlich auch an die Zwiebel-Venus (Acidalia, Virg. Aen. I, 720.), wovon der Liebesknoten (bei Martial VI, 13, 5.) ein Zwiebelknoten hieß. Die Bilderschrift mochte deshalb nur diese Lauchgewächse auf der Pyramide gezeigt haben, um damit an ihre phallische Bedeutung zu erinnern. Schwerlich werden aber die Erbauer von Monumenten, deren Errichtung den Fleiß von Tausenden und Jahrhunderte zum Ausbau erheischte, mit einer bezahlten Zwiebelrechnung das Staunen der Nachwelt haben erregen wollen.

Die Obelisken und Pyramiden sollten aber nicht allein durch ihre Gestalten an den Schöpfer der Welt erinnern — hinsichtlich der Obelisken machen wir darauf aufmerksam, daß der oben als personificirter Phallus erkannte Pygmalion ein Sohn des Belus war; hinsichtlich der Pyramiden, daß die Spitzsäulen in Indien von den Griechen Pfeiler des Bacchus genannt wurden, in demselben Sinne konnten die Pyramiden Osirissäulen heißen — sondern auch an das Licht, welches die Welt erleuchtet,

an den befruchtenden Sonnenstrahl, und sollten überhaupt Zeitmesser sein. Die Pyramiden waren Gräber der Könige, d. h. des Osiris, Osymandyas, Ismandes, Mendes (Strab. XVII.), denn die Jahrgötter Aegyptens waren seine ersten Könige. Grabmäler der Könige konnten sie schon darum nicht sein, weil die Fürstengräber in besondern Grotten angelegt wurden, selbst in der Nähe der Pyramiden in Mittelägypten. Schon aus diesem Grunde konnten sie beide Bestimmungen in sich vereinigen, anzudeuten, daß aus dem Tod sich neues Leben erzeugt, und auf die Nacht ein neuer Morgen folge. Im Toxaris des Lucian erfährt man aber auch, daß die Pyramiden keinen Schatten werfen (μη σκιαν παρεχεσθαι). Plinius, Solin, Cassiodor u. A. suchen in dieser Eigenschaft etwas Wunderbares. Sie wußten vielleicht nicht, daß jede aufrecht stehende Stange, wenn die Sonne im Scheitelpunkte steht, keinen Schatten wirft, und daß, wenn eine solche die Pyramidalgestalt hat, es nicht einmal des Standes der Sonne im Scheitelpunkt bedarf, damit sie keinen Schatten werfe. Daß die Pyramiden keinen Schatten werfen, beweist nur von neuem, daß sie Osiris- oder Sonnengräber sind. Man beachte, daß um das Grab des Osiris 360 Opferschalen standen, die täglich von den Priestern mit Milch gefüllt werden mußten. (Diod. I, 22.), aus keinem andern Grunde, als weil des Osiris Tod den des Jahres anzeigte.[1] In dem Momente, wo die Zeit stirbt, verjüngt sie sich wieder. Die Pyramiden sind also auch Anzeiger des Jahresanfangs. Dieser mochte auf den Augenblick gesetzt worden sein, wo die Pyramiden, um

[1] Die Notiz des Firmicus (de errore prof. rel.): „in adytis habent idolum Osiridis sepultum. Hoc annuis luctibus plangunt" wirft vielleicht auch einiges Licht auf diese Nachricht Diodors.

mich der Sprache des Ausonius zu bedienen, den Schatten zu verschlingen anfingen (Ipsa suas consumit Pyramis umbras). Nach trigonometrischen Rechnungen geschieht dies am längsten und kürzesten Tage, fällt also gerade in den Zeitpunkt, mit dem die Aegypter das Jahr eröffneten. Shaw (Voyage dans plusieurs provinces de la Barb. II, 5. p. 151.) macht über die Pyramiden die treffende Bemerkung: „daß dieselbe Gottheit, die durch die äußere Gestalt der Pyramiden dargestellt worden, auch in den innern Gemächern derselben verehrt worden sei." Osiris war ein personifizirtes Jahresgnomon, diesen Zweck erfüllte also die Pyramide, wenn sie zu einer gewissen Zeit keinen Schatten warf. Die erste Art, nach welcher die Pyramide ein Jahresgnomon sein konnte, lag in ihrer äußern Gestalt, welcher zufolge sie zu einer gewissen Zeit keinen Schatten warf; und die zweite und dritte lag in ihrer innern. Die ägyptischen Tempel hatten in ihrer Tempelmauer eine fast unmerkliche Oeffnung („fenestra perexigua," Ruffin. H. E. II, 23., wo vom Serapistempel die Rede ist), die von der Morgenseite (ab ortu solis) so angebracht war, daß das in ihnen befindliche Götterbild zu einer gewissen Zeit beschienen werden konnte (ut radius solis per eandem fenestram directus, os et labra illustraret). Wenn demnach in den Pyramiden dieselbe Vorrichtung getroffen worden wäre, daß das Bild vermittelst eines auf sie hereinfallenden Sonnenstrahls eine Jahreslinie beschrieben hätte, so würde folgen, daß, da der Serapistempel ein Gnomon für den 25jährigen Luni-Solarischen Zeitcyclus war, die Pyramiden Gnomons für jenen Zeitcyclus gewesen wären, den das ältere Aegypten unter dem Namen des Osiris für ein aus 360 Tagen bestehendes Jahr hielt.

Wirklich befand sich auch in den Pyramiden eine solche Vorrichtung, denn „in dem großen Zimmer

der sogenannten grossen Pyramide befand sich ein Sarcophag, dem gegenüber zwei Löcher waren, die 3½ Fuss sich über den Boden erhoben. Das eine davon gegen Mitternacht war 1 Fuss breit und 8 Zoll hoch und ging in gerader Linie durch bis an das äussere Ende der Pyramide" (Maillet descr. de l'Egypte p. 305. vgl. Nordens voyage de l'Eg. p. 80.). Waren die Pyramiden Gnomons für den 360tägigen Osiriscyclus, so kann die Bestimmung der in ihnen befindlichen Oeffnung, im Verhältniss zu dem ihr gegenüber stehenden Sarcophag nicht mehr zweifelhaft bleiben. Denn, nach Tzetzes, war im Sonnentempel zu Heliopolis durch Anbringung einer in der Tempelmauer befindlichen Ritze gerade eine solche Linie gezogen, welche — insofern sie wegen des jährlichen regelmässigen Laufes der Sonne um die Erde oder der Erde um die Sonne in einer bestimmten Zeit und Stunde von einem, auf das, der Ritze gegenüberstehende Zeichen des 210jährigen Phönix-Zeitcyclus fallenden, Sonnenstrahl beschienen wurde — die Länge des Sonnenjahrs astronomisch so genau angab, als es durch eine Linie der Art möglich war. (Dornedden's Phamenophis S. 212.). Der Vogel Phönix, der aus seiner Asche hier wieder auflebte, war, insofern durch das Todsein desselben das Ende einer Zeitperiode gedacht werden muss, im Tempel zu Heliopolis nur in der Gestalt eines mumisirten, im Sarcophag liegenden Vogels befindlich. Dornedden zieht also den Schluss, dass mit dem in der sogenannten grossen Pyramide befindlichen Sarcophag — im Verhältniss zu der diesem Sarcophag gegenüber angebrachten Mauerspalte — nichts anders beabsichtigt war, als die Heliopolitaner mit dem in der Mauer ihres Tempels befindlichen Loche hatten bezwecken wollen, vermittelst dessen das Zeichen des im Grabe liegenden Phönixcyclus von der Sonne beschienen wurde.

Also waren die Pyramiden in demselben Verhältnisse Gnomons für Einen Jahrescyclus, wie der Tempel zu Heliopolis für ein aus 210 gemeinen Jahren bestehendes Phönixjahr. Zwar ist der in der großen Pyramide befindliche Sarcophag leer, aber wenn Pyramiden Osirisgräber sind, so wird wohl das ältere Aegypten in den leeren Kasten den Todten niedergelegt haben, den die Pyramide als Osirisgrab enthalten mochte. Jetzt ist freilich kein Osiris mehr in ihm befindlich, so wie sich auch nur noch die Spuren von seinem Deckel an ihm wahrnehmen lassen. (Cette caisse avoit sa couverture, comme on le remarque par la façon de ses bords; mais elle a été brisée en la remuant. Maillet descr. d'Eg. I. p. 305.).

Forchhammer hat zwar die Pyramiden bloß für Wasserbehälter ausgegeben; allein ein materieller Zweck ohne alle Rücksicht auf den Cultus würde nicht den von der Religion in allen seinen Handlungen geleiteten Aegypter bestimmt haben, so kostspielige Bauten aufzuführen. Da aber Herodot ausdrücklich sagt, das Nilwasser sei vermittelst unterirdischer Gänge in die Pyramiden geleitet worden, so muß man sich nach einem wesentlichern Grunde dafür umsehen. Bekanntlich fiel der Jahresanfang in Aegypten mit dem Austritt des Nils um Sommermitte zusammen. Die Pyramiden als Osirisgräber, d. h. als Anzeiger des Jahresanfangs, mußten also auch die ältesten Nilmesser sein.

Einen andern als calendarischen Zweck hatte auch die Memnonssäule nicht. Die Verwechslung des thebanischen Coloß mit dem Heros, der den Trojanern als Bundesgenosse gedient haben soll, ist sehr natürlich, denn Memnon, welcher an Wohlgestalt und andern Eigenschaften dem zu Troas verehrten Apollo so wenig nachgab, daß beide für Ein Wesen erklärt werden müssen, ungeachtet Memnon

als Sterblicher gefaßt ward, weil man — aber an vier Orten — sein Grab zeigte, Memnon ist der den Apollo vorstellende Coloß auf Rhodus und auch eine Osirisstatue d. h. eine Sonnensäule; aber auch eine Phallussäule, denn mit seinem Namen wird im attischen Dialecte auch die Ruthe des brünstigen Esels bezeichnet (s. Riemer u. d. W.) Und nicht müßig ist die Notiz des Creters Dictys, daß der Admiral der Memnonischen Kriegsflotte vor Troja Phalas hieß. Also auch hier der Sonnenstrahl zugleich mit der Nebenbeziehung auf seine befruchtende Eigenschaft personifizirt. Wie Osiris hatte auch Memnon an vielen Orten sein Grab d. h. überall, wo man den Tod des Jahrgotts feierte, nämlich im persischen Susa (Diod. II, 22.) in Syrien (Joseph. B. J. II, 17.) zu Abydus in Theben und am Ufer des Aesepus in Troas, nach der Angabe des Dictys: in Paphos. Wie Isis den todten Osiris, sucht Aurora Memnons Reste, und Beide finden nur noch den Phallus des Betrauerten, denn diesen findet Isis bei Byblus, und Palliochis (Phallusbehälter) heißt die Grabstätte Memnons. Osiris hieß Nophis, ein Wort, das, nach der Angabe des Hermäus bei Plutarch, im Aegyptischen „Wohlthäter" bedeuten soll; allerdings ein passender Name für den Sonnengott, den die Griechen deßhalb „Heiland" (σωτηρ) nannten. (Zeus, Hercules, Bacchus, Apollo und Aesculap führten gemeinschaftlich dieses Prädicat.) Memnon hieß in Aegypten Ame-nophis und Ph-amenophis. Nun ist aber bekanntlich, wie in den Namen Phthas und Phönix auch hier das Ph nur der ägyptische Artikel, und das A, der auch so vielen griechischen Hauptwörtern und Eigennamen vorgesetzte Vocal.[1]

[1] So hieß der phönizische Todesgott Muth, bei den Griechen Amythaon, als Präd. des unterirdischen Dionysus.

die Lippen des Serapis besäßen. Eine solche Vorrichtung war aber unerläßlich, d. h. im Freien konnte die Statue nicht stehen, wenn die Sonne an dem Munde des Phamenophis eine so feine Linie beschreiben sollte, als man zur Bestimmung des Jahrs bedurfte. Also die von dem Strahl an der Statue beschriebene Linie zeigte den Anfang der neuen Zeit an. Und weil zu dem Punkte, an dem der Strahl die Linie beschrieb, gerade der Mund des Amenophis gewählt war, so konnte es leicht heißen, sie tönte, obgleich der Bildner der Statue mit dem Munde den Anfang bezeichnen wollte (welche beide Bedeutungen noch das hebräische Phe vereinigt; auch kann hier das lat. os, oris: Mund, mit dem Zeitw. orior, anfangen, aufsteigen ꝛc. verglichen werden). Insofern aber die Statue ein Anzeiger des Jahresanfangs, konnte auch das Tönen seinen Sinn behalten, denn Tönen heißt: Anzeigen. Weil der Anfang der neuen Zeit das Ende der vorhergehenden ist, so war dieser Ton eine Todesanzeige, folglich ließ man ihn traurig klingen. (Callistrat. in Stat.). „Ein Trauerlied," sagt Tzetzes (Chiliad. VI, 64.) „kömmt aus seinem Munde." Aber nicht allein Töne standen der Statue zu Gebote, sondern auch Thränen. „Mit nassen Augen tönte er das Trauerlied von Phamenophis Tode," sagt Callistrat (a. a. O.). Dies klingt wie ein Märchen und kann doch Wahrheit enthalten. Die Priester, die den Tod des (Sonnengottes) Osiris beklagten, d. h. den Anfang des unter dem Worte Osiris verstandenen Zeitcyclus anzuzeigen bestellt waren, begleiteten außer dem Trauertone, womit sie die Worte „Osiris Tod" aussprachen, diese Worte noch mit einer dem Trauertone, womit sie ausgesprochen wurden, angemessenen Geberde, sie weinten, wie Firmicus in der Beschreibung dieser Ceremonie ganz deutlich sich ausdrückt. (Hoc annuis

luctibus plangunt, radunt capita, ut miserandum casum regis sui turpitudine dehonestati defleant capitis etc.). Was nun die Priester thaten, die des Osiris Tod anzuzeigen bestellt waren, mußte also auch der Stein thun, da er eine gleiche Bestimmung hatte. Des Callistrat Nachricht muß sich also aus einer Zeit herschreiben, die den Phamenophis noch weinen sah, d. h. aus einer Zeit, welche die allegorische Sprache noch verstand.

Da aber der Jahresanfang nicht täglich angezeigt werden kann, so bleibt uns in Beziehung auf die Fabel von der tönenden Säule noch etwas zu erklären übrig. Insofern als die den Tod des Osiris betrauernden Priester auf der Nilinsel in der Nachbarschaft von Philä alle Tage dies Geschäft verrichteten, weil sie das unter dem Worte Osiris verstandene Sonnenjahr theilweise nach der Folge der in ihm enthaltenen Tageseinheiten anzeigten, insofern konnte der thebanische Coloß das unter dem Worte Noph verstandene Sonnenjahr ebenfalls theilweise nach der Folge der in diesem Sonnenjahr enthaltenen Tageseinheiten angezeigt, folglich täglich des Nophis Tod getönt haben. Wenn es aber der Beschaffenheit des Colosses als eines Gnomons widerspricht, daß er, wie die Priester, alle Tage des Osiris Tod angezeigt habe, da schwerlich der Sonnenstrahl, den die schmale Oeffnung der den Coloß umgebenden Tempelmauer durchließ, an ihm so viele Linien, als Tage im Jahre sind, beschrieben haben wird, so läßt sich doch sagen: Indem Phamenophis den Anfang des unter Nophis verstandenen Sonnenjahrs ankündigte, zeigte er eben dadurch auch den Anfang aller niedrigern in diesem Sonnenjahr enthaltenen Einheiten an. Insofern konnten nun die Priester, denen „anzeigen" tönen hieß, wohl sagen: Phamenophis töne des Osiris Tod alle Tage, d. h. er zeige mit dem An-

fang des Jahres zugleich den Anfang aller Tage im Jahre an. Da in Aegypten, wie noch jetzt bei den Juden Tagesanfang auch von Sonnenuntergang an gerechnet wurde, so ist begreiflich, warum nur mit jedem letzten Strahle der untergehenden Sonne die verschiedenen Trauertöne aus Phamenophis Munde kamen.

Aber ein Wunder, das alle bisherigen noch übertrifft, erzählt Lucian (im Lügenfreund) in der Person des Eucrates von der Memnonssäule. Sie soll mit offenem Munde ein Orakel in sieben Versen getönt haben! Unter Orakel möchte doch nur die Anzeige von Nophis Tod zu verstehen sein, denn nach den Begriffen der Alten galt die Rede eines Gottes überhaupt für einen Orakelspruch (χρησμος). Lucian, als Grieche, mochte von keinen andern Orakeln als versifizirten wissen. Aber in sieben Versen! Nun ja, wenn mit dem Anzeigen des Anfangs eines Tages im Jahre auch der des Anfangs aller Tage im Jahre gegeben ist, so konnte von Phamenophis, der gnomonisch nur den Anfang des Jahres anzeigte, auch gesagt werden, daß er mit dem Anfang des Jahrs zugleich den Anfang aller Wochen im Jahre anzeige.

Alle bisherigen Töne waren Trauertöne, die des Nophis Tod zum Gegenstande hatten und mit Sonnenuntergang anhoben. Aber auch mit Sonnenaufgang tönte Phamenophis, dann war es ein Freudenton (Tzetz. Chil. VI, 64: μελος χαρμοσυνον). Diese Töne konnten keine Todesanzeige sein. Sie müssen also auf die Wiedergeburt der Zeit Beziehung haben. Auch hier verbreitet der Bericht des Firmicus die erforderliche Helle. Er sagt: Wenn die Priester einige Tage in der Trauer um den gestorbenen Gott zugebracht und die Reste desselben zu suchen sich angestellt hatten, gaben sie plötzlich

vor, ihn gefunden zu haben, und gaben darüber ihre Freude zu erkennen. (Cum haec certis diebus fecerint, tunc fingunt, se lacerati corporis reliquias reperire, et cum invenerint, quasi sopitis luctibus, gaudent). Unter „gewisse Tage" sind die fünf Schalttage verstanden, die nicht zu den 360 gezählt wurden, sondern eine für sich bestehende Zeitbestimmung waren. Unter diesem Umstand konnte Osiris, da zwischen dem Ende und Anfang des Jahres fünf Tage in der Mitte lagen, nicht ferner in dem Momente, wo er aufhörte, wieder anfangen. Jetzt hieß die Todesanzeige das Verschwinden oder Unsichtbarwerden des Jahrgotts. Deshalb stellten die Aegypter sich die Schalttage hindurch, als ob sie den Osiris suchten. Nach deren Verlauf riefen sie: Wir haben ihn gefunden! Denn nun war Osiris wiedergeboren, und dieses Ereigniß verkündete das ganze Land in Freudentönen. Nun mußte auch Phamenophis als Jahresanzeiger einen Freudenton vernehmen lassen. Creuzer gibt hingegen von den sieben Versen, die er auf sieben Laute reduzirt, eine andere Erklärung. Die sieben Vocale beziehen sich auf die Planeten, es waren Morgenpsalme der Priester, die den Frühstrahl der Sonne begrüßten, gleichwie die Magier Persiens ihre nächtlichen Horen mit dem Gruß an das wiederkehrende Tageslicht beschließen.

Aus dem Bisherigen ist zur Genüge dargethan worden, daß die Vergötterung der Steine nicht als roher Fetischismus gedeutet werden dürfe. Daß aber Götter und Menschen aus dieser Materie ihren Ursprung nahmen, ließe sich mit Mone, welcher den Steincultus zu erklären strebt, wie folgt, deuten: „Das Gestein ist die erste Erscheinung der festmachenden Kraft, der Crystallisation." Darum beginnt nach der Seelenwanderungslehre der Orientalen die Einpuppung der aus dem Himmel herabkommenden Seele mit dem Stein, geht dann

in die Pflanze, endlich in ein Thier über. Eros zu Thespiä im Bilde eines unbehauenen Steines angebetet (Ottf. Müller Orchomenus S. 174.) ist also die personifizirte Lehre, daß die Sehnsucht nach der Materie den Geist versteinert, d. h. verdunkelt habe, was auch die griechische Benennung des Steines (λιϑος) andeutet, da verfinstern, verbergen (λάϑω) das Stammwort ist. Der Stein Eros war jener von der Venus belebte Stein des Pygmalion, der ithyphallische Hermes Cadmilus in den Samothracischen Mysterien; Hermes, welcher dem Grenzstein Termon, Terminus seinen Namen gab: der neugeborne Zeus auf Creta, Jupiter Lapis. Ueberall erblickt man hier den Begriff des Anfangenden, Pygmäen, knabengestaltete Götter, Laren, Penaten, Bürgschaften für die Fortdauer der Generationen. Daher Jacob und Laban einen „Stein des Zeugnisses" aufrichten, nicht wegen der Dauer dieser harten Materie, die viele Generationen überdauernd, deshalb auch in der spätesten Zeit noch Zeugniß ablegen kann, sondern weil man an jene Steinchen dachte, die der Lateiner Testikeln nennt (testiculi v. testa Stein, dann testis Zeuge), und bei denen Joseph seinem Vater geschworen hatte. Venus, die personifizirte Sinnenlust hieß: „Königin der Steine" (Γολγων ανασσα), und zu Golgi, das nach ihrer Verehrung unter der Form eines Steines benannt war, ward die Göttin vorzugsweise verehrt. Da sie mit der phrygischen Cybele Ein Wesen ist,[1] so war wieder sie selbst die zu Pessinunt verehrte Göttin, ein Ort, der ebenfalls von einem angeblich aus dem Himmel gefallenen Stein (πεσσος), welcher der Göttermutter geheiligt war, seinen Namen hatte. Arnobius berichtet von demselben, er sei so klein gewesen, daß er bequem mit der Hand getragen werden konnte.

[1] S. m. Etym.-Wörtb. u. d. Art. „Rhea."

Von ähnlicher Beschaffenheit war der Stein in einem Tempel derselben Göttin auf dem Ida, den Claudian in der „Entführung Proserpinens" (I, 201.): „religiosa silex" nannte. Und von hier ist es nicht mehr weit zum cretischen Ida, wo Zeus als Kind mit einem Stein verwechselt wurde. Diese Steine, denen die Kunst nicht die geringste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, würden unmöglich noch in einer mit Kunstwerken so verschwenderisch beschenkten, bereits überverfeinerten Zeit, wo Claudian und Arnobius lebten, Gegenstände religiöser Verehrung geblieben sein, wenn nicht ein hieratisches Motiv ihnen diese Heiligkeit verliehen hätte.

Aber nicht immer aus dem Gestein, auch aus dem Holze gehen Götter und Menschen hervor: die Stammeltern der Scandinavier waren Esche und Erle gewesen; die Sachsen wollen mit ihrem König Ascan aus Harzbäumen entsprossen sein; die Römer stammten von der Eichengöttin Rhea Sylvia oder Ilia (ilex); die Trojaner vom Eichengott Ilus. Zu Athen war ein Geschlecht, das sich: „die aus der Pappel Gehauenen" nannte (Αιγειροτομοι), wie ja auch dem Lateiner das Volk (populus) nach der Pappel heißt, und materia sowohl „Urstoff" als „Holz." Der Philosoph Pherecydes läßt die Schöpfung von der Eiche ausgehen. Adonis war, wie die indische Trimurti (Dreifaltigkeit) in einen Myrtenstamm eingeschlossen, Osiris in eine Ericastaude, Zeus und Dionysus hießen nach dem Baume (δενδριτης), Helene auf Rhodus ebenfalls (δενδριτις). In Thespiä wurde Here als Baumast verehrt, in Samos als ein Bret, Athene in Lindus, Artemis in Icaria und Demeter in Pharus als ein ungeschnitztes Stück Holz. Der Fichtenstamm, den man bei der jährlichen Todtenfeier des Attes in den Tempel der Cybele trug, sollte seinen abgeschnittenen Phallus bedeuten.

Bedeutet doch dieses Wort selbst einen Pfahl! Darum ward Dionysus in Methymnä: Phallen zubenamst, weil er nur ein Haupt auf einem Pflock, nach der Legende bei Pausanias (X, 19, 2.) aus dem Meere aufgefischt; Hermes ursprünglich ein hölzerner Truncus mit straffem Phallus; Priapus (in der bekannten Satire des Horaz) ein Feigenholz u. s. w. Wenn aus dem abgeschnittenen Gliede des Agdestis ein Mandelbaum hervorwuchs, so ist dies nicht unbegreiflicher als wie durch den Genuß einer Frucht vom Baume der Erkenntniß Geburtsschmerzen erfolgen sollen. Den persischen National-Lingam kennt man aus dem Bundehesch, wo man liest: „Am Tage Mithra, des Monats Mithra (d. h. am ersten Jahrestage) drang eine Reibapflanze (robor? also die Eiche?) aus der Erde. Dieser Baum war gleich zwei sich berührenden Leibern, der eine steckte seine Hand (Hauptast) in des andern Ohr (Astloch), und sie schienen ein Leib, daran nicht zu unterscheiden war Männliches vom Weiblichen.“ Kürzer drückte dies die griechische Idee aus: Cäneus, der Sohn des „Tannenbaums“ Elatus, sei einmal auch Weib gewesen, und habe darum auch Cänis geheißen.

„Von den ältesten Zeiten,“ bemerkt R. Müller, „war es auch bei uns aufgenommen, die Register der Geschlechtsabstammungen als eine Art Phallus zu behandeln. Es finden sich sowohl plastische Monumente als auch Zeichnungen und gewirkte Teppiche, welche die Stammbäume alter Familien so darstellen, daß der Urahn tief unten sich befindet, und an gehöriger Stelle ein Phallus, oberhalb als Baum sich verzweigend, mit den Früchten der Sippschaft nach herkömmlicher Ordnung der Ascendenz und Descendenz sich auseinanderbreitet.“

Holz ist Princip alles Lebens, das erste Erzeugniß

der Erde, das erste Zeugniß ihrer Zeugungskraft, Holz mit Holz gerieben, erzeugt das heilige Feuer, das als Symbol des Schöpfers in den Pyräen der Ormuzddiener und auf dem Altar der Vesta loderte. So war selbst in der Art der Feuerbereitung, welche zu Ehren des Schöpfers vorgenommen ward, von der frommen Vorzeit auf den Schöpfungsact angespielt! Die Araber nennen die beiden Hölzer, mit denen sie Feuer machen: Männlich und Weiblich. Diese Gewohnheit durch das Zusammenreiben zweier Hölzer Feuer zu entzünden, führte vielleicht zunächst auf den Gedanken, Menschen aus Bäumen entstanden sich zu denken; denn im Holze glaubte man eine eben so wunderbare Mischung von Geist und Materie zu entdecken wie im Menschen. Feuer war ihnen Geist, auch das Wasser fehlt im Holze nicht, wo es als Saft sich kund gibt. Aus der Vermischung von Feuer und Wasser ist aber Alles geworden.

Weil man sich die Gottheit den Bäumen einwohnend dachte, daher die Heiligkeit der Haine bei fast allen Völkern der alten Welt. Silius (3, 11.) besingt die Orakelhaine am Tempel des Hercules zu Gades, Ovid (Fast. 3, 295.) den Eichenhain des Aventinus, wo Numa seine Offenbarungen empfing. Die Carthaginenser hatten ihrer Naturgöttin einen Hain von Nadelholz um ihren Tempel gepflanzt (Sil. 1, 81.), die syrische Aphrodite hatte einen Hain auf den Höhen des Libanon (Euseb. de laude Const. 1, 15.). Die hebräischen Propheten und der Pentateuch eifern gegen die Götzenhaine, ungeachtet Gideon unter der Terebinthe dem Herrn opferte, und die Tamariske, die Abraham gepflanzt (1 M. 8, 21, 31.) zur Zeit des Propheten Amos (5, 5. 8, 13.) ein Wallfahrtsort war. Der wahrsagende Lorbeerhain in Delphi und der orakelnde Eichenhain in Dodona sind zu bekannt, um

bei ihnen zu verweilen. Wir wenden uns daher gleich den Abendländern zu, wo auch nicht die Eichenhaine der celtischen Druiden (Plin. 16, 93.), sondern die von den heidnischen Preußen verehrte Orakeleiche zu Romowe, vor welcher das ewige Feuer brannte, dessen Erlöschen der Priester mit dem Tode büßen mußte, und der immergrüne Eichbaum beim Tempel zu Upsala, der dem Thor geweihte Hain im Stifte Aberg in Jütland u. a. m. die Aufmerksamkeit desjenigen verdienen, welchem auch das religiöse Leben seiner eigenen Vorfahren kennen zu lernen wissenswerth erscheint. Unter die berühmt gewordenen Eichen gehört noch jene bei Heiligenbeil in Ostpreußen, der Eichenhain bei Eichfeld an der Werra, die Schwerteiche bei Borsholm in Holstein. Das Kloster Alt-Eiche an der Donau verdankte zwei heiligen Eichen seine Benennung. Auch bei Wiesbaden, bei Gera u. a. gab es heilige Eichenhaine. Keine aber war berühmter geworden, als die große Donnereiche der Hessen, welche zur Bestürzung der Heiden umgehauen, ihr Holz zu einem Bethause hergeben mußte. In England wurden christliche Kirchen nach Eichen genannt. Die alten Germanen loosten bei der Eiche (Tacit. Germ. 10.). Die Heiligkeit dieses Baumes bei den slawischen Völkern geben die vielen Ortsnamen Großenhayn, Knauthayn, Haynichen, Haynsburg im Sächsischen und Altenburgischen, wo meist Sorbenwenden wohnten, zu erkennen. Bei Delitzsch gab es einen Hain, wo die Heiden Gerichtstage hielten, denn nur an heiligen Stätten ward das Recht gesprochen (vgl. Grimm Rechtsalterth. S. 796. 797.). Die alte Sage von der Entstehung der Menschen aus Bäumen, lebte in den Dryaden und Hamadryaden der Griechen lange fort. Mit dem Baume zugleich welken und sterben sie, jede Verletzung der Aeste und Zweige empfinden sie als

Wunden, gewaltsames Umhauen macht ihnen plötzlich ein Ende. (Non sine hamadryadis fato cadit arborea trabs, sagt Ausonius). Ovid (Met. 8.) erzählt von einer Eiche, die im Walde der Ceres gestanden, und die als der Götterverächter Erisichthon die Axt an sie legte, ein Seufzen vernehmen ließ, gleichzeitig fingen die Aeste an zu schwitzen, und als der erste Hieb fiel, floß Blut aus der getrennten Rinde. Grimm gedenkt einer deutschen Volkssage, die der Erle Blut, Thränen und Sprachfähigkeit andichtet, sobald sie gefällt wird. Die Celten wehrten den Heidenbekehrern aus diesem Grunde das Fällen einer Fichte, die vor ihrem Tempel stand.

Der Begriff des Lebens concentrirte sich bei den Heiden stets in jenem Symbole der lebenspendenden Kraft selber. So wählte man von der Eiche die Eichel, von der Fichte den Zapfen (R. Müller Kunst d. Hindu S. 301) zu Sinnbildern, Palme, Pappel und Tanne ihres starrenden Wuchses wegen, die Olive, weil sie als Oelspenderin wieder auf das Lebenslicht Bezug hat. Mandeln, Aepfel und Nüsse wurden die bekannten Liebeszeichen, die man bei Hochzeiten austheilt oder damit sich bewirft. Mit der Palme, Eiche und Olive verband man auch den Begriff der Kraft, daher Kränze aus ihren Blättern den Sieger schmückten; die Palme und Olive als Sinnbilder des Friedens spielten auf den Sieg über die vegetationsfeindlichen, lebenzerstörenden Naturkräfte an.

Auch die aus gewissen Bäumen verfertigten Geräthe, insbesondere wenn sie eine, obschon entfernte Aehnlichkeit mit dem phallo erecto hatten, wurden zu dessen Sinnbildern verwendet. Vor allen der Stab, von welchem der Pfahl im Fleische bei den Griechen (φαλος) und Lateinern (palus) seinen Namen hat. Er trennte sich in einen Hirtenstab

und Richtstab, weil er bald auf die Vermehrung der Heerden — Pales ist der Beschützer der Heerden! — bald auf die Kraft, mit Uebertragung des Begriffes auf Herrschermacht anspielen sollte. Geistlich angewendet wurde der Ochsenstecken des Pan, Hermes, Osiris, der in den Händen des israelitischen Richters Samgar — hier nomen et omen, denn der Name bedeutet selbst die Sache — gegen die Philistäer, welche schon dem Patriarchen Isaak die Brunnen (der Fruchtbarkeit) verstopfen wollten, so große Wunder verrichtete (Richt. 3, 31.), zum Krummstab des Bischofs; und des Pelops (d. h. des Phalops) „unalterndes" Scepter, das auf so viele Generationen sich vererbte, wie nach Eisenmenger (entd. Jdth. I. S. 379) der aus dem Paradiesesbaum geschnitzte Stab Adams, mit dem noch Jethro die Freier seiner Töchter probirte, und Mose aus dürrem Felsen Wasser — wie Bacchus mit seinem Thyrsus Wein — hervorlockte, zum „Gesetzgeber zwischen den Füßen," den Jacobs Segen seinem Sohne Juda verspricht, als Unterpfand, daß er herrschen werde bis Schilo kommt. Dieser Schilo ist aber, wie an einem spätern Orte gezeigt werden soll, Saturn als Ruhebringer und Friedensfürst am Ende der Tage, wo mit dem Beginn des siebenten oder messianischen Jahrtausends der große Weltsabbath eintreten soll, dessen alljährliches Vorbild im Kleinen die römischen Saturnalien waren, wo die Gleichheit der Stände an die Wiederbringung aller Dinge mahnen sollte; denn nur im künftigen Leben gibt es keine Herren und Sclaven mehr. Noch die deutsche Sprache kennt keinen Unterschied zwischen Stab und Stamm, wovon das Zeitwort „abstammen" sich gebildet, wie das lateinische: restauriren von dem griechischen „Stauros," das einen Pfahl (σταυρος) bedeutet, davon der Nebenbegriff des Kreuzes, jenes Vertei-

fättigungszeichens in der Arithmetik, dessen Gestalt bedeutsam an dem weiblichen Ring im Venuszeichen (♀) sich befindet; und wenn es auch dem Mercur (☿) gehört, so bedenke man, daß die Gottheit um zu schaffen Hermes und Aphrodite zugleich sein muß. Ring und Stab sind die Liebespfänder, welche die Buhlerin vom Patriarchen Juda forderte (1 M. 38, 18.). Dieses Henkelkreuz der Venus und des Mercur trug der ägyptische Priester desselben (Thaut) in den Prozessionen voran (Jablonsky Panth.). Die Isis trug es in der Hand (Creuzer Symb. I. S. 513), die ephesische Diana auf dem Kopfe (Creuzer II. S. 187). Das Kreuz des Gottes Serapis hatte das ewige Leben bedeutet (Ruffin. H. E. 2, 29. Socrat. H. E. 5, 17.), denn in den Aesculap sich umwandelnd, welcher im physischen Sinne „Heiland" (σωτηρ) hieß, war dieser Gott die Bürgschaft für die Wiedergeburt. Daher hatten die bekehrten Heiden in der Kreuzesgestalt auch das Zeichen der geistlichen Auferstehung so leicht zu erkennen vermögen. Daher war die Behauptung der Gnostiker keine müßige, daß das Kreuz Christi von Feigenholz gewesen, und die andere: daß das Holz des Lebens aus dem Erkenntnißbaum des Paradieses gezimmert gewesen.

Warum Wischnu (nach dem Berichte eines Missionärs), Romulus und Remus unter einem Feigenbaume empfangen oder geboren worden? warum die Stammeltern des Menschengeschlechts sich die Schaam mit Feigenblättern bedeckten? warum die Priapsbilder aus Feigenholz geschnitzt sein mußten? (Horat. I. Sat. 8, 1.), warum die Feige dem ithyphallischen Hermes geweiht ward? warum der geile Faun Ficarius (Augustin. 15, 23.) hieß? und auch der Gott der sinnlichen Lust, Dionysus, der Vater des Priapus und der Satyren, nach der Feige (συκιτης) genannt worden? warum in der

attischen Dionysien die ins mannbare Alter tretenden Mädchen Feigen in Körben darbrachten (Nat. Com. 5, 13.) und Schnüre mit trockenen Feigen um den Hals trugen (Arist. Lysistr. 647.)? auch der dabei in der Kiste befindliche Phallus von Feigenholz sein mußte? (Theod. Serm. 7.) auf alle diese Fragen gibt Indien Auskunft, wo die Baniane wächst, deren Gestalt den Naturforscher Büffon veranlaßt hatte, sie l'arbre indecent zu nennen; denn dieser Baum senkt aus seinen Aesten wieder Wurzeln in die Erde, und wird so ein Bild steter Befruchtung. Darum ist der indische Feigenbaum, dieses passendste Sinnbild des ewigen Wiederzeugens, das Symbol des Schöpfers; und sein Laubdach wählt der fromme Büßer zum bleibenden Aufenthalte. Der Gott Krischna selbst hat (im 15. Gesang des Bhagavatgita) das unvergängliche Wesen dem (indischen) Feigenbaum verglichen, dessen Wurzel in der Höhe (gen Himmel) und dessen Zweige nach unten (zur Erde) gehen, dessen Blätter Verse der Veda's sind. Also nicht nur Baum des physischen, sondern auch des geistigen, religiösen Lebens. So dachten noch die Rabbinen, als sie die Schriftstelle (Spr. 27, 18.): „wer seinen Feigenbaum bewahrt, ißt Früchte von ihm" auf das Gesetz deuteten (Thalmud, Erubin f. 54 a), dessen falsche Behandlung von den Pharisäern Jesum bewogen hatte, den Feigenbaum zu verfluchen, der im Winter keine Früchte trug. Werden doch die Gerechten selbst „Bäume der Gerechtigkeit" genannt! (Ps. 92, 14. Spr. 11, 28. Jes. 61, 3.). Die Wirkung des Lesens im Gesetze wird unter dem Bilde eines Baumes, dessen Blätter nicht verwelken, beschrieben (Ps. 1, 2.); das Gepflanztsein an Bächen ist eine Folge des Hörens auf das Wort Gottes (Sir. 39, 13.). Die Bäume des Herren stehen voll Saftes (Ps. 104, 16.).

Diese Bäume waren es, welche bitteres Wasser süß machten (2 M. 15, 25.) denn die Quelle des Lebens ist das göttliche Gesetz (Jer. 2, 13.). Nach dem Missionär Hodgson (As. Res. XVI. p. 443.) heißt Buddhas, des göttlichen Gesetzgebers, Wohnung: der Feigenbaum (Chaitiya). Wischnu, oder seine weibliche Hälfte, Sri, soll — berichtet die Legende — einst als feindliche Völker in Jaganat eindrangen, unter den Feigenbaum sich gerettet haben. Also war er auch im mosaischen Paradiese der Baum des Lebens d. h. des göttlichen Gesetzes, welcher zwar durch Adams Streben Gott gleich sein d. h. selber schaffen zu wollen, sich in den Baum der Erkenntniß umgewandelt hatte, und die sterblich machende Frucht für ihn trug; aber, weil aus dem Tode sich neues Leben erzeugt, durch Christi Opfertod an dem Feigenholz wieder zum Holz des Lebens ward. Denn wie in Adam, nach rabbinischer Tradition, so sind auch in dem Messias alle Seelen enthalten, daher gemeinschaftlicher Tod und gemeinschaftliche Auferstehung. Auch die Pappel besaß diesen Doppelcharakter des Lebens und des Todes; denn besteht auch der Todtengöttin Persephone Hain aus lauter Pappeln (Iliad. 13, 389. 16, 482. Odyss. 10, 510.), und verwandelten sich Phaetons Schwestern in Pappeln (Aen. 10, 190.), weil ihre Mutter Clymene (Met. 2, 19.) nur ein anderer Name für Persephone war,[1] so hatte doch auch Hercules, als er aus der Unterwelt heraufkam, die Pappel (als Zeichen seines Triumphes über den Tod) mitgebracht, weßhalb die Sieger in den olympischen Spielen als irdische Repräsentanten des Todbezwingers mit Pappelzweigen geschmückt wurden. Unter einer Linde hatte Siegfried den Drachen getödtet (Nibel. 845, 3.), aber unter einer Linde war auch er getödtet

[1] S. m. etym. Realwb. u. Clymene.

worden (913, 1. vgl. W. Grimms deutsche Heldensf. S. 154). Die Cypresse war zwar der Lebenspenderin Cypria geweiht, aber auch dem Pluto, daher sie der Römer vor dem Sterbehause aufpflanzte, dem Priester zur Warnung, daß er nicht durch die Nähe einer Leiche verunreinigt werde.

Wie der Stab und das Scepter waren auch Keule und Lanze phallische Symbole. Wäre die Keule nur in des Hercules Händen, so ließe sich dieselbe leicht als Schlagwaffe überhaupt deuten, aber auch der weibliche Theil der Trimurti, nämlich Wischnu — der seinem Bruder Schiwa einst die Dienste einer Frau geleistet — hat sie zum Attribut (Ritters Erdkunde As. IV, 2. S. 550.) und der persische Lichtgeist Mithra. Sie muß also das Dämonen der Finsterniß und, was dasselbe besagen will, der Unfruchtbarkeit abwehrende Amulet gewesen sein. Darum ist gleichwie die Priapsbilder (Paus. X, 19, 2.), auch des Hercules Keule aus dem Holze des Oelbaums geschnitzt (Paus. II, 31, 13.).

Mars, der Stammvater der Römer, ward unter der Gestalt eines Spießes (quiris) verehrt, darum hieß der mythische Erbauer Roms Quirinus, und sein Volk Quirites; und wenn der nach dem Spieße (Kain im Hebr.) benannte Cäneus — dessen Vater Elatus nach der schlanken Tanne (ελατη) hieß — seinem Lanzenschaft göttliche Ehre zu erweisen befahl (Müller Orchomenus S. 191 d. zw. Ausg.), so geht daraus hervor, daß der Lanzencult aus dem Phalluscult sich entwickelte, weil Cäneus auch Cänis hieß, einst auch Weib gewesen, also das erste Menschenpaar als androgynische Gottheit im Holze zusammenlebend. Nur deßhalb, weil in Aegypten und Syrien die Weiber den Phallus trugen, in den Dionysien die Jungfrauen; in Rom die Vestalinnen, dessen Bild als Unter-

pfand der Staatswohlfahrt in ihrem Tempel auf-bewahrten, deshalb ist der Spieß nicht Minervens Attribut ausschließlich, sondern es gab auch eine Venus militaris und eine Juno curitis oder quiritis. Die syrische Astarte hält den Speer in der rechten Hand (Ekhel Numm. Vet. p. 371. 442. 501.), die carthaginensische Himmelskönigin ebenfalls (Gesen. Monum. Phoen. tab. 16.). Wer aber wird in allen diesen Göttinnen nur eine Bellona erkennen wollen? Also nur gegen die Dämonen der Unfruchtbarkeit haben sie sich bewaffnet, und ihre Waffe ist Ovids „virilis hasta," an welche die coelibaris hasta der römischen Braut erinnern sollte. Daher Ovid (Fast. 2, 559.) die hasta recurva (als Gegenbild des phallus erectus) zum Warnungszeichen für den Tag erwählt, an welchem keine Ehe geschlossen werden soll, hingegen das frondescere hastam als Bild der Fortpflanzung Roms (Met. 15, 560.). Deutlicher noch spricht sich Varro (L. L. IV, 8.) über den eigentlichen Sinn dieses von Romulus verübten Wunders aus (Instrumentum a Romulo de monte Aventino in Palatium jactum fuerit λυχνη, quae terra fixa crevit in arborem, et innumeras alias hastas produxit, quodque haec causa videatur denominationis loci, qui hucusque ager Reatinus dictus, postea vero Palatium). Also war der Jupiter palatinus und Mars quirinus mit dem Heerden beschützenden Pales Ein Wesen, Roms Nationalgott unter mehrern Namen verehrt, denn zwischen Pales und palus, wovon das Palatium seine Benennung erhielt, gibt es keinen Unterschied. Wenn Venus in der linken Hand mit dem Liebesapfel und in der rechten mit dem Spieße abgebildet ward (Descr. des pierres gr. p. 117. N. 558.), so kann über des Letztern Bedeutung kaum noch ein Zweifel obwalten. Begreiflich wird nun die Sage, daß Mamercus, der Sohn des als Spieß angebeteten Mars

und der nach dem Baume benannten Silvia, sein Leben von einer Lanze abhängend wußte, welche der Vater der Mutter zurückgelassen. (Klausens „Aeneas" S. 982.). Begreiflich wird es dann auch wie die Lanze des Pelops in Pisa (Ov. Amor. III, 2, 15.) und jene des Pinehas eine Seuche stillen konnten, zumal die Stelle, wohin der Letztere seine Waffe richtet (4 M. 25, 8., wo kaba das griechische κῆπος ist) vollends alle Zweideutigkeit aufhebt. Ein umgekehrter Spies konnte daher, wie die umgestürzte Fackel, Griechen und Römern ein Sinnbild des verlöschten Lebenslichts werden. Wie aber der Stab aus dem Symbol der Lebenskraft sich zum Sinnbild der Macht entwickelte, so wurde Uebergabe des Speers für Könige ein Zeichen der Uebergabe von Reich und Land; der Spieß, welchen der Pater patratus an der Grenze ins feindliche Gebiet warf, war eine figürliche Besitznahme. Und unser heutiges: Sub hasta, womit der Verkauf eines Eigenthums angezeigt wird, stammt aus der altrömischen Sitte, bei Auctionen einen Speer vor das Haus des Verkäufers hinzupflanzen.

Wenn im scandinavischen Norden Esche und Erle die verschiedenen Geschlechter repräsentirten, so liebte der Orient auch in dieser Symbolik eine größere Deutlichkeit. Zwar ist Daphne in einen Lorbeer, Baucis in eine Linde, die Töchter der Clymene in Pappeln, Myrrha in eine Myrte verwandelt worden, jedoch alle diese Bäume waren auch männlichen Gottheiten heilig. Aber wie oben das Beispiel des Cäneus zeigte, dachte man sich androgynische Gottheiten den Bäumen einwohnend, Schiwa und seine Gemahlin Parwati hatten gemeinschaftlich im Samibaum gewohnt. Daher auch die lateinischen Worte arbor, quercus, populus, fagus, laurus u. a. m. ihren androgynischen Charakter dadurch zu erkennen geben, daß sie ungeachtet der männlichen Endung

doch weiblichen Geschlechtes sind. Wenn also der Orientale die Geschlechtsverhältnisse der Gottheit verdeutlichen wollte, so stellte er den Baum als männliches, und die Blume als weibliches Princip hin. Juno soll den Mars ohne Beihülfe eines Mannes, bloß durch den Geruch einer Blume empfangen haben. Der indische Liebesgott hat seinen Bogen mit Blumen umwunden, seine Pfeile zieren fünf Blumen. Der Name der Liebesgöttin in Rom war Flora, bei den Gnosiern in Creta: Anthea, was dasselbe bedeutet. In Cypern feierte der Cultus ihr Blumenfeste. (Engel Cyprus II. S. 163.). Ihr Symbol war die Rose, ihre Tochter hieß Rhodus (Rose). Aus der Milch der „lilienarmigen" Here soll die Lilie entstanden sein (Böttiger Jd. z. O. II. S. 158 Anm.). Dies war sie aber als Zwiebelgewächs, denn Venus hieß die Zwiebelfrau (vgl. oben S. 166.), weil die Lotusblume durch ihren Kelch das Geburtsorgan vorstellt. Weibliche Mumien fand man in Aegypten in den thebäischen Gräbern mit einem Halsschmuck von blauen Lotusblumen geziert; in einer Grabschrift tröstet Osiris eine verstorbene Frau mit den Worten: „Deine Blume wird sich wieder aufrichten!" (Barthelemy in den Memoires de l'Acad. des Inscr. XXXII. p. 725.). Die jedes Jahr das Aufleben der Natur ankündigende Lotusblume ward deshalb ein Bild der Wiedergeburt. Die ausgebreitete Lotusblume, welche weibliche Figuren in den Grotten von Salsette in Händen haben, erkennt man als Symbol des Ueberganges aus diesem Leben. Nicht nur der Isis war die Lotus heilig, sondern auch der indischen Naturgöttin Sri (Ceres), die davon auch Padma (Lotus) heißt.

Wie der indische Feigenbaum seiner oben beschriebenen Eigenschaft wegen sich vorzugsweise zum Sinnbild der männlichen Kraftäußerung eignet, so

die Lotus vor allen andern Blumen zur Bezeichnung der weiblichen Thätigkeit, und zwar weil der Staubfaden den Phallus verbildlichte, und so die ganze Gestalt den Schöpfungsact darstellt. Aus Wischnus Nabel entspringt der Stiel des Lotus. (Ritter Erdk. As. I. S. 428.). Auf dem Götterberg Meru sitzt Schiwa mit einer Tafel, in deren Mitte die Lotus. (Paullin. Syst. Brahm. p. 103.). Brahma als Weltschöpfer thront auf der Lotusblume (Bohlen Ind. I. S. 194.). Zuweilen sieht man alle drei Götter zugleich in der Lotusblume sitzend. (Paullin. l. c. p. 110.). Bei Montfaucon (Ant. eppl.) findet man die Isis auf der Lotusblume sitzend, und die (phallische) Peitsche in der Hand, um die Dämonen der Unfruchtbarkeit zu verscheuchen.

Wie aber oben von einigen Bäumen nachgewiesen worden, daß sie auch den Gottheiten des Todes geweiht waren, so darf man sich nicht wundern, wenn man die Rose auf Grabsteinen erblickt (Winkelmann II. S. 561.), die „rosenäugige" Rhodope im homerischen Hymnus auf Demeter die Gespielin der Todtengöttin ist, und Proserpine vom Todtengott in dem Moment entführt ward, als sie Veilchen (Prellers Demeter und Persephone S. 80. oder Narcissen (Paus. IX, 31, 9.) zum Kranze wand; daß Narcissus nach dem Schattenreiche (im Sanskrit: narka) heißt, wo Yama (Indiens Pluto δαμαστωρ) herrscht, welcher in dem unter Veilchen gebornen Jamus in der griechischen Mythologie wieder zum Vorschein kommt, aber als Spender von Todtenorakeln: Apollo in der Unterwelt, daher für einen Sohn desselben gehalten. Denselben Sinn hatte es, wenn man das Grab des Hyacinth im Tempel des Apollo zeigte (Paus. III, 2, 19.). Die Blume, wollte man sagen, habe den Gott in das Schattenreich hinabgezogen. Im Todtencultus der Ceres zu Hermione hatte die Hyacinthe des

Veilchens Bedeutung gehabt, angeblich, weil sie mit den Todeszügen des sterbenden Ajas bezeichnet, der Erde entsproßt sein soll. Da aber auch des Ajas Grab in Apollo's Tempel sich befand (Tzetz. Lycophr. 1141.), so begegnet man auch hier einem unterirdischen Gott.

Gleichwie Götter und Menschen aus Stein oder Holz hervorgegangen, so werden sie auch wieder in diese Stoffe verwandelt. Die letztere Metamorphose heischt aber eine doppelte Erklärung. So bezieht sich die Verwandlung des Battus oder des cephalischen Hundes (d. i. des hundsköpfigen Hermes κυνοκεφαλος) in Stein auf den Hundsstern, und weil Sterne Steine sind, so trifft dies Schicksal auch Niobens 7 Wochen- oder 12 Monatskinder (d. h. die Planeten oder Zodiakalgestirne). Die Versteinerung des Atlas und der Medusa hat aber vielleicht einen andern Sinn. Ersterer ist der Götterverächter, seine Mitschuld am Kriege der Titanen, deren Anführer gegen Zeus er war, hatte schon diese Strafe für ihn zur Folge gehabt, daß er Träger des Sternenhimmels geworden; also auf seinen Schultern ruht die Zeit. Durch seine Versteinerung ward er zugleich Repräsentant des Raumes. Die von Gott abgefallenen Geister werden, nach orientalischem Dogma, in die Schranken der Endlichkeit gebannt, sie müssen einen Leib annehmen. Darum hat des Atlas Tochter Atalante, welche nach ihrer Mutter Hesperis, auch die Hesperide war, die aphrodisischen Aepfel zu vergeben, oder von ihrem Liebhaber erhalten. Weil die Speculation der Sünde Sold, die klügelnde Vernunft von Gott abwendet, so mußte auch die „denkende" Meduse sich versteinern, d. h. die büßende Seele eine Reihe von Wanderungen durch die verschiedenen Reiche der Körperwelt beginnen, und folglich zuerst das specifisch körperlichste werden.

Die Versteinerung ist aber auch das natürliche Bild der Todeskälte. Darum heißt der Todtengott Pluto: Agasthenes, und der „Stein des Nichtlachens," auf welchem Demeter in Eleusis saß, erinnert an Pluto's Beinamen: Agelaus (der Nichtlachende). Sthenelus, d. i. der Steinerne, hieß der Sohn des in den Tartarus gestürzten Capaneus und der Vater der versteinernden Medusa, sie selbst die Gorgone Stheno, die in dem Tartarus weilende Danaide Sthenelle, wie auch die Tochter des Acastus hieß, d. i. des sühnenden Pluto februus, denn der Tod ist der Versöhner und Reiniger von allen Sünden. Wollte man unter Sthenele die Demeter in der Unterwelt lediglich in der Bedeutung fassen, als sei sie die zur Winterszeit erstarrte Natur, so müßte man consequent verfahren, und in dem Sthenelus die frostige Wintersonne erkennen.

Hingegen ist die Versteinerung der Riesen, die nicht nur in den griechischen Mythen von Albion und Borgion — Atlas kann aus oben angeführten Gründen nicht in diese Categorie gehören — sondern auch in germanischen, celtischen und scandinavischen Sagen vorkömmt, welche auch weibliche Riesen kennen, aus der Naturanschauung entnommen. Sobald man sich unter Riese eine ungewöhnliche Größe denkt, müssen den Naturvölkern, welchen auch das Steinreich belebt erschien, Berge und Felsen jene Ungethüme gewesen sein. Böses sollten sie verübt haben, wie wären sie sonst so hart bestraft worden? Jacob Grimm (Myth. S. 510.) erzählt von zwei Riesengenossen, die auf neben einander liegenden Bergen hausen und verkehren. Als Felsen brauchen sie Steine zur Waffe. So wirft Polyphem einen Felsen nach Ulysses, und Og, der König von Basan (wenn man dem chaldäischen Paraphrasten zu 4 M. 21, 36. glauben darf) nach Mose. Og, soll dem Thalmud (Nidda)

zufolge schon zur Zeit der Sündflut gelebt haben, und von Noah gerettet worden sein. Da der Berg Hämus ein Sohn Deucalions ist, also auch ein Zeitgenosse der Flut war, so möchte man daraus zu schließen geneigt sein, daß die Sagenerzähler selbst nicht glaubten, alle Berge seien von dem Wasser bedeckt worden; oder sind Wasserriesen, wie Aegäon oder Gyges gemeint? Cöus, Pallas und Typhöus melden sich schon durch ihre Namensbedeutungen als feuerspeiende Berge an; und das unterirdische Tosen derselben erklärt den Namen Polyphems, dessen einziges Auge den Crater vorstellt, und dessen Vater nur deshalb Neptun war, weil Vulcane meist in der Nähe des Meeres angetroffen werden.

[Nork, Selig] 1803-1850

Populäre Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Zweiter Theil.

Mit Tafel III.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr oder 4½ ggr.)

Populäre

Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Zweiter Theil.
Mit Tafel III.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder 4½ ggr.)

ihrem Namen Ananda (Unendliche) als Ewigkeit an. Sie dient abwechselnd dem Wischnu und Schiwa zum Ruhekissen, denn beide sind das göttliche Wesen, das Gestalt angenommen hat, Brahma nämlich wird ohne Bild verehrt, und hat deßhalb keine Tempel.

Daß die Schlange ihren Balg so oft wechseln soll, hat sie unter allen Thieren am geeignetsten erscheinen lassen, das Bild der ewig sich erneuernden Zeit zu werden, zugleich aber als Symbol der verjüngenden Kraft und Wiedererzeugung. Schiwa, welcher alle Götter überdauern wird, trägt die Schlange in der Hand (s. Taf. I. Fig. 4.), und Kronus, welcher dessen Amt bei den Griechen versah, erscheint auf Abbildungen bald auf einen Baumstamm sich stützend, um den sich eine Schlange windet; bald mit einem sein hohes Alter andeutenden mächtigen Barte, in einer mit Augen besäeten Tunica (Symbol der Alles sehenden in die Vergangenheit und Zukunft blickenden Zeit), in der Rechten eine Fackel tragend, an welche sich eine mit Sternen besetzte Schlange hinanschmiegt. (Vgl. Taf. II. Fig. 2 und 3.) Das letztere Bild ist vieldeutig, indem es im Vergleich zu jenem Baumstamm, den Jedermann als den Stammbaum des Menschengeschlechts erkennen wird, — gleich dem ebenfalls von der Schlange umwundenen Paradiesesbaum, welcher die Geburtsschmerzen verursachende Frucht trug — sowohl auf die Lebensfackel als auf den, das Firmament erhellenden, Sonnenstrahl sich beziehen läßt; die Sterne möchten der Schlange vielleicht noch die Bedeutung des Zodiakalgürtels geben, welche nur darum hier auf die Kreisform verzichtet, weil der Bildner beabsichtigt haben dürfte, die Helle des Tages und die gestirnte Nacht, diese beiden Hälften der Zeit, vereinigt darzustellen. Die Flügel an den Füßen sind

die verkörperte Flüchtigkeit der Zeit. Schlangenbeschwörer und Sternweissager gilt im Orient für gleichbedeutend (Michaelis mos. Recht V, 200.) Der mit den Zodiakalbildern gezierte Gürtel des Astrologen ist die Schlange, welche sich um den Leib des Schlangenzauberers windet.

Insofern die Zeitlichkeit der Ewigkeit, wie die Materie dem Geist gegenüber gesetzt wird, erscheint die geringelte Schlange des Jesaia (27, 1.) als jener von den Rabbinen so umständlich beschriebene Leviathan,[1] dessen Häupter (Ps. 74, 14.) an die vorerwähnte Ananda ihrer Vielköpfigkeit wegen erinnern; und wenn er bis zum Beginne des Messiasreiches aufgespart wird, um dann von den Gerechten verzehrt zu werden, so kann bei der von den Juden angenommenen Begriffsidentität zwischen messiantischer Zeit und ewigem Leben nicht mehr der eigentliche Sinn verborgen sein, daß nämlich der Leviathan die Zeitschlange sei. (Wenn hingegen in der scandinavischen Erzählung vom Weltuntergang Thor und die Midgardschlange sich gegenseitig den Tod geben, so geht daraus hervor, daß die Götter des Nordens außer der Zeit nicht existiren.) Das Prädicat, das Hiob (26, 13.) dieser Schlange ertheilt, hat auf die Flüchtigkeit der Zeit Beziehung (denn Luthers Uebersetzung ist der Grundbedeutung des Wortes ganz entgegen). Das Spielen Jehovah's mit dem Leviathan (Ps. 104, 26.) ist eine Hindeutung auf das Schöpfungswerk, wo ja auch die Urweisheit spielend erscheint (Sprw. Sal. 8, 30. 31.), wie auch dem Brahma, Zeus und Dionysus ein Spielen bei der Schöpfung zugeschrieben wurde. (Bohlens alt. Ind. I. S. 160. Creuzer's Symb. I. S. 592. III. S. 391.), und alles Geschaffene von Plato ganz wie in der or-

[1] Dieser Name ist zusammengesetzt aus lava: winden, schlingen (das lat. lio) und than: Schlange.

Nork, Selig 1803-1850
Populäre
Mythologie,
oder
Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Zweiter Theil.
Mit Tafel III.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder 4½ ggr.)

Phallusstabe, wovon auch die rabbinische Tradition eine Vorstellung gehabt haben mochte, wenn sie berichtet, daß der Stab, an welchem Jethro die Freier seiner Töchter probirte, und welcher in Mosis Hand sich in eine Schlange verwandelt hatte (2 M. 4, 3.), aus dem Baume der Erkenntniß geschnitzt war, welcher letztere dem Sammael und Metatron gemeinschaftlich gehörte. (Eisenmenger entd. Jdth. I. S. 379. 380.). Von Sammael ist bekannt, daß er die Paradiesesschlange sei, welche das erste Menschenpaar verführte. Die Juden nennen ihn deßhalb, gleichwie Johannes der Apokalyptiker, „die alte Schlange" (Nachas ha kadmoni ὁ ὄφις ο ἄρχαῖος) d. h. die Schlange, die schon im Anfang der Zeiten existirte. Von Metatron dem Erzengel, welcher seinen Namen dem hohen Range verdankt, daß er der nächste am Throne (μετα θρονȣ) Jehovahs steht, und durch das griechische Element seines Namens den Einfluß hellenischer Bildung auf die rabbinische Mystik bezeugen hilft, — von Metatron sagen sie, er sei der geistige himmlische Prototyp Adams (1 M. 1, 26.), nämlich der an der Schöpfung des Menschen participirende Adam Kadmon (Urmensch) oder Logos, also die phönizische Lichtschlange Uräus, die Himmelsschlange Ophion, welche von Nonnus (Dion. 41, 352.): der Alte (γερων) genannt wird. Da aber Sammael vor seinem Fall, d. h. bevor er durch seinen der Eva ertheilten verderblichen Rath die Zeugungslust in die Welt gebracht (Eisenmenger a. a. O. II. S. 464.), ein reiner Seraph gewesen (Ebds. I. S. 831.), Seraph aber dem Wortsinn zufolge eine feurige Schlange ist (4 M. 21, 6.), obgleich auch Jesaia (6, 2.) den Seraph als Engel am Throne Jehovahs kennt so ist daraus zu schließen, daß die eherne Schlange

ihrem Namen Ananda (Unendliche) als Ewigkeit an. Sie dient abwechselnd dem Wischnu und Schiwa zum Ruhekissen, denn beide sind das göttliche Wesen, das Gestalt angenommen hat, Brahma nämlich wird ohne Bild verehrt, und hat deßhalb keine Tempel.

Daß die Schlange ihren Balg so oft wechseln soll, hat sie unter allen Thieren am geeignetsten erscheinen lassen, das Bild der ewig sich erneuernden Zeit zu werden, zugleich aber als Symbol der verjüngenden Kraft und Wiedererzeugung. Schiwa, welcher alle Götter überdauern wird, trägt die Schlange in der Hand (s. Taf. I. Fig. 4.); und Kronus, welcher dessen Amt bei den Griechen versah, erscheint auf Abbildungen bald auf einen Baumstamm sich stützend, um den sich eine Schlange windet; bald mit einem sein hohes Alter andeutenden mächtigen Barte, in einer mit Augen besäeten Tunica (Symbol der Alles sehenden in die Vergangenheit und Zukunft blickenden Zeit), in der Rechten eine Fackel tragend, an welche sich eine mit Sternen besetzte Schlange hinanschmiegt. (Vgl. Taf. II. Fig. 2 und 3.) Das letztere Bild ist vieldeutig, indem es im Vergleich zu jenem Baumstamm, den Jedermann als den Stammbaum des Menschengeschlechts erkennen wird, — gleich dem ebenfalls von der Schlange umwundenen Paradiesesbaum, welcher die Geburtsschmerzen verursachende Frucht trug — sowohl auf die Lebensfackel als auf den, das Firmament erhellenden, Sonnenstrahl sich beziehen läßt; die Sterne möchten der Schlange vielleicht noch die Bedeutung des Zodiakalgürtels geben, welche nur darum hier auf die Kreisform verzichtet, weil der Bildner beabsichtigt haben dürfte, die Helle des Tages und die gestirnte Nacht, diese beiden Hälften der Zeit, vereinigt darzustellen. Die Flügel an den Füßen sind

die verkörperte Flüchtigkeit der Zeit. Schlangenbeschwörer und Sternweissager gilt im Orient für gleichbedeutend (Michaelis mos. Recht V, 200.) Der mit den Zodiakalbildern gezierte Gürtel des Astrologen ist die Schlange, welche sich um den Leib des Schlangenzauberers windet.

Insofern die Zeitlichkeit der Ewigkeit, wie die Materie dem Geist gegenüber gesetzt wird, erscheint die geringelte Schlange des Jesaia (27, 1.) als jener von den Rabbinen so umständlich beschriebene Leviathan,[1] dessen Häupter (Ps. 74, 14.) an die vorerwähnte Ananda ihrer Vielköpfigkeit wegen erinnern; und wenn er bis zum Beginne des Messiasreiches aufgespart wird, um dann von den Gerechten verzehrt zu werden, so kann bei der von den Juden angenommenen Begriffsidentität zwischen messianischer Zeit und ewigem Leben nicht mehr der eigentliche Sinn verborgen sein, daß nämlich der Leviathan die Zeitschlange sei. (Wenn hingegen in der scandinavischen Erzählung vom Weltuntergang Thor und die Midgardschlange sich gegenseitig den Tod geben, so geht daraus hervor, daß die Götter des Nordens außer der Zeit nicht existiren.) Das Prädicat, das Hiob (26, 13.) dieser Schlange ertheilt, hat auf die Flüchtigkeit der Zeit Beziehung (denn Luthers Uebersetzung ist der Grundbedeutung des Wortes ganz entgegen). Das Spielen Jehovah's mit dem Leviathan (Ps. 104, 26.) ist eine Hindeutung auf das Schöpfungswerk, wo ja auch die Urweisheit spielend erscheint (Sprw. Sal. 8, 30. 31.), wie auch dem Brahma, Zeus und Dionysus ein Spielen bei der Schöpfung zugeschrieben wurde. (Bohlens alt. Ind. I. S. 160. Creuzer's Symb. I. S. 592. III. S. 391.), und alles Geschaffene von Plato ganz wie in der or-

[1] Dieser Name ist zusammengesetzt aus lava: winden, schlingen (das lat. lio) und than: Schlange.

phischen Theologie „Spielwerk der Götter“ genannt wird.[1]

Ist nun die Identität der Ananda und des Leviathan außer Zweifel gesetzt, so werden die andern Eigenschaften, welche sie mit einander gemein haben, nicht mehr überraschen. So hat auch erstere jenen der Höllenschlange angedichteten neidischen, feindseligen Charakter; denn wie die letztere das erste Menschenpaar zu der sterblich machenden Frucht beredete, so spie die Schlange Ananda, auch Adisega und Wasuki genannt, in das Milchmeer, um dasselbe zu vergiften; und die ganze Schöpfung hätte untergehen müssen, wenn nicht Schiwa das

1 Diejenigen, welche unter than ein Krokodil, folglich unter Leviathan auch ein Meerungeheuer verstehen, hat Ewald in den Tübinger Theol. Jahrb. 1813 IV. S. 750 zum Stillschweigen gebracht. Er bemerkt dort über Hiob 3, 8.: „Leviathan ist ein rein mythischer Name, gleichwie die flüchtige Schlange 26, 13. Die Anwendung des Namens auf das Krokodil findet sich erst Hiob 40, 25. Erst als die Israeliten wieder in starken Haufen nach Aegypten versetzt wurden (sechs Jahrh. v. Chr.) lernten sie das Krokodil (than) kennen, das seiner schlanken Gestalt wegen den Namen der Schlange (2 M. 7, 10.) erhielt. Hiob 40, 15. ist das Werk eines spätern Dichters aus einem andern Lebenskreise. Dieser wohnte in Aegypten, was sich von dem Verfasser der frühern Capitel nicht beweisen läßt, da solche Anspielungen, wie Hiob 9, 26. auch einem in Palästina lebenden Juden möglich waren.“ Die Offb. Joh. 12, 9. der Höllenschlange beigelegte Eigenschaft des Wallfisches ist eine Folge jener zwiefachen Vorstellung von dem Wesen des Leviathan. Dazu konnte ferner noch beigetragen haben, daß das Meerungeheuer Cetus, von welchem Hercules die Hesione befreien wollte, aber selber verschlungen drei Tage im Bauche des Fisches weilte, und endlich aus demselben, nur mit Verlust des Haupthaars (d. h. der Sonnenstrahlen) wieder hervorkam, jenes Cetus also, der Drache Kadhu ist, der in der indischen Mythe die Sonne zur Zeit, wo die Eclipsen eintreten sollen, verfolgt. Also wieder eine Verwechslung asiatischer und hellenischer Vorstellungen. Mit einer momentanen Sonnenfinsterniß haben alle alten Völker den Weltuntergang am jüngsten Tage verglichen, nach welchem eine neue Sonne geschaffen werden soll. Die Messiaswehen, die der Ankunft des erwarteten Schlangentreters vorhergehen, sind nur eine andere Benennung desselben Bildes.

Gift weggetrunken hätte. Und wenn Bildwerke in Indiens Grottentempel Wischnu auf die nach der Zeit (Kali) benannte Schlange Kalinaga tretend darstellen, so ist auch hier der Sieg des Ewigen über das Vergängliche vorgestellt. Und die schaffende, aber auch zerstörende Zeit ist dann die ihre alte Haut abstreifende, sich verjüngende, aber durch ihren Giftzahn andern Wesen todbringende Schlange. Diese beiden entgegengesetzten Eigenschaften eigneten die Schlange zum doppelten Sinnbild des Lebens und des Todes, folglich auch zum phallischen Symbol, weil zwar die Zeugung die Auflösung zur Folge hat, aber im ewigen Kreislauf der Dinge die Verwesung der Wiederverjüngung vorhergeht. Das ist nun der Agathodämon und Kakodämon der Alten. Beide scheinen sich zu bekämpfen, einer bedroht die Existenz des andern, und dennoch sind sie dasselbe Wesen. Der in einer finstern Höhle hausende Kuveras, dieser indische Schatzdämon, dessen Genossen menschenfeindliche Geister sind, Kuveras, der indische Plutus, hat Schlangen zu seiner Umgebung (vgl. Taf. II. Fig. 4.); aber auch Danavantra, der indische Aesculap, welcher sich an den aus dem Milchmeer hervorragenden Götterberg Mandar lehnt, ist von der Schlange Wasuki (vgl. Taf. II, Fig. 5.) umwunden, wie Aesculap, der sich aus dem Todtengott Serapis in einen Auferwecker der Todten umwandelt, ein Schlangenpaar an seinem Stabe sich begatten läßt und dadurch dem Hermes gleich wird, der mit demselbe Attribute ausgestattet ist. Diese beiden Schlangen waren eigentlich der getheilte Hermes, nämlich Hermione, die Tochter des blutigen Ares und der, durch Anreizung zur Sinnenlust des Hades Pforten öffnenden, Venus (Libitina), Hermione, in deren gleichnamigem Cultusorte Todtendienst vorherrschte (Otfr. Müller's Orchomenus S. 291 d. zw. Ausg.).

Hermione ist Hermes, wenn er die abgeschiedene Seelen in die Unterwelt hinabführt; (man vgl. Taf. II, Fig. 6., wo Mercur in der einen Hand den Schlangenstab hält, dessen Berührung Todte auferweckt und Lebende einschläfert, Aen. 4, 242. cf. Plaut. Amphitryo I, 1, 157., in der andern eine Psyche trägt, die an den Schmetterlingsflügeln erkennbar ist). Und Hermionens Gemahl Cadmus, welcher mit ihr in ein Schlangenpaar verwandelt ward (Ov. Met. 4, 599.) ist Hermes Cadmilus, welcher den auf der Insel Samothrace in die Mysterien Eingeweihten den Weg zum Himmel zeigte, Hermes, wenn er die Seelen aus der Unterwelt wieder in ihre Lichtheimath zurückbringt, oder sie neue Verkörperungen eingehen läßt. Also er der Agathodämon Zeus, dem in Theben der Cultus heilige Schlangen fütterte (Herod. II, 74.), und Hermione der Kakodämon Persephone, die Königin der Schatten, mit welcher der Vater der Götter in Schlangengestalt sich begattete; Isis infera als Todtenkönigin mit der Schlange umwunden (Zoega de obelisc. p. 326. Böttiger Id. z. Arch. d. Mal. S. 75. 78.). Immer ist in den Mythensystemen das Weib als Repräsentantin der Materie und des Todes, der Mann als Repräsentant des Geistes und des ewigen Lebens aufgefaßt; daher der Cultus nur Phallophorien, an denen vorzüglich die Weiber Antheil nahmen, aber keine Myllophorien kannte. Des guten Omens wegen vermied man den Myllus, jenes Zeichen, daß durch das Weib der Streit (μῶλος, wovon μυλλος und mulier) und der Tod in die Welt gekommen, zu einem heiligen zu erheben. Den Wechsel von Verwesung und Wiedergeburt, welcher durch die Vereinigung der Geschlechter erzielt wird, versinnlichte man durch die Einigung der entgegengesetzten Prinzipe als zwei Schlangen am

Phallusstäbe, wovon auch die rabbinische Tradition eine Vorstellung gehabt haben mochte, wenn sie berichtet, daß der Stab, an welchem Jethro die Freier seiner Töchter probirte, und welcher in Mosis Hand sich in eine Schlange verwandelt hatte (2 M. 4, 3.), aus dem Baume der Erkenntniß geschnitzt war, welcher letztere dem Sammael und Metatron gemeinschaftlich gehörte. (Eisenmenger entd. Jdth. I. S. 379. 380.). Von Sammael ist bekannt, daß er die Paradiesesschlange sei, welche das erste Menschenpaar verführte. Die Juden nennen ihn deßhalb, gleichwie Johannes der Apokalyptiker, „die alte Schlange" (Nachas ha kadmoni ὁ ὄφις ὁ ἀρχαῖος) d. h. die Schlange, die schon im Anfang der Zeiten existirte. Von Metatron dem Erzengel, welcher seinen Namen dem hohen Range verdankt, daß er der nächste am Throne (μετα θρονȣ) Jehovahs steht, und durch das griechische Element seines Namens den Einfluß hellenischer Bildung auf die rabbinische Mystik bezeugen hilft, — von Metatron sagen sie, er sei der geistige himmlische Prototyp Adams (1 M. 1, 26.), nämlich der an der Schöpfung des Menschen participirende Adam Kadmon (Urmensch) oder Logos, also die phönizische Lichtschlange Uräus, die Himmelsschlange Ophion, welche von Nonnus (Dion. 41, 352.): der Alte (γερων) genannt wird. Da aber Sammael vor seinem Fall, d. h. bevor er durch seinen der Eva ertheilten verderblichen Rath die Zeugungslust in die Welt gebracht (Eisenmenger a. a. O. II. S. 464.), ein reiner Seraph gewesen (Ebds. I. S. 831.), Seraph aber dem Wortsinn zufolge eine feurige Schlange ist (4 M. 21, 6.), obgleich auch Jesaia (6, 2.) den Seraph als Engel am Throne Jehovahs kennt, so ist daraus zu schließen, daß die eherne Schlange,

deren Anblick von dem Giftbisse der feurigen Schlangen heilte, das Symbol der aus dem Serapis in den „Heiland", Aesculap, übergehenden, aus dem Baum der Erkenntniß in den Baum des Lebens sich umwandelnden Schöpferkraft gewesen. Da aber auch der böse Typhon, welcher mit der, nach der Schlange benannten, schlangenbehaarten Echidna die lernäische Schlange gezeugt hatte, Typhon, aus dessen Lenden Drachenwindungen hervorgingen (Ant. Lib. Met. 28.), aus der Seite der Isis hervorgekommen war (Plut. de Isid.), und Serapis eigentlich der unterirdische Osiris ist, also ein Gott, welcher der Seele des Abgeschiedenen (und in seinen Mysterien schon den Lebenden) zum Heile verhalf, so haben wir uns unter Serapis — dieser ist von Plutarch als identisch mit Osiris anerkannt worden — und Isis, wenn Beide von einer Schlange umwunden, auf Bildwerken erscheinen (vgl. Taf. II. Fig. 7 und 8) wieder das männliche und weibliche Prinzip, Zeus und Persephone als Schlangenpaar zu denken, die in ihrer Vereinigung das Schöpfungswerk vollbringen. Das sind vielleicht die beiden Schlangen auf dem ägyptischen Bilde bei Fabretti (vgl. Tab. II. Fig. 9), die gemeinschaftlich das Weltei im Maule halten, aber ein jüngeres Product zu sein scheinen, wozu die geflügelte Schlange im Tempel des Kneph, die allein das Ei im Maule hält, das Vorbild gewesen sein mochte; denn der Dualismus tritt in allen Religionssystemen später als der Monotheismus hervor. Dies würde schon Zoroasters Kosmogonie beweisen, denn ihm zufolge sind Ormuzd, das Urlicht, und sein Zwillingsbruder Ahriman in dem Weltei verborgen. Erst als dieses barst, d. h. als die bestimmte Zeit geschaffen, trennt sich Ahriman von Ormuzd, verwandelt sich aus einem Lichtwesen in die Schlange, welche mit der Zeugungslust und den Zeiten der Weiber zugleich den Tod in die

Welt brachte, Ormuzd's Segensspuren überall zu vertilgen strebt, aber am Ende der Tage — wo mit der Körperwelt auch der Geschlechtsunterschied aufhören wird — geläutert im Feuerstrome sich wieder in einen Engel umwandeln und mit Ormuzd sich vereinigen wird.

Daß eben die Schlange es ist, welche das Weltei gebiert, oder im Maule trägt, gibt sie zur Genüge als den Phallus zu erkennen, dessen Symbol: eine goldene Schlange, den Novizen in den Mysterien des Dionysus Sabazius in den Busen gesteckt, und unten zwischen den Beinen wieder hervorgezogen wurde. (Arnob. adv. gent.). Dieses Symbol sollte auf die Wiedererweckung aus dem Tode anspielen. „Wer diese ansieht, der soll leben." (4 M. 21, 8.). Bei den Orgien war sie in einer das Weibliche verbildlichenden Kiste — Pandorens Büchse, aus welcher alle Uebel des Lebens hervorkommen, und nur die Hoffnung [1] auf die Fortdauer der Gattung, wenn auch das Individuum untergeht, zurückgeblieben war — eingeschlossen. Zuweilen regt sie, wie auf unserm Bilde (Taf. II. Fig. 10) den Kopf aus dem halb erhobenen Deckel hervor. Eine solche war die sogenannte Kiste des Cypselus (d. i. des in eine Kapsel Verschlossenen); diese hatte man im Tempel der Here zu Olympia dem Pausanias gezeigt. Cypselus darf immerhin mit der Schlange verglichen werden, denn wie wir oben phallische Zwerggötter kennen lernten, so ist

[1] Daß diese Hoffnung keine andere Deutung gestatte, ließe sich aus ihrer Personification Elpis beweisen, welche als Geliebte des Ulysses jene Penelòpe war, die „Weberin der Hülle" (sc. der Seelen), die Urmutter, daher der Bock Pan ihr Sohn. Ferner war Ulysses, welchen der Sauhirt Eumäus seinen Bruder nennt (Odyss. 14, 147. vgl. 16, 20., wo er dem Telemach die Stelle des Vaters vertritt), weil er dieser selber war, unstreitig auch jener von Circe in ein Schwein verwandelte Elpenor, denn bei Hochzeiten opferten Frauen der Liebesgöttin, in Rom der Juno als Ehevorsteherin, Schweine, um bald — in die Hoffnung zu kommen.

deren Anblick von dem Giftbisse der feurigen Schlangen heilte, das Symbol der aus dem Serapis in den „Heiland", Aesculap, übergehenden, aus dem Baum der Erkenntniß in den Baum des Lebens sich umwandelnden Schöpferkraft gewesen. Da aber auch der böse Typhon, welcher mit der, nach der Schlange benannten, schlangenbehaarten Echidna die lernäische Schlange gezeugt hatte, Typhon, aus dessen Lenden Drachenwindungen hervorgingen (Ant. Lib. Met. 28.), aus der Seite der Isis hervorgekommen war (Plut. de Isid.), und Serapis eigentlich der unterirdische Osiris ist, also ein Gott, welcher der Seele des Abgeschiedenen (und in seinen Mysterien schon den Lebenden) zum Heile verhalf, so haben wir uns unter Serapis — dieser ist von Plutarch als identisch mit Osiris anerkannt worden — und Isis, wenn Beide von einer Schlange umwunden, auf Bildwerken erscheinen (vgl. Taf. II. Fig. 7 und 8) wieder das männliche und weibliche Prinzip, Zeus und Persephone als Schlangenpaar zu denken, die in ihrer Vereinigung das Schöpfungswerk vollbringen. Das sind vielleicht die beiden Schlangen auf dem ägyptischen Bilde bei Fabretti (vgl. Tab. II. Fig. 9), die gemeinschaftlich das Weltei im Maule halten, aber ein jüngeres Product zu sein scheinen, wozu die geflügelte Schlange im Tempel des Kneph, die allein das Ei im Maule hält, das Vorbild gewesen sein mochte; denn der Dualismus tritt in allen Religionssystemen später als der Monotheismus hervor. Dies würde schon Zoroasters Kosmogonie beweisen, denn ihm zufolge sind Ormuzd, das Urlicht, und sein Zwillingsbruder Ahriman in dem Weltei verborgen. Erst als dieses barst, d. h. als die bestimmte Zeit geschaffen, trennt sich Ahriman von Ormuzd, verwandelt sich aus einem Lichtwesen in die Schlange, welche mit der Zeugungslust und den Reizen der Weiber zugleich den Tod in die

Welt brachte, Ormuzd's Segensspuren überall zu vertilgen strebt, aber am Ende der Tage — wo mit der Körperwelt auch der Geschlechtsunterschied aufhören wird — geläutert im Feuerstrome sich wieder in einen Engel umwandeln und mit Ormuzd sich vereinigen wird.

Daß eben die Schlange es ist, welche das Weltei gebiert, oder im Maule trägt, gibt sie zur Genüge als den Phallus zu erkennen, dessen Symbol: eine goldene Schlange, den Novizen in den Mysterien des Dionysus Sabazius in den Busen gesteckt, und unten zwischen den Beinen wieder hervorgezogen wurde. (Arnob. adv. gent.). Dieses Symbol sollte auf die Wiedererweckung aus dem Tode anspielen. „Wer diese ansieht, der soll leben." (4 M. 21, 8.). Bei den Orgien war sie in einer das Weibliche verbildlichenden Kiste — Pandorens Büchse, aus welcher alle Uebel des Lebens hervorkommen, und nur die Hoffnung [1] auf die Fortdauer der Gattung, wenn auch das Individuum untergeht, zurückgeblieben war — eingeschlossen. Zuweilen regt sie, wie auf unserm Bilde (Taf. II. Fig. 10) den Kopf aus dem halb erhobenen Deckel hervor. Eine solche war die sogenannte Kiste des Cypselus (d. i. des in eine Kapsel Verschlossenen); diese hatte man im Tempel der Here zu Olympia dem Pausanias gezeigt. Cypselus darf immerhin mit der Schlange verglichen werden, denn wie wir oben phallische Zwerggötter kennen lernten, so ist

[1] Daß diese Hoffnung keine andere Deutung gestatte, ließe sich aus ihrer Personification Elpis beweisen, welche als Geliebte des Ulysses jene Penelòpe war, die „Weberin der Hülle" (so. der Seelen), die Urmutter, daher der Bock Pan ihr Sohn. Ferner war Ulysses, welchen der Sauhirt Eumäus seinen Bruder nennt (Odyss. 14, 147. vgl. 16, 20., wo er dem Telemach die Stelle des Vaters vertritt), weil er dieser selber war, unstreitig auch jener von Circe in ein Schwein verwandelte Elpenor, denn bei Hochzeiten opferten Frauen der Liebesgöttin, in Rom der Juno als Ehevorsteherin, Schweine, um bald — in die Hoffnung zu kommen.

hier Cypselus ein Götterkindlein an die Stelle der Phallusschlange gekommen. Die Legende läßt ihn in diesem Aufbewahrungsorte den Verfolgungen des Dionysus entzogen sein; dieser ist aber vom Cypselus gar nicht verschieden. Er selber war ja als neugebornes Kind in einer Kiste von dem Tyrannen Acrisius in den Nil ausgesetzt worden. Die Schlange war das vornehmste Sinnbild des Dionysus in den Sabazien; und die attischen Jungfrauen trugen selber die mystische Kiste, die den aus Feigenholz geschnitzten Phallus enthielt, weil der Gott selbst von der Feige, jenem mit der Schlange gleichbedeutenden Symbol, den Namen Sykites erhalten hatte. (Man vgl. Bd. I. S. 185.). Cypsele heißt eigentlich ein Getreidekasten, in diesem verbarg man den Cypselus vor den Nachstellungen seines Feindes; ein neuer Beweis, daß Cypselus und sein Verfolger Dionysus von einander nicht verschieden sind, denn in den Mysterien zeigte man das Dionysuskindlein (Jacchus) in einer Getreideschwinge, weil auch an dieses Bild der Begriff der Fruchtbarkeit geknüpft wurde; und von der Cabirenkiste sagt Clemens Alexandrinus (Protrept.), daß in ihr des Dionysus Manneskraft enthalten gewesen. (Διονυσθ αιδοιον απεκειτο), daher die symbolische Formel in den dionysischen Sabazien: ελαβων εκ κιστης. Des Cypselus Vater hieß Eetion (Ἠετιων), d. i. das Jahr (ἐτος), folglich war Cypselus der in der Winterwende wiedergeborne Sonnengott im Zeichen des „Wassermanns," seine Kiste die Heilsurne, die man dem Letztern auf einigen Thierkreisen in die Hand gibt. Darum verfolgt ihn der von „Löwen" gezogene Dionysus, der Repräsentant der entgegengesetzten Sonnenwende, weil eine Jahrhälfte die andere verdrängt. Eigentlich aber sind Beide nur Hälften

ines Ganzen; im Sommersolstiz, wo wegen der
)undstagsglut die Vegetation aufhört, ist Bacchus
in lebenfeindlicher (Pentheus, Lycurg); in dem
Wintersolstiz ist er selber Cypselus die Frucht der
euen Zeit. Diese Kiste ist auch die Schale oder
er Becher des Heils, aus welchem Hygiea, die
Göttin der Gesundheit, der Schlange des verjün-
enden Aesculap zu trinken gibt (vgl. Taf. II.
ig. 11). Hygiea ist die Juno salutaris, welche
em erfrischenden Elemente vorsteht, — wie Aescu-
ap und Jupiter salvator das Prädicat Heiland
Soter) gemeinschaftlich besitzen — darum ward
er Kasten des Cypselus im Tempel der Here auf-
ewahrt. Aber auch Minerva hieß medica (Cic.
)iv. II, 59. 123) und in Athen: Hygiea, weil sie
n Träumen Heilmittel angab (Plut. Pericl. c. 13.);
e hatte das sandige Athen mit dem erfrischenden
Thau erquickt, worauf ihre Vorliebe für Herse
die Thaunymphe), die Tochter des zur Hälfte
Schlangengestalt habenden Cecrops, sich erklären
äßt. Daher Athenens Burg Cecropia genannt,
zugleich erhält dadurch die wunderbare Geburts-
eschichte des Erechtheus — oder Erichthonius, wie
Andere ihn nennen — ihre Verständlichkeit. Dieser
var, so erzählt die Legende, aus der von dem
Samen des Hephästus geschwängerten Erde ent-
anden, als dieser die Athene umarmen wollte.
Die Göttin hatte das Kind aufgenommen, und
n einem Kästchen den Töchtern des schlangen-
üßigen Cecrops übergeben, welche, als sie die
Kiste öffneten, neben dem Kinde eine
Schlange fanden. Darum wohnte die Schlange
auf der Acropolis zu Athen hinter dem Schilde
der Athene Päonia, wo sie das berühmte Heils-
augurium gab (Herod. VIII, 41.). Und so ist sie
bis jetzt in der Medizin das augurium salutis ge-
blieben. Auf Münzen von Nicäa, wo neben Athene-

der Siegverleiherin (Nice) auch Aesculap verehrt ward, füttert die Göttin selbst die um einen Baum sich ringelnde Schlange (Mionnet Supplem. V. p. 121. N. 689.) welche, wie der Phallus das zur Schau gestellte, so hier das geheime Zeichen war. Auf unserm Bilde (Taf. II. Fig. 12.), hat die Schlange, wie bei Hirt (Taf. VI, 9.) den Leib der sie fütternden Göttin selbst umschlungen. Athene versieht also hier das Amt Hygieens, welche Letztere erst später von der Athene, deren Prädicat sie gewesen, sich getrennt, und zur besondern Persönlichkeit geworden war, wie Aesculap ursprünglich von seinem Vater, dem heilkundigen Apollo nicht verschieden, welcher Letztere auf unserm Bilde (Taf. II. Fig. 13.) sich an den von der Schlange umwickelten Baumstamm lehnend, nur durch den Köcher auf den Schultern vor einer Verwechslung mit dem Träger des Schlangenstabes geschützt ist. Dieselbe Idee spricht sich in dem von Sonnerat (Reis. I. S. 211.) genannten steinernen Lingam aus, den zwei Schlangen umkreisen. (vgl. Taf. II. Fig. 14.). Diesem, als Sinnbild der dem Tod entgegenwirkenden Kraft, werden vorzugsweise vor andern Lingamsbildern von den des Ehesegens bedürftigen Frauen Libationen (von Kokusöl, geschmolzener Butter und Gangeswasser) gebracht, welche Ritualpflicht auch „Schlangendienst" (Nagaputsham) heißt. Gewöhnlich wird diese Handlung an dem Ufer eines heiligen Teichs verrichtet, wo zu diesem Zwecke die Gesträuche wachsen, mit welchen das Bild geschmückt wird, und dieser steinerne Lingam aufgestellt. Die Bitte der Frauen ist Fruchtbarkeit und glückliche Entbindung, Wohlsein der Neugeburten, die Ceremonie endet mit der Blumenbekränzung des Symbolbildes, mit Sang und Tanz. Die erwähnte Pflanze (Arishi genannt), hält man für dem Zeugungsgeschäfte zuträglich. (N. Müller Gl. u. Kunst d. Hindu S.

380.). Und die Schlangen sind, wie überall, auch hier das Zeichen der Gesundheit und Wohlfahrt, das sie noch in der Medizin sind; nicht, wie Sickler meinte, weil warme Heilquellen ein Lieblingsaufenthalt der Schlangen sind, denn Badekuren umfassen nicht das ganze Gebiet der Heilkunde, also kann auch nicht der ganze Sinn des äsculapischen Schlangendienstes aus der Verehrung der Heilquellen abgeleitet werden, sondern lediglich daraus, daß Aesculap selbst ein personifizirter Phallus war. Der Mantel des Aesculap ist kein Philosophenmantel, wie Hirt (Bildb. S. 87.) deutet, sondern wie der Mantel seines Gefährten, des Genius der Genesenden, des Knaben Telesphorus, den auch noch die in den Kopf gedrückte Zipfelmütze charakterisirt, eine Anspielung auf die Sitte der Frauen in den phrygischen und samothracischen Mysterien den abgeschnittenen Phallus des Dionysus, Cadmilus, Attes u. a. verhüllt umherzutragen, vielleicht als Anspielung auf die Verborgenheit des Samens im Erden- oder Mutterschooß?

(Hirt fragt mit überraschender Naivetät: Sollte die tief heruntergehende Mütze und das Einhüllen in den Mantel auf den Zustand der Genesenden anspielen, als Lehre, sich nicht durch leichte Bekleidung einem Rückfall auszusetzen?)

Weil nun die Schlange das Symbol jener das Aussterben verhütenden Kraft, daher war auch das Sinnbild des Genius der zeugenden Kraft (genius stammt von geno, γένω erzeugen) eine Schlange. (Dies bezeugt Servius in seinem Commentar zur Aeneis 5, 95: nullus enim locus sine genio est, qui per anguem plerumque ostenditur.) Daher die Sage: die früher unfruchtbare Mutter Scipio's habe ihren Sohn von einer Schlange empfangen; ferner wollte sein Eidam, der Vater der Gracchen im Ehebett ein Schlangenpaar erblickt

haben; diese riethen ihm eine davon zu tödten, mit dem Bemerken, daß der Tod des Männchens seinen eigenen, der des Weibchens seiner Gattin Tod zur Folge haben würde. Er ließ deßhalb das Männchen tödten, weil er seinen eigenen Tod wählte. Also auch hier ein Zeugniß, daß wo ein Schlangenpaar vorkommt, sie in der Symbolik beide Geschlechter vertreten.

Schlangen als Verkörperungen des Genius eines Menschen kannte das ganze Alterthum, nicht bloß der Orient. So erwähnt Mone (Anz. VIII. S. 530.) einer Schlange, welche einer schwangern Frau, während sie schlief, in den Hals gekrochen, und als diese des Kindes genas, lag diesem die Schlange fest um den Hals, fraß mit ihm die Milch aus der Schüssel, ohne ihm ein Leides zu thun. Und Temme erzählt in den „Pommerschen Sagen" (Nr. 257.) daß die Kinder in der Wiege Schlangen bewachen — also Agathodämonen, schützende Genien — überraschen die Eltern das Thier bei dem Kinde, und tödten es, so nimmt das Kind ab und stirbt. Darum hegten die Litthauer Schlangen in ihren Häusern und brachten ihnen Opfer (Mone eur. Hdth. I. S. 98.); dem Gott Potrimpos unterhielten die alten Preußen eine Schlange, die sie mit Milch fütterten. (Voigt Gesch. Preuß. I. S. 584.).

Aber jene Schlange, welche den Dreifuß des Apollo umwunden hatte (Klausens Aeneas und die Penaten S. 187.) war der Weltlingam, der in allen drei Reichen der Natur seine Wirksamkeit bewährt, die in dem dreispitzigen Lingam des Schiwa (vgl. N. Müller Kunst d. Hindu Taf. IV. Fig. 42.), wovon dieser Gott Triphalas zubenamst ist, nur in einem andern Bilde, wiederholt angedeutet. Die allwissende Gottheit ertheilt Orakel, darum ist ihr vornehmstes Symbol die Schlange, — weil sie, wie Plutarch erklärt, so oft sich ver-

jüngt, und in ihren Bewegungen auch ohne besondere Glieder leicht und behend ist, — die Orakelspenderin.

War nun die Schlange das Bild der Gottheit, so hatte der Aegypter, indem er die Schlange Kneph,[1] ein Ei aus ihrem Munde hervorkommend, abbildete, damit andeuten wollen: Durch das Wort Gottes sei die Welt geschaffen. Das Ei soll der Gott Phthas, das belebende Feuerelement gewesen sein, also der Phanes (s. v. a. Phänon: Glanz) der Orphischen Schöpfungsgeschichte, der ebenfalls aus dem Ei seinen Ursprung nahm, wie Ormuzd, das Lichtprinzip Zoroasters.

Wie aber mochte das Ei Licht und Welt zugleich bedeuten? Die Antwort kann sich Jeder selbst geben. Das Ei ist das Chaos, erst als seine Schale zerbricht, scheiden sich Himmel und Erde, das Licht trennt sich von der Finsterniß, nun erst wird die Welt sichtbar. Aus Leda's Ei gehen Castor und Pollux (Nacht und Tag) hervor, daher sie abwechselnd in der Unterwelt zubringen, und die beiden Halbscheiden des Ei's werden ihre Helme. Plutarch läßt das Ei, aus welchem Ormuzd (Horomazes) und Ahriman hervorgingen, von dem Letztern durchbrochen werden, was im Grunde dasselbe besagt, denn nur dann konnte das Licht bemerkt werden, als man auch die Nacht kennen gelernt hatte. Die Nacht ist die Mutter aller Dinge, lehrten die Aegypter, folglich hat das Prinzip der Finsterniß das Ei durchbohrt, das die Keime der Wesen enthielt. Das indische Buch Oupnekhat (1, 27.) lehrt: Als

[1] Ihren Namen hat sie von den Flügeln, womit sie auf einigen Bildwerken ausgestattet ist, auf einigen auch den Kopf des Falken (οφις ιεραχομορφος), dessen scharfes Auge wieder auf die Allwissenheit Gottes anspielt, so wie die Flügel auf die Schnelligkeit der Zeit.

Brahma sich offenbaren wollte, brachte er ein Ei hervor, dessen Schale zur einen Hälfte Gold (Himmel), zur andern Silber (Erde) war. Aus dem Keime des gespaltenen Ei's wurden Berge, aus den dünnen Häutchen, in welchen die Feuchtigkeit enthalten war, die Wolken, aus den Adern des Keimes die Meere, aus der den Embryo einschließenden Feuchtigkeit der Ozean. Der Embryo aber, welcher hervorkam, war die Sonne. (Also auch hier, wie in der zoroasterschen und mosaischen Kosmogonie die Sonne erst später geschaffen, womit vielleicht auf die tägliche Erfahrung angespielt ist, daß die Sonne aus dem Meere oder hinter den Bergen emporzukommen scheint, folglich sind diese vor der Sonne da gewesen.) Ei und Schlange sind in der kosmogonischen Symbolik so unzertrennlich von einander, daß sie in der indischen Mythologie immer zusammen angetroffen werden, wenn Brahma als Weltschöpfer aufgefaßt ist. Man vgl. Taf. II, Fig. 15 und 16. Auf dem erstern Bilde erscheint Brahma, tragend eine Wolkenkrone, welche, wie sein kugelartiger Körper, ebenfalls aus Wolken gleichsam zusammengeballt, Strahlen- und Blitzfeuer verbreitet. Statt der Augen erblickt man zwei Wasserlilien. In der einen der vier Hände trägt er die Perlenschnur des Weltalls, in der zweiten ein Vorbild der Veda's, nämlich das Auge der Vorsicht über einem beschriebenen Palmblatt, in der dritten hält er das Feuerrad, womit alles Urfeindliche, was sich gegen den Bestand der Weltordnung auflehnt, vernichtet wird. (Ein Nachbild dieses Triebrades der Weltregierung erblickt man statt des Scepters in der Hand der ältesten Könige Indiens, und noch jetzt führen die Tibetaner bei religiösen Umgängen ein Rad herum als Abzeichen der Sonne, dieses großen Weltregierungssymbols.) In der vierten Hand trägt Brahma den Quellbecher des Ur-

wassers. Aus dem Munde geht das Schöpfungswort OUM, der geheimnißvolle Name der Gottheit. Endlich im Schooße des Höchsten das Weltei, dessen vierzehn Streifen sich auf die von Brahma entsprossenen sieben Brahmadikas oder Munis und ihre weiblichen Hälften beziehen. Das Ei ist von dem endlosen Kreisdrachen Adiferen umgeben. Das andere Brahmabild stellt den Gott in der Meditation über Existenzmöglichkeit in Zeit und Raum vor. Er hat eine Art Sonnenantlitz mit kegelförmiger Spitzkappe, dem Simbilde alles Zusammenfließens in den Punkt der Einheit. Von der Spitze dieser Tiara aus läuft der Schleier der Maja, welche die Welt des Scheines, der Erscheinungen in der sichtbaren Welt gewoben, herab, umschlingt Haupt und Brust des Gottsymbols, und taucht herab in den wogenden Meeresgrund des Unermeßlichen, aus welchem sich die Ewigkeitsschlange erhebt. Ueber der Wogenfläche schwimmt das goldstrahlende Weltei, aus dessen Mitte das Symbol des Geburtsorgans, die Lotusblume mit ihrem offenen Schooße, sich emporstreckt.[1]

Zu ersterm Brahmabilde hatte folgende Stelle aus Menus Gesetzbuch, das dem Menu, dem Erstgebornen des Brahma, oder vielmehr diesem selbst zugeschrieben wird, Veranlassung gegeben; „Die Welt war noch dunkel, ohne Ordnung und Unterschied, Alles in tiefem Schlafe, bis der selbständige unsichtbare Gott fünf Elemente und andere Dinge schuf, und die Finsterniß zerstreute. Hierauf wollte er Wesen aller Art durch einen Ausfluß aus seiner eigenen Glorie entstehen lassen, daher schuf er zuerst das Wasser, und gab diesem die Kraft der Bewegung. Durch diese entstand ein goldenes Ei,

[1] Beide Bilder sind aus R. Müller Kunst d. Hindu entlehnt, wo S. 550. 551. die hier mitgetheilten Erklärungen zu denselben gleichfalls enthalten sind.

das wie tausend Sonnen glänzt, und in diesem war Brahma, der Selbständige, geboren. Nachdem der Gott Jahrtausende lang im Ei gewohnt hatte, und über sich nachdachte, theilte er es in zwei gleiche Theile, aus diesen Hälften machte er Himmel und Erde u. s. w.“ [1]

Dieses halbirte Weltei kennt auch die orphische Theologie, jene Vermittlerin zwischen indisch-ägyptischer und hellenischer Religionsphilosophie. Der Komödiendichter Aristophanes spielt in den „Vögeln“ (V. 694.) darauf an, wo er den Eros aus dem Ei erzeugt werden läßt. Die Phönizier vermissen in ihrer von Sanchuniathon erzählten Schöpfungsgeschichte das Weltei ebenfalls nicht (Euseb. Pr. ev. 1, 9.). Die Syrer ließen ihre Venus (Semiramis) aus einem Taubenei entstehen, das auf dem Euphrat schwamm, und von Fischen ans Ufer gebracht wurde. Da in Syrien die Taube Eneh hieß, so kann das Ei des Phönix, der aus Arabien nach Aegypten kam, kein anderes gewesen sein, zumal, wenn man den ägyptischen Artikel P oder Ph wegschneidet, Eneh wieder zum Vorschein kommt. Daß es in der griechischen Mythe ein Schwanen-Ei war, kann nicht als Verschiedenheit betrachtet werden, denn auch der Schwan ist ein Wasservogel, gleich der nach dem Wasser benannten Taube; [2] und das indisch-mosaische Schweben des

[1] Mit größerer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen; daß die beiden Halbscheiden des Ei's die beiden Hemisphären andeuten, deren eine die Sonne im Sommer, die andere im Winter durchläuft. In der sommerlichen oder nördlichen ist sie Pollux, Ormuzd, in der südlichen oder winterlichen Castor, Ahriman. Vor der Schöpfung, als noch das Chaos herrschte, d. h. als das Ei noch ganz war, da gab es noch nicht Sommer und Winter, Tag und Nacht, da hatte sich die Finsterniß noch nicht vom Lichte geschieden.

[2] Vgl. das etymol. symb. Realwtb. unter d. Art., wo aus mehrern Sprachen die Namen der Taube und des Wassers als gleichlautend zusammengestellt sind.

göttlichen Geistes über dem Urwasser im Momente der Schöpfung, wurde durch dieses Bild vom Tauben- oder Schwanen-Ei am kürzesten ausgedrückt. Bei der Taube muß zuvörderst an die Plejadentaube gedacht werden, an jenes Gestirn, dessen Sichtbarwerden am Horizonte den Zeitpunkt anzeigt, wo die Schiffe wieder in die See gehen können. (Schon die Benennung Plejade weist auf die Bedeutung dieses Gestirns für die Schiffahrt hin.) Die Plejade befindet sich auf dem Rücken des himmlischen „Stiers," in dessen Zeichen die Sonne im vorgerückten Frühling eintritt. Dann ist auch das hier beigegebene Bild (Taf. II, Fig. 17.) verständlicher, welches Missionäre im Tempel zu Micao in Japan gesehen haben wollen, wo ein Ochse mit seinen Hörnern ein im Wasser liegendes Ei aufstößt. Die Japanesen lassen durch den Odem dieses Thieres den Menschen erschaffen sein. Hier berührt sich das indische Schöpfungsdogma mit jenem persischen vom Weltstier Abudad oder Kajomors, dem Urheber aller Wesen. Von diesem Stier der Schöpfung wird in der Abhandlung über Zoroasters Religion ausführlicher die Rede sein. Hier schließen wir mit der Bemerkung, daß die römische Sitte der Eiertänze und Eierspiele im Circus maximus im Märzmonate, so wie das am Feste Nuruz, womit die Perser den Frühling eröffneten, bei ihnen übliche gegenseitige Beschenken mit gefärbten Eiern,[1] welche Sitte auch die heidnischen Slaven kannten,[2] der Gebrauch der Ostereier in der orientalischen und abendländischen Kirche, das rabbinische Gebot, daß jeder Israelit in der Passahnacht — welche die Tradition als die einstige Schöpfungsnacht bezeichnet — Eier essen müsse u. s. w., daß diese auffallende Uebereinstimmung so verschiedener Völker in

[1] Hammer in den Wien. Jahrb. III. S. 153.

[2] Hanusch, Myth d. Slawen S. 197.

der überdies gleichzeitigen Ausübung einer anscheinend geringfügigen Ceremonie die Erinnerungen an die einstige Schöpfung der Welt aus dem Ei erwecken sollen. Wenn jedoch bei Griechen und Römern die Eier als Speise der Todten auf Gräber gelegt wurden (Lucians Todtengespr. 1, 1. Juvenal Sat. 5, 84.) und die Juden noch jetzt nach dem Begräbniß eines Verwandten ein Ei essen, so ist dieser Brauch, wie die einstige Sitte, Phallusbilder den Todten ins Grab mitzugeben (s. Thl. I. S. 142) als ein tröstendes Vorbild der Wiedergeburt — bei den Juden: der künftigen Auferstehung — zu betrachten; und aus demselben Grunde, weil es an die Zeugung erinnerte, mieden die keuschgesinnten Priester Aegyptens, Orphiker und Pythagoräer diese Speise.

Zweites Capitel.

Die Gottheit als Mannweib.

„Aller Vater bist du, die Mutter zugleich und die Amme!“ [1]

Orphischer Hymnus [9, 18.]

Um zu schaffen muß der Schöpfer die Eigenschaften beider Geschlechter besitzen. Die Bildsäulen, welche man Herm-Athenen nennt — weil sie vorn das Gesicht Mercurs, hinten das der Minerva zeigten — drücken diese Idee bei den Hellenen aus. Der die Erde befruchtende Lenz-Widder

[1] Παντων μεν συ πατηρ, μητηρ, τροφος ηδε τιθηνος.

(d. h. die Sonne, wenn sie, in dieses Zeichen tretend, den Frühling bewirkt), war sowohl der Athene als Mercurs Attribut. Und das Verschmelzen beider Gottheiten deutete man auch dadurch an, daß man Athenens bekannteste Attribute Rocken und Spies [1] den Mercursbildern beifügte. (Alberic. Imag. Deor. c. 6.) Wenn die aus dem Taubenei ausgebrütete und in der Folge in eine Taube verwandelte Königin Semiramis (Diod. II, 4. 20.) Kleider anlegte, „die so beschaffen waren, daß man nicht erkennen konnte, ob sie Mann oder Weib sei," (Diod. II, 6.) so war sie nicht mehr Aphrodite, sondern Aphroditus, wie die Venus barbata in Cypern hieß, [2] weil der Oberkörper der Statue eine bärtige Mannsgestalt war, nur vom Nabel abwärts ein Weib. Dort war es, wo ihre Priester Frauenkleider trugen — welche Sitte der Pentateuch den Israeliten nachzuahmen verbot — wie der Priester des Hercules in Kos ebenfalls that, sobald er sich zur Opferhandlung anschickte; wofür Plutarch (Qu. gr. 58.) als Grund anführt, daß Hercules, als er einst im Ringkampf mit dem Hirten Antagoras [3] an dem Sieg verzweifelte, zu einem thracischen Weibe geflohen und sich bei derselben in Weiberkleidern verborgen habe, daher die Sitte, daß nicht nur der Priester an dem Orte, wo der Kampf vorgefallen, in Weiberkleidern zu opfern pflege, sondern auch der B r ä u t i g a m in w e i b l i c h e n Kleidern seine Braut bewillkommt.

[1] Die coelibaris hasta der Juno, nicht aber eine Waffe der Zerstörung ist damit gemeint, vgl. Bd. I. S. 109.

[2] Macrobius (Sat. III, 8.) belehrt uns: Pollentem D e u m V e n e r e m non D e a m signum etiam hujus est Cypri barbatum corpore, sed veste mulieri, cum sceptro ac statura viri. Et putant eandem m a r e m ac f e m i n a m esse. Aristophanes eam Ἀφροδιτον appellat.

[3] Also ein Namensvetter des minder glücklichen Antäus. (Beide Namen bedeuten nichts weiter als: der Gegner).

Aus diesem Erklärungsversuch der alten Sitte erkennt man, daß Plutarch die wahre Bedeutung nicht mehr zu ermitteln vermochte. Er würde sonst sich erinnert haben, daß Hercules auch in Weibskleidern bei Omphale gesponnen, vielleicht weil auch seine Bildsäule in Lydien vom Nabel (Omphalus) abwärts weibliche Bildung hatte?

Adonis, der Venus Geliebter, soll dem Apollo einst die Dienste des Weibes geleistet haben (s. Creuzer Symb. II, S. 107.), wie der indische Wischnu seinem Bruder Schiwa ebenfalls. Aber der Venus hatte Adonis auch den Dienst des Mannes versehen können, denn er war Mädchen und Knabe (κορη και κορος) zugleich (Hymn. Orph. 55, 4.)

Aus dem Umstande, daß des Bacchus Gefolge nicht nur Satyre und Silene, sondern auch Nymphen und Bacchantinnen bilden, schon aus diesem aus beiden Geschlechtern gemischten Haufen schlossen die Alten, daß der Gott deßwegen auch der „weiblichgestaltete“ (θηλυμορφος) heiße.[1] In der That führt Nicetas unter den Epitheten des Bacchus auch „Weib“ (γυνις) auf.[2]

Daß Mercur der einzige Planet ist, welchem die Astrologen sowohl feuchte als warme Eigenschaft beilegen, schon diese Eigenthümlichkeit gibt ihn für mehr als den einfachen Liebhaber der Venus, gibt ihn für seinen mit ihr erzeugten Sohn Hermaphroditus selber zu erkennen. Ebenso hätte Schiwa die Dienstleistung seines Bruders entbehren können, weil sein Prädicat Ardhanara d. i. Mannweib errathen läßt, auch er sei im Besitze beider Eigenschaften.

Stobäus führt (Eclog. I, 4, 56.) aus dem Porphyrius eine Stelle an, worin eines indischen Idols

[1] Philochori Fragm. cf. Cornut. N. D. c. 30.
item. I.

gedacht wird, das auf der rechten Seite männlich, auf der linken Seite weiblich war. Beide Hälften waren dergestalt zusammengefügt, daß man über die Kunst erstaunen mußte, wornach sie ebenso genau mit einander verbunden waren, als die Geschlechtsunterschiede an ihnen ausgezeichnet. Auf der rechten Seite sah man die Sonne, auf der linken den Mond, auf Brust und Armen erblickte man Berge, Flüsse, Pflanzen, Thiere u. a. m. Sollte es vielleicht Brahma gewesen sein? denn sein Name bedeutet den Gott im Raume,[1] also der Leib gewordene Gott, der Logos in der lateinischen Bedeutung (locus). Die Materie ist der Leib der Gottheit,[2] er selber die Alles durchdringende Weltseele. Da Brahma die Saraswati aus seiner Seite hervorgezogen, als er auf die Schöpfung meditirte, so verräth sich schon in diesem Zuge seine androgynische Natur. Die Einwendung, es gebe keine Bilder von Brahma, die der öffentlichen Verehrung ausgesetzt seien, gilt nur von der gegenwärtigen Verfassung des indischen Cultus, wo die ganze Bevölkerung nur aus Schiwaiten und Wischnuiten besteht, läßt aber nicht auch auf die Urzeit zurückschließen. Diese mystische Ehe Brahma's und der Saraswati ist auf dem hier beigegebenen Bilde (Taf. III, Fig. 1.) verdeutlicht. Die Brahmahälfte hat an Hand und Fuß die Perlenschnur, das Symbol des Wesenalls angeschlungen. Ein Schleiertuch fällt von ihm herab, und sein Fuß ist zum Unterleibe hingezogen, um

[1] Das Etymon ist brih ausdehnen; die zweite Sylbe ist das gewöhnliche Nominalaffixum, wie in Dharma (v. dhar lehren), Rama (v. rai glänzen), Kurma die Schildkröte (v. kar hart sein) u. s. w.

[2] Auch bei den Kabbalisten lautet einer der vielen Gottesnamen: Raum (Makom), den noch die heutigen Juden, aber mit Vorsetzung des Artikels (ha) gebrauchen, aus Scheu den eigentlichen Gottesnamen auszusprechen.

seine Verborgenheit und sein Zurückziehen in sich anzudeuten. Seinem Gesichte ist der Ernst der Meditation aufgeprägt. Die weibliche Hälfte aber ist freundlich, die Hand ist gleichsam spielend erhoben, der Fuß tanzend, vom Haupte zum Fuße herab erstreckt sich der präformatorische Schleier der wesenerfüllten Scheinwelt mit seinen vielfachen Prototypen.

Anfänglich hatte Brahma, das schaffende Prinzip seine erhaltende Eigenschaft, das Wasserelement in der Person Wischnu's verkörpert, und seine zerstörende Eigenschaft, das verzehrende Feuer in der Person Schiwa's, woraus die Trimurti oder die indische Dreifaltigkeit entstand. Damals mochten — weil Wärme und Feuchte sich vereinigen müssen, wenn ein neues Wesen entstehen soll, — Schiwa und Wischnu sich, nach oben erwähnter Art vermischt haben, d. h. Brahma hatte durch sich selbst geschaffen. Als man aber die Schöpfung der materiellen Welt dem Weibe zuschrieb, und der Trimurti die Maja zur Mutter gab, dann spaltete man alle drei Brüder in eine männliche und eine weibliche Hälfte, jeder ehelichte jetzt seine Schwester, Brahma der Schöpfer die Saraswati, welche der Wissenschaft vorsteht, weil Brahma die Veda's (die heiligen Bücher) offenbarte; Wischnu die Sri, welche den Pflanzen und dem Getreide vorsteht, weil deren Wachsthum der Feuchte, des Wischnuischen Elementes, bedarf; und Schiwa (auch Kala d. i. der Verbrenner oder Verzehrer genannt) die Todsendende schwarze Kali, welche so blutgierig ist, daß sie, in Ermanglung fremder Wesen, sich selber den Kopf abschlägt, was sie schon 21mal gethan hat, daher ebenso viele Todtenköpfe ihres Gatten Halskette bilden. Aber Schiwa, auch Isura geheißen, ist — weil aus der Verwesung sich neues Leben erzeugt — auch Schöpfer, der Lingam sein

vorzüglichstes Attribut, dann wandelt sich Kali in die mit der Aphrodite Paphia identische Parvati oder Bhavani, Isani um, als diese das Verhältniß der Isis zum Osiris, oder Hysiris — wie Hellanicus ihn nannte — darstellend. In dieser Eigenschaft als Repräsentanten der zeugenden und gebärenden Naturkräfte, haben beide als ein Taubenpaar im Samibaum gelebt. Zuweilen heißen Schiwa's Gattinnen Ganga und Uma; erstere, die personifizirte Feuchte, — denn aus ihren Fingern rinnen 10 Ströme auf die Erde — ist die wohlthätige Sakti des Gottes, Uma hingegen kann keine Kinder gebären, denn sie ist die versengende Hitze. Dasselbe Verhältniß tritt auch in der hellenischen Götterdreiheit ein. Kronos, in dessen Reich sich seine drei Söhne (d. h. dessen unterschiedliche Eigenschaften) theilen, hat als Gebieter des Luftkreises, Zeus, die Beherrscherin der Luftregion, Here zur Gemahlin; als Wasserelement Poseidon die Wellengebietende Amphitrite; als Erdfeuer Pluto die Persephone, deren Scepter diejenigen anerkennen, welche unter der Erde weilen.

Die Geschwisterehen zwischen Brahma und Saraswati, Wischnu und Sri (oder Lakschmi), Schiwa und Parvati, Osiris und Isis, Typhon und Nephtys, Zeus und Here — man könnte auch Abraham und Sara [1] hinzufügen — haben, sobald man die hier zu Grunde liegende kosmogonische Idee erkennt, nicht mehr das Anstößige, das Cicero in ihnen fand, als er in der Rede pro domo den Clodius, des blutschänderischen Umgangs mit seiner Schwester wegen, den Jupiter in der Toga nannte.

Wir geben hier, zur größern Verdeutlichung,

[1] Die Namensbedeutung der Erzväter und ihrer Frauen verrathen, daß auch sie elementarische Potenzen sind, vgl. das etym. symb. Realwtb. u. d. Art. Erzväter.

Brahma sich offenbaren wollte, brachte er ein Ei hervor, dessen Schale zur einen Hälfte Gold (Himmel), zur andern Silber (Erde) war. Aus dem Keime des gespaltenen Ei's wurden Berge, aus den dünnen Häutchen, in welchen die Feuchtigkeit enthalten war, die Wolken, aus den Adern des Keimes die Meere, aus der den Embryo einschließenden Feuchtigkeit der Ozean. Der Embryo aber, welcher hervorkam, war die Sonne. (Also auch hier, wie in der zoroasterschen und mosaischen Kosmogonie die Sonne erst später geschaffen, womit vielleicht auf die tägliche Erfahrung angespielt ist, daß die Sonne aus dem Meere oder hinter den Bergen emporzukommen scheint, folglich sind diese vor der Sonne da gewesen.) Ei und Schlange sind in der kosmogonischen Symbolik so unzertrennlich von einander, daß sie in der indischen Mythologie immer zusammen angetroffen werden, wenn Brahma als Weltschöpfer aufgefaßt ist. Man vgl. Taf. II, Fig. 15 und 16. Auf dem erstern Bilde erscheint Brahma, tragend eine Wolkenkrone, welche, wie sein kugelartiger Körper, ebenfalls aus Wolken gleichsam zusammengeballt, Strahlen- und Blitzfeuer verbreitet. Statt der Augen erblickt man zwei Wasserlilien. In der einen der vier Hände trägt er die Perlenschnur des Weltalls, in der zweiten ein Vorbild der Veda's, nämlich das Auge der Vorsicht über einem beschriebenen Palmblatt, in der dritten hält er das Feuerrad, womit alles Urfeindliche, was sich gegen den Bestand der Weltordnung auflehnt, vernichtet wird. (Ein Nachbild dieses Triebrades der Weltregierung erblickt man statt des Scepters in der Hand der ältesten Könige Indiens, und noch jetzt führen die Tibetaner bei religiösen Umgängen ein Rad herum als Abzeichen der Sonne, dieses großen Weltregierungssymbols.) In der vierten Hand trägt Brahma den Quellbecher des Ur-

wassers. Aus dem Munde geht das Schöpfungswort OUM, der geheimnißvolle Name der Gottheit. Endlich im Schooße des Höchsten das Weltei, dessen vierzehn Streifen sich auf die von Brahma entsprossenen sieben Brahmadikas oder Munis und ihre weiblichen Hälften beziehen. Das Ei ist von dem endlosen Kreisdrachen Adisexen umgeben. Das andere Brahmabild stellt den Gott in der Meditation über Existenzmöglichkeit in Zeit und Raum vor. Er hat eine Art Sonnenantlitz mit kegelförmiger Spitzkappe, dem Sinnbilde alles Zusammenfließens in den Punkt der Einheit. Von der Spitze dieser Tiara aus läuft der Schleier der Maja, welche die Welt des Scheines, der Erscheinungen in der sichtbaren Welt gewoben, herab, umschlingt Haupt und Brust des Gottsymbols, und taucht herab in den wogenden Meeresgrund des Unermeßlichen, aus welchem sich die Ewigkeitsschlange erhebt. Ueber der Wogenfläche schwimmt das goldstrahlende Weltei, aus dessen Mitte das Symbol des Geburtsorgans, die Lotusblume mit ihrem offenen Schooße, sich emporstreckt. [1]

Zu ersterm Brahmabilde hatte folgende Stelle aus Menus Gesetzbuch, das dem Menu, dem Erstgebornen des Brahma, oder vielmehr diesem selbst zugeschrieben wird, Veranlassung gegeben; „Die Welt war noch dunkel, ohne Ordnung und Unterschied, Alles in tiefem Schlafe, bis der selbständige unsichtbare Gott fünf Elemente und andere Dinge schuf, und die Finsterniß zerstreute. Hierauf wollte er Wesen aller Art durch einen Ausfluß aus seiner eigenen Glorie entstehen lassen, daher schuf er zuerst das Wasser, und gab diesem die Kraft der Bewegung. Durch diese entstand ein goldenes Ei,

[1] Beide Bilder sind aus N. Müller Kunst d. Hindu entlehnt, wo S. 550. 551. die hier mitgetheilten Erklärungen zu denselben gleichfalls enthalten sind.

das wie tausend Sonnen glänzt, und in diesem war Brahma, der Selbständige, geboren. Nachdem der Gott Jahrtausende lang im Ei gewohnt hatte, und über sich nachdachte, theilte er es in zwei gleiche Theile, aus diesen Hälften machte er Himmel und Erde u. s. w." [1]

Dieses halbirte Weltei kennt auch die orphische Theologie, jene Vermittlerin zwischen indisch-ägyptischer und hellenischer Religionsphilosophie. Der Komödiendichter Aristophanes spielt in den „Vögeln" (V. 694.) darauf an, wo er den Eros aus dem Ei erzeugt werden läßt. Die Phönizier vermissen in ihrer von Sanchuniathon erzählten Schöpfungsgeschichte das Weltei ebenfalls nicht (Euseb. Pr. ev. 1, 9.). Die Syrer ließen ihre Venus (Semiramis) aus einem Taubenei entstehen, das auf dem Euphrat schwamm, und von Fischen ans Ufer gebracht wurde. Da in Syrien die Taube Eneh hieß, so kann das Ei des Phönix, der aus Arabien nach Aegypten kam, kein anderes gewesen sein, zumal, wenn man den ägyptischen Artikel P oder Ph wegschneidet, Eneh wieder zum Vorschein kommt. Daß es in der griechischen Mythe ein Schwanen-Ei war, kann nicht als Verschiedenheit betrachtet werden, denn auch der Schwan ist ein Wasservogel, gleich der nach dem Wasser benannten Taube; [2] und das indisch-mosaische Schweben des

[1] Mit größerer Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen; daß die beiden Halbscheiden des Ei's die beiden Hemisphären andeuten, deren eine die Sonne im Sommer, die andere im Winter durchläuft. In der sommerlichen oder nördlichen ist sie Pollux, Ormuzd, in der südlichen oder winterlichen Castor, Ahriman. Vor der Schöpfung, als noch das Chaos herrschte, d. h. als das Ei noch ganz war, da gab es noch nicht Sommer und Winter, Tag und Nacht, da hatte sich die Finsterniß noch nicht vom Lichte geschieden.

[2] Vgl. das etymol. symb. Realwtb. unter d. Art., wo aus mehrern Sprachen die Namen der Taube und des Wassers als gleichlautend zusammengestellt sind.

göttlichen Geistes über dem Urwasser im Momente der Schöpfung, wurde durch dieses Bild vom Tauben- oder Schwanen-Ei am kürzesten ausgedrückt. Bei der Taube muß zuvörderst an die Plejadentaube gedacht werden, an jenes Gestirn, dessen Sichtbarwerden am Horizonte den Zeitpunkt anzeigt, wo die Schiffe wieder in die See gehen können. (Schon die Benennung Plejade weist auf die Bedeutung dieses Gestirns für die Schiffahrt hin.) Die Plejade befindet sich auf dem Rücken des himmlischen „Stiers," in dessen Zeichen die Sonne im vorgerückten Frühling eintritt. Dann ist auch das hier beigegebene Bild (Taf. II, Fig. 17.) verständlicher, welches Missionäre im Tempel zu Micao in Japan gesehen haben wollen, wo ein Ochse mit seinen Hörnern ein im Wasser liegendes Ei aufstößt. Die Japanesen lassen durch den Odem dieses Thieres den Menschen erschaffen sein. Hier berührt sich das indische Schöpfungsdogma mit jenem persischen vom Weltstier Abudad oder Kajomors, dem Urheber aller Wesen. Von diesem Stier der Schöpfung wird in der Abhandlung über Zoroasters Religion ausführlicher die Rede sein. Hier schließen wir mit der Bemerkung, daß die römische Sitte der Eiertänze und Eierspiele im Circus maximus im Märzmonate, so wie das am Feste Nuruz, womit die Perser den Frühling eröffneten, bei ihnen übliche gegenseitige Beschenken mit gefärbten Eiern,[1] welche Sitte auch die heidnischen Slaven kannten,[2] der Gebrauch der Ostereier in der orientalischen und abendländischen Kirche, das rabbinische Gebot, daß jeder Israelit in der Passahnacht — welche die Tradition als die einstige Schöpfungsnacht bezeichnet — Eier essen müsse u. s. w., daß diese auffallende Uebereinstimmung so verschiedener Völker in

[1] Hammer in den Wien. Jahrb. III. S. 153.
[2] Hanusch, Myth d. Slawen S. 197.

der überdies gleichzeitigen Ausübung einer anscheinend geringfügigen Ceremonie die Erinnerungen an die einstige Schöpfung der Welt aus dem Ei erwecken sollen. Wenn jedoch bei Griechen und Römern die Eier als Speise der Todten auf Gräber gelegt wurden (Lucians Todtengespr. 1, 1. Juvenal Sat. 5, 84.) und die Juden noch jetzt nach dem Begräbniß eines Verwandten ein Ei essen, so ist dieser Brauch, wie die einstige Sitte, Phallusbilder den Todten ins Grab mitzugeben (s. Thl. I. S. 142) als ein tröstendes Vorbild der Wiedergeburt — bei den Juden: der künftigen Auferstehung — zu betrachten; und aus demselben Grunde, weil es an die Zeugung erinnerte, mieden die keuschgesinnten Priester Aegyptens, Orphiker und Pythagoräer diese Speise.

Zweites Capitel.

Die Gottheit als Mannweib.

„Aller Vater bist du, die Mutter zugleich und die Amme!“ [1]

Orphischer Hymnus [9, 18.]

Um zu schaffen muß der Schöpfer die Eigenschaften beider Geschlechter besitzen. Die Bildsäulen, welche man Herm-Athenen nennt — weil sie vorn das Gesicht Mercurs, hinten das der Minerva zeigten — drücken diese Idee bei den Hellenen aus. Der die Erde befruchtende Lenz-Widder

[1] Παντων μεν συ πατηρ, μητηρ, τροφος ηδε τιθηνος.

(d. h. die Sonne, wenn sie, in dieses Zeichen tretend, den Frühling bewirkt), war sowohl der Athene als Mercurs Attribut. Und das Verschmelzen beider Gottheiten deutete man auch dadurch an, daß man Athenens bekannteste Attribute Rocken und Spies [1] den Mercursbildern beifügte. (Alberic. Imag. Deor. e. 6.) Wenn die aus dem Taubenei ausgebrütete und in der Folge in eine Taube verwandelte Königin Semiramis (Diod. II, 4. 20.) Kleider anlegte, „die so beschaffen waren, daß man nicht erkennen konnte, ob sie Mann oder Weib sei," (Diod. II, 6.) so war sie nicht mehr Aphrodite, sondern Aphroditus, wie die Venus barbata in Cypern hieß, [2] weil der Oberkörper der Statue eine bärtige Mannsgestalt war, nur vom Nabel abwärts ein Weib. Dort war es, wo ihre Priester Frauenkleider trugen — welche Sitte der Pentateuch den Israeliten nachzuahmen verbot — wie der Priester des Hercules in Kos ebenfalls that, sobald er sich zur Opferhandlung anschickte; wofür Plutarch (Qu. gr. 58.) als Grund anführt, daß Hercules, als er einst im Ringkampf mit dem Hirten Antagoras [3] an dem Sieg verzweifelte, zu einem thracischen Weibe geflohen und sich bei derselben in Weiberkleidern verborgen habe, daher die Sitte, daß nicht nur der Priester an dem Orte, wo der Kampf vorgefallen, in Weiberkleidern zu opfern pflege, sondern auch der B r ä u t i g a m in w e i b l i c h e n Kleidern seine Braut bewillkommt.

[1] Die coelibaris hasta der Juno, nicht aber eine Waffe der Zerstörung ist damit gemeint, vgl. Bd. I. S. 109.

[2] Macrobius (Sat. III, 8.) belehrt uns: Pollentem D e u m V e n e r e m non D e a m signum etiam hujus est Cypri barbatum corpore, sed veste mulieri, cum sceptro ac statura viri. Et putant eandem m a r e m ac f e m i n a m esse. Aristophanes eam Αφροδιτον appellat.

[3] Also ein Namensvetter des minder glücklichen Antäus. (Beide Namen bedeuten nichts weiter als: der Gegner).

Aus diesem Erklärungsversuch der alten Sitte erkennt man, daß Plutarch die wahre Bedeutung nicht mehr zu ermitteln vermochte. Er würde sonst sich erinnert haben, daß Hercules auch in Weibskleidern bei Omphale gesponnen, vielleicht weil auch seine Bildsäule in Lydien vom Nabel (Omphalus) abwärts weibliche Bildung hatte?

Adonis, der Venus Geliebter, soll dem Apollo einst die Dienste des Weibes geleistet haben (s. Creuzer Symb. II, S. 107.), wie der indische Wischnu seinem Bruder Schiwa ebenfalls. Aber der Venus hatte Adonis auch den Dienst des Mannes versehen können, denn er war Mädchen und Knabe (κορη και κορος) zugleich (Hymn. Orph. 55, 4.)

Aus dem Umstande, daß des Bacchus Gefolge nicht nur Satyre und Silene, sondern auch Nymphen und Bacchantinnen bilden, schon aus diesem aus beiden Geschlechtern gemischten Haufen schlossen die Alten, daß der Gott deßwegen auch der „weiblichgestaltete“ (θηλυμορφος) heiße.[1] In der That führt Nicetas unter den Epitheten des Bacchus auch „Weib“ (γυνις) auf.[2]

Daß Mercur der einzige Planet ist, welchem die Astrologen sowohl feuchte als warme Eigenschaft beilegen, schon diese Eigenthümlichkeit gibt ihn für mehr als den einfachen Liebhaber der Venus, gibt ihn für seinen mit ihr erzeugten Sohn Hermaphroditus selber zu erkennen. Ebenso hätte Schiwa die Dienstleistung seines Bruders entbehren können, weil sein Prädicat Ardhanara d. i. Mannweib errathen läßt, auch er sei im Besitze beider Eigenschaften.

Stobäus führt (Eclog. I, 4, 56.) aus dem Porphyrius eine Stelle an, worin eines indischen Idols

[1] Philochori Fragm. cf. Cornut. N. D. c. 30.
[2] Meletem. I.

gedacht wird, das auf der rechten Seite männlich, auf der linken Seite weiblich war. Beide Hälften waren dergestalt zusammengefügt, daß man über die Kunst erstaunen mußte, wornach sie ebenso genau mit einander verbunden waren, als die Geschlechtsunterschiede an ihnen ausgezeichnet. Auf der rechten Seite sah man die Sonne, auf der linken den Mond, auf Brust und Armen erblickte man Berge, Flüsse, Pflanzen, Thiere u. a. m. Sollte es vielleicht Brahma gewesen sein? denn sein Name bedeutet den Gott im Raume,[1] also der Leib gewordene Gott, der Logos in der lateinischen Bedeutung (locus). Die Materie ist der Leib der Gottheit,[2] er selber die Alles durchdringende Weltseele. Da Brahma die Saraswati aus seiner Seite hervorgezogen, als er auf die Schöpfung meditirte, so verräth sich schon in diesem Zuge seine androgynische Natur. Die Einwendung, es gebe keine Bilder von Brahma, die der öffentlichen Verehrung ausgesetzt seien, gilt nur von der gegenwärtigen Verfassung des indischen Cultus, wo die ganze Bevölkerung nur aus Schiwaiten und Wischnuiten besteht, läßt aber nicht auch auf die Urzeit zurückschließen. Diese mystische Ehe Brahma's und der Saraswati ist auf dem hier beigegebenen Bilde (Taf. III, Fig. 1.) verdeutlicht. Die Brahmahälfte hat an Hand und Fuß die Perlenschnur, das Symbol des Wesenalls angeschlungen. Ein Schleiertuch fällt von ihm herab, und sein Fuß ist zum Unterleibe hingezogen, um

[1] Das Etymon ist brih ausdehnen; die zweite Sylbe ist das gewöhnliche Nominalaffixum, wie in Dharma (v. dhar lehren), Rama (v. rai glänzen), Kurma die Schildkröte (v. kar hart sein) u. s. w.

[2] Auch bei den Kabbalisten lautet einer der vielen Gottesnamen: Raum (Makom), den noch die heutigen Juden, aber mit Vorsetzung des Artikels (ha) gebrauchen, aus Scheu den eigentlichen Gottesnamen auszusprechen.

trennen sich männliche und weibliche Hälfte der Gottheit in Mutter und Sohn, wie Maja und Mäon (Hermes), oft hingegen in Vater und Tochter (Nycteus und Nyctimene, die mit einander Blutschande treiben). Ilus ist der Stammvater der Trojaner und Ilia die Ahnfrau der Römer. Deswegen wollen diese Letztern von einer durch Aeneas in Latium begründeten Colonie abkünftig sein. Hatte man die Orakel ertheilende Gottheit als männliches Wesen aufgefaßt, so hieß sie Mantius, im entgegengesetzten Falle aber Manto. Um aber die Identität Beider außer Zweifel zu stellen, erfand man das Märchen vom Geschlechtswechsel des Weissagers Tiresias, der, weil er in den Sternen (εν τειρεσσι) lesen mußte, um die Zukunft zu erfahren, davon also seinen Namen erhielt. Astrolog hießen aber auch Hercules, Atlas u. A., kurz alle Personificationen des Sonnengottes, welcher die Sterne leitet, sie also am besten kennt. Weil die Nacht nach dem Tage die Herrschaft führt, darum war Creusa (Herrscherin), die Tochter des Creon (Herrscher). Wer wird aber behaupten, daß die Vernünftigern unter den Hellenen die Welt zur Nachtzeit von einem andern Wesen regiert dachten? Nur aus der verschiedenartigen Einwirkung der verschiedenen Tageszeiten, aus dem Wechsel von Wärme und Feuchte schlossen sie auf die gedoppelte, nämlich männliche und weibliche Eigenschaft des Schöpfers. Darum mußten sie ihn in zwei Theile spalten, um jede der beiden Eigenschaften in ihm anzuerkennen.

Die Folge war, daß man später auch ohne besondere Veranlassung die Theilung des göttlichen Wesens beibehielt. Dann gab es sowohl ein weibliches als männliches Feuer (Pyrrhus und Pyrrha, Aethon und Aethra, Phaethon und Phaethusa), und auch umgekehrt sowohl ein männliches als weib-

iches Wasser (Achäus und Achäa, Peleus und Tethis, Ocean und Thetys). Wurde der Zeitgott, wie z. B. in Thracien, als Roß verehrt, so gab es nicht nur einen Leucippus oder Melanippus — — Schimmel oder Rappe, je nachdem man den Sommer oder Winter meinte — sondern auch eine Leucippe oder Melanippe. Ward aber der Jahrgott, wie in Phrygien, Troas, Syrien rc. unter dem Bilde des Esels verehrt, so gab es einen Cillus der priapäische Apoll) und eine Cilla (die Schwester des Priamus, der vom Eselgott Priapus nicht verschieden ist). Ward die Gottheit unter dem Bilde der Eiche angebetet, so gab es nicht nur einen Ilus und Dryops, sondern auch eine Ilia (Sylvia) und Dryope. Wie aber Beide wirklich Ein Wesen sind, beweist die Notiz des Eusebius, daß die Phönizier den Kronus oder Saturn Ilus hießen, Saturns Gattin hieß Rhea, und die Urmutter der Römer Ilia oder Rhea Sylvia. Eben so war Dryope, obgleich die Tochter des Dryops, dennoch seine Geliebte, d. h. die weibliche Hälfte Apolls, denn dieser buhlte mit ihr, und sein Sohn hieß ebenfalls Dryops (Paus. Messen. c. 34.). Pluto ist zwar die Gespielin der Persephone, aber Niemand zweifelt daran, daß sie mit dieser Ein Wesen sei, nämlich die weibliche Hälfte des Pluto, sowie auch Triton und Amphitrite, ungeachtet er der Sohn ihres Gatten, Ein Paar sind. Die Gottheit in ihrer wohlthätigen Wirkungsweise hieß Heiland, Arzt, weil aber Zeus Soter, Jupiter Salvator auch weiblich gefaßt ward, so gab es auch eine Here Sotera. Mit Recht ist das Götterpaar daher so oft für Jason und Medea gehalten worden (Ottfr. Müllers Orchomenus, 2. Ausg. S. 264, wo die Beweisstellen gesammelt sind), denn diese Namen sind nur eine Uebersetzung von Soter und Sotera, wie Medus (der Sohn Jason's) und Jaso (die

Schwester der Hygiea) ebenfalls. Weil die Feuchte der Vegetation unentbehrlich, so heißt die Wasser spendende Gottheit: Gabenspendend, Dorus, ein Sohn Neptuns, weiblich gefaßt: Doris, Tochter des Oceanus. Aber das Wasser ist nicht nur das schaffende Element, sondern auch zerstörend. Nestor, der Enkel Neptuns, Nestor, dessen Doppelbecher die Urne des „Wassermanns" im Thierkreise war, Nestor ein Greis (γεϱηνιος) wie Oceanus, weil Wasser der Urstoff aller Dinge, Nestor also hatte den „Zerstörer" Perseus gezeugt (Apollod. 1, 9, 9. Odyss. 3, 414.), weil die alte Zeit durch eine Flut weggeschwemmt wird, woher Lustrum als Bezeichnung eines Zeitabschnitts, denn lues heißt die Flut. Nun ist auch klar, warum Perse des Oceanus Tochter war (Odyss. 10, 139. Apollon. Rhod. 4, 591.). Aber des Helius Gemahlin war sie, wie Perseis des Apollo Schwester, nämlich die verderbliche hundsköpfige Hecate (Lycophr. 1173.), insofern auch durch die heißen Hundstage das Jahr getheilt wurde. Aus demselben Grunde konnte Perseus auch als Sohn des Zeus gelten, der in Arcadien nach dem Wolfe (Lycäus) hieß.

Man wird aus dieser Reihe von Beispielen leicht erkennen, daß die Genealogen trotz ihrer Widersprüche dennoch trefflich zusammenstimmen, weil es ihnen nicht darum zu thun ist, ein Regentenverzeichniß zu liefern, sondern die in jeder Jahres- oder Tageszeit wechselnde Eigenschaft der Gottheit durch einen passenden Namen zu bezeichnen, wobei ihnen die Doppelgeschlechtigkeit der Götter besonders zu Statten kam, indem sie sonst dem Perseus ꝛc., statt zweier Väter sogar viere und noch mehrere hätten geben müssen.

Auch die Kabbalisten haben ihren doppelgeschlechtigen Urmenschen (Adam Kadmon) gehabt, welchen der gräcisirende Philo als den weltschaffenden Logos

kennt. Dieser erste Mensch ist nämlich bei allen Völkern die Gottheit selbst. Nur durch die Zeugung verliert die Materie das erste Leben, obgleich das Göttliche noch immer in ihr wohnt. Darum, lehrt die Kabbala, ist Adam erst nach dem Genusse der verbotenen Frucht, zu welcher das Weib ihn angereizt, der Endlichkeit verfallen. Denn in seinem Unschuldszustand war er doppelgeschlechtig. Bewiesen wird dies 1 Mos. 1, 27: „Und Gott schuf den Adam nach seinem Ebenbilde, er schuf sie männlich und weiblich." Da Eva erst in der Folge aus Adams Rippe genommen ward, so kann hier die Schöpfung des Weibes noch nicht verstanden sein. Diese erfolgt erst, als Adam in einen tiefen Schlaf verfiel (1 Mos. 2, 21.), d. h. als die Sinnlichkeit zuerst ihn übermannte, seinen Geist verdunkelte. Dabei beruft man sich auf den Psalmvers: „Vorn und hinten hast du mich gebildet" (139, 5.), folglich war Adam vor dem Fall doppelgeschlechtig gewesen. Offenbar stammt diese rabbinische Grille von der Theilung des ersten Menschen in zwei Hälften, gleich jener ähnlichen — unstreitig der Mysterienlehre abgeborgten — Allegorie des Plato, aus Indien, wo Menu, dem Erstgebornen Brahma's dasselbe widerfährt, daß er im Schlafe auseinander gesägt wird, und seine weibliche Hälfte davon den Namen: Saba rupa (die getheilte Gestalt) erhielt.

Die scandinavische Mythologie bietet kein deutliches Zeugniß für die androgynische Auffassung der Gottheit. Nur eine dunkle Ahnung hat sich erhalten, daß die Liebesgöttin Freia ehedem von Freir, ihrem Gemahl, noch nicht getrennt gewesen sei. Nirgends findet sich der mannweibliche Charakter der Gottheit außerhalb der indischen Mythenwelt in so hohem Grade ausgedrückt, als bei den slawischen Völkern, namentlich bei den Litthauern. Nach

Stenders „Lettischer Grammatik“ hat dort jedes mythische Wesen ein doppeltes Geschlecht, und jede Gottheit wurde als männliches Element Thews (Vater), als weibliches Element Mathe (Mutter) genannt. Siwa, die Ceres der an der Elbe wohnenden Slawen, hieß als männliche Gottheit Sibog, und soll von dem Lebensspender Schiwa aus Indien abstammen. Ebenso kommt der dreiköpfige Triglaw öfter auch als weibliche Gottheit unter dem Namen Trigla vor. (Hanusch slaw. Myth. S. 101.).

Drittes Capitel.

Das zeugende und dennoch vernichtende Naturprinzip als männliche Gottheit.

„Der Herr tödtet und macht lebendig.“
1 Sam. 2, 7.

Die Menge von feindlichen Brüdern, denen wir in den Mythen aller Völker begegnen, und welche sämmtlich aus keiner andern Ursache sich befehden, als weil sie beide nach der Zeitherrschaft streben — man denke hier an Amulius und Numitor, Romulus und Remus, Acrisius und Prötus, Atreus und Thyestes, Eteocles und Polynices, Osiris und Typhon, Usow und Hypsuranius in der phönizischen, so wie Esau und Jacob in der biblischen Sage — daß der Letztere nicht nach einem weltlichen Reiche, sondern, wie die Rabbinen deuten, nach dem geistlichen Erstgeburtsrecht verlangte, ändert nichts an der Sache — diese zahlreichen Bruderzwiste konnten erst entstehen, als man die Gottheit bereits vollständig anthropisirt hatte, folglich bei derselben nicht die Lust, ihre eigenen Schöpfungen zu zerstören, voraussetzen mochte. Zuweilen stellte man

die entgegengesetzten Eigenschaften des Zeitgotts unter der Gestalt von zwei Brüdern oder Freunden vor, die aus übergroßer gegenseitiger Zärtlichkeit für einander zu sterben wünschen, wie Orestes und Pylades; oder abwechselnd sterben, wie Castor und Pollux, so daß der eine stets in der Unterwelt zubringt, wenn der andere auf der Oberwelt weilt. (Ov. Fast. 5, 700. Virg. Aen. 6, 121. Sil. It. 9, 295.). Castor heißt der Schädliche,[1] Pollux oder Polydeuces (lies: Polyleuces): der Lichtreiche. Wenn nun der Letztere unsichtbar geworden, d. h. im Schattenreiche ist, so waltet Castor, dessen Name uns das Sprichwort ins Gedächtniß ruft: „Die Nacht ist Niemands Freund.“ Zwar weiß man dem Castor nichts Böses nachzusagen. Aber er heißt: der Biber, dessen Element, das Wasser, auf die Nachtfeuchte anspielt; dazu ist die Ratte, folglich auch die Biberratte, ein Symbol der Zerstörung (als Nagethier). Die beiden Sterne über den, aus beiden Hälften des Schwanenei's verfertigten, Hüten der Dioscuren sind die beiden großen Himmelslichter, darum hießen diese beiden Jünglinge allgemein „die großen Götter“ (θεοι μεγαλοι); ihre Abstammung von Zeus beweist aber hinlänglich, daß sie nur der Personifizirung der Eigenschaften des „größten Gottes“ (Ζευς μεγιστος) ihr Dasein verdanken. Weil sie Beide nur Ein Wesen, so reduziren sich ihre beiden Sterne oft auf einen, welcher über dem Brüderpaare schwebt, das durch zwei Querhölzer verbunden ist. So erscheinen sie in einer etrurischen Zeichnung, (Inghirami Mon. Etruschi Specchi mistici tab. 20. 26.), auch in Sparta (Plut. de am. fratr.). Schon Macrobius (Sartunal. 1, 21.) hatte in dem Wechselleben dieser Brüder die Sonne erkannt, welche nur des Tages über sichtbar, des

[1] Von κάδω schaden.

Nachts daher im Schattenreiche zu weilen scheint.[1] So ist auch der stygische Zeus älter als Pluto, welcher erst entstand, als man die verschiedene Wirksamkeit des Zeus auf mehrere Personen übertragen hatte. Nur fand hier eine gütliche Theilung Statt. Ebenso ist auch der unterirdische Osiris älter als Serapis, dessen andere Hälfte, nämlich Aesculap, der mit der Zunahme der Tageslänge von den Priestern wiedergefundene Gemahl der Isis war.

Orestes und Pylades wollten, als sie auf Tauris geopfert werden sollten, einer für den andern den Tod leiden. Orestes heißt „Bergmann" und Pylades „Pförtner", des Letztern Vater und Sohn heißen nach der Sonnenwende, nämlich Strophius. Was läßt sich also anders schließen, als daß die beiden Freunde die lichte und dunkle Jahrhälfte repräsentirten? Auch der in den Wolf verwandelte Lycaon, welcher niemand anders ist als der Repräsentant des Hundssternjahrs Zeus Lycäus oder Apollo Lycius, jener Lycaon hat unter seinen fünfzig Wochensöhnen einen Orestheus (Paus. VIII, 3, 1.) und einen Thyräus (Paus. VIII, 3, 3.) also wieder Berg (ορος) und Thüre (θυρη). Diese Genealogie erklärt sich aus der täglichen Beobachtung des Tagsgestirns. Wenn die Sonne aufgeht, zeigt sie sich zuerst auf den Berggipfeln, wenn sie untergeht, scheint sie durch eine Thüre in ihre unterirdische Behausung zu gehen, in die Pforten des Hades. Um die Zeit, wo Pollux in dem Schattenreiche weilt, ließ man den Orestes von geistiger Finsterniß befallen, von den Eumeniden verfolgt sein, die er nur durch das

[1] Gemini autem, qui alternis mortibus vivere creduntur, quid aliud nisi solem unum eundemque significat, modo descendentem in ima mundi, modo mundi in summam altitudinem resurgentem.

Blut seines in der Raserei abgebissenen Fingers versöhnen konnte, welches Glied den Tod der Person selbst stellvertreten mochte. Indem Orestes seine Mutter ermordet hatte, die mit Castor aus Einem Ei entstanden war,[1] gab er sich schon als Pollux zu erkennen, dessen Bruder unter den Schatten weilen muß, wenn er auf der Oberwelt ist. Auch war der Dioscuren Vater zugleich der seinige, denn Zeus hieß in Carien Agamemnon.

Der Streit der Brüder Atreus und Thyestes betraf das goldene Lamm, d. h. die Frage, wer von Beiden im Monat des „Widders“ die Zeitherrschaft antreten solle? Dieses Lamm befand sich in der Heerde des Atreus, welcher in Creta Katreus hieß d. h. der Schwarze,[2] also die Wintersonne, der träge, frostige Saturn, welcher als Zeitgott alle Monate, folglich auch den ersten, den Widder, in seiner Gewalt hat. Aerope, des Atreus Gattin aber, die mit seinem Bruder Thyestes buhlte, entwandte das Lamm für diesen, als sie erfahren hatte, derjenige solle das Reich des Vaters (Pelops) erben, welcher ein Wunderzeichen zum Vorschein brächte; als solches aber betrachtete man das goldene Lamm. Zur Rache stürzte Atreus die buhlerische Gattin ins Meer, bereitete dem Bruder das berüchtigte Gastmahl aus dem Fleische des eigenen Kindes — also schon durch die Kinderschlächterei verrieth sich Atreus als Saturn — und töd-

[1] Nach einer Sage hat Leda Castor und Pollux aus Einem Ei, und Helena und Clytämnestra aus dem andern geboren, nach einer andern Tradition enthielt das eine Ei Castor und Clytämnestra, das andere Pollux und Helena. Man erkennt hier deutlich, daß, um uns des indischen Ausdruckes zu bedienen, die leuchtende, schöne Helene (Selene) die Sakti des Pollux ist, sowie die ihren Gatten mordende Clytämnestra, die etymologisch an Clytie, das Prädicat der Todtenkönigin, erinnert, die Sakti des Castor.

[2] Kadar bedeutet im Semitischen, was Ator im Lateinischen.

tete nachher ihn selbst. Thyestes, der nicht ohne Grund der „Lämmerreiche" hieß, hatte in der That ein größeres Recht an das goldene Lamm, denn er ist, seinem Namen zufolge, die „Keule" des Mars, [1] dessen feuriger Charakter diesen Planeten in den Augen der Astrologen würdig machte, im Monat März den winterlichen Saturn — auf ein halbes Jahr — vom Throne zu stoßen. Darum verlangte Thyestes die Auslieferung des Widders, dieses dem Mars geheiligten Thieres, in dessen Hain zu Kolchis Jason das goldene Vließ gefunden hatte. Aerope hatte ihrem Buhlen dazu verholfen, denn sie war die personifizirte Luna, die im Lenze mit dem Sonnengott im Zeichen des Widders in Conjunction tritt, was die figürliche Sprache eine Buhlschaft nannte. In diesem Sinne hatte auch Pan des Widders Gestalt angenommen, als er der Luna nachstellte. (Virg. Georg. 3, 391.) Im Monat des Widders wurde ein solches Thier dem Sonnengott an die Stelle der früher um diese Jahreszeit üblichen Kinderopfer, auf welche noch in der Mahlzeit des Thyestes angespielt ist — zur Sühne für das ganze Volk geschlachtet. [2] Die Sitte des Frühlingsopfers hatte ihren Ursprung davon, daß man durch sie die jährliche Dürre in der Periode der versengenden Sommerhitze, die man dem Mars zuschrieb, abzuwenden glaubte, wobei jedem die Stelle im Livius (22, 10.) einfallen muß, denn dem Mars war das ver sacrum geweiht. Tanagra

[1] S. Riemers Wtb. unter Θυεια.

[2] Nicht müßig ist der Zusatz der Sage: bei dem Auftragen des geschlachteten Rindes habe sich der unglückliche Vater vor dieser Speise so sehr entsetzt, daß die Sonne, seine Empfindung theilend, ihren Wagen zurücklenkte. Also die Sonne war Thyestes selber, und das Zurückschieben ihres Wagens bezieht sich darauf, daß sie, anstatt fortzuschreiten, von demselben Punkte des Thierkreises ihre Laufbahn beginnt, wo sie schon im vorigen Jahre um dieselbe Zeit ausgegangen war.

war dadurch von einer Pest befreit worden, daß Hermes, erzählt die Fabel (Paus. IX, 22, 1.), einen Sühnwidder um die Stadt trug. Aus allem diesem wird klar, warum dem Thyestes an dem Besitz des goldenen Lamms — das goldene Vließ bezieht sich auf die goldene Jahreszeit — so viel gelegen war. Denn dadurch kam er auch in den Besitz der Zeitherrschaft, weil mit dem Eintritt der Sonne ins Zeichen des Widders der Frühling beginnt. Aeropens Sturz ins Meer bezieht sich, wie der gleiche Tod der Helle, als sie mit ihrem Bruder Phryxus ebenfalls auf einem goldenen Widder nach Kolchis ritt, auf den Untergang des nächtlichen Gestirns.

In der Odyssee (3, 136.) erscheinen auch die sonst so einigen Brüder Agamemnon und Menelaus im größten Hader mit einander verwickelt. Warum? weil Agamemnon, der wie ein Stier vor der Heerde dahergeht (Iliad. 2, 480.) und wie ein Stier an der Krippe geschlachtet ward (Odyss. 4, 535.) der im Zodiak vorfindliche Aequinoctialstier des Frühlings, der „vierfüßige“ Dionysus ist, den die Böotier als Repräsentanten der erfrischenden Feuchte — daher des Bacchus Prädicat: Hyes — aus dem Meere hervorriefen, und welcher sich vor seinem Verfolger (dem Dürre verbreitenden Hundsstern, nämlich dem „Wolf“) Lycurgus einst ins Meer flüchtete; hingegen Menelaus in seinem Sohn Megapenthes jener schon durch seinen Namen die Trauer um die von der Glutsonne des Sommers vernichtete Vegetation ankündigende Pentheus, welcher den Cultus des Dionysus unterdrücken wollte. Wie aber der von Bakchantinnen zerstückte Pentheus der von den Titanen zerstückte Dionysus selber war, nämlich der in seine Einzeltheile aufgelöste Jahrgott, so auch die beiden Atriden, denn ihre Gemahlinnen Clytämne-

zogen werden muß. Die Habichtsfeder war nämlich das priesterliche Zeichen, seitdem, sagt Diodor (a. a. O.), ein Habicht, dieser seines scharfen Auges halber zum Sinnbild des Verstandes erwählte Vogel, den Priestern in Theben ein Buch gebracht hatte, worin Alles aufgezeichnet war, was zum Dienste der Götter und ihrer Verehrung gehört.

Die Propheten, d. h. diejenigen, welchen es obliegt, aus dem Horologium die Zukunft des Jahrs vorherzusagen, sodann diejenigen, die man Hierogrammaten nennt, kennbar durch die Habichtsfeder auf dem Hute, die alle wissenschaftlichen Beobachtungen aufzeichneten, bis auf diejenigen, welche die Beisetzung der Leichen besorgten, alle diese nahmen Antheil an der Thiergestalt, welche der Genius des Priesterordens seiner besondern Zuneigung gewürdigt hatte. (Horapollo c. 39.) Selbst noch Isispriester in Rom hatten Hundsköpfe oder Larven zu ihrem Abzeichen. (Appian. B. C. IV, 47.).

In Attica blieb Hermes zwar auch noch in der Priesterwürde, denn die erbliche Caste der Eumolpiden, d. i. der Hymnensänger, und Keryken, d. i. der Herolde, — insofern auch diese wie die Priester eine Art Mittleramt verwalten — und der Cynosarges, d. i. die nach dem glänzenden Argushunde benannte Lehranstalt zu Athen, verrieth nicht weniger die ägyptische Vorstellung von der Weisheit unter dem Bilde des Hundes; aber bei den italischen Völkern findet sich schon nicht die geringste Spur von einem priesterlichen Mercur, obschon ihm der Hund als Attribut geblieben ist. Dort gilt er nur, wie bei den Hellenen ebenfalls, lediglich als Repräsentant der Grenzen in Zeit und Raum. Bei den Letztern hat er stets die Mission zu binden und zu lösen, er fesselt den Prometheus an den Kaukasus, aber er macht ihn auch frei, eben weil er dem

Lenz, wie dem Herbste vorsteht; diese doppelte Wirksamkeit hat er in Latium — lange bevor der phönizische Name: Mercur, dort Eingang gefunden — als Janus gehabt.

Um die Identität dieser beiden Gottheiten zu erkennen, obschon Mercur kein Doppelgesicht hatte, ist es nothwendig, zuvor bei dem attischen Cecrops und dem halb phrygischen, halb attischen Evander zu verweilen. Cecrops, dessen Namen [1] schon auf das getheilte, durch athenische Münzen uns erhaltene Gesicht dieses attischen Königs anspielt, wovon das eine bärtig, das andere unbärtig war, (Rasche Lex. univ. rei num. I. p. 1230.), woraus Suidas auf die hermaphroditische Natur des Cecrops schließen wollte, obgleich die Verbindung des alten mit dem neuen Jahre (oder der Trockniß und Feuchte?) durch dieses Bild angezeigt sein mochte, Cecrops also endete vom Nabel abwärts in eine Schlange (Apollod. III, 14, 1.). Da dieses feuchte Orte aufsuchende Thier in der Symbolik aller Völker ein Sinnbild der winterlichen feuchten Jahreszeit war, so ließe sich schon daraus auf die Eigenschaft rathen, welche im Cecrops personifizirt erschien. Noch deutlicher wird uns seine Bestimmung durch die Namen seiner Töchter Aglauros (Glänzende) Pandrosos (Allthau) und Herse (Thau), von denen die Letztere der Liebe des Hermes gewürdigt ward. Daß die drei Töchter die Athene Tritomenis waren, d. i. die thauspendende Mondgöttin, welche auch Tritogenia hieß, weil sie den zunehmenden, vollen und abnehmenden Mond in ihrer Person vereinigte, läßt sich um so weniger in Zweifel ziehen, weil ihre Burg in Athen sonst nicht Cecropia geheißen haben würde, überdies die Identität der Athene mit Selene Niemand mehr in Zweifel zieht; Selene aber soll (nach Alcman in Plutarchs Symp.)

[1] S. das etym. symb. Realwtb. u. d. Art.

dem Zeus eine Herse geboren haben, sie war also die thauige (roscida) Luna (Virg. Georg. 3, 337.) Sie war also selbst des Hermes Geliebte, eine — Hermathene; folglich, wenn sie Cecropia, so war Hermes Cecrops. Wäre Athene nicht Pandrosus, so hätte man in dem Heiligthum der Göttin nicht die beiden Kapellen der Athene und der Pandrosus an einander gebaut. Die Mutter der drei Thauschwestern soll Agraulus gewesen sein, also war Mutter und Tochter (Aglaurus) Ein Wesen, nämlich Athene, die deßhalb Schutzgöttin (Polias) der Stadt wurde, weil man in dem sandigen, dürren Attika des Thau's am meisten bedurfte. Aber wenn Cecrops auch Hermes war, — dem als Planeten warme und feuchte Eigenschaft zugleich beigelegt wird — so mußte er nicht bloß den wohlthätigen Thau erzeugt haben, sondern auch entgegengesetzte Wirkungen äußern, d. h. er durfte nicht bloß den „Wassermann" mit der Heilsurne repräsentiren,[1] sondern auch das entgegengesetzte Solstitium, das durch den austrocknenden verderblichen Hundsstern vertreten ist. Darum also Cephalus der Sohn des Hermes (Kyno-kephalus d. i. der Hundskopf) und der Herse (Apollod. III, 14, 3.), denn auf Feuchte folgt Hitze. Wie aber Hermes beide Eigenschaften vereinigte, so auch Cecrops; denn er hatte mit der Agraulus außer den Personificationen des Thau's, auch den Hunger erzeugt, welcher eine Folge der Dürre ist. Erysichthon ist sein Name. Auf seinen vegetationsfeindlichen Charakter spielt Apollodors Bemerkung an, daß er kinderlos starb. Ovid vergleicht (Met. 8, 840.) des Erysichthons Heißhunger, welcher eine Strafe der von ihm beleidigten Getreidegöttin war,

[1] Unter des Cecrops Regierung, berichtet Apollodor, soll Poseidon zuerst nach Attica gekommen sein.

weil er in ihrem Hain eine Pappel gefällt hatte,[1] um aus ihrem Holze sich einen Speisesaal zimmern zu lassen — mit der Gefräßigkeit des Feuers. Erysichthon war also der Stern, dessen Erscheinen die Nähe der Hundstage anzeigt, darum hieß Erysichthon auch Aethon (Tzetz. Lycophr. 393.), d. i. der Brennende, denn dem Hundsstern schrieb man den Brand im Getreide zu,[2] welchen abzuwehren die Römer rothe Hunde opferten. Weil von dieser den Feldern verderblichen Hitze nur die Herbstgleiche befreit, deren Eintritt das heliakische Aufsteigen des Schlangengestirns verkündigt, darum fand Erysichthon durch eine Schlange seinen Tod, und ist noch jetzt am Himmel zu sehen, wo auf der Ceres Befehl die Schlange zum ewigen Leide ihn umstrickt hält. Jetzt wissen wir die Schlangenhälfte am Körper des Cecrops zu deuten, sie war gerade der bessere Theil an ihm, so wie sein weibliches Gesicht, ihn als Vater der Thauschwestern verbildlichend, die gute Seite an ihm war,[3] das bärtige Gesicht bezog sich auf den gefräßigen unfruchtbaren Erysichthon. Die Sage, daß Cecrops aus Aegypten, wo Hermes als Kynokephalus verehrt ward, nach Attika eingewandert sei, bestätigt sich dadurch, daß Hermes sein Tochtermann und Cephalus sein Enkel war; und somit wäre nicht die historische Persönlichkeit jenes Königs von

[1] Diesen Baum haben wir schon Bd. I. S. 187 als phallisches Symbol kennen gelernt. Die Lebensfeindlichkeit Erysichthons kann unmöglich treffender geschildert werden als dadurch, daß er die Pappel abhauen läßt.

[2] Als Simson (d. i. der Sonnenmann) Füchse mit brennenden Fackeln an den Schwänzen in die Felder der Philister sandte, hatte er dasselbe gethan, denn Fuchs und Hund sind Ein Genus. Und Aethon, wie Erysichthon, hatte aus diesem Grunde auch der Fuchs geheißen. (Odyss. 19, 183.) Derselben Symbolik wegen auch Thos (Θως v. θύω rauchen).

[3] Die 6 Monate vom „Wassermann" bis zum „Löwen" die Lichthälfte des Jahrs.

sein. Thersites heißt nämlich: der Ausdorrende, Vertrocknende, [1] er ist folglich nicht verschieden von dem Siriuswolf, Lycotherses, der dem Cadmus — d. i. dem Knaben Hermes Cadmilus mit dem Wasserkruge oder der Heilsurne — die Zeitherrschaft abtreten mußte (Hyg. fab. 140.), nachdem die vegetationsfeindliche, durch die Hundstagshitze unfruchtbar gewordene Jahreshälfte vorüber ist, nämlich in der Winterwende, wenn die Sonne ins Zeichen des Wassermanns tritt, der die Urne des Heils ausgießt. Daß auch Ulysses, wie Hermes in jedem Halbjahr, einmal im Schattenreiche war, daß der Sohn des Ulysses: Ptoliporthes, d. i. „Städteverwüster" hieß (Paus. VIII, 12, 6.), bezeichnet deutlich genug auch seine auflösende, zerstörende Wirksamkeit; also Ulysses, wie Hermes, der Jahrgott auf seiner Wanderung durch die helle und dunkle Hemisphäre, scheinbar ein doppeltes Wesen als Tod- und Lebenspender.

Daß Hermes nur zuweilen baarhäuptig oder mit dem Hute erscheint, welcher das Zeichen des aus den Fesseln des Winters befreiten Lenzgottes ist — das Aufbehalten des Hutes zur Andeutung des freiern Zustandes, also die Freiheitsmütze, galt noch am römischen Saturnalienfeste, wo Saturn von dem Cultus am Ende des Solstitialjahrs seiner Bande befreit wurde, wie am Ende des Aequinoctialjahrs Jupiter und Mars durch den Mercur als Zeichen der wiedergewonnenen Selbständigkeit — zuweilen aber mit dem Helm bedeckt; daß dieser ihm von Pluto geschenkt worden, und die unsichtbar machende Eigenschaft besitzt (Apollod. I, 6, 2.), ist das kräftigste Zeugniß für seine Doppelnatur, für sein getheiltes Wirken in der Ober- und Unterwelt. Und nur in dem Sinne ist Hermes der Schätzespender und Hort der Kaufleute, nur in

[1] Das Stammwort ist θέρω.

dem Sinne erscheint er auf Bildwerken mit dem Beutel in der Hand, insofern die Schätze unter der Erde verborgen sind; denn Plutus ist Pluto, gleichwie der indische Schatzdämon Kuveras (s. oben S. 7.), bald als Bruder des zehnköpfigen Dämonenkönigs Ravana, des Fürsten der Finsterniß, bald wieder als Bruder des Todtenrichters Yama bezeichnet wird.

Die indische Mythologie wirft aber ein noch helleres Licht auf das Doppelwesen Mercurs, indem sie uns belehrt, daß der Stier, welchen Schiwa, der Urheber des Lebens und des Todes reitet, Dherma heiße; indem sie ferner uns belehrt, daß Schiwa in der Unterwelt nur die Frommen richte, sein Bruder Yama hingegen, welchem zuweilen ein dreiköpfiger Hund, Namens Karbura (deff. Bedeut. s. S. 54.) zur Seite steht, die Sünder. Auf Abbildungen erscheint Dherma, den Stier der Gerechtigkeit (Dherma: lex, aequitas) reitend, in der Rechten die Wage der Verdienstabwägung, in der Linken ein Scepter (vgl. Taf. IV. Fig. 2.), Yama hingegen achtarmig mit Spies, Schwert, Feuerrad, Dolch, Brandfackel, und ebenfalls die Wage, um jeden Arm eine Schlange gewunden, um den Hals herab eine Kette von Todtenköpfen tragend, reitend auf einem Büffel.

Als Führer aus und in die Unterwelt ist Mercur: Dherma und Yama in Einer Person. Die beide Todtenrichter auszeichnende Wage fehlt zuweilen auch dem Mercur nicht, welchem die Erfindung von Maaß und Gewicht zugeschrieben wird (Diod. V, 75.), die von prosaisch gesinnten Ausdeutern deshalb für eine Kaufmannswage (!) erkannt wurde. Da Hermes bei den Griechen Termon, bei den Etruriern Turms, also ursprünglich bei den Latinern Termes geheißen haben mochte, wofür die noch übliche Diminutivform Terminus

zeugt — denn Hermen waren die ältesten Grenzsteine — so wird Niemand anstehen, in Hermes den indischen Dherma zu erkennen, um so weniger, als dessen Attribut, der Stier, auch dem Hermes zuweilen zur Seite steht, namentlich aber als Cadmus (Hermes Cadmilus), wo er von dem Stier nach Thurium geführt wird. Im Frühjahr reitet Schiwa den Lenzwidder und heißt davon Agni, d. i. der Reiniger (ἀγνιος), Hermes aber heißt der Widderträger (κριοφορος), weil er durch Herumtragen dieses Thieres um die Stadt Tanagra eine Pest gestillt hatte. Daraus ersieht man, daß Hermes nicht nur den Solstitien, sondern auch den Aequinoctien (Widder und Wage) vorstand. Im Herbste führt er mit den kürzer werdenden Tagen die Seelen in die Unterwelt zum Gericht, im Lenz aber verkünden die Hörner des Widders die Strahlen der wiederkehrenden Sonne, und damit zugleich die Wiederkehr der nun gereinigten Geister in ihre Lichtheimath. Zugleich erklärt sich, warum Mercur bald in jugendlicher Gestalt, bald bärtig (vgl. Taf. IV. Fig. 3. und 4.) abgebildet erscheint. Der Bärtige ist der Repräsentant des Herbstes, des vorgerückten Jahrs, der Jugendliche, der Repräsentant des Lenzes, des verjüngten Jahrs, darum hat eben dieser den Widder neben sich, und die Opferschale in der rechten Hand des Gottes läßt errathen, daß er das Thier zum Altar leitet, daß es also ein Sühnwidder, ein Osterlamm ist.

Nun bleibt noch die Frage übrig, ob der Hund Karbura, welcher dem Yama zur Seite steht, und dem Namen zufolge mit dem Höllenhund Garmer in der scandinavischen Mythe verwandt ist, auch der Cerberus der Griechen sei? und ob er zum hundsköpfigen Hermanubis in Correspondenz stehe? Die Bejahung dieser Frage würde sich schon dadurch rechtfertigen, wenn daran erinnert wird, daß die

gespenstischen Laren, welche Hermes mit der stummen Lara gezeugt hatte, (die mit der durch Juno's Eifersucht von der Erde verschlungenen Nymphe Clara wohl identisch war), in Hundsfelle gekleidet wurden, und neben ihnen ein Hund stand (Plut. Qu. Rom, 48.), daß der Genita Mana ein Hund geopfert wurde (Ibid. 49.), und daß in römischen Grabdenkmalen selten des Hundes Bildniß fehlt, [1] daß der Hund dem Aegypter ein Todtenbestatter (Entaphiast) war, und daß dem sterbenden Perser ein Hund gezeigt wird. (Creuzer Symb. I. S. 424.). Demnach steht der Hund zu dem Todtenreich in Beziehung, was auch die Ursache ist, warum auf der heiligen Insel Delos kein Sterbender und kein Hund geduldet wurde. (Thucydid. B. Pel. III, 104. Plut. Qu. gr.) Wie der Stier der Gerechtigkeit dem Todtenrichter Schiwa und der Büffel seinem strengern Amtsbruder Yama nicht fehlen darf, so dem Letztern auch nicht der Hund. Denn der Tod des Menschen wurde mit dem Sterben der Zeit verglichen. Der Jahresanfang ist aber verschieden, das bürgerliche Jahr eröffnete man im Aequinoctium, im Zeichen des Stiers, das priesterliche in den Hundstagen. Die Geburt des neuen Jahrs ist aber der Tod des vorhergehenden — so wie aus gleichem Grunde die mit den Manen verwechselten Laren auch Penaten sind, dem Kindersegen vorstehen — also sind Stier und Hund mit den Vorstellungen vom Tode unzertrennlich. [2] Es wird somit auch klar, was der cretensische Mythus damit anzeigen wollte, daß er

[1] In des Petronius Satiricon (c. 71.) erhält dann die Bitte des Trimalcion: „Valde te rogo, ut secundum pedes statuae meae catellam pingas . . . ut mihi contingat tuo beneficio post mortem vivere" ihren klaren Sinn. Auf einem im Antikenkabinet des Louvre in Paris aufbewahrten Marmor, welcher eine Sterbescene nach römischer Sitte vorstellt, ist unter dem Bette des Entseelten ein Hund bemerkbar.

[2] Auch die Juden nennen Sammael, den Urheber des Todes zugleich Stier und Hund. (Eisenmanger I. S. 825. 826.)

die Insel des Todtenrichters Minos — dem Hermes unter dem Namen Dädalus das Labyrinth baute, aus dem Theseus die Ariadne entführte, wie er aus dem Orcus die Persephone entführen wollte, das Labyrinth also, welches überhaupt ein Symbol der unterirdischen Wohnungen, des Schattenreichs war — von dem ehernen Stier des Talus und auch von dem goldenen Hund des Pandareus bewachen ließ. Jener Stier soll dreimal täglich die Insel umkreist haben. Da nun auch außer Minos, Rhadamanthys und Aeacus Todtenrichter waren, weil die Alten das Jahr nur in drei Theile sonderten (Diod. 1, 26.), so ist die Dreiköpfigkeit des Cerberus bereits erklärt.[1] Aber sein Name wird ihn auch als den das ganze Sternenheer repräsentirenden Hundsstern erkennen lassen, denn im Sanskrit heißt Karbura: der Gekerbte, Gestreifte, also eine Anspielung auf die schimmernden Flecken des Nachthimmels.[2] Da der Sirius das Jahr eröffnet; indem er es abschließt, so speit Cerberus wieder aus, was er verschlungen. Die Gottheit tödtet und belebt.

Aesculap hat zuweilen einen Hundskopf (Plüche Hist. d. Himmels §. 25.), daher sein Name (s. S. 49). Häufiger hat er, wie Hermes ebenfalls, einen Hund zur Seite, welcher Kapparis, d. i. der Versöhner[3] heißt. In der That wurden nicht nur dem Typhon, sondern auch dem Mars, Apollo (als Pestsender) und der hundsköpfigen Hecate (rothe oder schwarze) Hunde als Sühnopfer geweiht (weil das Opferthier der Gottheit verwandt sein sollte, der man es darbrachte). Durch das Opfer wurde die zürnende Gottheit gesühnt, und der Todsender (Serapis)

[1] Hesiod (Theog.) gibt ihm sogar 50 Köpfe, um auf die Wochen des Jahres anzuspielen. Darum sind es gerade 50 Hunde, von denen Linus und Actäon zerrissen werden.

[2] Des Odysseus Hund war der hundertäugige Argus, Hüter der Mondkuh.

[3] Das Stammw. ist das semitische Verbum caphar sühnen.

wandelte sich dann in den Wiederbeleber (Aesculap) um.[1] Der Knabe Telesphorus, welcher gewöhnlich dem Heilgott zur Seite steht (vgl. oben S. 15.), ist eben dessen Verjüngung, der Knabe (Hermes) Cadmilus mit dem starrenden Gliede in den Mysterien auf Samothrace, dort wo Saon (Arzt, Heiland), der Sohn (d. h. das Prädicat) des (zu Thespiä verehrten Zeus-Saotes (Jupiter Salvator) Gesetze gab. (Diod. V, 47.).

War nun Hermes nicht allein der Todbringer, sondern auch der Erlöser aus den Banden der Finsterniß, war er überhaupt Mittler zwischen Göttern und Menschen, zwischen den Bewohnern des Licht- und Nachtreichs, so eignete sich auch kein anderer Gott, so wie er zum Vorstand der Priestercaste. Darum also konnte dem Aegypter der hundsköpfige Anubis, welcher, indem er das Grab des Osiris fand, ihm zur Wiedergeburt verhalf, Todtenbestatter und Urheber des Gottesdienstes zugleich sein. Endlich weil die erste Schrift eine Bilderschrift, die ersten Figuren Götterbilder, die Götter aber personifizirte Zeittheile waren, so konnte Hermes-Thaut mit der Schreibekunst auch die Sternkunde erfunden haben.[2] Das hier folgende Bild (Fig. 5.) stellt diesen ägyptischen Hermes, welchen die Flügel an den Füßen als solchen kenntlich machen, mit dem Hundskopfe — vgl. Diod. 1, 87. Auch Lucian de sacrif. nennt ihn: „Hermes mit dem Hundsgesichte" — und einer Feder in der Hand vor, welche letztere auf sein geistliches Mittleramt be-

[1] Die Hundsopfer scheinen vorzugsweise sühnende Kraft besessen zu haben, denn die Griechen rieben diejenigen, die einer Versöhnung bedurften, mit jungen Hunden, welche Handlung Periskylakismus hieß (Plut. Qu. gr. 65.); und an dem öffentlichen Reinigungsfeste der Böotier ging der zu Sühnende zwischen beiden Theilen eines zerstückten Hundes hindurch (Ibid. 108.)

[2] Den einsichtsvollsten der Götter, sagt Plato, nennen die Aegypter: den Hund.

zogen werden muß. Die Habichtsfeder war nämlich das priesterliche Zeichen, seitdem, sagt Diodor (a. a. O.), ein Habicht, dieser seines scharfen Auges halber zum Sinnbild des Verstandes erwählte Vogel, den Priestern in Theben ein Buch gebracht hatte, worin Alles aufgezeichnet war, was zum Dienste der Götter und ihrer Verehrung gehört.

Die Propheten, d. h. diejenigen, welchen es obliegt, aus dem Horologium die Zukunft des Jahrs vorherzusagen, sodann diejenigen, die man Hierogrammaten nennt, kennbar durch die Habichtsfeder auf dem Hute, die alle wissenschaftlichen Beobachtungen aufzeichneten, bis auf diejenigen, welche die Beisetzung der Leichen besorgten, alle diese nahmen Antheil an der Thiergestalt, welche der Genius des Priesterordens seiner besondern Zuneigung gewürdigt hatte. (Horapollo c. 39.) Selbst noch Isispriester in Rom hatten Hundsköpfe oder Larven zu ihrem Abzeichen. (Appian. B. C. IV, 47.).

In Attica blieb Hermes zwar auch noch in der Priesterwürde, denn die erbliche Caste der Eumolpiden, d. i. der Hymnensänger, und Keryken, d. i. der Herolde, — insofern auch diese wie die Priester eine Art Mittleramt verwalten — und der Cynosarges, d. i. die nach dem glänzenden Argushunde benannte Lehranstalt zu Athen, verrieth nicht weniger die ägyptische Vorstellung von der Weisheit unter dem Bilde des Hundes; aber bei den italischen Völkern findet sich schon nicht die geringste Spur von einem priesterlichen Mercur, obschon ihm der Hund als Attribut geblieben ist. Dort gilt er nur, wie bei den Hellenen ebenfalls, lediglich als Repräsentant der Grenzen in Zeit und Raum. Bei den Letztern hat er stets die Mission zu binden und zu lösen, er fesselt den Prometheus an den Kaukasus, aber er macht ihn auch frei, eben weil er dem

Lenz, wie dem Herbste vorsteht; diese doppelte Wirksamkeit hat er in Latium — lange bevor der phönizische Name: Mercur, dort Eingang gefunden — als Janus gehabt.

Um die Identität dieser beiden Gottheiten zu erkennen, obschon Mercur kein Doppelgesicht hatte, ist es nothwendig, zuvor bei dem attischen Cecrops und dem halb phrygischen, halb attischen Evander zu verweilen. Cecrops, dessen Namen [1] schon auf das getheilte, durch athenische Münzen uns erhaltene Gesicht dieses attischen Königs anspielt, wovon das eine bärtig, das andere unbärtig war, (Rasche Lex. univ. rei num. I. p. 1230.), woraus Suidas auf die hermaphroditische Natur des Cecrops schließen wollte, obgleich die Verbindung des alten mit dem neuen Jahre (oder der Trocknis und Feuchte?) durch dieses Bild angezeigt sein mochte, Cecrops also endete vom Nabel abwärts in eine Schlange (Apollod. III, 14, 1.). Da dieses feuchte Orte aufsuchende Thier in der Symbolik aller Völker ein Sinnbild der winterlichen feuchten Jahreszeit war, so ließe sich schon daraus auf die Eigenschaft rathen, welche im Cecrops personifizirt erschien. Noch deutlicher wird uns seine Bestimmung durch die Namen seiner Töchter Aglauros (Glänzende) Pandrosos (Allthau) und Herse (Thau), von denen die Letztere der Liebe des Hermes gewürdigt ward. Daß die drei Töchter die Athene Tritomenis waren, d. i. die thauspendende Mondgöttin, welche auch Tritogenia hieß, weil sie den zunehmenden, vollen und abnehmenden Mond in ihrer Person vereinigte, läßt sich um so weniger in Zweifel ziehen, weil ihre Burg in Athen sonst nicht Cecropia geheißen haben würde, überdies die Identität der Athene mit Selene Niemand mehr in Zweifel zieht; Selene aber soll (nach Alcman in Plutarchs Symp.)

[1] S. das etym. symb. Realwtb. u. d. Art.

dem Zeus eine Herse geboren haben; sie war also die thauige (roscida) Luna (Virg. Georg. 3, 337.) Sie war also selbst des Hermes Geliebte, eine — Hermathene; folglich, wenn sie Cecropia, so war Hermes Cecrops. Wäre Athene nicht Pandrosus, so hätte man in dem Heiligthum der Göttin nicht die beiden Kapellen der Athene und der Pandrosus an einander gebaut. Die Mutter der drei Thauschwestern soll Agraulus gewesen sein, also war Mutter und Tochter (Aglaurus) Ein Wesen, nämlich Athene, die deßhalb Schutzgöttin (Polias) der Stadt wurde, weil man in dem sandigen, dürren Attika des Thau's am meisten bedurfte. Aber wenn Cecrops auch Hermes war, — dem als Planeten warme und feuchte Eigenschaft zugleich beigelegt wird — so mußte er nicht bloß den wohlthätigen Thau erzeugt haben, sondern auch entgegengesetzte Wirkungen äußern, d. h. er durfte nicht bloß den „Wassermann" mit der Heilsurne repräsentiren,[1] sondern auch das entgegengesetzte Solstitium, das durch den austrocknenden verderblichen Hundsstern vertreten ist. Darum also Cephalus der Sohn des Hermes (Kyno=kephalus d. i. der Hundskopf) und der Herse (Apollod. III, 14, 3.), denn auf Feuchte folgt Hitze. Wie aber Hermes beide Eigenschaften vereinigte, so auch Cecrops; denn er hatte mit der Agraulus außer den Personificationen des Thau's, auch den Hunger erzeugt, welcher eine Folge der Dürre ist. Erysichthon ist sein Name. Auf seinen vegetationsfeindlichen Charakter spielt Apollodors Bemerkung an, daß er kinderlos starb. Ovid vergleicht (Met. 8, 840.) des Erysichthons Heißhunger, welcher eine Strafe der von ihm beleidigten Getreidegöttin war,

[1] Unter des Cecrops Regierung, berichtet Apollodor, soll Poseidon zuerst nach Attica gekommen sein.

weil er in ihrem Hain eine Pappel gefällt hatte,[1] um aus ihrem Holze sich einen Speisesaal zimmern zu lassen — mit der Gefräßigkeit des Feuers. Erysichthon war also der Stern, dessen Erscheinen die Nähe der Hundstage anzeigt, darum hieß Erysichthon auch Aethon (Tzetz. Lycophr. 393.), d. i. der Brennende, denn dem Hundsstern schrieb man den Brand im Getreide zu,[2] welchen abzuwehren die Römer rothe Hunde opferten. Weil von dieser den Feldern verderblichen Hitze nur die Herbstgleiche befreit, deren Eintritt das heliakische Aufsteigen des Schlangengestirns verkündigt, darum fand Erysichthon durch eine Schlange seinen Tod, und ist noch jetzt am Himmel zu sehen, wo auf der Ceres Befehl die Schlange zum ewigen Leide ihn umstrickt hält. Jetzt wissen wir die Schlangenhälfte am Körper des Cecrops zu deuten, sie war gerade der bessere Theil an ihm, so wie sein weibliches Gesicht, ihn als Vater der Thauschwestern verbildlichend, die gute Seite an ihm war,[3] das bärtige Gesicht bezog sich auf den gefräßigen unfruchtbaren Erysichthon. Die Sage, daß Cecrops aus Aegypten, wo Hermes als Kynokephalus verehrt ward, nach Attika eingewandert sei, bestätigt sich dadurch, daß Hermes sein Tochtermann und Cephalus sein Enkel war; und somit wäre nicht die historische Persönlichkeit jenes Königs von

[1] Diesen Baum haben wir schon Bd. I. S. 187 als phallisches Symbol kennen gelernt. Die Lebensfeindlichkeit Erysichthons kann unmöglich treffender geschildert werden als dadurch, daß er die Pappel abhauen läßt.

[2] Als Simson (d. i. der Sonnenmann) Füchse mit brennenden Fackeln an den Schwänzen in die Felder der Philister sandte, hatte er dasselbe gethan, denn Fuchs und Hund sind Ein Genus. Und Aethon, wie Erysichthon, hatte aus diesem Grunde auch der Fuchs geheißen. (Odyss. 19, 183.) Derselben Symbolik wegen auch Thos (Θως v. Θύω rauchen).

[3] Die 6 Monate vom „Wassermann" bis zum „Löwen" die Lichthälfte des Jahres.

Attika bewiesen, sondern daß die Athenienser ihren Hermes, wie überhaupt ihre religiösen Institutionen von einer ägyptischen Colonie erhalten hatten. Daß er nicht Thaut oder Hermes, sondern Cecrops hieß, hatte dieser Gott seinem Doppelgesicht zu verdanken, wodurch sich der attische Hermes von andern Hermesbildern, zu welchen wir auch den Janus — der durch seinen Namen die indische Abkunft verräth — und den Evander zählen, unterscheidet. Die Sage erzählt, Evander habe, als Janus in Latium regierte, eine arcadische Colonie dahin gebracht. Die Zeitgenossenschaft heißt in der Sprache der Mythographen soviel als Identität.[1]

Schon Niebuhr sagt in seiner „römischen Geschichte" (S. 85 der zweiten Ausg.): „Evanders Fahrt nach Latium mit einem Gefolge von Arcadiern würde als ein augenscheinliches Märchen gar keine Erwähnung (von dem Geschichtsforscher) verdienen, wenn es nicht einheimisch und alt ꝛc." In der That überrascht die Aehnlichkeit dessen, was man von Hermes und von Evander berichtet, zu sehr, um an der Identität beider Wesen auch nur den geringsten Zweifel aufkommen zu lassen. Man vergleiche:

Hermes ist in Arcadien von Maja dem (wolfsköpfigen) Zeus (Lycäus) geboren worden, aber der Name seines Sohnes Autolycus beweist, daß er selbst der Wolfs-Zeus war. Mit demselben Recht darf man also annehmen, daß der ebenfalls in Arcadien geborne Evander als Sohn des Hermes dieser selber war. Die Mutter Evanders soll, nach der italischen Sage (Plut. Qu. Rom. 53.) Carmenta gewesen sein, diese dem Namen zufolge eine Weberin,[2] nämlich der Gewänder der Seele, also

[1] Das lateinische Wörtchen aequalis drückt diese beiden Begriffe aus.

[2] Carminare krempeln, die Leinenfäden kämmen.

Parze. Maja war aber schon in Indien, ihrer eigentlichen Heimath, die Weberin des Schleiers der Natur, des Lebensfadens, des Leibes. Was Hermes in Aegypten, Cadmus (Hermes Cadmilus) den Böotiern, das ist Evander in Italien, Erfinder der Schriftzeichen (Tacit. Annal. XI, 14.). Obgleich Evander unter des Janus Regierung nach Latium gekommen sein soll, so nennt eine andere Sage den Faunus als damaligen König des Landes, was aber keine Verschiedenheit; denn des Janus Mitregent war Saturnus, von welchem ursprünglich phönizischen Namen Latinus nur die lateinische Uebersetzung ist. Hier ist beachtenswerth, daß Saturnus den Latinus, und dieser den Faunus gezeugt haben soll. Letzterer ist der Pan der Lateiner, und auch Faunus soll durch seinen Anblick panischen Schrecken eingeflößt haben. Obgleich ein Heerdenmehrer war er dennoch ein dämonisches Wesen, Pan des Hermes Sohn! Nun ist auch Evanders Name zu erklären. Wie der Hades bei den Orphikern euphemistisch Eubuleus genannt ward (s. Prellers Demeter und Persephone S. 192.) und die Todten die „Guten“ (Plut. Qu. Rom. 49.), und aus diesem Grunde auch des Faunus Gattin, Schwester oder Tochter die Bona Dea, deren Fest, wie das Lemurenfest in der ersten Mainacht — wovon der Hexensabbat in der Walpurgisnacht noch ein Ueberrest, — so war in gleichem Sinne Evander ein „guter Mann.“ Er Faunus unterirdischer Hermes, sie Fauna, Demeter in der Unterwelt. Die Erde ist Aufbewahrerin der Todten,[1] sendet Geister (Lemuren), aber auch gute Gaben, Früchte, darum verwandelt sich Fauna, die Tochter Evanders, sobald sie dem Hercules vermählt wird, in eine Favonia,[2] gebiert den Pallas d. i. den (phal-

[1] Diese hießen nach der Demeter δημητριοι.

[2] Die Begünstigende v. faveo.

kischen) Hermes Ithyphallicus, weil aus dem Tode neues Leben entsteht.

War aber nicht auch Saturnus, während er mit den andern Titanen im Tartarus gefesselt lag, zugleich Regent von Latium im goldenen Zeitalter? Deutete man nicht seine Hippe bald als Todessense, bald als Erntesichel und Winzermesser? Auch Saturn war, wie Evander, zu Schiffe nach Italien gekommen. Das Schiff aber gehört vorzugsweise dem Janus. Es bildet auf alten Münzen die Reversseite, wie sein Doppelgesicht die Vorderseite (Plut. Qu. Rom. 38.). Also auch Janus ein Cecrops, denen Hermes durch die zwiefache Farbe seiner Mütze oder Arme auch in dieser Hinsicht sich näherte.

Janus war eigentlich Saturn, nämlich der indische Planet dieses Namens: Sani, welcher, wie Ganescha, eine Awatar des Schiwa ist. Sani, die Personification der zerstörenden Kraft, Ganescha, die der zeugenden Kraft des Gottes, also Janus als Clusius (d. i. der Schließer) in der Todtenstadt Clusium verehrt, die etymologisch mit dem Orcus verwandt ist, daher der Schlüssel des Hades, den der orphische Hymnus dem Pluto in die Hand gibt, zugleich von Janus zum Schließen (sc. des Jahres) verwendet wird. (Denn als Saturnus steht Janus dem Monat Dezember vor, in welchem die Saturnalien gefeiert wurden). Aber Saturn regiert auch im Januar.[1] Darum heißt Janus auch Patulcius, denn er öffnet auch das Jahr, dessen Personification er ist, weil er in der einen Hand die Zahl CCC, in der andern die Zahl LXV hat. (Macrob. Sat. 1, 9.) Und die Thürschwelle (janua), weil sie Anfang und Ende des Hauses, bekam von ihm den Namen. Also Janus zugleich

[1] Nur der letzte und der erste Monat stehen unter der Regentschaft des Planeten Saturn.

alt und jung, daher diese Verschiedenheit seiner beiden Gesichter (vgl. Taf. IV. Fig. 6.), von denen das jugendliche auf eine hermaphroditische Natur des Gottes rathen ließe. Der greise Sani ist in dem einen Gesichte abgespiegelt, der jugendliche Ganescha in dem andern. Der Letztere ist dem Janus schon darin ähnlich, daß sein Name über jeder Thüre steht, sein Bild über dem Thor seiner Tempel angebracht ist, daß auch er vor jedem Geschäfte angerufen wird (W. Jones Works XIII. p. 3.), der (Hochzeit-) Kuchen in der Hand dieses Ehengottes ebenfalls an den Janus als den „Kuchenliebenden" erinnert (Hartung R. d. R. II.), Janus die Reihe der 12 Monatsgötter eröffnet, und Gan-escha: „Führer der Versammlung" heißt; auch Gan-pati, was ziemlich dasselbe bedeutet, nämlich: Herr der Versammlung. Sein Elephantenkopf (s. Taf. IV. Fig. 7.) und die Ratte unter seinen Füßen werden von Jones, wegen der Klugheit dieser Thiere für Sinnbilder seiner Weisheit gehalten, obgleich der Elephant in Indien das Symbol der Raumwelt,[1] die Ratte, wie in Aegypten die Maus, Sinnbild der Nacht (im Sanskrit: ratri) als der Mutter aller Wesen ist. Dann erklärt sich auch nicht nur, warum des Gottes Attribut ein so häßliches Thier geworden, sondern auch, warum er nur Einen Zahn hat. Sonnerat berichtet nämlich, die Ratte sei ehedem ein Riese gewesen, welcher die ihm von den Göttern verliehene Unsterblichkeit zu schlechten Zwecken mißbrauchte. Die frommen Büßer baten den Ganesa oder Ganpati — Sonnerat nennt ihn: Pollear

[1] Darum wird er am Ende der Tage von dem Löwen (Durga als verzehrendes Feuer) vernichtet werden, und acht Elephanten sind die Träger der Welt, weil der Indier auch acht Weltgegenden anstatt vier annimmt, daher die acht Welthüter im indischen Mythus.

d. i. den Urheber der Zeugung, denn das Etymon ist phal oder pal: schaffen — daß er sie von jenem Unhold befreie, worauf er, einen seiner Elephantenzähne ausriß, und ihn nach dem Riesen warf. Der Zahn fuhr in dessen Bauch und tödtete ihn, allein dieser verwandelte sich sogleich in eine Ratte, von der Größe eines Berges, griff den Pollear an, der ihr aber auf den Rücken sprang und zu ihr sagte: „Nun will ich dich zu allen Zeiten reiten." Daß der Zahn des Elephanten den Phallus bedeute, dessen Eindringen in des Riesen Bauch diesen in Nacht verwandelnd, die Geburt der körperlichen Wesen zur Folge hat, beweist eine andere Mythe, welche auf eine von der vorher mitgetheilten abweichende Weise den Verlust von Ganesa's Zahn zu erklären versuchte. Ganesa soll nämlich schon als Kind den Muthwillen geäußert haben, seinen Rüssel unter seiner Mutter Rock zu stecken, als sie ihn auf den Armen hielt, darum habe ihn sein Vater Schiwa jenes Gliedes beraubt, damit er nicht ferner sündigen könne (Baldäus Reis. S. 449.), davon heiße er Einzahn (Ega-denda). Nach einer dritten Sage hat er sich (wie der phrygische Attys) freiwillig den Zahn der Begierde nach Sinnenlust zerbrochen, und darum hält er auch auf unserm Bilde in einer seiner vier Hände die Stricke der Sinnlichkeit, in der zweiten führt er einen Stab (der Herrschaft über alle Dinge), in der dritten ein Beil, vielleicht eine Anspielung auf die Endlichkeit alles Geschaffenen? in der vierten den Sphärenkreis, hinter ihm Sonne, Mond und Sterne. (Da Janus nur zwei Hände hat, so finden sich bei dem Letztern nur Stab und Schlüssel — Ovid. Fast. 1, 95. 98. — aber auch das Beil des Ganescha, womit sein Vater ihm den sündigenden Zahn abgehauen, als er mit der eigenen Mutter Blutschande trieb, auch dieses Beil fehlt nicht allen Janusbil-

dern; wenn nämlich Böttiger Recht haben sollte, die doppelköpfigen Janusstatuen — weil auch etrurische Münzen das Doppelbeil haben — von der Insel Tenedos herzuleiten, wo Tennes, der König jener Insel, die von ihm auf den Ehebruch gesetzte Todesstrafe mit dem Beile an seinem eigenen im Ehebruch ergriffenen Sohn vollstrecken ließ; und das Andenken dieser Strafe auf Münzen von Tenedos sich erhalten habe; die auf der einen Seite das kopfabhackende Beil, auf der andern aber des strafenden Alten und des bestraften Jünglings Kopf — Schiwa und Ganescha — auf demselben Hals stehend, darstellen). Wenn nun Arnobius (adv. gent. VI.) von einem gezahnten Janusschlüssel spricht (Fronte Janus ancipiti, aut dentata illa, qua insignitus est, clave), folglich jenen Zahn meinte, womit bei Tibull (I, 2, 18. reserat fixo dente puella fores) das verliebte Mädchen die Thüre aufriegelt — nämlich jene Thüre, wovon Ilithyia, die Vorsteherin der Geburten, den Beinamen Prothyräa bekam, weil sie bewirkt, daß die Geburt aus ihr hervorkommt, also jene Thüre, die Hiob (3, 10.) und Aristophanes (Lyc. 151.) meinen, vor welcher, zufolge 1 Mos. 4, 7. die Erbsünde sich lagert — so dürfte wohl gestattet sein, bei dem „Hakenschlüssel des Janus, in welchem der Begriff der Saturnussichel enthalten" ist (Böttiger Ib. I. S. 260.), die dem Uranus, wie Schiwa dem Ganescha, das sündigende Glied abhieb, an Ganescha's Zahn zu denken, weil auch das Henkelkreuz der ägyptischen Gottheiten nicht bloß einen Nilschlüssel, sondern auch den Phallus bedeutete (Böttiger a. a. O. S. 271.). In diesem Sinne heißt auch der Liebesgott: Schlüsselbewahrer (Eurip. Hippol. 538—540: Ἔρωτα κληδοῦχον). Vorzugsweise gehörte jener Schlüssel dem Hermes oder Thaut;

Eros soll aber nach einer, ob zwar minder bekannten Angabe eine Frucht des Hermes und der Aphrodite sein, obschon der Kriegsgott sein Vater (doch nur, weil Heraklit Recht hat: „der Streit ist der Vater aller Dinge“ d. h. der Dualismus). Also war auch Ganescha durch seinen Zahn mit Hermes und Eros (dem Knaben Hermes Cadmilus) als Schlüsselbesitzer verwandt. Auf einigen Abbildungen, wo Ganescha noch beide Zähne besitzt, ist sein Hauptschmuck der halbe Mond. Sein dicker Bauch soll die Zeugungssäfte, überhaupt den Sitz der Begierden versinnlichen.

Eine Variation von jener Mythe, die durch den Zahn Ganescha's den Riesen um die Unsterblichkeit bringen und in eine Ratte (Nacht und irdische Geburt) verwandeln läßt — eine Anspielung auf das indische Dogma von der Leibwerdung der Geister als Strafe ihres Abfalls von Gott — ist jene, welcher zufolge Wischnu als Eber mit dem Zahn den Weltberg Mandar (die sichtbare Welt) aus dem Milchmeer hervorzieht. Der Zahn Ganescha's wird um so gewisser nur phallische Bedeutung gehabt haben, da er (unter dem Namen Pollear) den Ehebündnissen und Hochzeitsceremonien vorsteht, und deßhalb die indischen Frauen sein Bildniß am Halse tragen. Auch soll er Zeuge von der Veränderung ihres jungfräulichen Standes sein.

Denkt man sich Schiwa und seinen Sohn Ganescha vereinigt in der Person des Janus, dessen ein Gesicht bärtig, das andere jugendlich war, so haben wir wieder den einen Gott in seiner strafenden und heilenden Eigenschaft, Janus, der bald die Pforte des Krieges, bald die des Friedens aufschließt, wie sein Mitregent Saturnus als Zeitgott Urheber und Zerstörer, aber am Saturnalienfeste auch als Wiederbringer aller Dinge und Wiederhersteller des goldenen Zeitalters gefeiert, in wel-

chem er einst mit Janus geherrscht hatte, weil — der Anfang des Jahrs das goldene Jahresviertel ist.

Darin aber vereinigen sich die Eigenschaften aller drei Götter, des Janus, Saturn und Mercur, daß sie Geldspender sind, denn Letzterer hält auf Bildwerken den Geldbeutel in der Hand, Janus sollte die Münzen erfunden haben, und in Saturns Tempel war das Aerarium. Hier ließe sich freilich wieder an Charon und Plutus denken, zumal Ersterer durch seine Barke wieder das Schiff des Janus in Erinnerung bringt. Dieses Schiff ist von Vielen für den Sonnenkahn gehalten worden, weil auch Hercules und Aeneas auf demselben segeln. Allein es könnte auch auf das Zeichen des „Wassermanns“ sich beziehen, dessen Repräsentant Deucalion mit seiner Arche war, und wobei nicht übersehen werden darf, daß Janus der Schiffer des „Quellmanns“ Fontus Vater war, den ihm die Flußnymphe Juturna geboren (Arnob. adv. gent. III, 29.), von welchem Fontus sich die Familie Fonteji abkünftig rühmte, und deßhalb das Schiff des Janus und seinen Doppelkopf auf ihren Münzen führte (Ekhel N. Vet. V. p. 214.); endlich noch, daß Saturn, welchen Planeten die Astrologen im Monat des „Wassermanns“ regieren lassen, den Eintritt der großen Flut warnend angezeigt und den Bau eines Schiffes, in welchen sich alle lebenden Wesen retten sollten, gelehrt haben soll. (Alex. Polyhist. bei Pomey Panth. myth.)

Gleichwie Janus wurde auch Bacchus zuweilen mit einem Doppelgesichte, einem bärtigen und einem jugendlichen, abgebildet (vgl. IV. Fig. 8.), also Dionysus mit seinem Erzieher Silenus zusammengewachsen. Wie Hermes der Begründer der Mysterien auf Samothrace, war es Dionysus seiner eigenen, aus demselben Grunde. Denn bestand die

Einweihung in diese lediglich in der Heilslehre von der Seelen Schicksal nach dem Tode, ihrer Vereinigung mit dem höchsten Wesen, so mußten Hermes und Dionysus auch die Unterwelt gesehen haben. Wie Janus in Clusium der Todtenstadt: Clusius, so hieß Dionysus: Zagreus, während seines Aufenthalts im Reiche der Todten. Beide Namen bedeuten einen Schließer,[1] Orcus heißt der eingeschlossene Raum. Auch Pluto hieß deßhalb Zagreus, durch welches Prädicat er seine Identität mit Dionysus zu erkennen gab, gleichwie seine Identität mit Hermes dadurch, daß er ihm den unsichtbar machenden Helm schenkte. Von Mercur sagte man, daß er die Seelen in den Hades und die gereinigten wieder zurück in ihre himmlische Lichtheimath führe; und von Dionysus, daß er zwei Becher habe, aus dem einen trinken die nach der Materie lüsternen Seelen die Vergessenheit ihrer himmlischen Abkunft, das sei der berauschende Trank von dem Blut der gegen Gott empörten Giganten, wie man den Rebensaft nannte, weil er irdische Gesinnungen einflößt. (Clem. Al. Poedag.) Das war der Lethetrank, der zur Geburt hinwirkt. Aber wenn die Seele ihre morsche Hülle wieder verläßt, trinkt sie aus dem andern Becher des Dionysus die Erinnerung an ihre einstige Seligkeit. Dieser Becher ist der „Kelch des Heils," denn er befreit die Seele von der Sinnentäuschung, darum Bacchus Führer der Seelen zur Vollkommenheit genannt wird. (Plato im Phädrus.) Also war, wie Hermes, so auch Dionysus ein Wanderer zwischen Himmel und Erde, Beide bringen eine Hälfte des Jahres in der Unterwelt zu, Beide heißen als demiurgische Potenzen Weltbildner, Gestalten schaffend, der berauschte dionysische Faun mit den Bockshörnern ein dämonisches Wesen wie Hermes als Lucifer (Phos-

[1] Zagreus v. hebräischen sagar i. e. claudere.

phorus), aber als Jacchus in die mystische Reinigungswanne gelegt, ist er die aus dem Tode wiedergeborne Seele, die sich zum himmlischen Vater aufschwingt. Ja sogar vereinigt sehen wir Hermes und Dionysus in einer und derselben Mythe handeln, wo jeder von ihnen die eine Hälfte ihres Wesens darstellt, Dädalus (wie sein Ahn Hermes Weltbaumeister, daher auch als Erbauer des cretischen Labyrinthes, jenes Sinnbildes des Erdenlebens und der Unterwelt gekannt,) schuf den Läuterungsort für die gefallene Seele, aus welchem Ariadnens Faden als jener der Parze, die den neuen Lebensfaden spinnt, wieder den Weg zur Lichtwelt finden läßt; Dädalus, welcher aus seiner Verbannung in Creta sich zu befreien wünscht, ist die dem Irdischen abgewendete, nach dem Himmel strebende Seele; sein Sohn Icarus, welchem es nicht gelingen wollte, sich ebenfalls zum Himmel zu erheben, und ins Meer stürzte, weil die Sonne seine wächsernen Flügel schmolz, war der aus dem Himmel gestürzte Geist, der berauschte Icarius,[1] der von Bacchus das Weinpflanzen erlernt hatte, Icarius auch der Vater der „Gewänder (der Seele) webenden“ Penelope, die den faunischen Pan geboren hatte, also Dionysus als trunkener Silen, der gefallene Geist (animum in corpus trahi ebrietate trepidantem, sagt Macrobius Somn. Sc. 1, 12.), Dionysus, welcher Ariadne, die personifizirte Sinnenlust,[2] sich vermählte, nachdem Theseus von ihr sich los gemacht hatte. Daß eben sie aus dem Labyrinthe leitet, sollte darauf anspielen, daß die

[1] Das Wort ist semitisch, und bezeichnet den Trunkenen (Schikar) der Grieche liebte die Zischlaute wegzulassen, und schnitt daher, wie oft, auch hier das ש ab.

[2] Schon ihr Name spielt darauf an (s. das etym. Realwörtb. u. d. Art.), aber auch die Notiz: Theseus habe, um Ariadnen leichter zu vergessen, das Bild der Aphrodite entfernt gehabt. (Paus. IX, 40.)

gefallene Seele durch die Verpuppung in den Leib Gelegenheit erhalte, mittelst des Ankämpfens gegen fleischliche Triebe den Prozeß der Reinigung durchzumachen d. h. durch den Tod den Tod überwinde. Daß Icarius dieser hier gegebenen Deutung zufolge, nicht der Sohn, sondern des Dädalus Vater sein sollte, läßt sich zwar nicht in Abrede stellen. Aber der Mythenerzähler fand sich zu dieser Rollenverwechslung zwischen Vater und Sohn gezwungen, weil die unkluge Handlungsweise immer ein Fehler des jüngern Alters ist, der kundigere Meister nur mit den Jahren an Einsicht gewinnt.

Also war auch Bacchus als Urheber der Geburt der Verderben und Tod bringende Geist gewesen, welcher aber zugleich auch Heiland der Seelen, indem er in seinen Mysterien durch die Priester dem Eingeweihten den Weg zur geistigen Wiedergeburt zeigen ließ. Das Schicksal aller Seelen war das seinige, denn er heißt Seelenvater (Liber pater [1]). Indem er in den Hades hinabstieg, waren alle Seelen mit ihm in das Reich der Finsterniß versunken, und als Erlöser der Geister war er Selbsterlöser. (So hatte man am Saturnalienfeste, wo alle Sklaven frei waren, auch der das Jahr hindurch gebundenen Bildsäule Saturns die Bande von den Füßen genommen.)

Apollo, dessen jugendliche Schöne, dessen Lyraspiel, dessen Lichtglanz uns nur ein wohlthätiges Wesen verkündet; Apollo, welcher mit Recht „Heiland“ (Soter) heißt, weil er der Arzt, und seinen Sohn Aesculap in der Heilkunde zum Besten des Menschengeschlechts unterrichtete; er war zuweilen auch ein Feind alles Lebens. Wie Nachtgrauen wandelt er durch das Lager der Griechen vor Troja,

[1] Von Liber stammt das ebenfalls lateinische Wort liberi Kinder.

von seinen Schultern rasseln die tödtlich treffenden Pfeile. Er straft durch plötzliche Krankheit und schnellen Tod. Wenn er unter den Göttern erscheint, zittern Alle im Hause des Zeus und schrecken von ihren Sitzen auf, nur Leto freut sich des bogentragenden Sohnes. (Hom. hymn. in Del. 13.) Er straft den Python, Tityus &c., verrichtet also den Dienst der den Uebermuth beugenden Nemesis. Archilochus (Fragm. IV. bei Macrobius Somn. Sc. 1, 17.) hebt seine rächende und strafende Eigenschaft ebenfalls hervor; indem er ihn anruft: „O schädige die Schuldigen, vernichte sie, wie du zu vernichten pflegst." Aeschylus (Agam. 1091.) spielt in dem Namen Apollo's auf den Verderber an. Dieselbe Ableitung, obgleich sie etymologisch nicht zu billigen ist, [1] deutet Euripides (Phaeth.), auch Plato im Cratylus. Daher also, weil Apollo ein Rachegeist, mußte man in seinen Tempel die Strafgelder [2] abliefern. Tennes mit dem Richtbeil, der den Ehebruch bestraft, war nicht der Sohn Apollo's (Schol. Lycophr. 232.), sondern der Gott selber, nur unter anderm Namen in Tenedos göttliche Ehre genießend. (Plut. Qu. gr. 38.) Die Maus auf Münzen von Tenedos ist das dem sminthischen Pestsender geheiligte Thier, weil sie ein Todessymbol, ein Thier der Nacht, und Apollo hatte in Troas von ihr (σμινϑος) den Namen entlehnt, dort, wo er (in der Ilias) die Todespfeile verschickt. Auf Apollo's Amt der Blutrache spielt Aeschylus an (Agam. 55.), wenn er Zeus als Weltherrscher, Pan als geistverwirrenden Dämon und Apollo als den Sender der Erinnys, als Aufreger der Furien deutet. Bei den Doriern opferten die

[1] Nämlich Apollon ἀπολλυων.

[2] ἱεραι ζημιαι.

Verwandten des Verstorbenen gleich nach dem Hinscheiden des Sterbenden dem Apollo. Weil aber der Tod von den Sünden reinigt, darum hatte Apollo mit Pluto das Prädicat: Reiniger [1] gemeinschaftlich. So ward der Todsender auch Todabwehrer, Päon. Der Päan, jener nach Apollo benannte Hymnus, wurde ursprünglich beim Nachlaß einer Seuche gesungen, also nach Abwendung des Unheils, gleichsam als Reinigung von der Befleckung (Sophocl. Oed. Tyr. 152.). Weil die Sünde in die Sinnenlust gesetzt wurde, darum ist Apollo der Keusche, auf dessen Insel keine Frau gebären durfte; und der Lorbeer, weil sein Saft die Triebe dämpfende Eigenschaft besitzt, die diesem Gott geheiligte Pflanze.

Hingegen Mars, den man allgemein als den blutbefleckten (μιαιφονος), zerstörungslustigen Urheber des Krieges kennt, hatte im Cultus auch von einer bessern Seite sich gezeigt. Denn ihm feierten die Römer das Fest des Wolfabwehrens (Lupercalien), wo die kinderlosen Frauen durch Berührung der Felle von den dem Gott geopferten Ziegen von ihrer Unfruchtbarkeit geheilt wurden. Der Altar des Mars stand im Tempel des Heerdenmehrers Pan (Paus. VIII, 30.); Priapus war der Erzieher des Ares, also mußte er auch Lebenspender sein. Nicht immer hatte Mars am Streit Gefallen, zuweilen war er auch der Gesetzliebende; nicht nur in Amulius und Romulus hatte er sich verkörpert gehabt, sondern auch in Numitor und Numa. Als Hersilius hatte er den wohlthätigen erfrischenden Frühlingsthau gespendet. Der Spies, unter welchem Bilde er verehrt ward (Plut. Rom.), war keine Mordwaffe, denn in der Hand seines Sohnes hatte er wieder Blätter getrieben (Ov. Met. 15, 560.) und

[1] ἀγυιος, καθαρσιος.

in dem Boden wurzelnd war er zu einem reichbelaubten Baume aufgewachsen, welcher viele neue Zweige hervorkommen ließ (Varro L. L. IV, 8.). Wie der keusche Sinn des Apollo von ihm als Gott des Lebens unzertrennlich war, weil die Zeugung auch den Tod zur Folge hat, so durfte aus diesem Grunde dem Mars, welchen Juno ohne männlichen Einfluß, nur durch den Geruch einer Blume empfangen hatte, in seinem heiligen Hain zu Geronthrä in Laconien kein weibliches Wesen nahen. Und wenn Mars dem ungeachtet die erste Vestalin sich zur Urmutter der Römer ausersah, darf hier so wenig eine Verletzung der Keuschheit gedeutet werden, als in dem Verhältniß des Pontifex zu der Vestalin, wenn er sie mit den Worten weihte: „Dich ergreife ich Geliebte!“ (Te amata capio! Gell. IV. Att. 1, 12.). Was in dem Worte Himmelsbraut nur als Allegorie erträglich ist, fand im Heidenthum durchaus in sinnlicher Form seine Entsprechung, das nackte Symbol ward mit einer Reinheit der Empfindung betrachtet, die einem Zeitalter des Verhüllens nicht mehr möglich ist. Wie hätte sonst das Fascinum (Phallus) von den Vestalinen verehrt werden dürfen? (Plin. 28, 4.).

Viertes Capitel.

Das gebärende und dennoch zerstörende Naturprinzip als weibliche Gottheit.

„Durch das Weib ist der Tod in die Welt gekommen.“
Rabb. Spruch.

Ursprünglich habe es nur Eine Parze gegeben, Venus Urania, die der Cultus in Corinth mit dem Spinnrocken auf dem Haupte darstellte. Aber sie

webte nicht nur den in das Labyrinth dieses Lebens herein und wieder herausführenden Faden, den sie als Ariadne (d. i. die Wollüstige) in der Hand hält, sondern sie — welche der Hellene auch „die auf Gräbern wandelnde“ (Epitymbia) nannte — schnitt ihn als Libitina auch ab, bei deren Tempel zu Rom der König Servius die Leichenkasse niedergelegt haben soll (Dion. Hal. A. R. I, 75.). Sie war jene Penelope (Weberin der Hülle), welche nächtlich ihre Tagesarbeit wieder auftrennt, sie war die Spenderin des Ehesegens, als welche Demeter von den verheiratheten Frauen in den Thesmophorien angerufen wurde, obgleich die Todten nach ihr Demetrier hießen; sie war jene Persephone, welche durch den Genuß eines Apfels an Pluto's Reich gekettet wurde; jene Nemesis, die Richterin der Todten mit dem Apfelzweige in der Hand, obgleich der Apfel der Venus dem Paris den Besitz der schönen Helena und dem Hippomenes die Atalante verschafft hatte. Sie war aber die Tochter des Atlas gewesen, welcher als Verächter der Götter in die Schranken des Raumes (Atlas als Fels) und der Zeit (Atlas als Träger der Himmelskugel und Astrolog) gebannt worden, darum in seinem Garten die goldenen Aepfel der Hesperiden standen.

Maja hatte des Atlas Tochter geheißen, welche die verderblichen Aepfel spendete, Maja, die dem Zeus in Arcadien den künstliche Gebilde schaffenden Weltbaumeister (Demiurg) geboren, dessen zu seinen Füßen liegende Schildkröte ursprünglich der Venus gehörte, weil alles Feste aus der Feuchte seinen Ursprung nimmt. Maja, welche der Hellene: die Hebamme (als Weltmutter) nannte, heißt eigentlich das Wasser, so in der Sprache der Inder, die sie als weibliches Urwesen, als Mutter der dreifaltigen (Trimurti) Gottheit selbst, als Weberin der Scheinwelt kennen (weil die Materie ewig die Form

vechselt). Die Veda's vergleichen die Maja mit
iner Spinne in ihrer Webe, welcher Metapher das
ier beigefügte Bild (vgl. Taf. IV. Fig. 9.), dessen
Original als eine Art Vignette über einem Ganescha-
ilde auf dem Titelblatte einer brahmanischen Spruch-
ammlung angebracht war, seine Entstehung ver-
ankt. Bedeutsam erscheint auch hier die Zeitschlange
lnanda (Ohnende), weil sie das Gewebe umschließt.

Also Maja war eine Weberin, wie Athene, die
avon Ergane hieß, und auch die Spinne (Arachne),
n welche sie nicht ihre Nebenbuhlerin in der Kunst,
ondern sich selbst verwandelt hatte; denn als Be-
leiterin des Ulysses und seines Sohnes war sie die
vebende Penelope, die Mutter Pans von Ulysses,
gewesen, darum hatte auch Athene die Gestalt des
Mentes und Mentor angenommen, denn Pan hieß
n Aegypten Mendes: der Täuschende.[1] Aber auch
Maja heißt im Sanskrit: die Täuschende (Maga,
Maya, davon Magie, die Täuschekunst, Zauberei).
Darum also galt Athene für listig, wie Hermes,
er Maja Sohn, ebenfalls. Die Täuschung besteht
n dem Formenwechsel alles Stofflichen. Darum
st das gebärende Prinzip das listige Weib, welches
urch Sinnenreiz von der Betrachtung des Ewigen
ablenkt. Maja ist der personifizirte Reiz der Ein-
ildungskraft in Bildern der Täuschung. Darum
st die Liebe blind. Das Verhältniß zwischen
lmor und Venus erblicken wir schon im indischen
Mythus, welcher den Liebesgott Kama als Sohn der
Maja aufführt. Das hier beigefügte Bild (Taf. IV.
Fig. 10.) zeigt ihn uns im ersten Kindesalter, mit

[1] Davon kömmt mendacium, mendax; der Bock (τραγος)
st das trügerische Thier, darum täuschte Bacchus den Xanthus, als
r ihm mit dem schwarzen Bocksfuß (Melampus) erschien; darum
äuschte Rhea den Saturn, indem sie den Stein in ein Bocksfell
vickelte, und Rebekka den Isaak, indem sie ihrem Lieblingssohne
Handschuhe von Bocksfell anzog.

der Linken der ihn liebreich ansehenden Mutter schmeichelnd, indeß er mit der Rechten die linke Brust derselben gleichsam dankbar anfaßt, und an der Rechten die Muttermilch saugt. Maja sitzt im Schooße der Lotusblume, welche sie auch in der Hand hält, weil ihr Kelch ein Sinnbild des Mutterschooßes (vgl. Th. I. S. 192.). Der strahlende Vollmond über ihrem Haupte erinnert uns, daß der Mondgott Kasyapa (Glanzgesicht) Kama's Vater war, weil die Seelen, wenn sie in die Geburt eingehen sollen, aus dem Monde auf die Erde herabkommen.[1] Wenn der Grieche und Römer hingegen den Ares oder Mars dem Liebesgott zum Vater gab, so spielte er darauf an, daß der Krieg (die Zweiheit) aller Dinge Urheber sei (durch die Einigung der Gegensätze, Wärme und Feuchte).

Auf dem nächstfolgenden Bilde (Taf. IV. Fig 11.) hält die Allmutter Maja ihren geliebten Sohn auf dem Schooße, reitend auf einem Papageiweibchen, dem Symbol der ehelichen und mütterlichen Zärtlichkeit (wofür dieser Vogel in der indischen Poesie gilt). Kama erfaßt den Mutterbusen, in der Linken hält er den zuckerrohrnen Bogen mit der Bienensense,[2] auf dem Rücken den schmucken Pfeilköcher, aus welchem die mit Blumen befiederten Pfeile hervorragen. An dem kleinen Liebesgotte hebt der blumengezierte Herrscherstab sich hervor, auf dessen Spitze ein Sperling (passerculus Veneris) sitzt, dieses Bild der unerschöpflichen Lust. Zugleich ist dieses Liebesscepter eine Standarte, worauf ein Fisch, jenes fruchtbarste aller Geschöpfe[3] abgebildet. Im rechten

[1] Darum heißt der Mensch nach dem Monde, noch in der deutschen Sprache; denn Mannus galt für den Stammvater der Germanen und Mana (μηνη) hieß der Mond; im Sanskrit ma: Maße und Mond, manu: Mann: manuscha Mensch.

[2] Auch Homer gebraucht den Honig als Bild für Süßigkeit einschmeichelnder Reden.

[3] Venus pisce latuit. Ov. Met. 5, 331.

nne der Maja, welche zugleich die Leitschnur des
lossalen Reitvogels hält, liegt ebenfalls ein blu-
engeziertes Standartenscepter, auf welchem in dem
reise des Weltrades das Auge der Vorsehung sicht-
r ist. Der Wesenschleier hängt über dem Haupte
r Göttin herab, welcher dem kleinen, mit einer
hurmkrone gezierten Weltbeherrscher gleichsam zur
eitdecke, und dem reichgeschmückten Papagei zur
runkdecke dient.

Die Inder stellen die Maja, wie vorhin bemerkt,
ı ihrer Schleierwebe eingehüllt vor, eine Personifi-
ation der geheimen Werkstätte der Natur. Das ist
er Schleier der ägyptischen Neith im Tempel zu
Sais, den Niemand noch aufgedeckt. (Plut. de Is.),
as war der Peplus, den Hermione oder Harmonia
– die Tochter des Mars und der Venus, wie Amor
ır Sohn — in ihrer Kammer gewoben, worauf
ie Erde mit ihren Flüssen eingewirkt, umgeben vom
Oceanus, ringsum vom gestirnten Himmelsgewölbe
mschlossen (Nonn. Dion. 41, 294.), also ein Bild
er Welt. Einen solchen Peplus hatten die Parzen
er feuchten Grotte des Dionysus gewebt; einen
olchen Peplus hatten Athene (Minerva) und „Arte-
nis mit der goldenen Spindel“ (wie Homer die
Diana nennt), der Proserpine für den Zeus weben
elfen; und da gleichzeitig vom Blumensammeln
ie Rede ist (Diod. V, 3.), so kann unter diesem
Gewande nur das Kleid der Erde verstanden werden,
as alljährlich neu gewoben wird. Athene, die dem
Zeus bei der Weltschöpfung behülflich war, ist
emnach die erste Parze (Klotho, die Kleidende,
n dem Sinne, wie Ps. 139, 13. und Hiob 10, 11.
das Bilden des Embryo im Mutterleibe ein Flechten
und Weben genannt ist); Artemis, die Hebamme
genannt (Diana Lucina), wäre also die zweite
Parze, die den Faden abschneidet (Lachesis, d. i.

die Abreißende,[1] nämlich die Nabelschnur, sob das Kind geboren ist; und Proserpine die dri Parze (Atropos: die Unabwendbare) als Göt des Todes. Das kann also auch eine Eintheilu der drei Schicksalsschwestern in Vergangenhei Gegenwart und Zukunft genannt werden, wie Plato in seiner „Republik" gethan. Auf eine Sarcophag, mit der Schöpfung des Menschen dur Prometheus (bei Millin), spinnt die eine Parz die andere hält eine Kugel empor, in der Rechte ein Stäbchen, womit sie die Sterne deutet; di dritte, entfernt von den beiden andern, treibt de Schatten nach der Unterwelt. Auf dem Vaticanische Sarcophag im Museum Pio-Clementinum blic die eine Parze auf eine Sonnenuhr als Stunbil der Lebensdauer, die andere weist als Schicksals lenkerin mit einem Stäbchen auf den Globus hin Die dritte hält zwei Schicksalsbücher in den Händen Also war ursprünglich die Parze eine Geburten förderin, Hebamme, denn bei der Geburt wird die Zukunft des neuen Weltbürgers bestimmt, „je nach dem einer unter diesem oder jenem Stern geboren ist die Anlage seines Geschickes zurecht gelegt, dieses also von der Parze abhängig." (Hug Myth S. 240.). Im ganzen ältern Fabelcyclus haben e die Parzen nur mit der Geburt zu thun. Als Ver künderinnen der Zukunft heißen sie (auf den spätern Kaisermünzen und bei Martian Capella) Fat (v. fari, fatum). Hieher gehören die Fata victrici auf den Münzen Diocletians und Maximians (be Ekhel N. V. VIII, p. 6. 7.), drei Schwestern, jed ein Füllhorn tragend. Aus Procopius (Bell. goth 1, 23.) ist denkbar, daß die tria fata in Rom ein Kapelle hatten. (Menage Origines Italicae p. 218 Note). Die italienische fata, die französische fé

[1] Das Etymon ist λαχω zupfen.

stammt also directe von der Parze ab. In Gallien, wo der Mondcultus vorherrschte — den Vollmond hielt das Alterthum für einwirkend auf das leichtere Gebären, vgl. Horaz Od. IV, 6, 37. — konnte die Vorstellung von einer den Lebensfaden spinnenden Fee (gleich der spinnenden Bertha oder Holle der Germanen, die von der Geistlichkeit mit Dianen verwechselt ward) leicht entstehen. Die Feen sind Geburtshelferinnen, Ammen, Wärterinnen der Kinder. Sie werden von Gebärenden angerufen, sie legen das Kind an ihre Brust, kehren zu dessen Wiege zurück, pflegen es in Abwesenheit der Mutter. Daher bittet man sie zu Pathen. Sie verkünden des Kindes Schicksal, meist wohlwollend, doch Eine scheint gern Bitteres einzumischen. Ihre Dreizahl bestätigt das Pentamerone (3, 10.): Früher gab es nur zwei Parzen, Aphrodite mit dem Liebesapfel und Nemesis mit dem Zankapfel, wie man sie im Tempel zu Delphi erblickte (also Leben und Tod), daher noch auf einer Patera (bei Zoega Bassiril. Tav. III. not. 13.) nur die Geburtenförderin Ilithyia und die todbringende Morta angetroffen werden. Ursprünglich aber gab es nur Eine Parze, Venus Urania, die alle Verrichtungen der andern auch übernahm. Einzeln erscheint die Parze bei der Geburt des Bacchus (auf der Borghianischen Schale). Auch Homer erwähnt oft nur Einer Möre.[1] Nur weil in der Geburtsstunde durch das Horoscop auch die Todesstunde bestimmt wird, konnte die Geburtsgöttin Klotho in die unbeugsame schwarze Ker (Morta) sich umwandeln.

Es fragt sich nun, sollte die indische Abkunft der Parzen nicht nachweisbar sein? Wir antworten

[1] Möre sowohl als Parze heißt: die Abtheilende. Das Etymon ist μέρω, partior.

mit einem unbedingten Ja! Denn wie Venus Urania in drei Parzen sich vervielfältigte: später, als Juno, Venus und Proserpine nicht mehr die Eine Naturgöttin waren, man plötzlich drei Horen, drei Grazien und drei Furien entdeckte, so sehen wir in der indischen Götterwelt dieselbe Erscheinung. Erst war Maja gewesen, die drei Götter, welche die Welt regieren, noch in ihrem Schooße verborgen. Dann ziehen diese ihre weiblichen Hälften aus sich hervor. Nun stehen die Harmonie (Saraswati) Schönheit (Lakschmi) und Todesgöttin (Kali) plötzlich vor unsern Blicken.[1] Oder die Letztere allein ist, wie Venus Urania auch Geburtsgöttin (Bhawani), oder alle drei verdreifachen sich, Saraswati wird auch Brahmani und Indrani, Lakschmi (Sri) wird Rati (Krischna's Geliebte) und Sita (Rama's Gattin) — Krischna und Rama sind nur Incarnationen Wischnus, wie Indra eine Awatar Brahma's — — endlich Bhawani wird die schwarze Durga und Mariatale, die Pestsenderin, also Kali.

Ueber diese weibliche Trinität werden wir erst im zweitfolgenden Capitel ausführlicher sein können, hier genüge es Schiwa's, des Leben und Tod spendenden Gottes weibliche Hälfte nur in ihrer Doppelnatur als Feuchte (Ganga) und Dürre (Uma) zu beobachten.

Das Epos Ramayana erzählt folgende Mythe: „Der König der Berge, der große Himavat (Schneeherr), heirathete einst die schöne Mera, des Berges Meru[2] Tochter, und zeugte mit ihr die schöne

[1] Saraswati, die Harmonie, d. h. die Ursache der Verbindung beider entgegengesetzten Geschlechter, um ein Wesen zu schaffen, ist die erste Parze; Lakschmi, die auch Lotusgöttin (Padma) heißt, steht der Geburt vor; Kali schneidet den Lebensfaden ab.

[2] Meru, der Wohnsitz der Götter, wie später in Judäa der Moria, auf welchem der Tempel erbaut wurde, weil Isaaks Opferung daselbst hatte vorgenommen werden sollen, Meru hieß: der Getheilte, weil er auf der einen Hälfte kalt (Himalaya), auf der

Ganga und die häßliche Uma. Schiwa heirathete
Beide, aber Uma blieb unfruchtbar. Nun versam-
melten sich alle Himmlischen und begaben sich, den
Indra (Gott des Aethers) an ihrer Spitze, zu Schiwa
und baten ihn: er möge das Wohl der Welt bedenken!
Das Universum sei nicht im Stande seine (in den
Umarmungen mit Uma entwickelte) Kraft zu ertragen;
er möge doch nicht (indem er darin fortführe)
das Weltall entvölkern! Der Herr der Welten ge-
währte ihre Bitte. „Ich will," sagte er, meine
erzeugende Kraft der Uma entziehen. Aber — schon
entwickelt sie sich — wer soll sie empfangen?" Die
Götter antworteten: „Lasse die Erde deine sich ent-
wickelnde Kraft aufnehmen!" Da ergoß der Götter-
herr seine Erzeugungskraft über Erde, Meere und
Wälder. Dann redeten alle den Schiwa an: „Ver-
binde dich, von Wayu (Wind) begleitet, selbst mit
der zerstörenden Kraft! Die erzeugende Kraft,
durchdrungen von Agni (Feuer), bildete nun das
weiße Gebirge, und einen Wald, erfüllt mit Sara
(Zucker), glänzend wie Feuer. In diesem wurde
nun Kartikaya (der spätere Dämonenbesieger) ge-
boren, und Götter und Weisen beteten nun mit
entzücktem Gemüth den Schiwa und die Uma an."

Jedermann wird hier die verschneiten Wälder
im Gebirge Himavat erkannt haben. Die Vor-
stellungen von Fruchtbarkeit und Hervorbringung
organischer Wesen lassen sich aber verschieden auf-
fassen, daher die abweichenden Züge in der vom
Ramayana gegebenen Fortsetzung jener Fabel:

„Die Tochter des Berges (Uma) voll Kummer
und Zorn sprach über alle Himmlische diesen Fluch
aus: „Nie möget ihr von euren Frauen Kinder

andern Hälfte heiß (Kailasa) war. Aehnlich bestand auch der durch
Theophanien berühmte Berg in der Wüste Zin aus zwei Hälften:
Horeb (Reif- und Sinai (Brand). Daß diese Bergeseigenschaften
auf die Doppelnatur ihres göttlichen Bewohners anspielen, ist klar.

bekommen, da ich sehe, daß ihr mich, die so fe
Kinder wünschte, ausgeschlossen habt vom ehelich
Genuß. Mögen eure Frauen von diesem Tage a
kinderlos sein! Da sie diesen Fluch auf die Götte
gelegt hatte, fluchte sie auch der Erde: „Nie sollst
du in einerlei Gestalt bleiben; sollst die Frau viele
Herren sein! O Thörichte, die mir nicht gönnte
einen Sohn zu haben, sollst, unfruchtbar gemacht
durch diesen Fluch, nie die Freuden empfinden
einen Sohn zu besitzen!"

„Schiwa, der alle Götter betrübt sah, ging mit
der Göttin nach Westen, wo der Meergott Varuna
herrscht. Als er mit ihr auf der Schneeseite des
Gebirges Himavat angekommen war, begannen sie
strenge Büßungen (d. h. der Winter trat ein, wo
die Natur ohne Schmuck und ohne Nahrung ist).
Während dieser Zeit begaben sich die Himmlischen,
die einen Anführer wünschten, Indra an der Spitze,
von den Weisen begleitet, zu Brahma, verneigten
sich und redeten den Herrn des Alls so an: „O
Gott, der Anführer der Vernichter unserer Feinde,
der uns versprochen wurde, ist noch nicht geboren,
und Schiwa, der göttliche Erzeuger, verweilt auf
dem Himavat mit Uma, tief beschäftigt mit heiligen
Büßungen. Mache uns, die wir das Heil des Welt-
alls wünschen, bekannt, was gethan werden muß!"

Der Vater des Weltalls beruhigte sie: „Der
Spruch der Tochter des Berges, daß von euren
Frauen kein Kind geboren werden soll, ist unwider-
ruflich. Doch die himmlische Ganga wird von
Schiwa den Ueberwinder unserer Feinde gebären.
Die älteste Tochter des Fürsten der Berge wird
diesen Sohn (als den ihrigen) anerkennen, doch
wird er durch mancherlei Wege auch Uma's Sohn
sein."

Die Himmlischen neigten sich vergnügt, beteten
Brahma an und schieden. Alle gingen nun zum

:atlasa (der heißen Seite des Berges Meru), benach-
ichtigten Agni,[1] daß er einen Sohn haben sollte,
nd sagten: O Schiwa vollende dies göttliche Werk
nd schwängere durch deine Kraft den fließenden
Strom, die Tochter des Berges! Er bewilligte ihre
Bitte, und sagte zu Ganga: „Empfange meine er-
zeugende Kraft!" Da sie dies hörte, nahm sie eine
schöne Gestalt an; und er, da er sie in ihrer ganzen
Herrlichkeit sah, strömte er vor in jeder Richtung.
Dadurch brachte er mittelst seines Einflusses auf die
Göttin alle Ströme der Ganga hervor. Nun
redete sie ihn an: „O Göttlicher! erfüllt mit un-
ausſprechlicher Pein, bin ich unfähig, deinen Ein-
fluß zu ertragen, ich werde verbrannt durch dieses
Feuer!"[2] Er antwortete: „O du Schuldlose! lege
dieses Erzeugniß hier nieder an der Seite des Hi-
mavat." Auf Agni's Befehl setzte nun Ganga durch
das Mittel ihrer Ströme dies glänzende Wesen aus
sich heraus, brachte es an die Seite des Gebirges,
welche glänzte. So wurde Kumara, erhaben wie

[1] Der andere Name Schiwa's.

[2] Genau dasselbe klagte Semele, als Zeus sie umarmte. Ihr Sohn Dionysus, den der Vater halbreif aus dem Leibe der verbrannten Mutter nahm, und ihn bis zur vollen Zeitigung im Schenkel mit sich herum trug, hieß davon „der zwei Mütter habende," und der „Schenkelgeborne" (Merogenes). Die indische Heimath dieser Sage fällt sichtbar auf. Die spätern Griechen fanden die Fabel vor, ein Berg Meru war ihnen unbekannt, sie dachten daher an den Schenkel, der in ihrer Sprache Meros (μερος) heißt. Das Umwenden des Gottes im Frühjahre von der kalten nach der heißen Seite wurde nun als eine Transposition aus dem Leibe der Mutter in den Schenkel des Vaters gefaßt. Himalaya oder Schimalaya, die kalte schneeige Seite des Meru war Semele, die heiße Seite der Blitzgott, dessen Umarmung die Schneegöttin (χειμα skrit. hima lat. hiems) natürlich nicht ertragen kann, ohne zu zerschmelzen. Dionysus: der Gott von Nysa, hieß die Frucht dieser Umarmung, wie der auf dem Meru wohnende Schiwa auch als Deva nishi : der Gott (Deva) im Dunkel (nisha) geboren, weil um Mittewinter die Tage wieder zu wachsen beginnen, das Jahr also geboren wird.

der Morgen, an Energie dem Feuer gleich, hervor-
gebracht aus Ganga's Seite."

An diese beiden Mythen ist noch eine dritte ge-
knüpft, die Herabkunft der Ganga, worüber an
einem andern Orte. Jetzt bemerken wir, daß in
der hier mitgetheilten Legende Brahma noch den
ersten Rang in der Trimurti einnimmt, seine Be-
schlüsse sind für die übrigen Götter Befehle. An
ihn folgt der Götterherr Schiwa. Wischnu, eins
mit seinem Sohne Wayu, weil er die Luft reprä-
sentirt, kommt als Schiwa's Gehülfe kaum in Be-
tracht. Daß Schiwa auch Agni (das Feuer) sei,
ist schon bemerkt worden. Der göttliche Erzeuger
des Kumara oder Kartikaya — beide Namen be-
deuten den Starken — ist Schiwa. Brahma's
Befehl, daß Schiwa mit Ganga den Sohn erzeuge,
wird von den Göttern dem Agni verkündet, weil,
obgleich er Schiwa selbst, doch nicht Ein Wesen
mit ihm ist. Denn Schiwa ist er in seiner Ver-
einigung mit Uma und in seinen Büßungen, Agni
aber, wenn er mit Ganga den Kartikaya erzeugt.
Es ist also das Feuer nach seiner schaffenden und
zerstörenden Eigenschaft hier unterschieden.[1]

Auch der Berg Himavat ist hier personifizirt.
Er heirathet die Tochter des Meru, um von ihr
Feuchte (Ganga) und Wärme (Uma) zu erhalten.
Die Himmlischen sind die gesammten Naturkräfte,
sie alle fordern zum Heile der Welt das Wasser
(Ganga) zur Gattin, und der Berg (Himavat) gibt,
um das Heil der Welt zu fördern, Ganga Allen zur
Ehe, und sie kehren vergnügt mit ihr zum Himmel
zurück. Der Sinn der Fabel ist leicht verständlich.

[1] Aehnlich ist das Verhältniß des Zeus zu Semele, welche
Proserpine, die Todtengöttin selber ist. Darum kann sie nicht selbst
gebären, oder wenn sie als Proserpine von Zeus umarmt wird, ge-
biert sie den unterirdischen Dionysus Zagreus, denn der Tod ist un-
fruchtbar, oder kann nur sich selbst wieder erzeugen. (Man vgl. die
vorhergehende Anmerkung.)

In Wolkensäulen und sichtbaren Schichten erheben sich von den Bergen die feuchten Dünste und Nebel in die höhere Region der Luft, bilden Wolken und fallen als fruchtbarer Regen wieder herab. Der fließende Strom ist die Gattin aller Himmlischen d. i. aller Naturkräfte, die zum Heil der Welt wirken. Uma dagegen wird ausschließend die Gattin Schiwa's, des Feuers, und nach einer andern Mythe nimmt der Gott sie aus Liebe in seinen eigenen Körper auf — daher ist das Feuer nie ohne Hitze. Aber ungeachtet dieser innigen ehelichen Verbindung ist Uma unfruchtbar — wie die Wärme ohne Feuchte es immer ist. Nun wenden sich die Götter an Schiwa, denn sie fürchten, wenn er sich allein mit Uma verbinde, werde die Welt entvölkert werden. Der Gott gewährt ihre Bitte, entzieht sich der Uma, und befruchtet nun Erde, Meer und Gewächse, und wirkt dann, vom Windgott Wayu begleitet, als zerstörende Kraft. Die Erde blüht zwar auf, aber der Wechsel tritt ein, auf den Sommer folgt der Winter, die weißen Berge d. i. die Schneelager auf dem Himavat entstehen, und die Wälder werden (wie) überzuckert. Aber in diesem Walde wird der mächtige Kartikaya, der Anführer der Heere der Götter gegen die Dämonen geboren, und die Himmlischen beten nun entzückt Schiwa und Uma an. Warum aber beten sie die Uma an, da doch diese Kartikaya's Mutter nicht ist? Darüber gibt die folgende erläuternde Mythe genügenden Aufschluß.

Uma flucht den Göttern und der Erde: sie sollen unfruchtbar sein, den gewünschten Sohn nicht bekommen, weil man sie von der Erzeugung desselben ausschloß. Ohne Wärme kann nichts gedeihen, daher sagt Brahma selbst, daß der Spruch der Tochter des Berges unwiderruflich sei. Der Erde wird noch besonders der Fluch aufgelegt:

„sie solle nie in Einer Gestalt bleiben." Wenn auch der Lenz sie mit Blumen schmückt, der Herbst mit Früchten beschenkt, so kehrt doch der Winter wieder und alles wechselt. „Sie soll die Frau vieler Herren sein," alle Naturkräfte wirken auf sie, die sich nur leidend und empfangend verhält; aber doch soll sie den Sohn nicht besitzen! Wer ist nun dieser, nach dem alle Götter verlangen, den aber die Erde nicht haben soll, da die Wärme (Uma) nicht mitwirkt? Brahma entscheidet: das Feuer (Agni) soll sich mit dem Wasser (Ganga) vermählen, dann wird diese den Sohn empfangen, aber er wird zugleich der Sohn der Uma sein. Nun ruft Agni die Ganga, sie nimmt eine schöne Gestalt an und sinkt (als Schnee auf die weißen Berge) herab. Da der Gott ihre majestätische Schöne sieht, strömt er nach allen Seiten vor, durchdringt sie und bringt durch seinen Einfluß alle Ströme der Ganga hervor. Also das weiße Gebirge, das der Geburt des Sommers vorhergeht, sind die ewigen Schneelager des Himavat, unter denen, in den mehrsten Thälern, wo die Quellen aller Hauptflüsse sich finden, aus dem geborstenen Granit siedende Wasser hervorsprudeln, Dampfsäulen die Schneelager durchdringen, Höhlen darunter bilden und Ströme darunter hervorrauschen lassen. Also jetzt empfängt Ganga den gewünschten Sohn, und legt ihn durch das Mittel ihrer Ströme an der Seite des Gebirges nieder. Daß dieser Sohn zugleich Uma's Sohn ist, leuchtet von selbst ein, durch die Wirkung der den Schnee durchdringenden Wärme fließen ja alle Ströme der Ganga.

Wie Ganga und Uma als zwei Frauen desselben Gatten dargestellt sind, um die wechselnden Eigenschaften der Erde zu bezeichnen, d. h. ihre periodische Fruchtbarkeit und Dürre, so im griechischen My

thus Mutter und Tochter. Zeus zeugte mit Demeter der Getreidespenderin die Persephone, die als spätere Gemahlin des Pluto unfruchtbar, und obschon auch sie von Zeus geschwängert worden, doch nur ihren eigenen Gemahl, den Zagreus — dies war des Pluto und des unterirdischen Dionysus gemeinschaftliches Prädicat — gebären konnte. Die Tochter ist aber selber die Mutter, denn kaum hat Ceres erfahren, daß Proserpine von Pluto geraubt sei, unternimmt sie selbst die Reise in das Todtenreich, um ihre Tochter daselbst zu suchen, dann heißt sie *Libaria* d. i. die Verhüllte, nämlich die im Winter erstorbene Natur. Ihre Rückkehr aus der Unterwelt, im Frühling vom Cultus zu Eleusis gefeiert, gleicht in den Festgebräuchen auffallend der Rückkehr des Dionysus aus dem Schattenreiche, der auch hinabgestiegen war, um Proserpine (Libera), nämlich Semele zu befreien, denn Dionysus und Ceres, beide wurden, wenn sie aus der Unterwelt zurückkehrten, — dort, wo das Lachen nicht heimisch ist, weil Pluto: Agelaus, d. i. der Nichtlachende, heißt — mit Scherzen und Lachen vom Cultus empfangen, eine in unserm Ostergelächter noch forterhaltene Sitte. Also Ceres sucht ihre Tochter und Dionysus seine Mutter in der Unterwelt auf. Wer waren Bacchus und Ceres? Wein und Korn, wird man antworten, die sind nur im Sommer sichtbar, im Winter wirken sie unter der Erde; aber auch Sonne und Mond sind sie, wie noch Virgil wußte. Er beginnt seinen Gesang über den Feldbau mit folgenden Worten: Vos o clarissima mundi lumina, labentem cœlo quæ ducitis annum, Liber et alma Ceres! zu deutsch: Liber und Ceres, die ihr unter allen Himmelslichtern am hellsten strahlet, die ihr am Horizont dem Jahre seinen Lauf anweiset!"

Liber hieß Bacchus von den Weinlibationen,[1] erst als man nach seiner Reise in die Unterwelt, um Semele oder Proserpine Libera daraus zu befreien, ihn als Befreier auffaßte, bekam das Wort noch eine zweite Bedeutung, die sein Prädicat Lyäus enthielt. Aber Erlöser (Λυαῖος) hieß der Geber der Lust, der heitere Comus nur in dem Sinne, als er in seiner Eigenschaft als Zagreus d. h. unterirdischer Gott die Seele vom Leibe frei macht, darum hieß auch der Aufenthaltsort der Seligen: Elysium d. i. die Befreiung sc. von den Mühseligkeiten des irdischen Lebens, wo der Geist durch die Anfechtungen der Materie stets beunruhigt ward.

Dieses zwiefache Wirken als Spender des Lebens und des Todes findet sich bei Ceres vollständig wieder, denn im Winter wandelt sich die Weltamme, an deren Brüste alle Geschöpfe saugen, die Ceres mammosa in die furchtbare Erinnys um, Schlangen, die Attribute ihrer Tochter, sind dann auch die ihrigen, sie heißt dann die Schwarze (Meläna), sie trauert um die verschwundene Tochter, und dieser Kummer, sagt Euripides, bewirkte, daß die Adern der Erde erstarrten, kein Quell mehr aus der Tiefe sprudelte. Und doch war sie die Fruchtspenderin (καρποτοκος), Heerdenmehrerin (μελωσια), Kinder schaffende, denn sie hieß Damia oder Demo (Δημω d. i. die Familie erbauende) und Ein Wesen mit ihrer Schwester Auxesia (Herod. V. 82.) d. i. Mehrerin;[2] erst später Dameter und Demeter geheißen. Dama bedeutet aber nicht bloß die Bauende, sondern auch die Einschließende, sc. in des Todes Banden. In diesem

[1] Libor a λειβω, libo.

[2] αυξη Zuwachs.

Sinne hieß Pluto Polydamas und Damastor, in diesem Sinne hießen die Todten: Demetrier.

Auch Isis hatte zur Unterwelt Beziehung, obgleich sie die Allnährerin, weßhalb auch in den ihr zu Ehren vom Cultus gehaltenen Prozessionen ein Priester ein Gefäß vortrug, das die Form einer Brust hatte, und aus welchem Milch träufelte. Isis hatte zwar nicht ihre Tochter gesucht, aber doch den Leichnam ihres Gatten. In der Unterwelt mußte sie gewesen sein, wenn es auch die Mythographen verschweigen, sie hatte dort nur ihren Namen verändert, denn ihre Schwester Nephthys, mit welcher Osiris nach seinem Tode den Hund Anubis zeugte, war Isis selber, nur daß Nephtys (nach Plutarchs Angabe) den abwesenden Mond bedeutete, Isis aber den Vollmond. Isis wurde am ganzen Leibe bebrüstet abgebildet (vgl. Taf. IV. Fig. 12.), Ceres hieß mammosa (Lucret. 4, 1161.), und die ephesische Diana ward gleichfalls am ganzen Körper mit Brüsten besetzt, abgebildet. Was die Brüste der Isis betrifft, so erklärt sie schon Macrobius (Sat. 1, 20.) als Symbole der Wesen nährenden Erde. (Isis est vel terra, vel natura rerum subjacens soli. Hinc est, quod continualis uberibus corpus deæ omne densetur, quia vel terræ vel rerum naturæ habitu nutritur universitas.)

Diana, welche den Geburten vorstand (Lucina), bei ihrer eigenen Mutter Hebammendienst verrichtete, Diana, welcher man am Ammenfeste Milchschweine opferte (Athen. IV, 16.), weil sie die Säuglinge bewacht (Aeschyl. Agam. 144.); Diana, welche, weil der Hirsch das Symbol des erquickenden Thau's (Ps. 42, 1.), als Hindin die Giganten d. i. die zerstörungslustigen Naturkräfte besiegt hatte (Apollod. 1, 7, 4.), auch sie war nicht immer die wohlthätige Gottheit geblieben, wie die ihr gebrachten Menschenopfer in Tauris und im Haine

der Hollenteich ist es, der Frauen fruchtbar macht, die in denselben hinabsteigen; aus diesem sollen auch die Kinder kommen — und die Säuglinge, gleichwie Artemis (κουροτροφος) schützt; auch sie war Artemis mit der goldenen Spindel (Iliad. 16, 184.), da sie fleißigen Dirnen Spindeln schenkt, auch sie ist als böse Hecate verrufen, ein Schreckbild der Kinder, wohnhaft in Bergen, wo nach dem alten Glauben die Seelen der Verstorbenen hausen, in den Wäldern umherschweifend, auf Kreuzwegen sich zeigend, kennbar durch ihr struppiges Haar, Anführerin des wilden Heers in den zwölf Nächten um Mittewinter, schlechtweg die Nachtfrau genannt.

Im scandinavischen Norden vertrat die schöne Freia, die neben Freir, wie Artemis neben Apollo sich ausnimmt, jene in dem Venusberg hausende Holle, vor welcher der treue Eckard warnt, wie diese auch im Wasser wohnt, und die Seelen der Ertrunkenen bei sich aufnimmt; wie Hecate stand auch Freia der Zauberei vor. (Müller a. a. O. S. 286.)

Bei den slawischen Völkern hatte Baba diesen freundlichfeindlichen Charakter. Schon ihr Name, die Hebamme bedeutend, gab sie als Kindermuhme zu erkennen. Der herangereifte Fötus stand unter ihrer Obsorge, den ersten Lebensjahren stand sie vor. Als Urheberin der Fruchtbarkeit hieß sie deßhalb: die Goldene (Slata Baba) zur Unterscheidung von der Pestsenderin: Jezi-Baba, welcher ihre Priester, das Blut der geschlachteten Opferthiere — in Rußland waren es Zobel und Marder — um Augen und Mund schmierten, um ihren Blutdurst zu stillen. Als Kriegsgöttin fuhr sie in einem Mörser stehend, den sie mit einer eisernen Keule fortbewegte. Ihr Haar in wilder Unordnung, ihr Körperbau hager, und ein Knochenfuß

setzt ihre Bedeutung als Todesgöttin vollends außer Zweifel.

Dieser Doppelcharakter des — zu- und abnehmenden Mondes, welcher schon die Alten veranlaßt hatte, die Minerva nicht nur, sondern auch die Juno — in Argos die Schildträgerin (ὁπλοσμια), in Rom die Lanzenträgerin (curitis) genannt — und Venus zu bewaffnen, welche Letztere deßhalb armata (ὁπλια Paus. II, 23, 1.) und die Streitlustige (συμμαχια), auch militaris hieß, ferner eine schwarze Venus (Aphrodite μελανις) und eine schwarze Ceres (Demeter μελαινα) von den wohlthätigen Göttinnen dieses Namens zu unterscheiden; diese zwiefache Wirksamkeit mochte, als bei der Einführung des Christenthums die „Himmelskönigin" an die Stelle der heidnischen Naturgöttin trat, die Aufstellung auch schwarzer Marienbilder veranlaßt haben. Es bestätigt sich diese Vermuthung als eine wohlbegründete durch den Umstand, daß gerade die schwarze Maria die sündenvergebende Ablaßspenderin ist, daß eben sie an den martervollsten Bußübungen der zu ihr Pilgernden Wohlgefallen hat. Wie Maja den Liebesgott, Isis den Horus, Ceres (als Amme des Bacchuskindleins), und Slata Baba einen Säugling in ihren Armen haltend, wird auch diese heilige Jungfrau [1] abgebildet, die Taube, die Rose und Lilie der Venus auch ihre Attribute, Schiffsgöttin auch ihr Prädicat, [2] in Venedig Schutzgottheit der Schiffer, was an Isis Pharia (die Segelnde) und die Venus marina erinnert, alles dieses, wenn sie ihre wohlthätige Eigenschaft vorwalten läßt. Wie Isis

[1] War doch auch Ceres unbeschadet ihrer Ammenfunction παρθενος!

[2] Sta Maria della naviccula in Rom.

und Artemis ist auch die Sta Maria della salute die heilbringende Kräuterfrau, und die Stadt Würzburg (Herbipolis), wo ein Berg ihren Namen führt, so wie das Kräuterfest (Festum herbarum) helfen dies beweisen. Unfruchtbare Frauen flehten in Frankreich sie um Leibessegen an, nachdem der Isistempel zu Paris in die Kirche „unserer lieben Frau" umgewandelt worden. Der nach der Welthebamme Maja benannte Monat Mai ist im christlichen Kalender nicht zufällig als mensis Mariae bezeichnet, und das Fest der „Geburt Mariä" fällt nicht zufällig in jenen Monat, dessen Bild im Kalender die „Jungfrau" ist; aber wie Aphrodite sich in die zürnende Nemesis umwandelte, so die Gnadenmutter in die schwarze Maria. Diese kennen nicht nur Aethiopien und Aegypten, sondern auch Spanien, Frankreich, Italien (Loretto), Baiern, Schlesien, Polen (Czenstochau) und Rußland.

Fünftes Kapitel.

Von dreieinigen Göttern.

Zeus war, Zeus ist und Zeus wird sein! [1]
Pausanias IX, 12, 5.

Alle Völker haben den Gottheitscharakter der Dreizahl erkannt, denn es drängt sich bei der Meditation über das Wesen Gottes zuerst die Betrachtung auf, daß die Zwei ihrer Theilbarkeit wegen nicht die Signatur des vollkommensten Wesens sein kann, wohl aber die Drei. Gleicher Weise trat in der Folge auch die Sieben an ihre Stelle, weil

[1] Ζευς ἦν, Ζευς εστι, Ζευς εσσεται.

diese wie jene, die männliche und weibliche Eigenschaft der Gottheit, nämlich eine ungerade Zahl (1 oder 3) und eine gerade (2 oder 4) in sich vereinigt, die Gottheit aber ihrer schöpferischen Kraft wegen nie anders als androgynisch gedacht werden konnte.

Ein anderer Grund, welcher die Eigenschaft des ewigen Wesens aus der Drei erkennen ließ, ward schon von Servius in seinem Commentar zu Virgils Eclogen (8, 75.) über des Dichters bedeutungsvollen Worten: „Numero deus impare gaudet“ [1] angeführt. Er sagt nämlich: Darum ist die Drei die Signatur der Gottheit, weil von dieser aller Dinge Anfang, Bestehen und Ende ausgeht.[2] Damit hat dieser Römer unbewußt das Wesen der indischen Trimurti (Dreileib) erklärt, denn Brahma ist der Schöpfer, Wischnu, das erhaltende Wasser- und Luftelement — weil alle Dinge aus der Feuchte ihren Ursprung nehmen, und der Mangel derselben Tod zur Folge hat — Schiwa das zerstörende Feuerelement — weil die Flamme alle Körper zerstört — beide Elemente in ihrer Vereinigung sind die schöpferischen Potenzen, daher die mystische Ehe zwischen Wischnu und Schiwa (vgl. oben S. 29.) d. h. beide sind Brahma in seinem productiven Wirken.

Damit aber nicht die beiden Letztern als dem Brahma untergeordnete Wesen, sondern als unzertrennlich von ihm gedacht würden, gerieth der Cultus auf den seltsamen Gedanken, Brahma, Wischnu und Schiwa abwechselnd das Primat zuzugestehen, was er theils durch Bildwerke, theils in Mythen veranschaulichte. So fand Kapitän Makenzy im uralten Tempel zu Parwattam ein Bild,

1 Gott liebt die ungleiche Zahl.

2 Terminarium numerum perfectum summo Deo assignant, a quo initium et medium et finis est.

wo Brahma den Wischnu und Schiwa auf einer Wage wägt, und der letzte die Wagschale tief herabzieht (As. Res. V. p. 312), hingegen im Tempel zu Scheringam empfängt das Wischnubild die Huldigung Brahma's. (Raynal. hist. phil. et plit. II. p. 88.) Also dort Wischnu, der vor Schiwa leicht Befundene, hier Brahma, der Untergeordnete gegen den, welcher dort der Leichteste ist. Ebenso lassen die Sagen bald den einen, bald den andern als untergeordneter Natur erscheinen. So berichtet das Scanda-Purana: Brahma wollte sich über Wischnu erheben, die Folge war ein Kampf zwischen Beiden, welcher der Welt den Untergang drohte. Da trat Schiwa als Feuersäule zwischen die Streitenden und that den Ausspruch: Welcher von ihnen das eine oder das andere Ende der Säule erreichen könnte, solle als der größere betrachtet werden. Wischnu nahm die Gestalt eines Ebers[1] an, und grub mit den Hauern in die Erde, um den Fuß der Säule zu erreichen, ermüdete aber endlich, erkannte Schiwa als den Unendlichen an,[2] und kehrte zurück. Brahma auf seinem Schwan, dem Vogel der Luft[3] sitzend, wollte die Spitze der Säule erreichen, ermüdete gleichfalls und kehrte zurück. Um ihn zu prüfen ließ Schiwa eine Blume vom Baume Kaldeir herabfallen, Brahma fing sie mit der Hand, aber die Blume bat, daß er ihr die Freiheit schenke. Der Gott versprach ihr dies, wenn sie ihm bei Wischnu bezeugen wolle, daß er

[1] Weil dieses Thier die Hitze nicht vertragen kann, und darum schlammige Orte liebt, konnte es auch das Symbol des Wassergotts werden. Auch weist in der indischen Sprache der Name des Ebers (vara lat. verres) auf das Wasser (var lat. mare) hin.

[2] Wirklich heißt auch nur Schiwa: „höchster Gott" (Maha Deva).

[3] Obgleich der Schwan ein Schwimmvogel, so weist seine Benennung im Indischen (ansa) dennoch auf die Luft hin, denn an heißt wehen (wovon anhuma lat. animus), dann wittern, ahnen, schwanen. Brahma's Sohn Indra ist die Luft.

die Spitze der Säule erreicht habe. Er behauptete dies, als er bei Wischnu ankam, und die Blume gab falsches Zeugniß. Da trat Schiwa aus der Säule hervor, Wischnu warf sich ihm reuig zu Füßen und erhielt Verzeihung, dem Brahma aber ward angekündigt, daß er wegen seiner unwahren Behauptung auf der Erde weder Tempeldienst noch öffentliche Verehrung mehr haben solle.

Der Missionär Abraham Roger erzählt:[1] Brahma hatte einst durch seinen Stolz den Schiwa beleidigt. Da brachte dieser den Riesen Beirawa hervor, welcher dem Brahma mit seinen Nägeln den mittelsten seiner fünf Köpfe[2] abriß. Nun demüthigte sich Brahma, Schiwa verzieh ihm, und setzte das abgerissene Haupt auf das seinige (d. h. trat in Brahma's Würde ein).

Polier[3] theilt folgende Mythe mit: Auf das Verdienst, die Veda's offenbart zu haben, suchte Brahma sich über Schiwa und Wischnu zu erheben. Zur Strafe sank Brahma's Region in die Unterwelt hinab. Betäubt durch den Fall, erkannte Brahma sein Verbrechen, verrichtete eine Million Jahre die strengsten Büßungen, und erregte dadurch das Erbarmen Schiwa's, er unterwarf ihn dem Wischnu als seinem Statthalter, und begnadigte ihn unter der Bedingung, daß er viermal auf der Erde menschliche Gestalt annehmen solle, um die Thaten Wischnu's zu beschreiben.

In folgender, in den asiat. Originalschr. I. S. 71, aber auch von Polier erwähnten Legende

[1] Offene Thür zur. Hth. S. 227.

[2] Die fünf Köpfe Brahma's finden ihre Erklärung zugleich mit den fünf Köpfen der Unendlichkeitsschlange, welche dem Wischnu zum Ruhekissen dient. Fünf ist die Signatur des Göttlichen, denn gleichwie die Drei und Sieben besteht sie aus der Vereinigung einer ungleichen (männlichen) und gleichen (weiblichen) Zahl, der Drei und Zwei. Dadurch, daß Brahma den mittelsten Kopf verliert, büßt er seine göttliche Obermacht ein.

[3] Myth. des Ind. I. p. 171.

mißbilligt Brahma sogar an Andern, wenn sie ihn über Schiwa erheben: Die neun Brahmadikas [1] wollten ein Opfer veranstalten, und hatten dazu alle Götter eingeladen. Der Mondgott Dakscha, ein Brahmasohn, trat in den Saal, um Brahma seine Ehrfurcht zu bezeugen, alle standen auf; da er in den Saal trat, nur Schiwa, sein Schwiegersohn, nicht. Erzürnt darüber, ließ Dakscha einige beleidigende Worte gegen Schiwa fallen. Aber dieser, dessen Gelassenheit durch nichts gestört werden kann, antwortete nicht. Da nahm sein Günstling Nandigessura das Wort, und sprach gegen Dakscha folgenden Fluch aus: Dich, der dem Schiwa unehrerbietig begegnet, dich treffe bald Unglück; dein Kopf werde abgehauen und ein Ziegenkopf an dessen Stelle gesetzt; Brahmanen, welche Schiwa verachten, sollen Bettelmönche werden und in Unwissenheit versinken, zaumlose Begierden sich ihrer bemächtigen, und eine beständige Wanderung durch die niedrigsten Geschöpfe ihr Loos sein! Der Altvater Brighu (Glanz) nahm die Partei des Dakscha; aufgebracht über jenen Fluch, verfluchte er wieder die Anbeter des Schiwa, und wünschte, daß sie Freigeister (Verächter des wahren Dienstes) sein, und dadurch von der bürgerlichen Gesellschaft und religiösen Gemeinschaft ausgeschlossen würden! Dann wünschte er noch, daß sie mit den unreinsten Dingen beladen, sich selbst damit schmücken möchten! Diese gegenseitigen Flüche hätten sie alle gänzlich vernichtet, wären sie nicht durch die besondere Gnade des Wischnu erhalten. Aus diesem Streit erzeugte sich nun ein Haß zwischen Dakscha und Schiwa. Einige Zeit nachher wollte der Erstere wieder opfern, und alle Gottheiten beiderlei Geschlechts wurden eingeladen, nur Schiwa und seine Gattin (Dakscha's Tochter) nicht. Als diese von dem Feste Nachricht

[1] Brahma's Emanationen.

erhielt, wünschte sie aus Neugier gegenwärtig zu sein. Schiwa lächelte, rieth, der unangenehmen Folgen wegen, die es haben konnte, davon abzustehen, allein die Neugier siegte, Schiwa's Gattin ging mit ihrem Gefolge zum Opfer, wurde aber mit solcher Verachtung empfangen, daß sie die dem Vater schuldige Ehrfurcht vergaß, und im Zorn ausrief: „Unnatürlicher Vater! der Name deiner Tochter, und dieser aus deinem Blute erzeugte Körper machen mich unwürdig Schiwa's Gattin zu sein — ich lege sie mit Freuden ab, einen andern Namen und einen andern Leib zu wählen, der meines Gatten würdig sei." — Plötzlich verzehrte das Feuer ihrer Wuth ihren Leib (oder nach anderer Angabe stürzte sie sich selbst in die Opferflamme). Da riß sich der bekümmerte Schiwa ein Haar aus, und warf es auf die Erde, plötzlich entstand daraus der Strafgeist Beirava (Balapatra) mit 1000 bewaffneten Händen, und erhielt Befehl, die Unternehmung Dakscha's zu vernichten. Balapatra begab sich mit Nandigessura und mehrern Weisen aus Schiwa's Gefolge in den Opfersaal, schlug die Götter, hieb dem Dakscha den Kopf ab, und verbrannte, was zum Opfer gehörte. Die Mißhandelten beklagten sich bei Brahma, allein dieser verwies ihnen ihre Gegenwart bei einem zur Verachtung Schiwa's angestellten Opfer, da dieser doch von Rechtswegen der Herr und Belohner sei. Er machte ihnen fühlbar, daß sie bei dem zweiten Opfer, das in Abwesenheit dieses Gottes vorgenommen wurde, nicht hätten zugegen sein sollen, und sie also den Schiwa durch Unterthänigkeit besänftigen müßten. Hierauf begaben sich Brahma und alle Götter zu Schiwa und beteten ihn an. Brahma bat demüthig, dem Dakscha sein Verbrechen zu verzeihen, damit er sein Opfer vollenden könne. Schiwa ließ sich bewegen und begab sich in Begleitung aller Götter

den Opfersaal. Die Verwundeten wurden geheilt, die Verstümmelten erhielten ihre Glieder wieder, Dakscha lebte von den Todten auf, doch setzte Schiwa den Kopf eines Ziegenbocks an die Stelle des seinigen, der verbrannt war. Sogleich betete Dakscha den Schiwa an, erwies ihm Ehrenbezeigungen und dankte ihm für seinen Edelmuth. Hierauf erschien Wischnu selbst und erklärte Allen, daß zwischen Brahma, Wischnu und Schiwa kein Unterschied sei; er sei Schöpfer unter dem Namen Brahma, Erhalter und Retter unter dem Namen Wischnu, und Zerstörer unter dem Namen Schiwa.

Diese Mythe kommt auch im Epos Ramayana vor, wenn vom Bogen des Schiwa die Rede ist. „Höre," sagte der König Ganaka zum Priester Wasista, „höre die Geschichte dieses Bogens, und warum er bei mir aufbewahrt wird. Der große Sankara (Schiwa) überlieferte diesen Bogen dem Dewa-Rata, dem ältesten Sohn des Nimi. Als Sankara in alter Zeit mit diesem Bogen alle Götter bei dem Opfer des Dakscha vernichtete, redete er sie so an: O ihr Götter, da ihr mir, der ich Theil am Opfer zu haben wünschte, nichts gegeben, so will ich mit diesem Bogen eure Körper zerschmettern. Von Furcht überwältigt, beugten sich die Götter vor Rudra (Schiwa), und beteten ihn an, worauf er besänftigt, den gedemüthigten Göttern, die durch den Bogen abgehauenen Glieder wieder herstellte.

Hier erscheint Schiwa wieder als der mächtigere von den dreien, doch erzählt dasselbe Ramayana an einem andern Orte die Geschichte von Schiwa's Bogen in solcher Weise, daß die Uebermacht Wischnu's über Schiwa daraus erkennbar wird, zugleich aber Brahma weit erhaben über beide Götter erscheint. Schiwa's Bogen war nämlich ein Geschenk

Wiswakarma's (des indischen Hephästus), des bekannten Bildners aller Götter. Aber auch dem Wischnu hatte er einen Bogen verfertigt. Die Bogen waren im Stoffe, wie an Größe und Gestalt völlig gleich. Im Scherz frugen die Himmlischen den Brahma: welcher Bogen der stärkere wäre? Ihnen zu gefallen veranlaßte Brahma einen Streit zwischen seinen beiden Brüdern, aber Wischnu ging als Sieger aus dem Kampfe hervor.

Wenn oben erzählt wurde, daß Schiwa dem Brahma einen Kopf abgeschlagen, so will Balbäus (Reis. S. 445.) diese Sage ganz anders gehört haben. Die Abschlagung des Kopfes wird von ihm an einen Kampf zwischen Brahma und Wischnu geknüpft, welchen Schiwa als Oberherr entscheidet. Aus dem Blute Brahma's entstand der götterfeindliche Sagatrawara, der 500 Köpfe und 1000 Hände hatte. Schiwa hat durch diese That eine große Sünde begangen, die er abbüßen muß. (Hier ist also Schiwa nicht mehr das höchste Wesen.) Seine Buße besteht darin, daß er mit Brahma's Schädel in der Hand betteln muß, bis derselbe sich in zwölf Jahren mit Almosen füllt. Allein so viel Schiwa auch Almosen einsammelt, will der Schädel sich doch nicht füllen. Da wendet er sich an Wischnu, und dieser entdeckt, daß Schiwa's drittes Auge (das alle Gegenstände durch seinen Anblick verbrennt), die empfangenen Gaben immer wieder verzehrt. Er blendet also dieses dritte Auge, verwundet seinen kleinen Finger und läßt das Blut in den Schädel fließen, der dadurch am Ende des zwölften Monats gefüllt, und so die Buße des Schiwa vollendet ist. Aber nun entsteht in dem Schädel aus Wischnu's Blut ein schönes Kind. Ueber dieses gerathen die drei Götter in Streit. Brahma behauptet, es gehöre ihm, da es in seinem Schädel entstanden sei; Wischnu verlangte es, da es aus

seinem Blute sich bildete; Schiwa gründet seine Anspruch darauf, daß er den Schädel in der Han trug, und das Blut erbettelte. Da die Götter in Begriffe waren, sich gegenseitig zu bekämpfen, trat Indra [1] zwischen sie, und beruhigte sie dadurch, daß er das Kind für sich nahm, es in sein Paradies versetzte, wo es bald ein mächtiger Bogenschütze wurde, und die Götter gegen die Angriffe des tausendarmigen, aus Brahma's Blut entsprossenen Riesen vertheidigte.

Obgleich dem Buche Sastra (oder Schasta, die älteste Offenbarung nächst den Vedas) zufolge Brahma durch sein Wort die Welt geschaffen, und die andern Götter aus ihm emanirten; obgleich das Ramayana ihn den Erstgebornen aller Wesen nennt, so weiß doch das Buch Bhagavat-Purana, daß Wischnu als Narayana (d. i. der sich auf den Wassern bewegt), den Brahma erst aus seinem Nabel, zugleich mit einer Lotusblume hervorgezogen habe. Und doch liest man ebendaselbst, daß Brahma (im Zorn) den Rudra (Zerstörer Schiwa) aus seiner Stirn hervorgebracht habe, und diesem befohlen habe, in allen Elementen, aber auch in allen lebenden Wesen, im Herzen und in den Sinnen zu wohnen. Und doch wird nicht gesagt, ob Brahma, dieser Erste der Schöpfung, auch der Letzte sein werde, nur von Wischnu ist die Rede, daß seine letzte Verkörperung das Ende der Tage anzeigen soll; und von Schiwa, daß er die Welt, alle Götter, und zuletzt sich selbst verbrennen werde.

Es fragt sich nun, wie Brahma der Erstgeborne der Götter heissen konnte, wenn ihn Wischnu erst aus sich erzeugte? Schiwa bald ihm den Kopf abschlug, bald ihn in die Unterwelt verbannte? und wie Schiwa höchster Gott (Maha Dewa) sei, wenn

[1] Er ist zwar Brahma's Sohn, aber als Herr der Aetherregion auch das Oberhaupt der Götter.

Brahma ihn erzeugte? Wischnu ihn beflegte? Ferner wie dieses successive Geborenwerden der drei Götter mit ihrer gleichzeitigen Entstehung aus der Hand der Bhawani (Polier Myth. I. p. 155.) sich vereinigen lasse? Sollte diese sich gegenseitig widersprechenden Mythen nur der Verfolgungsgeist der Secten erfunden haben, wenn nämlich die Schiwaiten den obersten Gott der Wischnuiten herabzusetzen beabsichtigten, und diese ihren Gegnern mit gleicher Münze zahlen wollten? Bei diesem Erklärungsversuche verwickelt man sich in eine neue weniger auflösbare Frage: weshalb denn Brahma bald über die beiden andern Götter erhoben werde, bald wieder ihnen untergeordnet erscheine, da doch keine Brahmasecte besteht, Brahma weder Tempel noch Opfer hat? Man ist also gezwungen anzuerkennen, wie in jenen sich widersprechenden Relationen die Absicht der Erzähler gewesen sei, keinen der drei Götter über noch unter die andern zu rangiren, indem alle drei nur das eine göttliche Urwesen sind. Dabei versteht sich von selbst, daß jene Mythen noch einen besondern Zweck hatten, nämlich kalendarische und physikalische Beobachtungen in den Schleier der Allegorie zu hüllen.

So z. B. wenn der aus Schiwa's Haar entstandene Rachegeist, nämlich Schiwa selbst, als versengender Sonnenstrahl dem Dakscha das Haupt abschlägt und Schiwa ihm einen stellvertretenden Ziegenkopf aufsetzt, so kann, wenn man erwägt, daß Dakscha Tag und Nacht zu Töchtern hat, die Ziege hier, wie oft, nur ein astronomisches Symbol sein. Ferner, wenn Schiwa dem Brahma seinen mittelsten Kopf abschlägt, was nach einer andern Sage alle Jahrhunderte, nach einer dritten, von Baldäus (a. a. O. S. 438.) mitgetheilten, sogar jährlich geschehen soll, worauf Schiwa die Köpfe sammelt, die man an einer Schnur gereiht, sein Halsband bilden, so kann — um so weniger,

da auch Uma, Schiwa's eine Gattin gleichzeitig stirbt, während die andere, Ganga, bei ihm bleibt, und auch von Uma ihr Gatte jährlich ein Bein für sein Halsband sammelt — der kalendarische Sinn kaum sich verbergen, zumal wenn man weiß, daß in einem alten Feuertempel Schiwa's nach dem jährlichen Steigen und Sinken der Sonne (Brahma) und nach dem jährlichen Zu- und Abnehmen der Wärme (Uma) die Jahre gezählt, und um ihre Zahl zu behalten, gewisse Marken (Köpfe des Brahma, Gebeine der Uma) auf einer Schnur an einander gereiht wurden. Aus dem Blute, das Brahma beim Abschlagen seines Kopfes verlor, soll der tausendarmige Götterverächter entstanden sein, weshalb Schiwa zwölf Jahre auf oben beschriebene Weise Buße thut. Daß unter Jahre hier Monate gemeint seien, wird man gern zugeben, wenn man unter jenem Riesen, welcher die Götter, d. h. die wohlthätigen Naturkräfte zu vernichten strebt, sich den Winter denken will. Da Wischnu die personifizirte Feuchte ist, so wird sein in den Schädel rinnendes Blut der starke Regen sein, welcher, den Schnee des Himavat schmelzend, das Bett des Stromes füllt. Aus diesem Blut wird der Götterknabe geboren, wächst heran und wird Beschützer der Götter. Als Donnerer und Wolkenbeherrscher durfte auch Indra hier nicht fehlen. Der Sturz Brahma's in die Unterwelt, welcher eine Strafe seiner Ueberhebung über Wischnu und Schiwa sein sollte; oder, wie eine andere Sage will, nachdem er die Unterwelt als den dritten Theil der Schöpfung, entwendet hatte, läßt sich am einfachsten deuten: Stolz steigt die Sonne am Morgen empor. Dadurch entzieht dieser der Unterwelt ihr Licht, verbirgt sie vor den Blicken ihrer Mitgötter, entwendet sie. Aber gezwungen muß sie wieder herabsinken bis unter die Unterwelt, dort leuchten und das Verborgene zurück-

zeben. Nun thut sie Buße, wird begnadigt, und
teigt wieder empor. Eine andere Mythe trennt
Brahma als mythische Person von der Sonne, aber
dann ist sie seine Welt. So wird er nicht allein,
sondern sein Wohnsitz, die Sonne, und er in ihr
herabgestürzt. Die Sonne kann also nicht eher
wieder von ihrem Falle emporsteigen, bis Brahma
begnadigt ist. Brahma wird roth abgebildet, weil
er die Sonne symbolisirt, und weil die Sonnen-
kugel im Luftraum sich bewegt, darum reitet er auf
dem Schwan, der im Indischen seinen Namen von
der Luft hat (s. oben S. 98. Anm. 3.). Einige
wollen in Brahma die Morgenröthe, in Schiwa die
Mittagsglut, in Wischnu die Abendfrische erkennen.
Dann wäre das wechselnde Steigen und Sinken
dieser Götter noch begreiflicher, da doch alle drei
in vielen Pagoden gemeinschaftliche Verehrung ge-
nießen, wo man, wie im Tempel zu Ellora,
auf Orixa, Coromandel u. a. O. sie als einen
Rumpf mit drei Köpfen erblickt. Das in der Voll-
mondsnacht des Octobers ihnen von einer zahlreich
herbeiströmenden Volksmenge gefeierte Fest wäre
nicht eingesetzt worden, wenn das Volk diesen drei
Mächten nicht gleichmäßig göttliche Verehrung be-
zeigte. Im Schasta, welcher den Abfall der Geister
von Gott, und die denselben, als sie in die Unter-
welt gestürzt wurden, gebotenen Mittel zur Erlö-
sung berichtet, — im Schasta sind die drei Grund-
kräfte noch von dem Weltregierer streng geschieden.
Dort lautet es: „Selbst im Zorn noch der Aller-
barmer, sandte der Ewige den Brahma, Wischnu
und Schiwa zu den rebellischen Engeln, sie durch
Ueberredung zur Pflicht zurückzurufen. Als sie aber
im Ungehorsam beharrten, gab der Ewige dem
Schiwa Befehl, sie aus den Wohnungen des Lichtes
(Maha swarga) zu verjagen, und in die Unterwelt
(Ondera) hinabzustürzen. Als dies geschehen, über-

gab der Ewige, sich in sich selbst zurückziehend, die höchste Gewalt dem Brahma; den Wischnu aber beauftragte er mit der Erlösung der Reuigen, indem diese aus dem Schattenreiche auf die Erde versetzt, dort als Gefängniß für ihre Seele einen Leib annehmen, und in demselben nach Verhältniß ihres Verbrechens eine Zeitlang natürlichen Uebeln unterworfen sein sollten; wer aber auch diese Gelegenheit zur Abbüßung der Sünden (durch Widerstand gegen den im Fleische sich regenden Versucher) nicht benutzen werde, den solle Schiwa der ewigen Verdammniß übergeben.

Hier sind die Aemter der Trimurti ganz deutlich angegeben, Brahma ist der eigentliche Weltregierer; Wischnu, als Wasser das schaffende Element, ist die Ursache, daß die Seelen Leiber annehmen, zugleich der Erhalter, Retter, Erlöser, schon dadurch, weil die Metensomatose (Einsperrung der Seele in die Materie) Erlösungsmittel ist; Schiwa aber, als das alle Materie zerstörende Element, der Vollstrecker der göttlichen Strafen. Noch im jetzigen mythologischen System der Inder ist Wischnu der am Ende der Tage erwartete Welterlöser (als Kalki), und Schiwa der Todtenrichter.

Ganz dieselbe Rangordnung beobachten die drei Erzengel der jüdischen Pneumatologie.[1] Daß sie sämmtlich personificirte Eigenschaften Jehovah's selbst sind, sollte die von den Trinitariern so oft angeführte Stelle des Pentateuchs beweisen helfen; wo, nachdem bisher überhaupt von drei Männern die Rede war, der Eine, welcher das Wort nahm, sich dem Abraham als den Ewigen zu erkennen gibt. Und im folgenden Capitel nehmen die beiden An-

1 Nach dem Vorgange des jüdischen Auslegers Jonathan Hierosolym. zu 1 Mos. 18. 18. Josephus Flavius (jüd. Alterth. I. 11, 2.) Midrasch (Beresith Rabba f. 53. col. 2.) und Talmud (Joma f. 37. col. 1).

deren, die aber jetzt nicht mehr als „Männer" (18, 2.), sondern als „Engel" (19, 1.) bezeichnet sind, ihren Weg nach Sodom, der Eine, um den Lot zu retten, der Andere, um die Stadt mit ihren übrigen Einwohnern durch Feuer vom Himmel zu zerstören. Daraus wurde gefolgert, daß der Retter Lot's Raphael gewesen sei, dessen Namen seinem Geschäfte entspricht (vgl. Tob. 3, 25.); und der Zerstörer Sodoms Gabriel war, welcher, wenn man auf seinen Namen Rücksicht nimmt, die furchtbare Eigenschaft Gottes andeutet; vgl. 5 Mos. 10, 17. Michael hingegen kündigt schon durch die Bedeutung seines Namens: „Wer ist Gott gleich?" sich als Jehovah selber an; darum ist er der Schutzengel und Fürsprecher der Israeliten (Dan. 12, 1.), der Engel des Angesichts (Jes. 63, 9.), der Engel des Bundes (Maleachi 3, 1.); sowie Raphael der „Engel der Erlösung", der vor allem Bösen schützt (1 Mos. 48, 16.), und Gabriel, der „Engel des Verderbens" (2 Mos. 12, 23.), welcher die Erstgebornen der Aegypter schlug, und über David wegen der (2 Mos. 30, 12. verbotenen) Volkszählung die Pest verhängte. (2 Sam. 24, 16.) Daß es Jehovah selber war, beweist schon der erste Vers dieses Capitels, welcher lautet: „Und der Zorn des Herrn ergrimmte wider David, daß er David verlockte, das Volk zu zählen." Ganz deutlich sagen es die Rabbinen: [1] „Die Tradition (Kabbala) lehrt uns, daß an allen Schriftstellen, wo des Engels Michael in der Schrift gedacht wird, die Gottheit (Schechina) selber zu verstehen sei." Wenn Einige in Uriel noch einen vierten Erzengel erkennen wollten, so haben sie falsch gesehen, denn dieser Name bedeutet „Löwe Gottes", und Michael wird als Löwe abgebildet wie Raphael als Adler (wegen der Ps. 103, 5.

[1] Im Midrasch (Schemoth Rabba sect. II. fol. 104.

ihm nachgerühmten Verjüngungskraft), und Gabriel als Stier.[1] Auch heißt Jerusalem: Ariel (Jes. 29, 1.) nach Jehovah, der daselbst seinen Tempel hatte; und der Talmud will wissen, daß das erste Opferfeuer, das den Altar im Tempel zu Jerusalem einweihen sollte, in Gestalt eines Löwen vom Himmel herabgekommen sei.

Gleichwie die Trimurti auch als Personification der drei Tageszeiten aufgefaßt wurde, dann wieder Schiwa allein als Trisula, wegen seines dreizackigen Lingams (vgl. Taf. IV. Fig. 13.) so genannt, weil er die Trimurti als Herr der drei Reiche (Himmel, Erde und Unterwelt) in seiner Person vereinigte — wie Kronos ebenfalls, bevor sich seine drei Söhne, Zeus, Poseidon und Hades darein theilten, wie Wischnu (Wasser) und Schiwa (Feuer) in die Welt Brahma's — ebenso hatte der Syrer einen dreifachen Baal (Baal Salisa, wovon noch ein ganzer Distriet in Palästina den Namen führte, 1 Sam. 9, 4.) zur Bezeichnung der nicht bloß in Aegypten üblichen Dreitheilung des Jahrs (vgl. Diod. 1, 11. 26.). In dieser Hinsicht ist die sogenannte Triquetra auf sizilischen Münzen (Ekhel N. V. 1; 184.) merkwürdig, die auf einem numidischen Denkmal als Symbol des Zeitgotts Baal Chon sich befindet (Gesen. Mon. Phoen. t. 23.), nämlich ein Kopf, an dem drei am Knie gebogenen Beine sich befinden, die von der Rechten zur Linken herumzuschlagen, und in immerwährendem Laufe sich fortzubewegen scheinen.

[1] Es muß hier eine neue Aehnlichkeit der Engeltriade mit der indischen Trimurti überraschen, sobald man sich erinnert, daß Wischnu auf dem Adler Garuda reitet, und Schiwa auf dem Stier. Ein indischer Cherub, Stier, Adler und Löwe, in der Mitte ein Menschengesicht, das Ganze von einer Schlange umstreckt, findet sich bei N. Müller (Kunst d. Hindu Taf. I. Fig. 112.) abgebildet. Ein engl. Geistlicher, Namens Smith, der in der Gegend von Bombay Propagandadienste verrichtete, hatte das indische Original, welchem Müller den Stich besorgen ließ, zuerst besessen.

Die slawische Trimurti ward in der Person des zu Stettin und Wollin verehrten Triglaw repräsentirt, welcher von seinen drei Köpfen den Namen erhalten hatte (Tri: drei, und hlawa, Kopf). Als Herrn der drei Weltreiche wollte ihn Abr. Frenzel (von den Göttern der Serben cap. 24.) erkannt haben. (Trigla Slavis triceps est Stetinensium olim ac Brandenburgensium aliorumque locorum idolum, cui coeli, terraeque ac inferorum tribuebatur potestas.) Gegen diejenigen, welche die slawische Trimurti als ein weibliches Wesen sich dachten — vielleicht hatte der Ausgang des Namens Trigla, weil er weiblich klingt, diese Meinung hervorgebracht? — ließen sich mehrere gewichtige Stimmen vernehmen, unter welchen Dobrowsky allein schon eine entscheidende Autorität ist. Dieser Slawist erkennt ebenfalls die Form Triglaw als die allein richtige an.

Im Mythus der alten Preußen tritt vor Allem die alte Götterdreiheit Perkun, Potrimpo und Pokollo zu Romowe hervor. Als eine solche werden sie schon von Hartknoch [1] angesehen. Perkun, der Erste in der Dreiheit, ist identisch mit dem eigentlich slawischen Perun (denn beides bedeutet den Blitz, [2]) dem Gott der Oberwelt. Als Sonnengott manifestirt ihn die 12flammige Strahlenkrone, der Stier, auf welchen sich die rechte Hand lehnt, und die brennende Fackel, an welcher zwei Blitze hervorschießen, in der linken.[3] Potrimp eig. Potrim Bog (Gott des Bedürfnisses) entspricht dem

[1] Preuß. Kirchenhist. Frkft. 1686. S. 182.

[2] Brahma ist der Blitzgott in seinem Sohne Indra, auch dem Namen nach, denn Indra heißt: Glanz, wie Perkun ebenfalls. (Im Semitischen brak: blitzen.) Perun wird von Grimm als sanskr. parjanja (das Donnergewölk) lautend, gedacht, und er hat ihn deshalb mit dem indischen Perganja verglichen, also wieder bark, brak: blitzen.

[3] Westphal Mon. ined. IV. p. 30.

Welterhalter Wischnu; dessen Ruhekissen die Schlange Ananda ist, wenn er auf dem Milchmeer schwimmt, worin der Trank der Unsterblichkeit (Amrita) versenkt war. Von Potrimp sagt Narbutt: „Nach dem Zeugniß der Chroniken stand das Bildniß dieser Gottheit im Heiligthum zu Romowe an der linken Seite Perkuns in der Gestalt einer spiralförmig gewundenen Schlange, Perkun stand ihm zur Rechten."

Auch Stryikowsky sagt in seiner Chronik (S. 153): „Links vom Perkun stand ein Idol in der Gestalt einer der Länge nach gewundenen Schlange, den sie Potrimpos nannten d. i. den häuslichen Gott." Die Schlange ist hier die Heilsschlange, von deren Erhaltung im indischen Mythus die Fortdauer der Welt abhängig war. Insofern des Potrimpos Haupt mit Aehren gekrönt, der Topf, in welchem er die ihm heilige Schlange mit Milch fütterte, von Korngarben bedeckt war, ist in ihm der Gemahl der Getreidespenderin Sri, also Wischnu, nicht zu verkennen. Endlich Pekollo, der Höllengott,[1] auch Pekla Bog genannt, entspricht dem Todtenrichter Schiwa, mit dem er das Moment der Zerstörung gemein hat. Auch sein Attribut sind Todtenköpfe; auch ihn schildern die slawischen Chronisten als ein Wesen, das nicht geliebt, sondern gefürchtet sein wolle.

Das Trinitätssystem läßt sich sogar bis in die Regionen des äußersten Nordens verfolgen. In Upsala, sagt Adam von Bremen, ist der Haupttempel der Schweden. Das Volk verehrt darin drei große Götter in Bildsäulen. Unter diesen sitzt Thor (Donnerer) in der Mitte, rechts und links Odin (Wodan) und Friggo (Befruchter). Thor führt den Hammer (mit welchem er die Dämonen des Winters schlägt), Odin ist gewaffnet, und Friggo

[1] Von peklo Hölle.

at seinem ungeheuren Phallus. In Zeiten, wo Seuchen wütheten, wurde dem Thor geopfert, vor em Kriege dem Wodan, bei Hochzeiten dem Friggo. Diese Dreifaltigkeit tritt in derselben Religion noch inmal, nur in anderer Gestalt, auf. So heißt war Bör der Menschenschöpfer, wie Brahma als Vater des Manu, aber wie dieser muß er sich verreifachen, bevor an die wirkliche Schöpfung geacht wird. Dann heißt es: Börs drei Söhne ätten gemeinschaftlich den Menschen geschaffen, Odin gab ihm den Odem (Geist) Vile die Vernunft und Ve das Gefühl. Letzterer aber sei das jener. Odin war demnach der Schöpfer allerWeen, Vile ihr Erhalter, das göttliche Wort, der Logos,[1] Ve der Zerstörer, also Geist, Licht und Flamme. Aber obschon der Erste heißt Odin, dennoch uf alten Denkmälern: Thridi (Dritter), wie Zeus ριτος; eben weil der eine alle drei in seiner Peron vereinigt.

Sollte nicht Mann, von dessen drei Söhnen ie germanischen Stämme (Ingävonen, Herminoen und Istävonen) sich abkünftig rühmen, ein Proluct jenes Dreiheitssystemes sein, welches stets drei erschiedene Wesen aus einem Urwesen entstehen äßt, dessen besondere Eigenschaften in ihnen personifizirt erscheinen? Ein unbekannter mittelalterlicher Compilator weiß von drei Brüdern Ermeius, Ingo und Escio, von denen dreizehn Völker bgeleitet werden. Nämlich der Erstere zeugte die Buten und Gylenguten (?), die Wandalen, Gepier (?) und Sachsen, der Andere die Burgunder,

[1] Ueber die Gleichheit der Wurzelwörter für die Begriffe des enchtens und Redens in verschiedenen Sprachen hat Schlegel n s. Ind. Bibl. II. S. 284—288 aus dem Sanskrit und Griechischen inige Beispiele zusammengestellt. Die Sammlung würde bedeurnd anwachsen, wollte man auch die semitische und andere Sprachmilien in diesen Kreis ziehen.

Thüringer, Longobarden und Baiern, der Letzte die Römer (!), Britten, Franken und Alemannen.[1] Der Chronist Nennius nennt den ersten Menschen Alanus und schreibt ihm drei Söhne zu, die aber nur zwölf Völker gründen, ihre Namen sind: Hisicion, Armenon und Neugio, von denen der Erstere die Franken, Römer, Alemannen und Britten, der Andere die Gothen, Walagothen und Cibiden (?), Burgunder und Longobarden; der Letzte die Vandalen, Sachsen und Baiern erzeugte.

In den drei Söhnen des Mannus hat W. Müller (Gesch. d. altt. Rel. S. 292.) die Namen oder Beinamen von Göttern zu erkennen geglaubt, indem sich annehmen läßt, daß entweder die einzelnen Stämme von dem Gotte, den sie vorzüglich verehren, benannt wurden, oder daß umgekehrt der Hauptgott eines Stammes von demselben einen Beinamen bekam, der nachher abgesondert als Name des Heros eponymus hingestellt wurde. Geht man von diesem Grundsatze aus, so ist Inguio (der Stammvater der Ingävonen) der nordische Tagesgott Freir, welcher den Beinamen Thegri führte. (Ingi Freyr, Thorlac. Antiq. bor. spec. 6, 43.) Istio oder Escio, des Mannus anderer Sohn, ist vielleicht Ask, der aus der Esche entstandene erste Mensch in der nordischen Anthropogonie; weil aber Mannus schon als erster Mensch bei Tacitus repräsentirt ist, so könnte Istio mit dem Gott Nördr verglichen werden, welcher Gott bei Saxo unter dem Namen Hading erscheint, daraus könnte Azdio geworden sein. Endlich Hermino ist Irmin, nach welchem die bekannte Säule, aber auch das Gestirn „der Wagen" (plaustrum cœleste) Irminswagen benannt worden ist.

Wie die Germanen nach dem Irmin, so nannten sich die Semiten nach dem Sem, welcher eben-

[1] Grimm D. Myth. S. XXVII.

falls den Himmel (Pluralform Samâim) repräsentirt. Auch hier eine Brüderdreiheit, denn wie Sem den Zeus, so repräsentirt in etymologischer Hinsicht Japhet den Poseidon[1], Cham der Aethiope, also der Schwarze, der Namensbedeutung zufolge: der Heiße, den Pluto, jenen Beherrscher des unterirdischen Feuers.

Wie diese Brüderdreiheit den Wiederschöpfer des Menschengeschlechts zum Vater hat, so zählte schon der erste Mensch drei Söhne, Kain, Abel und Seth, d. i. Zeugung, Tod und Wiederschöpfung.[2] Alle drei Brüder müssen aber die verschiedenen Eigenschaften gewesen sein, in welchen sich die göttliche Dreiheit offenbart: Anfang, Ende und Wiedergeburt, denn Seth erzeugt den ersten Menschen (Enosh). „In den Tagen des Enosch fing man an, den Namen des Herrn anzurufen.“ (1 Mos. 4, 26.) Warum nicht früher? Die Frage beantwortet sich selbst: Weil der Mensch erst geschaffen sein muß, um einen Cultus zu begründen. Dabei darf man aber in der Person des Enosch sich so wenig einen wirklichen Menschen denken, wie in dem ägyptischen Hermes, welcher ebenfalls als Begründer des Gottesdienstes gepriesen ward, obschon er nichts anders als der göttliche Urmensch, Logos, Adam Kadmon (der Kabbalisten), Protogonos ꝛc. war d. h. der Gott, welcher Gestalt angenommen; darum soll er auch die ersten Götterbilder verfertigt haben. In diesen drei Söhnen Adams ist die göttliche Wesenheit am deutlichsten ausgeprägt, denn auf jeden Anfang muß das Ende folgen, und folgte

[1] Beide Namen beziehen sich auf die Eigenschaft des aus seinem Bette tretenden sich über die Erde ausbreitenden Wassers.

[2] Das Stammwort von Kain ist kana schaffen (die Tradition läßt Kain die erste Tochter zeugen, durch welche die Söhne Gottes verführt worden. Weil auf die Zeugung der Tod folgt, so ist Kain auch der erste Mörder), Abel oder Habel heißt Vernichtung, und Seth der Wiederhersteller, Ersatzmann (1 Mos. 4, 25.)

nicht auf den Tod eine neue Zeit, was ja eben die Verjüngungskraft, die Unendlichkeit Gottes beweisen soll, so wäre nur die Charakteristik eines geschaffenen Wesens, nicht aber der ewig sich regenerirenden, und darum ewigen Schöpferkraft geschildert.

Daß auch der Stammvater der Hebräer mit seinen Brüdern eine Dreiheit bildet, kann um so weniger dem Zufall zugeschrieben werden, als Nahor und Haran Wasser und Feuer bedeuten, somit Wischnu und Schiwa auch hier wieder zum Vorschein kommen, wie der Sonnengott Brahma, der alle 100 Jahre wiedergeboren wird, in Abraham, welcher aus der Lichtstadt (Ur) gebürtig ist, und im 100sten Jahre den Isaak zeugt. Endlich erinnert auch Sara an Saraswati,[1] Brahma's Gattin. Nur die eine Verschiedenheit waltet ob, daß die Luft (Tarah) nicht Sohn des Abraham ist, wie Indra, der Herr der zweiten Götterreihe, ein Sohn des Brahma, sondern der Erzeuger der jüdischen Trimurti, was auch dem Naturgesetze entsprechender, weil Luft oder Wasser das erste Element. Daher ist Nahor zugleich Vater und Sohn des Tharah. (Der Letztere, Nahor, wohnt zwischen zwei Strömen, nämlich in Aram Naharaim d. i. Mesopotamien.)

Die Hellenen hatten sich nicht begnügt, das Reich des Kronus unter drei verschiedene Regenten zu theilen; jeder derselben mußte sogar noch ein besonderes Zeichen seiner eigenen Dreifaltigkeit erhalten; so z. B. hatte Jupiter ein Strahlenbündel von drei Blitzen (Jovis trifidum), Neptun den Dreizack (tridens) und Pluto den dreiköpfigen Höllenhund zum Abzeichen.

Aber Kronus selber war schon ein dreifältiger Gott gewesen, insofern seine Greisesgestalt in dem

[1] Der Name bedeutet: Herrin der Töne (Harmonie), wie Parwati (Schiwa's Gemahlin): Herrin des Berges.

Namen des dreileibigen Geryon[1] angedeutet war, velcher die Heerden des Pluto hütete (d. h. die Jahrheerde, die Tage zur Winterszeit, wo sie gleichsam unsichtbar sind), und die der Lichtheld Hercules entführte (wieder an die Oberwelt brachte). Und dennoch war dieser Verlust dem Geryon nicht von einem fremden Wesen zugefügt worden, denn auch Hercules hieß Kronus bei den Orphikern als die „alte Schlange", die sich durch den Thierkreis windet; und Kronus im Tartarus hieß: Schlangenmann (Ophion, Serpentinus). Nebstdem hatte Hercules nicht unabsichtlich auf bildlichen Darstellungen drei Aepfel in der linken Hand,[2] die, nach Nicomachus (bei Lydus de mens. IV, 46.), das Sinnbild des durch ihn als Sonnengott in drei Zeiten getheilten Jahres waren.

Die oberwähnte Dreitheilung der drei Söhne des Kronus blieb nicht auf ihre Attribute beschränkt. Denn die Cureten,[3] deren ursprünglich nur drei waren: Kyrbas, Pyrrhichus und Idäus — ihre Namen bezeichneten Stand, Eigenschaft und Geburtsstätte des Blitzgottes; ihr Tanz verbildlichte den Kreislauf des Tagsgestirns — galten für einen dreifältigen Zeus; Aegäon, Gyges und Briareus — Letzterer enthielt in seinem Namen eine Anspielung auf die dem Meere benachbarten Vulkane — für den dreifältigen Poseidon, und Minos, Rhadamantys und Aeacus für den dreifältigen Pluto.

Auch andere Götter ersten Ranges mußten sich

[1] Γηρυων *s.* γερων, wie Kronus bei Nonnus (Dionys.) als „Alter der Tage" heißt.

[2] Die linke Seite ist die weibliche, aus dieser war der Tradition zufolge Eva hervorgekommen. Aepfel sind sonst das Symbol weiblicher Gottheiten. Aber Hercules hatte ja bei Omphale Weiberkleider angehabt!

[3] Διος κ[illegible]ροι?

endlich verdreifachen, die Cyclopen Brontes, Steropes und Arges — ihre Namen beziehen sich auf das Feuer und seine Wirkung — waren der zerklüftete Hephästus; drei Bakchen statt des einen Dionysus hat Welker (Aeschyl. Tril. S. 199.) gezählt. Pausanias (II, 35.) kennt einen dreifachen Apollo, welcher bei den Corinthiern deßhalb drei Tempel und drei Bildsäulen hatte; der Eine entbehrt eines Beinamens, den Andern nennen sie Pythäus, und den Dritten Horius. Den Namen Pythäus, erzählt Pausanias, haben sie von den Argivern gehört, denn Tadesilla sagt, daß unter den Griechen zuerst zu diesen Pythäus, ein Sohn Apollo's, ins Land gekommen sei, weßwegen sie aber den Dritten Horius nennen, möchte man schwerlich anzugeben im Stande sein, vielleicht etwa, daß sie in Streitigkeiten über Landesgrenzen entweder mit den Waffen oder vor einem Gerichte siegend, deßhalb für den Apollo Horius eine besondere Verehrung angeordnet haben.

Der eigentliche Grund dieser Dreitheilung dürfte aber nicht so fern liegen als jener Grieche meinte. Apollo heißt bekanntlich Lycius d. i. Wolfsgott, weil er um Sommermitte, wenn der Hundsstern aufgeht, in Delos geboren wurde. Da bedurfte er noch keines Beinamens. Es war ja die erste Jahrszeit. Aber nun folgt die Herbstgleiche, welche eintritt, wenn das Schlangengestirn aufsteigt, das war die Schlange Pytho, die Apollo um dieselbe Zeit besiegt, wie Michael die alte Höllenschlange. Der Winter fällt in Aegypten, Hellas und Syrien weg, die Herbstschlange ist zugleich die „Winterschlange Ahriman.“ Ihrem Walten macht der Lenz — der Gott Horus in Aegypten, welcher von dem Lichte (Or), dem ersten Frühlingsstrahl, seinen Namen hatte, — ein Ende, nun ist Apollo auch nicht mehr Pythäus, sondern Horäus.

Sechstes Capitel.

Von dreieinigen Göttinnen.

„Ich bin das Gewordene, das Seiende und Werdende." [1]
(Inschrift auf dem Tempel der Göttin zu Sais in Aegypten.)

Nachdem Brahma auch Maja geworden war, konnte es nicht fehlen, daß auch die ganze Trimurti ihre weiblichen Hälften erhielt. Nun gab es auch eine weibliche Dreifaltigkeit (Sakti-Trimurti) Saraswati, Lakschmi und Bhavani. Beifolgendes Bild (Taf. IV. Fig. 14.), dessen Original, nach R. Müllers Angabe, zuerst im Besitze des S. 108. erwähnten englischen Geistlichen war, zeigt uns die Gemahlin Brahma's, in der Mitte stehend, eine Perlenkrone über einem Schleier tragend, in der Linken eine Krone; die Gemahlin Wischnu's umfaßt sie mit der Rechten, in der Linken trägt sie die Vase mit dem Unsterblichkeitstrank (Amrita), zwei Kinder umspielen ihre Kniee. Bhavani, die Mutter alles physischen Lebens, steht an der Seite, zu ihren Füßen die bedeutsame Lotusblume. Man wird hier von selbst sich an die drei Göttinnen erinnern, welche ebenfalls eine solche Gruppe bildeten, als sie gleichzeitig um den Preis der Schönheit bei dem Paris sich bewarben. Wären nicht alle drei ein und dasselbe Wesen, sie hätten nicht gleichzeitig auf denselben Gegenstand Ansprüche erhoben. Wie sollten auch Juno und Minerva sich der Eigenschaft rühmen, die sonst nur das Auszeichnende der Venus ist? Gleichwie der Dreifuß des Apollo abwechselnd auch im Besitze des Bacchus und Hercules sich befand, doch nur aus demselben Grunde, weßhalb zuweilen

[1] Εγω ειμι πάν το γεγονος και ον, και εσομενον.

auch die neun Musen das Gefolge der beiden Letztern bilden, wie im Verfolge gezeigt werden wird; gleichwie Ajax und Ulysses sich um die Waffen Achill's streiten, weil sie ihrer symbolischen Bedeutung zufolge die beiden Hälften des Letztern sind, wie etwa Apollo und Hermes die getrennten Eigenschaften des Zeus; ebenso sind Here und Athene zusammen die ganze Aphrodite. Man vergleiche:

Here heißt die „Lilienarmige," weil ihr, gleichwie der Aphrodite (welche im Museum Florent. I. tab. 52. Nr. 1. die Lilie in der Hand hat), die Lilienzwiebel, das Symbol des Geburtsorgans geheiligt war. Weil alle Dinge aus der Feuchte entstehen, darum steht sie, wie Isis, der Schiffahrt vor, und lenkt selbst das Argoschiff (Plin. III, 9.), das Minerva, die in Rom Nautia (die Seglerin) hieß, gezimmert haben sollte. (Apollod. I, 9, 16. Orph. Arg. 67.). Juno als Vorsteherin der Ehen (pronuba) ist wieder Venus, an welche die Liebenden sich wandten, weßhalb auch der Granatapfel, das auszeichnende Attribut der Aphrodite, in den Händen der Here auf Samos, auch in der Nähe von Mycene. (Paus. II, 17.). Dort gab Polycle ihrem elfenbeinernen Bilde es in die Hand. Eine Münze von Hierapolis unter dem Kaiser Alex. Severus zeigt sie auf zwei Löwen sitzend — diese gehören der phrygischen Aphrodite — und in der Rechten den Speer (wovon sie in Rom Curitis hieß), in der Linken den Spinnrocken (Montfaucon Suppl. V. pl. 153.). Es sind aber Spieß und Rocken nicht nur die Attribute der kriegerisch gekleideten Weberin Pallas Athene, sondern auch der zuweilen bewaffneten Aphrodite συμμαχια, ὁπλιη, Venus militaris, armata (Kämpferin), die auch κωλιας hieß, d. i. die Rockenfrau. Auf der erwähnten Münze sitzt ihr der syrische Zeus gegenüber. Zwischen beiden auf der Spitze einer Panier-Nische di

Taube, die sonst doch der Venus gehört. Daß Letztere ihr in der Iliade ihren Gürtel borgte, als die Götterkönigin den Zeus auf dem Ida besuchen wollte, läßt sich nur auf dieselbe Art erklären, wie die Erscheinung der Grazien im Dienste der Juno, die der Horen im Dienste der Venus. Aber das einzige Zeugniß des Pausanias (III, 13.) beweist mehr als alle Parallelen. Es lautet: „Ein altes Schnitzbild nennen sie (die Spartaner): Aphrodite-Hera (d. i. Venus mit dem Beinamen Juno), und die Mütter pflegen bei Verheirathung ihrer Töchter dieser Göttin zu opfern." Die Tusker nannten die Juno Cupra, das war also wieder Aphrodite, die in Cypern: Cypris (Blüthe) hieß. Insofern Juno das Präd. Salutaris besaß, und offenbar auch Medea war (Odyss. 12. 72.), so ist von ihr Athene Hygiea (Plut. Pericl.) oder Minerva medica (Cic. Div. II, 59. 123.) nicht verschieden. Auf dem Capitol theilte Minerva mit Juno die gleiche Würde, als Beisitzerin Jupiters. Die Juno Sospita, Lanuvina mit dem Ziegenfell fordert zur Vergleichung mit Minerva, der Besitzerin des Ziegenschildes, aber auch mit Venus der Bocksreiterin (Aphrodite Epitragia) auf. Das Prädicat: Stute (Equestris, Hippia) gehörte allen drei Göttinnen gemeinschaftlich, ebenso heißen alle drei: die Hohe (Akria), weil — der Mond seinen Platz am Horizont hat. Weil alle drei Göttinnen den Mond repräsentirten, [1] darum wurden ihnen sämmtlich Kühe geopfert, deren Hörner an die Mondsichel erinnern. Wie Juno und Minerva (s. oben) war auch Venus die Seglerin (Aphrodite Euplöa), hieß auch Pontia (Marina). Aphrodite heißt die Schwarze (Melanis) wenn ihr Apfel in den Händen der

[1] Juno den zunehmenden Mond, Venus den Vollmond, Minerva, deren Helm auf die Finsterniß hinweist, die letzte Mondphase.

Nemesis sich befindet, welche Niemand von der Eris [1] unterscheiden wird. Die Rhamnusische Nemesis mit dem Apfelzweige [2] war die Mutter der Helene; [3] oder als Schicksalspinnende Adrastea, jene Adraste, welche Homer für eine Dienerin der Helene ausgibt. Da nun des Apfels Genuß die Nana [4] befruchtet und Proserpine an Pluto's Reich gefesselt hatte, d. h. Zeugung und Tod bewirkt, so kann nicht mehr zweifelhaft sein, warum Venus die Helena als Preis des Erisapfels bestimmte. Im Lenz Gebärerin (Venus), ist sie im Herbst Leichengöttin (Libitina), Todtenrichterin (Nemesis, Asträa, Dike, Themis.) Beiden Nachtgleichen steht Hermes, der Gott des Ebenmaßes und der Grenzen vor, darum sehen wir auf unserem Bilde (Taf. V. Fig. 1.) den Mercur die drei Göttinnen zum Paris führen. Wer war aber der Hirt Paris? Der Heerdenmehrer Hermes (Eumelus, Polymelus sind seine Prädicate), dessen Sohn Pharis, [5] d. i. der Glänzende, [6] also die personifizirte Frühlingssonne, welche die Wiederschöpfung der Natur bewirkt im Augenblick ihrer Conjunction mit dem Monde. Also Paris und Helene (d. h. Pharis und Selene), Hermes und Aphrodite, der Schöpfer als Hermaphrodit. (Vgl. oben S. 24.).

Here hatte sich in drei Heren zerklüftet, Charis [7] in drei Chariten, Minerva in drei Parzen [8] — also

1 Minerva als Bellona (Athene Enyo), die keifende Juno.
2 Paus. I, 33, 2.
3 Ebds. I, 33, 7.
4 Tochter des phrygischen Flußgotts Sangarus.
5 Paus. IV, 30, 2.
6 Das Stammw. ist φαρω leuchten, davon Pharus für Leuchtthurm.
7 So nennt Homer die Gattin des Hephästus, anstatt Aphrodite, die doch eigentlich seine Gemahlin war. Aber diese abweichende Angabe ist keine, weil Venus selber die Grazie war.
8 Die Musen waren ursprünglich, wie die Sirenen, nur eine Triade. Sie hießen Mösen (im dorischen Dialecte) anstatt Musen.

Gorgo [1] in die drei Gorgonen — Diana in die drei hyperboräischen Jungfrauen Upis, Arge und Hekaerge — als Hecate in die drei Gräen oder Göttinnen des Alters — Ceres, d. i. Demeter Erinnys in die drei Erinnyen. Sogar die Fames, welche aber von der zürnenden, die Nahrung vorenthaltenden Getreidegöttin nicht verschieden ist, (wie Hecate von Artemis, Gorgo von Athenen), löste sich in die drei Harpyen auf.

Ilithyia, die Geburtenförderin, hatte sich ebenfalls verdreifacht. [2] Hält man, mit Varro, die Parze (Parca) nicht bloß für eine Abschneiderin des Lebensfadens, sondern auch für diejenige, die ihn webt, d. h. für eine Geburtsgöttin (Parta), was auch Pausanias (VIII, 21.) bezeugte — wodurch sich erklärt, warum die Parzen die Geburt des Achilles singen (Catull. 64, 306.) und bei der Geburt des Bacchus (auf einer allegorischen Patera im Borghesischen Museum) ministriren — so ist Ilithyia nicht nur die Hebamme (Juno Lucina), sondern auch die erste Parze (Pallas Erynna, Aphrodite Urania). Und die Behauptung erscheint also nicht mehr zu kühn, daß die Horen und Chariten Schwestern der Eumeniden waren.

Daß die Trinität der Schicksalsweberinnen und Todsenderinnen auch in den Nornen und (oder) Walkyren der scandinavischen Religion wiederkehrt, kann nicht befremden, da sie Geworden (Urdr),

ren, d. i. die, welche die Zeiten abtheilen (μοιραι απο τȣ μερειν). Auf das Weben der Zeit spielen auch Bibelstellen an (Jes. 38, 12. Hiob 7, 6.). Als Verkünderinnen des Schicksals (Fatidicae) sind sie zugleich Sängerinnen (Vaticinantes), wie die nach dem Weben benannte Carmenta auch eine Canens, und die Sprache ein Gedicht (carmen) ein Gewebe nannte.

[1] Athene führte das Prädicat Gorgo, weil sie als Tochter der Metis selber Medusa war, deren Antlitz der Minerva Schild zierte.

[2] Böttiger Kunstmyth. II. S. 99.

Werdend (Werdendi) und Künftig (Skuld) heißen.[1]

Auch unter den Nornen ist, wie unter den Parzen die letzte nur Todbringerin, denn als sie Nornegasts Vater einst besuchten, hatten die beiden ersten das neugeborne Kindlein — das in der Wiege lag, über welcher zwei Kerzen brannten — mit Glückseligkeit begaben wollen, aber die dritte rief: Ich bewirke, daß das Kind nicht länger leben soll, als die neben ihm angezündete Kerze brennt. Schnell ergriff die älteste die Kerze, löschte und gab sie der Mutter vermahnend, sie nicht wieder anzustecken, als an des Kindes letztem Lebenstage, welches davon den Namen Nornegast empfing.

Charakteristisch ist, daß man sich nicht mit der Verdreifachung der Muse und Norne begnügte, sondern sie abermals verdreifachte, und dann noch verdoppelte, so daß die neun Walkyren zuletzt 18 wurden. Die Pieriden, deren Federn schwarz wurden, unterscheiden sich von den Musen, mit denen sie den Wettgesang wagten, nur durch die Farbe, wie die neun schwarzen Walkyren von den neun weißen. Aber neun hätten ihrer nur sein sollen, denn nicht mehr Mütter als diese hatte der Gott Heimdal gehabt, welcher im scandinavischen Mythensystem den Rang des Hermes hat, welcher bekanntlich für den Erfinder des Zeitmaßes gilt.

Im slawischen Mythensystem tritt die weibliche Trinität nicht deutlich hervor, man müßte denn eine Göttin Trigla anerkennen, wegen des von ihr erhaltenen Bildes (vgl. Taf. V. Fig. 2.), das nicht nur lauter Frauenköpfe darstellt, sondern die weibliche Natur auch in der auf der Brust befind-

[1] Wie die Zahl der Musen, erweiterte sich in der Folge auch jene der Walkyren. Grimm zählt deren 18 auf (also 9 Musen und 9 Pieriden), „neun weiße und neun schwarze Walkyren“ (D. Myth. S. 392. d. zw. Ausg.)

lichen Mondsichel verräth. Indeß könnte neben dem in Bielbog und Czernobog, männlicher Seits und in der Slata Baba und Jezi Baba weiblicher Seits repräsentirten Dualismus der Slawen sich auch für den Tritheismus ein weibliches Seitenstück in der Trigla zum oberwähnten Triglaw dargeboten haben. Sollten etwa die viel bebrüstete Ziza, die ährentragende Ziwa und die todspendende Marzana durch jene Trigla vertreten sein? Die Erörterung dieser Frage bleibe dem letzten Theile dieses Werkes aufbehalten.

Siebentes Capitel.

Dreieinige Gottheiten gemischten Geschlechts.

„O Vater Zeus, Athen' und Apollon!"
Odyss. 7, 311.

Die Vorliebe der Priester für das Dreisystem verleitete sie, wenn ihnen weniger darum zu thun war, die Gottheit als Zeitschöpfer denn als cosmogonische Potenz zu charakterisiren, den beiden Grundprincipen ein drittes hinzuzufügen, das sie bald die einigende Kraft nannten, d. i. das Verlangen, welches die getrennten Naturen mit einander verschmilzt; bald wieder setzten sie dieses Dritte nicht als Ursache, sondern als Folge jener Verbindung hin.

In dem erstern Fall befanden sich die Priester auf Samothrace. In ihren Mysterien gab es zwei „große Götter" Castor und Pollux, die man Cabiren, d. i. Verbündete (Chaberim) oder „Gewaltige" (Gebirim) nannte, je nachdem man ihre sprichwörtlich gewordene Unzertrennlichkeit oder die beiden Grundkräfte der Schöpfung aus ihrem jedenfalls phönizischen Namen herausdeutete. Da-

her man sie bald getrennt als Feuer und Wasser dachte, bald wieder beide als plutonische Wesen, d. h. das Elementarfeuer, daher hämmernde Cabiren, Erdgnomen, zugleich auch die beiden Himmelslichter, worauf die beiden Sternchen auf ihren Helmen hindeuten; bald wieder sollten Beide neptunische Gewalten sein, daher Schutzgötter der Seefahrer. In Samothrace trat die letztere Eigenschaft mehr hervor, denn wer vor Gefahr auf dem Meere geschützt sein wollte, empfahl sich dadurch der Fürsorge dieser beiden Gottheiten, daß er sich in die samothracischen Geheimnisse einweihen ließ, welche nicht bloß physisches Heil versprachen, indem sie ja auch den Weg zeigten, der aus den Stürmen der Leidenschaften in den sichern Port des ewigen Lebens führe.[1] In Lemnos hingegen, welches seinen Cultus von Samothrace entlehnte, waren die Cabiren als Söhne des Hephästus und der Cabira, Feuerwesen. Aber schon hier war eine Mischung vorhergegangen. Die Eltern bezeichneten die gesonderten Eigenschaften ihrer Kinder, nämlich Hephästus das Feuer, und Cabira konnte als Ceres Cabiria, die auf einer Münze von Sardes das Ruder zum Attribut hat, kein Feuerweib,[2] sondern nur ein Wasserweib sein; also Wärme und Feuchte die beiden Grundkräfte der Natur. Das sie einigende Wesen nannte man den dritten Cabir, Hermes Cadmilus, der von beiden Wesen etwas hat, denn Mercur ist der einzige Planet, welcher beide Eigenschaften besitzt, warm und feucht zugleich ist. Darum hieß in den Hochzeitgebräuchen der Römer jener Knabe, der bei den Vermählungsfeierlichkeiten das Brautbad besorgte, Camillus. In Athen hieß er Luthrophorus

[1] Kein anderer Grund würde die zahlreichen Besuche der Fremden auf dieser, eines Hafens entbehrenden, Insel (Plin. IV. [illegible]) [illegible]igen

[2] Welker leitet καβειρα von καιω, καυω brennen ab.

(Badebesorger), und mußte dem Bräutigam am nächsten verwandt sein. Den drei Cabiren gesellte man in der Folgezeit noch drei weibliche Cabiren zu. Wollte man aber das Wasser weiblich personificiren, so nannte man diese Grundkraft Axiokersa (Ceres), die männliche Axieros (Bachus), und in Beziehung darauf, daß es nicht nur ein Sonnenfeuer, sondern auch ein Erdfeuer gibt: Axiokersus. Also Pluto, Dionysus Zagreus mit dem abgeschnittenen Phallus, dritter Cabir, den die beiden andern Brüder dieses Organs — oder, nach einer andern Angabe: des Kopfes — beraubt hatten, wenn die Vegetation verborgen ist, und nur noch unter der Erde fortwirkt. Der wiedererstandene Hermes, das Bachuskindlein Jakchus ist wieder der Cadmilus, der die Wiederschöpfung der Natur bewirkt. Dieser galt nun als eine vierte Person, welche den andern administrirte, nachdem auch schon Axieros in Axiokersus, d. h. in ein Oben und Unten sich gespalten.

Der Britte Wilford will die Originale der samothracischen Gottheiten, deren Namen Axieros, Axiokersus und Axiokersa Welker aus dem Griechischen und Schelling aus dem Phönizischen abzuleiten wußten, in — Indien, dieser Wiege aller Religionssysteme, aufgefunden haben. Er erzählt (As. Res. V. p. 297) eine indische Legende von der in der Unterwelt hausenden Schlangenkönigin Asyori (holdes Antlitz), welche dem Meergott eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit gebar, Namens Asiotkerscha, ein Wort, das mit Asyori dennoch gleichbedeutend sein soll. Ferner ist Bewohner der Unterwelt der Höllenrichter Yama oder Jama (Pluto, Polydamas oder Damastor), welcher Asiokerscha heißt, also der männliche Gegensatz zur Erdgöttin Damater oder Demeter, Ceres Cabiria, Axiokersa; sein Diener heißt Chasmala, und spielt die Rolle des Hermes als Seelenführer. So

Nemesis sich befindet, welche Niemand von der Eris [1] unterscheiden wird. Die Rhamnusische Nemesis mit dem Apfelzweige [2] war die Mutter der Helene; [3] oder als Schicksalspinnende Adrastea, jene Adraste, welche Homer für eine Dienerin der Helene ausgibt. Da nun des Apfels Genuß die Nana [4] befruchtet und Proserpine an Pluto's Reich gefesselt hatte, d. h. Zeugung und Tod bewirkt, so kann nicht mehr zweifelhaft sein, warum Venus die Helena als Preis des Erisapfels bestimmte. Im Lenz Gebärerin (Venus), ist sie im Herbst Leichengöttin (Libitina), Todtenrichterin (Nemesis, Asträa, Dike, Themis.) Beiden Nachtgleichen steht Hermes, der Gott des Ebenmaßes und der Grenzen vor, darum sehen wir auf unserem Bilde (Taf. V. Fig. 1.) den Mercur die drei Göttinnen zum Paris führen. Wer war aber der Hirt Paris? Der Heerdenmehrer Hermes (Eumelus, Polymelus sind seine Prädicate), dessen Sohn Pharis, [5] d. i. der Glänzende, [6] also die personifizirte Frühlingssonne, welche die Wiederschöpfung der Natur bewirkt im Augenblick ihrer Conjunction mit dem Monde. Also Paris und Helene (d. h. Pharis und Selene). Hermes und Aphrodite, der Schöpfer als Hermaphrodit. (Vgl. oben S. 24.).

Here hatte sich in drei Heren zerklüftet, Charis [7] in drei Chariten, Minerva in drei Parzen [8] — als

1 Minerva als Bellona (Athene Enyo), die keifende Juno.
2 Paus. I, 33, 2.
3 Ebds. I, 33, 7.
4 Tochter des phrygischen Flußgotts Sangarus.
5 Paus. IV, 30, 2.
6 Das Stammw. ist φαρω leuchten, davon Pharus ein Leuchtthurm.
7 So nennt Homer die Gattin des Hephästus, anstatt Aphrodite, die doch eigentlich seine Gemahlin war. Aber diese abweichende Angabe ist keine, weil Venus selber die Grazie war.
8 Die Musen waren ursprünglich, wie die Sirenen, nur eine Triade. Sie hießen Mösen (im dorischen Dialecte) anstatt Mu-

Gorgo [1] in die drei Gorgonen — Diana in die drei hyperboräischen Jungfrauen Upis, Arge und Hekaerge — als Hecate in die drei Gräen oder Göttinnen des Alters — Ceres, d. i. Demeter Erinnys in die drei Erinnyen. Sogar die Fames, welche aber von der zürnenden, die Nahrung vorenthaltenden Getreidegöttin nicht verschieden ist, (wie Hecate von Artemis, Gorgo von Athenen), lösste sich in die drei Harpyen auf.

Ilithyia, die Geburtenförderin, hatte sich ebenfalls verdreifacht. [2] Hält man, mit Varro, die Parze (Parca) nicht bloß für eine Abschneiderin des Lebensfadens, sondern auch für diejenige, die ihn webt, d. h. für eine Geburtsgöttin (Parta), was auch Pausanias (VIII, 21.) bezeugte — wodurch sich erklärt, warum die Parzen die Geburt des Achilles singen (Catull. 64, 306.) und bei der Geburt des Bacchus (auf einer allegorischen Patera im Borghianischen Museum) ministriren — so ist Ilithyia nicht nur die Hebamme (Juno Lucina), sondern auch die erste Parze (Pallas Ergana, Aphrodite Urania). Und die Behauptung erscheint also nicht mehr zu kühn, daß die Horen und Chariten Schwestern der Eumeniden waren.

Daß die Trinität der Schicksalsweberinnen und Todsenderinnen auch in den Nornen und (oder) Walkyren der scandinavischen Religion wiederkehrt, kann nicht befremden, da sie Geworden (Urdr),

ren, d. i. die, welche die Zeiten abtheilen (μοιραι απο τȣ μεϱειν). Auf das Weben der Zeit spielen auch Bibelstellen an (Jes. 38, 12. Hiob 7, 6.). Als Verkünderinnen des Schicksals (Fatidicae) sind sie zugleich Sängerinnen (Vaticinantes), wie die nach dem Weben benannte Carmenta auch eine Canens, und die Sprache ein Gedicht (carmen); ein Gewebe nannte.

[1] Athene führte das Prädicat Gorgo, weil sie als Tochter der Metis selber Medusa war, deren Antlitz der Minerva Schild zierte.

[2] Böttiger Kunstmyth. II. S. 99.

Werdend (Werdendi) und Künftig (Skuld) heißen.[1]

Auch unter den Nornen ist, wie unter den Parzen die letzte nur Todbringerin, denn als sie Nornegasts Vater einst besuchten, hatten die beiden erstern das neugeborne Kindlein — das in der Wiege lag, über welcher zwei Kerzen brannten — mit Glückseligkeit begaben wollen, aber die dritte rief: Ich bewirke, daß das Kind nicht länger leben soll, als die neben ihm angezündete Kerze brennt. Schnell ergriff die älteste die Kerze, löschte und gab sie der Mutter vermahnend, sie nicht wieder anzustecken, als an des Kindes letztem Lebenstage, welches davon den Namen Nornegast empfing.

Charakteristisch ist, daß man sich nicht mit der Verdreifachung der Muse und Norne begnügte, sondern sie abermals verdreifachte, und dann noch verdoppelte, so daß die neun Walkyren zuletzt 18 wurden. Die Pieriden, deren Federn schwarz wurden, unterscheiden sich von den Musen, mit denen sie den Wettgesang wagten, nur durch die Farbe, wie die neun schwarzen Walkyren von den neun weißen. Aber neun hätten ihrer nur sein sollen, denn nicht mehr Mütter als diese hatte der Gott Heimdal gehabt, welcher im scandinavischen Mythensystem den Rang des Hermes hat, welcher bekanntlich für den Erfinder des Zeitmaßes gilt.

Im slawischen Mythensystem tritt die weibliche Trinität nicht deutlich hervor, man müßte denn eine Göttin Trigla anerkennen, wegen des von ihr erhaltenen Bildes (vgl. Taf. V. Fig. 2.), das nicht nur lauter Frauenköpfe darstellt, sondern die weibliche Natur auch in der auf der Brust befind-

[1] Wie die Zahl der Musen, erweiterte sich in der Folge auch jene der Walkyren. Grimm zählt deren 18 auf (also 9 Musen und 9 Pieriden), „neun weiße und neun schwarze Walkyren" (D. Myth. S. 392. d. zw. Ausg.)

lichen Mondsichel verräth. Indeß könnte neben dem in Bielbog und Czernobog, männlicher Seits und in der Slata Baba und Jezi Baba weiblicher Seits repräsentirten Dualismus der Slawen sich auch für den Tritheismus ein weibliches Seitenstück in der Trigla zum oberwähnten Triglaw dargeboten haben. Sollten etwa die viel bebrüstete Ziza, die ährentragende Ziwa und die todspendende Marzana durch jene Trigla vertreten sein? Die Erörterung dieser Frage bleibe dem letzten Theile dieses Werkes aufbehalten.

Siebentes Capitel.

Dreieinige Gottheiten gemischten Geschlechts.

„O Vater Zeus, Athen' und Apollon!“
Odyss. 7, 311.

Die Vorliebe der Priester für das Dreisystem verleitete sie, wenn ihnen weniger darum zu thun war, die Gottheit als Zeitschöpfer denn als cosmogonische Potenz zu charakterisiren, den beiden Grundprincipen ein drittes hinzuzufügen, das sie bald die einigende Kraft nannten, d. i. das Verlangen, welches die getrennten Naturen mit einander verschmilzt; bald wieder setzten sie dieses Dritte nicht als Ursache, sondern als Folge jener Verbindung hin.

In dem erstern Fall befanden sich die Priester auf Samothrace. In ihren Mysterien gab es zwei „große Götter“ Castor und Pollux, die man Cabiren, d. i. Verbündete (Chaberim) oder „Gewaltige“ (Gebirim) nannte, je nachdem man ihre sprichwörtlich gewordene Unzertrennlichkeit oder die beiden Grundkräfte der Schöpfung aus ihrem jedenfalls phönizischen Namen herausdeutete. Da-

her man sie bald getrennt als Feuer und Wasser dachte, bald wieder beide als plutonische Wesen, d. h. das Elementarfeuer, daher hämmernde Cabiren, Erdgnomen, zugleich auch die beiden Himmelslichter, worauf die beiden Sternchen auf ihren Helmen hindeuten; bald wieder sollten Beide neptunische Gewalten sein, daher Schutzgötter der Seefahrer. In Samothrace trat die letztere Eigenschaft mehr hervor, denn wer vor Gefahr auf dem Meere geschützt sein wollte, empfahl sich dadurch der Fürsorge dieser beiden Gottheiten, daß er sich in die samothracischen Geheimnisse einweihen ließ, welche nicht bloß physisches Heil versprachen, indem sie ja auch den Weg zeigten, der aus den Stürmen der Leidenschaften in den sichern Port des ewigen Lebens führe.[1] In Lemnos hingegen, welches seinen Cultus von Samothrace entlehnte, waren die Cabiren als Söhne des Hephästus und der Cabira, Feuerwesen. Aber schon hier war eine Mischung vorhergegangen. Die Eltern bezeichneten die gesonderten Eigenschaften ihrer Kinder, nämlich Hephästus das Feuer, und Cabira konnte als Ceres Cabiria, die auf einer Münze von Sardes das Ruder zum Attribut hat, kein Feuerweib,[2] sondern nur ein Wasserweib sein; also Wärme und Feuchte die beiden Grundkräfte der Natur. Das sie einigende Wesen nannte man den dritten Cabir, Hermes Cadmilus, der von beiden Wesen etwas hat, denn Mercur ist der einzige Planet, welcher beide Eigenschaften besitzt, warm und feucht zugleich ist. Darum hieß in den Hochzeitgebräuchen der Römer jener Knabe, der bei den Vermählungsfeierlichkeiten das Brautbad besorgte, Camillus. In Athen hieß er Luthrophorus

[1] Kein anderer Grund würde die zahlreichen Besuche der Fremden auf dieser, eines Hafens entbehrenden, Insel (Plin. IV. 23) erklären

[2] Welker leitet καβειρα von καιω, καυω brennen ab.

(Badebesorger), und mußte dem Bräutigam am nächsten verwandt sein. Den drei Cabiren gesellte man in der Folgezeit noch drei weibliche Cabiren zu. Wollte man aber das Wasser weiblich personificiren, so nannte man diese Grundkraft Axiokersa (Ceres), die männliche Axieros (Bacchus), und in Beziehung darauf, daß es nicht nur ein Sonnenfeuer, sondern auch ein Erdfeuer gibt: Axiokersus. Also Pluto, Dionysus Zagreus mit dem abgeschnittenen Phallus, dritter Cabir, den die beiden andern Brüder dieses Organs — oder, nach einer andern Angabe: des Kopfes — beraubt hatten, wenn die Vegetation verborgen ist, und nur noch unter der Erde fortwirkt. Der wiedererstandene Hermes, das Bachuskindlein Jakchus ist wieder der Cadmilus, der die Wiederschöpfung der Natur bewirkt. Dieser galt nun als eine vierte Person, welche den andern administrirte, nachdem auch schon Axieros in Axiokersus, d. h. in ein Oben und Unten sich gespalten.

Der Britte Wilford will die Originale der samothracischen Gottheiten, deren Namen Axieros, Axiokersus und Axiokersa Welker aus dem Griechischen und Schelling aus dem Phönizischen abzuleiten wußten, in — Indien, dieser Wiege aller Religionssysteme, aufgefunden haben. Er erzählt (As. Res. V. p. 297) eine indische Legende von der in der Unterwelt hausenden Schlangenkönigin Asyori (holdes Antlitz), welche dem Meergott eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit gebar, Namens Asiotkerscha, ein Wort, das mit Asyori dennoch gleichbedeutend sein soll. Ferner ist Bewohner der Unterwelt der Höllenrichter Yama oder Jama (Pluto, Polydamas oder Damastor), welcher Asiokerscha heißt, also der männliche Gegensatz zur Erdgöttin Damater oder Demeter, Ceres Cabiria, Axiokersa; sein Diener heißt Chasmala, und spielt die Rolle des Hermes als Seelenführer. So

wäre denn auch der Casmilus oder Cadmilus, Camillus der Abendländer gefunden. [1] Die Hebräer deuteten ihn nach ihrer Weise um, nannten ihn Kadmiel, d. i. einer der vor (kedem, kadma) Gott (el) steht, [2] also Metatron, der Erzengel Michael, welcher ja auch Seelenretter ist, weil er im Briefe Judä mit dem Satan um die Seele Mosis streitet. Also Hermes, welcher zwar die Seelen hinab ins Todtenreich führt, aber auch wieder herauf in die Wohnungen des ewigen Lichts, weil man nur durch die Pforte des Todes dahin gelangen kann; Hermes mit dem Prädicat Cadmilus ist jener dienstbare Geist, welcher zwischen Wasser und Feuer, zwischen Nacht und Licht, zwischen Unter- und Oberwelt, zwischen Axiokersus (Axiokersa) und Axierus mitten inne steht, und den Seelen den Weg zum Heile zeigt, indem er sie zuvor dem Leibe nach absterben läßt — in den Mysterien stellte man den Novizen zuerst die Schrecken der Unterwelt vor, dann erheiterte sich die Scene — daher die Sage einen Saon (Heilbringer), Sohn des Zeus als Begründer der samothracischen Mysterien nennt, und Jason — ein Name, welcher mit Saon (und Jesus) gleichbedeutend ist — als Stifter der lemnischen Weihen, die alljährlich im Eintritt des Frühlings, wo das Licht wieder Sieger wird, Statt fanden.

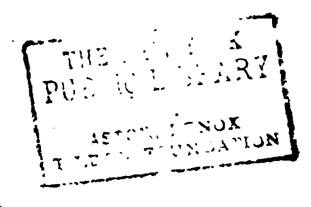
Dem Initiirten wurde Verschweigung der ihm vorgetragenen geheimen Lehren in allen ähnlichen Instituten des Alterthums zu einer Pflicht gemacht, auf deren Uebertretung die Todesstrafe stand. Somit wäre der Weg auch von Samothrace nach Aegypten gefunden, wo Osiris nach seinem Tode

[1] Macrobius sagt (Sat. 3, 8) vom Camillus der Römer, daß er „puer nobilis flaminum praeminister,“ und Festus: Camillus puer dicebatur, qui Flamini Diali ad sacra praeministrabat.

[2] So hießen die Tempeldiener Esr. 2, 40. 319. Neh. 7, 43. u. ff.

aus dem Arierus in den Ariokersus sich verwandelt, seine Gemahlin Isis die Ariokersa; und der von Osiris in der Unterwelt mit der Nephtys, d. i. mit der unterirdischen Isis gezeugte Heilbringer Anubis,[1] welcher der Isis das Grab des Osiris zeigt, und zu seiner Wiederauflebung in der Winterwende beiträgt, wäre demnach als Begleiter der Isis in die dunklen Regionen Hermes der Seelenführer; aber auch der Erretter aus des Todes Banden, der Wiedergeborne in der Gestalt des Kindes Harpokrates, dessen Finger auf dem Munde den Mysten an die Beobachtung des Stillschweigens mahnt, wie Plutarch (de Isid.) ausdrücklich bemerkt: „Nicht ein kindischer und gebrechlicher Gott ist Harpokrates, sondern ein Verbesserer der unrichtigen Meinung, welche die Menschen von den Göttern haben. Deßwegen hat er den Finger auf dem Munde, zum Zeichen des Stillschweigens.“ Im Zeichen des „Wassermanns,“ wo die Tage wieder zunehmen, hat Hermes die Seelen in das Lichtreich eingeführet, aus welchem sie in der entgegengesetzten Sonnenwende der feuchten Natur sich zugewendet hatten. Sie haben jetzt aus dem Becher des Heiles[2] getrunken, der ihren geistigen Ursprung ihnen wieder zum Bewußtsein bringt. Dieser Becher ist nun der Krug des bei dem Götterdienste administrirenden Knaben Kadmillus, mit welchem man das heilige Wasser schöpfte, der Canopus oder Kruggott der Aegypter, auch das Horn des Ueberflusses, das dem Harpokrates nicht fehlt (vgl. V. Fig. 3). Harpokrates, der Gott der Winterwende, ist auch Horus an der Mutter Brust, welcher im Frühjahre zum Jüngling herangewachsen, den bösen Wintergott Typhon besiegte.

[1] Diesen haben wir oben S. 54 als Aesculap (Asklepios Soter, d. i. als Hund des Heils) kennen gelernt, welcher die Todten zum ewigen Leben erweckt.
[2] Vgl. oben S. 68.



...g auf Cypern als Taube ...man in ihr den heiligen ...chöpfung participirte, um ...um diesen Vergleich voll-...laden, haben wir nur noch ...agen, daß der heilige Geist ...phroditus), sondern meist ...acht würde.

...ch nach der Taube, die da-...salem ganz von Gold ge-...ausgestellt war, und deß-...den Augen der Juden als ...s.[1] Nichts desto weniger ...die Taube für die weib-...höpfers, wenn man dem ...personifizirte. Vor allem ...n, daß schon der chaldäische ...t im hohen Liede für dem ...hat, vielleicht weil die ...nde Sophia des Philo ...gyptische Philosophem sich ...Mond, welcher wegen sei-...atur stets für das Sonnen-...n[2] sei, was auch Plutarch ...noch deutlicher Aristoteles ...) ausspricht: Minerva sei ...lunam). Diese Göttin ...elt schaffen wollte, plötzlich ...ervorgesprungen.[3] In dem

...ter. jüd. Secten. 1. S. 35.

...) und μενος (Intelligenz).

...icht erinnern mögen, daß Zeus auch ...ensuren, machen wir auf eine Stelle ...schaftigen Liebschaft des Zeus und der ...weltschöpfung gedacht wurde (Göttinger ...und war Metis, der Minerva Mutter, ...Gemahlin des Zeus gewesen.

So war also Hermes Cadmilus bald eine Personification des die beiden Geschlechter einigenden Triebes, und somit Heilbringer, nämlich Urheber der Schöpfung — oder Wiederschöpfung, folglich Todtenerwecker. Zugleich aber auch die Frucht dieser Verbindung, Kama, Horus, Amor, säugend an der Mutterbrust.

Eine solche Trinität, bestehend aus Vater, Mutter und Sohn (Osiris, Isis und Horus) wollten die Kabbalisten in der mystischen Bedeutung der drei den Gottesnamen J a w bildenden Buchstaben erkannt haben. Der erste Buchstabe, das Jota — mit welchem auch alle männlichen Hauptwörter und Eigennamen sich endigen — lehrten sie, sei der Schöpfer,[1] der mittlere Buchstabe, das He — mit welchem auch alle weiblichen Substantiva und Eigennamen endigen — sei der heilige Geist, den sie auch Matrone, Weltmutter nennen; und der letzte Buchstabe, das Waw (der Figur und Namensbedeutung zufolge ein Haken) wird von ihnen abwechselnd der „Sohn“ und das „Holz des Lebens“ genannt.

Erwägt man, daß der phönizische Adonis dem Hesychius auch als Pygmäe oder Däumling mit ungeheurem Schamgliede bekannt war,[2] offenbar ein Symbol der Schöpferkraft, die in ihren Anfängen unmerkbar ist, welches Bild man in einem Tempel der cyprischen Venus aufbewahrte, die mit der Pygmalion (Adonis Pygmäon jenen Paphus (also das Waw) zeugte, ferner, daß Venus

[1] In diesem Sinne will Math. 5, 18 verstanden sein: So lange Himmel und Erde nicht vergehen, wird auch das Jota bestehen. Unter den Sephiroth, welche durch die zehn Hauptglieder des menschlichen Körpers (Mikrokosmus) repräsentirt sind, findet man das Jota an dem Platze, den die Genitalien einnehmen.

[2] *Αδωνις ανηρ πυγμαιων εχων αιδαῖον μεγα* s. v. Pygm.

diese Urheberin aller Dinge auf Cypern als Taube verehrt ward, so kann man in ihr den heiligen Geist, der an der Weltschöpfung participirte, unmöglich verkennen, und um diesen Vergleich vollkommen begründet zu finden, haben wir nur noch die Beweisstellen nachzutragen, daß der heilige Geist nicht immer männlich (Aphroditus), sondern meist weiblich (Aphrodite) gedacht wurde.

Samarien hieß nämlich nach der Taube, die daselbst auf dem Berge Garizim ganz von Gold gearbeitet, zur Verehrung ausgestellt war, und deßhalb die Samaritaner in den Augen der Juden als Götzendiener erscheinen ließ.[1] Nichts desto weniger galt auch der Orthodoxie die Taube für die weibliche Eigenschaft des Schöpfers, wenn man den „Geist Gottes" besonders personificirte. Vor allem andern erinnern wir daran, daß schon der chaldäische Bibelübersetzer die Braut im hohen Liede für den heiligen Geist gehalten hat, vielleicht weil die Weisheit die weltschaffende Sophia des Philo? Dieser konnte an das ägyptische Philosophem sich gehalten haben, daß der Mond, welcher wegen seiner feuchten weiblichen Natur stets für das Sonnenweib galt, die Intelligenz[2] sei, was auch Plutarch (de Isid.) zugibt, und noch deutlicher Aristoteles (bei Arnobius adv. gent.) ausspricht: Minerva sei der Mond (Minervam esse lunam). Diese Göttin war, als Jupiter die Welt schaffen wollte, plötzlich aus seinem Gehirn hervorgesprungen.[3] In dem

[1] Peter Beer, Lehr. und Mein. jüd. Secten. 1. S. 35.

[2] Man vergl. μην (Mond) und μενος (Intelligenz).

[3] Diejenigen, welche sich nicht erinnern mögen, daß Zeus auch als Weltschöpfer gekannt gewesen, machen wir auf eine Sage aufmerksam, die von einer 300jährigen Liebschaft des Zeus und der Here spricht, bevor an eine Weltschöpfung gedacht wurde (Böttiger Kunstm. II. S. 243). Und doch war Metis, der Minerva Mutter, Metis (Vernunft) die erste Gemahlin des Zeus gewesen.

Sprüchen Salomonis heißt es ganz deutlich: „Jah (Gott) schuf mit seiner Weisheit," also hatten ja die spätern Juden eine Schriftstelle, welche ihnen erlaubte, der ägyptischen Vorstellung von der Weiblichkeit des schaffenden Weltgeistes in ihrer Theosophie ebenfalls Eingang zu verschaffen.

Das Protevangelium Jakobi erzählt: „Wie eine Taube ward Maria großgezogen im Tempel des Herrn, und empfing ihre Nahrung aus der Hand eines Engels!" Und ebendaselbst liest man weiterhin: „Eine Taube flatterte auf das Haupt Josephs im Tempel, was der Priester als ein Zeichen deutete, daß ihm die Jungfrau Maria zur Obhut bestimmt sei." Daß man den heiligen Geist mit der Gottesgebärerin zu identificiren gewohnt war, bestätigt der Kirchenlehrer Theodoret;[1] obgleich in einem Ausdruck, welcher die Doppelgeschlechtigkeit des heiligen Geistes ahnen läßt. Die Taube hatte von der Taufe den Namen entlehnt;[2] darum ist sie Symbol der Urfeuchte (Vogel der Aphrodite, d. i. der aus Meerschaum Gebornen), schwebt über dem Schöpfungswasser (1 M. 1, 2), zeigt sich bei der Wiederschöpfung nach der Flut (1 M. 8, 11), und durfte daher auch bei Jesu geistlicher Wiedergeburt aus dem Wasser des Lebens nicht fehlen. Als Symbol der Auferstehung fand man sie in Grabmälern der christlichen Märtyrer, und bei der Uebertragung des physischen Schaffens auf geistige Production war es nicht unmöglich, daß Ephräm, der Syrer, eine Taube auf der Schulter Basilius des Großen gesehen,[3] daher sie auch auf dem Haupte

[1] Im Anhang zu Tertullians Schrift de praescript. haeres. 53. Seine eigenen Worte sind: Ipsum hominem Christum ex spiritu sancto, ex virgine Maria conceptum pariter et natum.

[2] Columba von κολυμβάω, πέλεια von πλέω.

[3] Gregor. Nysseni Encomion Ephr.

Gregors des Großen sitzt.[1] Daß der Geist Gottes auf dem Schöpfungswasser die Gestalt einer Taube angenommen, kann man sich auch aus dem Talmud (Tract. Chagiga) überzeugen. Da nun die Identität der Minerva mit der Venus — also mit der Taube — schon oben S. 119 außer Zweifel gestellt worden, so wäre wieder die Brücke geschlagen, auf welcher man dahin gelangen könnte, auch bei den Hellenen die Sophia als Taube vorzufinden.

Haben wir bisher den heiligen Geist als Mutter Christi kennen gelernt, so werden wir nicht mehr überrascht sein von dem Kirchenschriftsteller Epiphanius (Haer. 53) zu vernehmen, daß die Secte der Samsäer den heiligen Geist für die Schwester Christi ausgab. War der heilige Geist als weibliches Wesen einmal anerkannt, so konnte er abwechselnd Mutter und Schwester sein. Nun dürfen wir uns bei dem Odyss. 7, 311, und öfter im Homer vorkommenden Ausruf „o Vater Zeus, o Athen' und Apollo!" mit Buttmann (Myth. I., S. 29) der Verwunderung überlassen, „wie doch diese Drei auch in ihrer innern Zusammensetzung mit jener bildlichmystischen Vorstellung des göttlichen Wesens, deren sich die ersten Verbreiter des Christenthums bedienten, um ihrer Lehre auch bei den platonisirenden Griechen Eingang zu verschaffen, übereinstimmen," zumal Apollo der Sohn des Zeus, und Athene — nun diese ging (nach altgriechischer Dogmatik) allerdings nur vom Vater allein aus, weil sie aus dem Hirne des Zeus entsprang.

Aber auch die metaphysische Einkleidung dieses christlichen Trinitätsdogma's findet sich bereits in den Religionssystemen vorchristlicher Völker, wie der Buddhisten, theils auch in den Lehren der Orphiker. Die Erstern sprachen von Buddha als einer im

[1] Wernsdorf de columba auriculae Gregorii M. adhaerente, Witt. 1761.

Uebergange zur Offenbarung stehenden, historisch erschienenen Person des Sakya-Muni (heil. Büßer), dann dem Dharma, d. i. der Lehre, durch welche der Weg zur Buddhaerkenntniß gezeigt wird, und Sangha (der Reine, Heilige) der Sohn Beider, insofern darunter die Gemeinde der Heiligen, die Anhänger Buddha's verstanden werden, die sich dem Welttreiben entziehen, um zu Gott zu gelangen.[1] Des Proclus demiurgische Trias: der Schöpfer (Zeus), die Kraft (Dynamis) und der Geist (Nus) ist eine eben so dunkle Spielerei, als die drei Lichtstrahlen Metis (Weisheit), Phos (Licht) und Zoe (Lebensgeist), welche ein Orphiker bei Suidas (u. d. W. Orpheus) aus dem Urwesen hervorgehen läßt.

Achtes Capitel.

Brahma in seinen Awatars.

„Brahm ist das Allgemeinste aller allgemeinen, das Besonderste aller besondern Wesen; außer ihm nichts Größeres noch Kleineres, vor ihm war Keiner, nach ihm kommt Keiner."

Yajursch Beda.

Gleichwie die drei verschiedenen Namen und Gestalten der dreieinigen Gottheiten nur die personificirten Eigenschaften desselben Wesens sind, ohne daß ein Unterschied angenommen werden dürfte, wenn eine dieser Personificationen andern Geschlechtes erscheint, so muß ein folgerechter Schluß uns zu der Ueberzeugung führen, daß: wenn Ein Sohn, Ein Bruder, Eine Gattin, Eine Schwester, Eine Tochter nur als Theile desselben Wesens erklärt werden müssen, dieser Satz auch für andere Fälle seine Anwendung leiden müsse. Je mehr Eigen-

[1] Schmid's 3. Abthl. über einige Grundlehren des Buddhismus.

schaften der Gottheit personificirt werden sollten, desto stärker mußte die Götterfamilie sich ausbreiten. Astronomisch-kalendarische Motive veranlaßten nicht selten die Zahl der Frauen, Kinder rc. eines Gottes bis auf Fünfzig, Hundert u. s. w. zu erweitern, je nachdem Wochen oder Tage des Jahrgotts Namen erhalten sollten. Es versteht sich von selbst, daß man bei der Namengebung nicht willkürlich verfuhr, sondern jeden einen solchen Sinn enthalten ließ, welcher dem Charakter der Hauptfigur entsprechen mußte. So erklären sich die oft sich widersprechenden Angaben der Genealogen. Denn, obschon der Eine dem Theseus den Neptun zum Vater gibt, der Andere aber den Aegeus, so weiß doch jeder der griechischen Sprache Kundige, daß Aegeus einen Wassermann bedeute, was Neptun wirklich ist, und demnach beide Mythographen darin übereinkommen, daß Theseus selbst diesem Elemente angehöre. Ebenso wenn einige Mythologen Pan von Hermes, ein Anderer aber von Ulysses mit der Penelope gezeugt sein lassen, so muß die Identität dieses Fürsten von Ithaka mit dem Gott Hermes von selbst einleuchten, wenn auch nicht zahlreiche andere Parallelen die nahe Verwandtschaft Beider außer Zweifel setzten.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen, die nicht bloß dem Studium der griechischen Göttergeschichte gelten, beginnen wir mit dem ältesten der Götter, dem indischen Brahma, für dessen Ancienität der Umstand zeugt, daß der Kultus kein Bild von ihm besitzt. Erst als man seine Eigenschaften mittelst der in der Urzeit allein üblichen Bildersprache malen wollte, mußte man den Samen zur spätern Idololatrie ausstreuen. Um die Dreitheiligkeit der Zeit (Anfang, Mittel und Ende) zu bezeichnen, gab man ihm zwei Brüder. Da nach der sinnlichen Vorstellung die Zeugung nur

Vereinigung zwei verschiedener Geschlechter denkbar ist, mußte man auch für eine Frau sorgen; und da außer Brahma noch kein Wesen war, so konnte man nicht anders, als das erste Weib von ihm aus seinem eigenen Leibe hervorkommen lassen, was nicht so unmöglich ist, da ja auch Eva auf diesem Wege in die Welt kam, was kein rechtgläubiger Leser zu bezweifeln den Muth haben möchte.

Brahma wird zuweilen mit zwei Köpfen abgebildet, um die entgegengesetzten Eigenschaften in jeder Jahreshälfte anzudeuten, aus welchem Grunde man ihm auch zwei Weiber gibt, denn außer der lieblichen Saraswati hat er noch die schwarze Kabri zur Gattin, welche ihm nur Dämonen gebar, wie die Teufelin Lilith dem Adam. Zuweilen hat Brahma drei Gesichter, zuweilen auch fünf, von denen der mittelste durch Schiwa abgehauen wurde; in der Regel vier, angeblich wegen der von ihm offenbarten vier Vedas (Gesetzbücher), eigentlich aber weil alle Menschen, d. h. alle vier Casten — denn der Paria wird nicht zu den vernünftigen Wesen gezählt — aus ihm ihren Ursprung nahmen. Der fünfte Kopf hatte von Anfang an keine andere Bestimmung, als abgeschlagen zu werden. Wie hätte man sonst das alljährliche Sterben des personifizirten Jahres andeuten sollen? Selbst seine Verweisung in die Unterwelt geschah nicht, weil, wie der Mythenerzähler vorgibt, sein Hochmuth Schiwa's Ahndung herausfordert, sondern weil man auch die Verborgenheit der Sonne während des Winters schildern wollte. Daß der Luftraum der Aufenthaltsort der Sonne, sollte der Schwan beweisen, der im Sanskrit von der Luft den Namen hat. Weil man sich nur vier Enden des Himmels dachte, daher hat Brahma ohne Rücksicht auf die Zahl seiner Köpfe stets nur vier Arme, seine Wirksamkeit nach jeder Welt-[illegible] hin anzudeuten. Müßig konnten sie nicht

bleiben, darum hält die eine Hand einen Stab (Sonnenstrahl, Feuer), die andere einen Krug, zuweilen auch einen Kürbis (Wasser, Erde), in der dritten den Rosenkranz oder richtiger: Beerenkranz, dessen 108 Kügelchen auf die 9 mal 12 Verwandlungen dieses Gottes anspielen, in der vierten eine Schriftrolle als Offenbarer der Veda's.

Ursprünglich zählte man nur fünf Awatars (Verkörperungen) Brahma's. Die erste war

Dakscha,

dessen oben schon gedacht worden, wie er als Gegner seines Schwiegervaters Schiwa, zu Gunsten seines zurückgesetzten Vaters, dessen Zorn erregt, deßhalb seinen Kopf eingebüßt, und zum Ersatz von dem besänftigten Schiwa einen Ziegenkopf aufgesetzt erhalten hat (vgl. das Bild Taf. IV. Fig. 4.). Brahma soll ihn aus sich selbst gezeugt haben, indem er die große Zehe seines rechten Fußes in den Mund genommen und daran gesogen hatte. Daher sein Name: Dakscha oder Takin, wie Sonnerat ihn nennt, denn dieses Wort bedeutet eine Zehe. Daß Dakscha die Eigenschaft Brahma's als Zeitgott ausdrücken soll, geht aus dem Umstande hervor, daß er die Nacht und den Tag zu Töchtern hat;[1] daß ihm das Bh'agavat-Purana fünfzig Töchter gibt, die er mit Paraswati, einer Tochter des Swayambhu (Brahma), erzeugte. Das sind doch wohl die Wochen des Mondenjahrs? Aber auch Monatsgott ist Dakscha; denn er zeugt noch 30,000 — soll wohl heißen 30 — Söhne, die sich aber zu einem Büßerleben entschließen, und nicht fortpflanzen,[2] aus demselben Grunde, wie die Heerden des Helius auf Trina-

[1] Auch der Grieche dichtete dem Tag (Hemera) ein weibliches Geschlecht an, obschon sonst das Licht als männliches Wesen gedacht wird.

[2] Asiat. Originalschr. I. S. 104.

tia (Odyss. 12, 129.), weil sonst der Kalender in Unordnung geriethe, wenn nicht jedes Jahr eine gleichmäßige Anzahl Tage hätte. Da nun am Anfang eines jeden Monats der indischen Zeitgöttin Kali, wie der Here Aegobolos (Ziegenfresserin) in Argos und der Juno Caprotina in Rom an den Kalenden (am Neumonde) Ziegen geopfert wurden, auch Jehovah um diesen Zeitpunkt einen Ziegenbock zum Opfer verlangte (4 Mos. 28, 15.), so ließe sich Dakscha's Ziegenkopf wohl erklären, weil jeder Gottheit nur solche Thiere geopfert wurden, die ihr eigenes Wesen charakterisiren.

Es drängt sich hier die Frage auf, ob vielleicht Brahma in seinem Sohne Dakscha nur eine Personification der zeugenden Naturkraft sei, welche doch durch den Bock am deutlichsten verbildlicht ist? Anquetil (Z. Av. I, 249.) will in der Tempelgrotte zu Ellora den Bock der Aegypter sogar mit dem Namen Mendes angetroffen haben, den bekanntlich Herodot zu den ältesten Göttern Aegyptens zählt. Bei Diodor (1, 61.) geht ein Mendes unmittelbar vor Proteus her (62), welcher Letztere die Gabe hatte, sich in alle Gestalten zu verwandeln — weil dieses eine Eigenschaft des Wassers ist, aus dem ja alle Dinge in der Welt ihren Ursprung haben, daher der Name Proteus (Πρωτευς), denn Wasser ist das Erste (το πρωτον), der Urstoff, und Proteus darum ein Meergott, Besitzer der Schlüssel des Wasserreichs, wie ihn der Orphiker nennt, Hüter der Meerheerden des Nereus. Daß im Proteus ein kosmologischer Satz von dem Entstehen aller Dinge aus dem Wasser gegeben sei, liegt am Tage. Wenn also Mendes noch vor Proteus regierte, so will damit gesagt sein, Brahma, der die Erde bei der Schöpfung aus dem Meere hervorhob, sei der Weltschöpfer, dessen

zeugende Kraft hier unter dem Bock versinnlicht ist. Selbst der Name Mendes ist indisch, im Sanskrit heißt mand: sprechen (lat. mandare), Zaubersprüche murmeln, mantra Zauberspruch, Mendes also: das Schöpfungswort, das weiblich aufgefaßt, die bei der Weltschöpfung participirende Tochter Brahma's, die Bakschi (lat. vox) ist, — die vielleicht nur ein anderer Name der musikalischen Saraswati — und womit zugleich die Liebe des Bockes Pan, der die Windharfe bläst,[1] zur Schallnymphe Echo begreiflich wird, sowie die Verwandlung der Flötenbläserin Minerva, der das Ziegenschild gehörte, in Mendes und Mentor. Brahma gilt für den Sohn der Maja (vgl. Taf. III. Fig. 4.), wenn nämlich das weibliche Naturprinzip als Urmutter aller Dinge im kosmogonischen System den Weltschöpfer verdrängt. Maja ist Weberin wie Penelope, Hermes der Erstern Sohn, der Andern Gatte, mit welcher er, der Logos der Hellenen,[2] den Bock Pan zeugte. Also war Brahma, Maja's Sohn der Bock, weil er vor allem andern Geschaffenen, selbst dem Proteus vorherging. Selden berichtet (de Diis Syr. p. 327.), auf rabbinische Zeugnisse sich stützend, daß die Syrer den Bock Asima als Weltschöpfer angebetet. Die Genesis der Samaritaner beginnt mit ihm. A-sima ist nur die aramäische Aussprache für Sem (der Hohe), von welchem seine Verehrer, die Semiten, sich abkünftig rühmen. Sem ist der phönizische Hypsuranius Eljon, also der Zeitgott Kronus oder Saturn, in dessen Gefolge man auch die bocksgestaltigen Satyre erblickte, Silo als Silen, der „Alte der Tage.“ Bei Proteus hatte Dionysus gastfreundliche Aufnahme gefunden, Apollod. III, 5, 1. Dionysus,

[1] Diese ist auch das Instrument der Saraswati und heißt Vina.
[2] Λογος ἀληθινος.

welcher schon als Kind von Zeus, dem Milchbruder des Aegipans, um ihn der Rache der Here zu entziehen, in ein Böcklein verwandelt worden, und später, um dem Typhon zu entgehen, sich selbst in dieses Thier verwandelt hatte). Pan heißt nicht ohne Bedeutung auch des Silenus Vater (Serv. ad Virg. Ecl. 6.), und Silo hieß Jehovah in der Richterzeit (s. d. etym. symb. Realwb. unt. Schilo). Der Pentateuch beginnt die Schöpfungsgeschichte damit, daß Gott das Licht von der Finsterniß gesondert, und der bocksköpfige Dakscha hat den Tag und die Nacht gezeugt. Daß Dakscha von Schiwa den Bockskopf erhielt, möchte vielleicht auch eine Anspielung auf Brahma's Abstammung aus dem Monde sein, von der das Epos Ramayana weiß; denn Schiwa ist der Repräsentant der Sonne, Brahma also das Mondenjahr. Darum zeugt Brahma, dem Ramayana zufolge, den

Maritschi

d. i. den Glanzgott, also Aether?[1] und dieser den

Kasyapa

d. i. Glanzgesicht,[2] dieser heirathete Dakscha's Töchter Diti (Nacht) und Aditi (Helle), mit der erstern zeugte er die Asuras (Dämonen der Finsterniß), mit der andern die Suras (Lichtwesen), also die mondhellen und dunkeln Nächte; oder auch Nacht und Tag, denn Kasyapa ist auch das Mondenjahr, darum vermählt er sich, nach einer jüngern Mythe, mit dreizehn Töchtern des Dakscha,[3] weil der Mond seinen Lauf dreizehn Mal in der Dauer des

[1] Der Bock Pan ist auch des Aethers Sohn.

[2] Von Dorow als der ätherdurchflossene Himmelsraum gedeutet. Sollte er nicht das personifizirte Mondlicht sein? ein Lunus, wie die ihrer Schönheit sich rühmende Kassiope die Luna?

[3] Asiat. Originalschr. I. S. 71.

tropischen Jahres vollendet. Dem Ramayana zufolge zeugte Kasyapa mit der Aditi den

Indra (Aether),

das Oberhaupt der Götter zweiten Rangs, obschon er in den Upanischads [1] nicht allein häufig mit der Trimurti zusammen, sondern oft selbst vor ihnen genannt wird. Im zwölften, zum Rig-Veda gehörenden Upanischad, bei Anquetil, findet sich ein Gespräch zwischen einem König von Benares und Indra, in welchem dieser als das höchste Wesen dargestellt wird. Eben dies geschieht im elften, zu demselben Veda gehörigen Upanischad in einem Gespräch zwischen Indra und Wiswamitra. [2] Im 44sten Upanischad bei Anquetil wird Indra als das unendliche Wesen und das All dargestellt. [3] In einem von Colebrooke [4] übersetzten Stück des Rig-Veda weiht Prajapati — den wir nachher als identisch mit Brahma kennen lernen werden — den Indra zum König aller Götter ein; dann wird er von allen untergeordneten Wesen im Himmel und auf Erden zum König geweiht. Dann heißt es: „So geweiht unterwarf sich Indra alle Welten, erhielt höhere Würde über alle Götter." Daraus ist deutlich genug zu ersehen, daß Indra Brahma selber. In der gewöhnlichen Mythe erscheint er nur als Mittler zwischen der Trimurti und den Untergöttern. Er wird abgebildet in jugendlicher Gestalt mit der Krone auf dem Haupte, vierarmig — anspielend auf die vier Cardinalpunkte des Himmels — auf dem Körper mit Augen besäet — das gestirnte Firmament — in den Händen den Donnerstrahl, einen Bogen, den Haken,

[1] Oupnekhat II. p. 1. 106.
[2] II. p. 31.
[3] II. p. 368.
[4] Asi. Res. VIII. p. 411.

mit welchem die Elephanten regiert werden. Und reitet er gewöhnlich auf einem weißen Elephanten Irawata, der aus dem Milchmeer bei Hervorbringung des Amrita (Unsterblichkeitstrank) emporstieg. Vielleicht, weil die Zähne dieses Thieres Symbole der Blitzstrahlen? Man vgl. deßhalb 1 Mos. 14, 2., wo Bela (Feuer) und Bera (Feuer), einen König Sinhab (Elfenbein) zum Alliirten haben, dessen Reich Adma (Rothland) heißt, und 1 M. 36, 32. ist Bela Sohn des Beor (Verbrenner) König in Edom, und seine Residenz Dinhaba d. i. Elfenbein (im aramäischen Dialect f. Sinhab). Daß Indra's Elephant drei Rüssel hat, erklärt sich wie der dreizackige Phallus des Schiwa (und Osiris bei Plutarch) aus dem Philosophem, welchem zufolge Drei die Signatur alles Göttlichen ist. Auf unserm Bilde (Taf. V. Fig. 5.) sind dem augenbesäeten Gotte auch vier Pfauen beigegeben, welche durch die Eigenthümlichkeit ihrer Schwanzfedern gewürdigt wurden, auch in die Nähe der Luft- und Mondgöttin Here zu kommen. Auf dem andern Bilde (Fig. 6.), wo auch Indrani, die weibliche Sakti des Gottes, und sein Wagenführer Matali auf dem Elephanten sitzen, hat das Thier nur Einen Rüssel. Indra fährt zuweilen auf einem Wagen Wagra (Blitz) genannt; wird aber auch auf einem Teppich sitzend abgebildet. Seine Wohnung Swarga (Licht) liegt auf dem Götterberg Meru, aber niedriger als die Paradiese der Trimurti. Im Epos Maha Bhareta wird sein Umfang auf 800 Meilen angegeben, die Höhe auf 40 Meilen, die Säulen des Palastes Indra's Diamanten ꝛc. Indra besitzt folgende Prädicate: der Untheilbare, der Regnende, Reiseförderer, Tagesherr, Langnasiger (weil die Luft, Indra's Region, Träger des Geruches ist) Blitzeschleuderer, Wolkenführer, Tausendäugige u. a. m.

Von keinem der Götter finden sich im ersten Buche des Ramayana so viele Mythen als von Indra. Die Dämonenmutter Diti beklagte sich inst gegen ihren Gemahl Kasyapa, daß Indra sie ih- er Kinder beraubt habe[1] und weil sie sich deßhalb einen en Indra vernichtenden Sohn wünschte, setzte sie inzu: Durch langjährige Büßungen will ich mir ieses Glück erzwingen, aber mir Empfängniß zu henken, hängt nur von dir ab. Kasyapa antwor- ete der Tiefbetrübten: Bleibe tausend Jahre rein, urch mich sollst du den Besieger Indra's empfan- en!" Nachdem er seine Gattin umarmt hatte, hieden Beide, jedes sich den Büßungen widmend.)iti blieb am Strome fließenden Wassers. Da ahte sich ihr der in der Kunst der Täuschung ge- vandte Schakra,[2] zeigte sich ihr bei Herbeitragung er Opfermaterialien behülflich, beständig ihren örper reibend, verscheuchte er Ermüdung und eobachtete sie in allen heiligen Ceremonien. Als ir noch zehn Jahre an den Tausenden fehlten, gte Diti hocherfreut zu Indra: Wenn noch zehn ahre verflossen sind, wirst du einen Mitregenten ines Reiches erhalten. Mit besondern Anstren- ingen habe ich diesen Sohn in Bezug auf dich worben." Nachdem Diti dies gesagt hatte, schlief , etwas unachtsam durch das Vertrauen auf Sa- ı, in seiner Nähe ein; mit ihren Füßen den Platz res Hauptes einnehmend. Schakra, der sie da- rch unrein werden sah, daß die Locken ihres tuptes ihre Füße berührten, und ihr Kopf den t ihrer Füße einnahm, jauchzte laut auf. In- ı, der Ueberwinder des Riesen Bala (einer der

[1] Das wenn die zerstörungslustigen Wintergeister, die auch ch des nordischen Blitzgotts, Thors Hammer (Donnerkeil), ihres ens beraubt wurden.

[2] Der Planet Venus. Im Sanskrit ist er männlichen Ge- chts. Er führt die bösen Geister an.

Söhne der Diti), ging, mit dem Blitz in der Hand in den bloßgestellten Körper, theilte den Fötus in sieben Theile, und da jeder Theil lebte, und vo Traurigkeit schrie, so theilte er jeden wieder in sieben Theile. So zerstückt durch den Blitz weinte der Fötus laut im Mutterschooße, wodurch Diti begriff, was vorging. Schakra sagte zu dem Weinenden: weine nicht! und durchbohrte den schluchzenden Fötus abermals. Nun rief ihm Diti zu: „Er muß nicht vernichtet werden" — Indra trat nun mit kindlicher Ehrfurcht und gefaltenen Händen vor Diti, erzählte, wie sie im Schlafe unrein geworden, und er, seiner Selbsterhaltung wegen nicht anders habe handeln können. Die Göttin maß sich nun selbst die Schuld bei, und bat den Indra nur: die neun und vierzig Söhne, welche sie nun gebären werde, als Götter anzuerkennen, ihnen die 49 Punkte des Windes — so viele nehmen die Indier nach ihrer Theilung des Compasses an — anzuweisen, um unter seinem Befehl die Welt zu durchstreichen. Indra versprach dies, und Beide kehrten vergnügt zum Himmel zurück.

Auch der Sinn dieser Mythe löst sich in bildliche Darstellung der Wirkungen der Naturkräfte auf. Wie Kaßyapa der Mondgott, Diti die Nacht so ist Indra der personificirte Dunstkreis, Wolkenbeherrscher, Ordner der Witterung, Sohn der Aditi (des Tages), der mit seinen unzähligen Sternenaugen in die Nacht herabschaut. Würden die Kinder der Nacht, die 49 Winde aus Einer Gegend wehen, so hörte Indra's Herrschaft im Dunstkreis als Ordner der Witterung auf. Deswegen zertheilt er sie in alle Punkte des Compasses, beherrscht sie nun, und erscheint immer von ihnen umgeben. (Ramayana I. p. 409—427). Da Indra, als Herr des Dunstkreises, in der Luft — deren Personificatio[n] [Wi]shnu (d. h. der Durchdringer) ist — sich befi[ndet]

)et, so wird er auch als den Wischnu anbetend)argestellt. (Ram. I. p. 179.).

Also darum ist Indra König der untern Götter; ıls Beherrscher des Dunstkreises; da er die Winde n seiner Gewalt hat, stehen die auf der Erde virkenden Naturkräfte unabänderlich unter seinem Einfluß. Dennoch finden sich Mythen im Ramayana,)ie erzählen, daß Indra nur durch Opfer zu seiner Würde gelangt sei, daß ihr Besitz ihm nie sicher)leibe, daß er in beständiger Furcht schwebe, ein)eiliger werde durch strenge Bußübungen, oder ein König durch das Aswamedha [1] ihn vom Throne stoßen, wie dies auch durch den Schlangenfürsten Nahusa wirklich geschah, der nach 100 vollbrachten Opfern Götterkönig wurde. [2] So oft nun ein Fall)er Art droht, wendet er jedes Mittel an, die Buße zu hemmen, die Büßenden zum Zorn zu vereiten, oder das hundertste Opfer zu stören.

Auf den ersten Anschein hin scheint es sinnlos,)aß der Inder den Werth der Buße so hoch anschlägt, daß Dämonen sogar sich derselben bedienen, ım Macht zu bekommen, schädliche Wirkungen auszuüben; und daß dem Brahma die Buße nicht Mittel zum Zweck, sondern Zweck selber sei, weil er zwischen Göttern und Rakschasa's (böse Geister) keinen Unterschied macht, Jeden, der ihn — gleichviel in welcher Absicht — anruft, erhört. Wie)ätte man aber anders die Wechsel der Jahreszeiten ınd der dadurch veränderten, bald wohlthätigen,)ald schädlichen Naturerscheinungen erklären wollen,)hne die oberste Weltregierung Brahma's zu läugnen? Glücklicher Weise tritt stets der Umstand ein,)aß Brahma es nie an Mitteln fehlt, die Bösen,)ie ihre durch Buße erworbene Macht mißbrauchen, zu bestrafen, ohne sein Wort zu brechen. Miß-

[1] Ein Opfer von 100 Rossen.
[2] Al. Originalschr. I. S. 160.

braucht ein Dämon die empfangenen Gaben, so offenbart sich, daß Brahma sie dennoch mit Weisheit verlieh, und es ihm nie an Rath fehlt, den Mißbrauch zu hemmen. So z. B. erlangte einst der Oberste der Nachtgeister, der „schwarze" Ravana, seine Macht über die drei Welten durch ungeheure Büßungen und Anrufung Brahma's. Dieser versprach ihm endlich zu gewähren, was er bitten werde. Da bat Ravana um die Gabe, daß weder Götter noch göttliche Weise, weder Gandharvas[1] noch Nagas[2] ihn verwunden könnten. Und Brahma erhörte ihn. Der Stolze glaubte sich jetzt unsterblich, unterdrückte die Götter, und raubte dem Indra seinen Thron. (D. h. die Daityas siegten über die Adityas — es ward Winter in der Schöpfung). Nun riefen die Götter um Hülfe zu Brahma, und dieser hatte das Mittel zur Hülfe schon voraus gesehen. Der Stolze, sagte er, verachtete die Menschen und schloß sie als zu schwache Wesen von seiner Bitte aus. Darum soll er jetzt durch einen Menschen sterben. Nun wurde Wischnu als Rama Mensch und tödtete ihn. (Ram. I. p. 183.)

Am ausführlichsten ist Indra durch seine Furcht in die Büßungen des Wiswamitra verflochten, die er auf alle Art zu unterbrechen sucht. Er trägt zuerst der reizenden Nymphe Rambha auf, den Büßer durch ihre Reize zu verführen. Diese zittert vor Furcht bei dem Auftrag und bittet, sie damit zu verschonen, da der Weise im Zorn sie verfluchen könne. Da aber Indra verspricht, sie selbst als Kukuk und in Gesellschaft des Liebesgottes Kama zu begleiten, gehorchte sie. Der Heilige ward durch ihre Gestalt angezogen, fühlte sein Herz durch ihren Gesang bewegt; aber da er nun mit seinem geistigen Auge (durch Contemplation) Indra und Kama

[1] Himmlische Sänger, Lichtengel.
[2] Schlangengeister.

rkennt, erwachte sein Zorn, und sein Fluch ver-
andelte die Nymphe auf zehn Jahrtausende in
tein (Ram. I. p. 535.). Der Sinn dieser Mythe
t leicht zu errathen. Wie der Kukuk als Witte-
ungsvogel dem Zeus und der Here gehörte, so
uch dem Luftgott Indra. Der Kukuk ist Frühlings-
ote. Im Lenz erscheint die Natur in ihrer Pracht.
a gibt sich der Einfluß der Schönheit zu erkennen.
ie Nymphe siegt über den Heiligen. Aber im
erbst wird die Erde unfruchtbar, also steinig, [1]
aher die Verwandlung der Buhlerin in diese
Materie.

Folgende Begebenheit erinnert stark an die Ge-
chichte des Amphitryo, um so mehr als Indra,
velcher als Beherrscher der Luftregion und durch
ein Prädicat: Lichtvater (Diwaspati) von Jupiter [2]
ich nicht unterscheidet, hier dessen Abenteuer aus-
ührt. Der fromme Büßer Gautama hatte sich einst
on seiner Gattin Ahalya, die an seiner Askese
Theil nahm, entfernt, und sogleich beschloß der
on ihren Reizen geblendete Indra sie zu besitzen.
Zu diesem Behufe nahm er das Kleid eines Weisen
an. Ahalya erkannte zwar den Gott, gab ihm
aber dennoch Gehör. Behutsam wollte nach er-
fülltem Wunsche der Verführer die Einsiedelei ver-
lassen, als Gautama hereintrat, glänzend von
Kraft, und selbst den Göttern durch seine heiligen
Büßungen unüberwindlich. Als der Weise den
frevelnden Herrn der Götter in einen Weisen ver-
kleidet erblickte, redete er ihn zornig an: „Du hast
in meiner Gestalt ein Verbrechen begangen, darum
werde ein Eunuch." Sogleich fielen die Testikeln

[1] Von στερρος (unfruchtbar) stammt sterilis (steinig), so verwandt sind sich beide Begriffe.

[2] Auch dieser Name besagt dasselbe. Aus Diwa, Dio entstand Ju, und Jovispiter, s. Diovis pater. (Dies Tag, Licht, sub divo: unter dem Himmel.)

Indra's auf die Erde. Aber die Götter hatten Mitleid mit dem Sünder und ersetzten seinen Verlust, indem sie einen Bock entmannten und mit dessen Testikeln den Indra beschenkten. (Ram. I. p. 432—440.). Auch diese Mythe bezieht sich auf kalendarische Verhältnisse. Ahalya, d. i. die sehr dunkle, also die winterliche Jahreszeit — die ihrer Unfruchtbarkeit wegen leicht der Askese sich ergeben kann — verursacht durch ihre Nachgiebigkeit, daß dem Himmelsgott die Fähigkeit geraubt wird, die man dem Frühling zuschreibt. Aber im wiederkehrenden Lenz verdoppelt sich seine Kraft, da er sogar die Testikeln eines Bockes zum Ersatz erhält. Zur Winterszeit muß Ahalya die Wünsche des Gottes schon aus diesem Grunde gewährt haben, weil diese Nachgiebigkeit sie nicht in gesegneten Zustand versetzt hatte.

Wesentlich verändert erzählt Polier Ahalya's Schwäche. Indra soll ihm zufolge den Mondgott Candra zum Vertrauten seines Planes gemacht haben. Dieser wußte, daß der Heilige jedesmal bei dem ersten Hahnenruf sein Lager verlasse, um in den Fluten des Ganges sich zur Morgenandacht vorzubereiten. Beide begaben sich in die Nähe der Einsiedelei, Candra nahm die Gestalt eines Hahnes an, und krähte noch vor Mitternacht. Sofort stand der Heilige auf, und ging zum Strom, um seine religiösen Ceremonien zu verrichten. Indra aber schlich sich in Gestalt einer Katze in die Hütte, und gewann die Ahalya. Die Flußgöttin Ganga empfing indeß den Gautama sehr übel, daß er sie vor der Zeit störe. Er beruft sich auf das Krähen des Hahns, schöpft aber Verdacht, da er hört, welche Zeit es ist, und eilt zu seiner Wohnung zurück. Hier fand er nun die beiden Götter, gab ihnen eine körperliche Züchtigung, und belegte sie mit dem Fluch, daß sie die Merkmale dieser Schläge

immer behalten sollten. Daher hat der Mond noch
etzt Flecken. Indra, dessen Leib überall mit Wunden
edeckt war, verbarg sich vor Scham. Die Götter,
rostlos ihren Beherrscher verloren zu haben, suchten
hn überall, und da sie ihn in seinem jammervollen
Zustande fanden, flehten sie zur Trimurti, ihn von
en Folgen dieses Fluches zu befreien. Sie wurden
war erhört, aber da die Trimurti selbst nicht im
Stande war, den Fluch ganz aufzuheben, verwan-
elte sie die Wunden in Augen, daher ist Indra's
anzer Körper mit Augen besetzt. Man ersieht aus
iesen Beispielen, wie den Mythenerfindern, um
ine Naturerscheinung zu erklären, ganz gleichgültig
ar, in welcher Gestalt die Gottheit darin erschien,
enn nur das Kleid zu der Idee paßte, die man
u versinnlichen beabsichtigte. Daß Indra die Ge-
alt einer Katze annahm, als er sich zu Ahalya
egab, dürfte vielleicht auf die Nachtzeit anspielen,
ie er zu seinem Vorhaben ausgewählt hatte. Denn
ie Katze war deßhalb der Mondgöttin Isis geweiht,
eil ihre Augen im Dunkel leuchten. Daß Candra
ls Hahn sich vernehmen ließ, mag vielleicht auf
er Wahrnehmung beruhen, daß ein Witterungs-
echsel die Hähne auch vor Eintritt der Frühe zum
rähen verleitet, auf Indra's Antrieb war dies
eschehen, Indra steht eben der Witterung als
eherrscher der Luft und Wolken vor.

Wisma Karma

. i. Allkünstler) war auch ein Sohn Brahma's,
imlich die Personification seines Wirkens als
miurgischer Weltbaumeister. Wismakarma soll
s Paradies des Wischnu (Waikanda), und die
chtwohnung (Swarga) der Götter erbaut haben.
ch die Grottentempel zu Ellora, Nasak ꝛc. sollen
m ihre Entstehung verdanken. Auf dem hier bei-
gebenen Bilde (Fig. 7.) sieht man ihn in eine

Nische sitzend, auf einer Steinbank, zu seinen Füßen zwei Löwen, die Symbole der Macht. Rechts und links dieser Nische befinden sich zwei kleinere mit seinen Dienern. Der eine trägt die Lotusblume, das Symbol des Geburtsorgans, und hält zugleich einen Maaßstab, das phallische Zeichen [1] in senkrechter Linie vor den Augen, denn Bauen hat in der priesterlichen Sprache auch den Sinn: Familien erbauen (1 Mos. 30, 3. 2 M. 1, 21.). Die Griechen bezeichneten beide Begriffe mit Einem Worte (δεμω). Der zweite göttliche Baudiener setzt einen Senkelwinkel auf eine vor ihm stehende Säule. Diese drei Nischen sitzen in einer runden kegelförmigen Steinwand, und über ihre Wölbungen weg zu vier und vier vertheilt, sieht man acht betende Geister in fliegender Stellung, aber flügellos, und außer einfachen Kappen völlig nackt. Es stellt die Huldigung der (von den Indern angenommenen) acht Welthüter vor. [2] In Mitte der Betergruppe über der mittlern Nische sieht man ein Auge, unter demselben eine bleirechte Linie, die auf eine horizontale Linie niederfällt, das Grundprinzip der Baukunst. Oberhalb des Nischenkegels liegt ein Wulst, auf welchem zwischen zwei Sternenkränzen der Zodiak sich befindet, die Wage in der Mitte.

Narada

(d. i. der Verborgene), [3] so hieß der Erfinder der Laute (vina), ein Sohn Brahma's und der Saraswati, der Erfinderin der Harmonie. Sein Name erklärt sich aus der Wahrnehmung, daß der Ton

[1] μηδος bedeutet Beides.

[2] Der Zend Avesta kennt deren nur vier, weil der Weltgegenden nur viere sind. Der Inder verdoppelte diese Zahl, so wie er auch sechs Jahreszeiten zählt, anstatt der im übrigen Orient üblichen drei.

[3] Das Stammw. ist nar, ναρω = λαρω.

in der Nacht am hellsten klingt,[1] was man vergebens aus dem Geräusch des Tages herleitet.[2] Dem Orphiker zufolge ist die Schöpfung in einem Gespräche des Weltschöpfers mit der Nacht vollbracht worden; dem indischen Mythus zufolge durch den Ton, welchen das Taktschlagen der Saraswati mit ihren Händen bewirkt hatte. Saraswati's Sohn Narada ist demnach der musikalische Brahma, wie Wiswakarma der demiurgische. Baukunst und Tonkunst sind die Beschäftigungen aller Sonnengötter. Amphion, d. i. der rings die Erde Umwandelnde (ursprünglich nur ein Prädicat Apollo's, wie Hyperion u. a. m.) baut die Mauern Thebens mit den Tönen seiner Lyra. Auch Hermes — welcher als Cadmus ebenfalls Teben erbaute — heißt Demiurg und besitzt die Lyra, wie Apollo ebenfalls, welcher die Mauern Troja's und Byzanz's erbaute. Immer ist der Lichtgott Musiker und Baukünstler, weil Licht in den ungeregelten Zustand des Chaos Harmonie brachte. Insofern nun die Harmonie der Sphären hier gemeint ist[3] und der Rhythmus, nach welchem die Himmelskörper sich bewegen, weßhalb auch dem Hermes die Erfindung der Sternkunde in Aegypten zugeschrieben ward, insofern galt auch Narada für einen Astronom, nämlich Brahma, welcher als Weltschöpfer den Gestirnen ihren Lauf anweist. Ein anderer Sohn Brahma's war

[1] Die Liebe der Schallnymphe Echo zu dem nach der Dunkelheit benannten Narcissus — denn ναρκω ist nur die erweiterte Form von ναρω — erklärt sich aus demselben Philosophem. Die Flötenbläserin Athene hieß auch Narcäa.

[2] Sollte die etymologische Verwandtschaft zwischen calo schallen und celo verbergen, dieser Betrachtung ihren Ursprung verdanken?

[3] Ueber die Verbindung der Musik mit der Astronomie bei den Chinesen, s. Amiot Mém. concernant la musique d. Chinois.

welcher, auf die an ihn gerichtete Frage der Untergötter, ob Brahma, Wischnu oder Schiwa den Vorzug verdiene? alle drei auf die Probe zu stellen beschloß. Er begab sich zuerst zu seinem Vater. Dieser las eben in den Veda's und wollte sich also aus seiner Beschäftigung nicht stören lassen. Nun begab sich Brighu zu Schiwa und wurde freundlich aufgenommen. Da er aber, ohne Rücksicht auf den Gott zu nehmen, sich auf das Tigerfell, den Sitz desselben niederließ, wurde Schiwa schon zornig. Als er ihn nun frug, wie er habe das Geschäft der Weltzerstörung und die Verantwortlichkeit für das viele Blutvergießen unter Menschen und Thieren übernehmen können? gerieth Schiwa so in Zorn, daß selbst seine Gattin Parwati ihn nicht zu besänftigen vermochte, und Brighu nur durch die schnellste Flucht sich retten konnte. Nun begab er sich zu Wischnu, den er schlafend fand, und durch einen Stoß mit seinem Fuß auf die Brust desselben weckte. Dennoch wurde er von dem Gott auf das freundlichste empfangen, der nur besorgt war, der Heilige möchte durch den Stoß seinem Fuße wehe gethan haben! Beschämt durch diese Großmuth bat Brighu um Verzeihung, erhielt sie, und kehrte zu seinen Brüdern zurück, welche, nachdem sie seinen Bericht angehört hatten, einstimmig entschieden, daß Brahma keine göttliche Eigenschaft besitze; daß Schiwa zwar mächtiger als Brahma, aber ein böses Wesen sei, Wischnu allein sei Gott. (Polier Myth. I. p. 230.). Wie Brahma selbst — denn dieser ist Brighu — sich seinen beiden Brüdern unterordnen konnte? begreift sich leicht, wenn man in dieser Mythe die den Brahmanen gegebene Lehre erkennen will, daß die Demuth eine göttliche Eigenschaft sei, mehr noch die Besiegung der Leidenschaften. Deshalb erhält Wischnu vor dem zornigen Schiwa den

Vorzug, und Letzterm nur wegen seiner physischen Gewalt die Superiorität über Brahma eingeräumt, Wischnu stehe am höchsten, weil er auch geistig der mächtigere sei, denn derjenige ist der stärkste, welcher sich selbst überwunden hat. Brahma, welcher glaubt, seine Vollkommenheit darin zu finden, daß er sich durch äußere Erscheinungen in seiner Andacht nicht stören lasse, ist jener Brahmane, dem die in diese Parabel eingekleidete Lehre gilt, daß gute Werke vor der Gottheit höhere Geltung haben, als unfruchtbare Andächtelei. Brighu ist also der echte Brahman, d. h. Brahma selbst; denn was ein Priester thut, oder thun soll, das läßt der Mythus den Gott, dem jener dient, und dessen Namen er trägt, selbst verrichten, hier das edle Werk der Selbstverläugnung.

Die Awatar Brahma's als Brighu scheint eine jüngere Dichtung zu sein, da sie eine rein ethische Tendenz hat, und also in dem kosmogonisch-astronomischen Mythenkreis, welcher das Leben der Götter umfaßt, ganz vereinzelt dasteht. Wir können daher jetzt schon den kurz vorher verlassenen Pfad einlenken.

Ueber den Ursprung der Götter und der Schöpfung waren insbesondere die Inder verschiedener Meinung. Die eine Parthei dachte sich Brahma als Sonne, zuerst sich in der Körperwelt manifestirend; die andere hingegen faßte ihn als Mond auf, wie wir bereits in Kasyapa zu vermuthen wagten, welche Genealogie jedoch nur beweist, daß man das Licht der Nacht vom Tagesgestirn ableitete, was astronomisch richtig ist, weil der Mond seinen Schein von den Sonnenstrahlen empfängt; eine dritte Parthei betrachtete den Mond als erstes Wesen, und nur deßhalb Brahma als dessen Personification, wie gleich nachher ganz außer Zweifel gesetzt werden soll; endlich eine vierte Parthei stellte Sonne und Mond neben einander, und leitete von ihnen als

einem Urpaar alle andern Wesen ab. Auch hier konnte man sich noch nicht einigen, ob man den Mond als Frau (Saraswati), die Sonne als Mann (Brahma), oder umgekehrt, die Sonne als Frau (Savitri) und den Mond als Mann (Soma) betrachten soll. Der Verfasser eines Upanischad stellt den Mond zwar als Frau, die Sonne als Mann dar, macht den Mond aber älter. Er gehört der jüngern Parthei an, welche den

Prajapati

(d. i. der Wesen Herr) an die Spitze der Dinge stellt, und sucht die ältere Meinung darnach zu erklären. Es heißt: Prajapati, das schaffende Prinzip, wollte Wesen hervorbringen; dann unterwarf er sich Büßungen (stellte in seinem Innern Betrachtungen an), und da er überlegt hatte, brachte er zwei Wesen hervor; zuerst Soma, welches der Mond ist, und Pran (die Luft, hier aber als Sonne gefaßt), welches das Sonnenfeuer ist. Und da er die Beiden hervorbrachte, wußte er, daß aus ihnen alle andren Productionen hervorgehen würden. (Oupnekhat. II. p. 129.) Im Rig-Veda wird dies Verhältniß mit einer nur geringen Veränderung dargestellt. Es heißt: Savitri, die Tochter Prajapati's sei von ihrem Vater dem König Soma zur Gattin gegeben worden (As. Res. VIII. p. 402). Von der Abstammung der Menschen aus der Sonne handeln fast alle Mythen, von der Abstammung derselben aus dem Monde kennen wir keine. Dennoch weist folgende Genealogie, wenn auch dunkel, darauf hin, indem das Epos Ramayana den Wasischta folgende Glieder aufzählen läßt: Brama brachte Maritschi hervor, dieser den Kaspapa, dieser den Wetwaswa, dieser aber den Menu. Nun war aber nach einer spätern Stelle des Ramayana Menu Prajapati selbst. Ebendaselbst redet Wasischta den Rama an:

„Vernimm von mir, o Herrscher der Menschen, die Hervorbringung der Welt. Alles war Wasser, daraus wurde die Erde gebildet, nach dieser der selbstseiende Brahma mit den Göttern. Er dann befreite in Ebergestalt die Erde wieder, und brachte mit seinen Söhnen die Welt hervor. Brahma ewig, beständig seiend, unverkleinerlich, wurde aus dem Aether, von ihm wieder Maritschi u. s. w."

Das Wasser, welches hier gemeint ist, war also nicht das, was wir darunter zu verstehen pflegen, sondern eine Art von Chaos, das Urwasser, der noch unsichtbare Weltstoff, aus dem durch Verbindung das Sichtbare hervorgeht; das Schwere, Erde und wirkliches Wasser, sinken nach unten, Aether und Licht steigen aufwärts, aus diesen geht Brahma — die Sonne — hervor.

In der Einleitung zu Menu's Gesetzbuch theilt sich der Unendliche in beide Geschlechter, der Mann: Wirala (vir) bringt nun aus sich selbst den Mann oder Menu hervor — der allgemein für Brahma's Erstgebornen gilt —, dieser nun ist der Bildner von Allem.

Menu (Mann)

wünschte nun das Menschengeschlecht in's Dasein zu bringen, übt deswegen schwere religiöse Pflichten, und bringt dann zuerst zehn Heroen der erschaffenen Wesen hervor. Sie heißen: Maritschi, Atri (mit dessen Tochter späterhin Brahma den Mondgott Soma zeugt), Angira, Pulastya (den Vater des Dämonenkönigs Ravana), Pulaha, Kratu, Dakscha, Wasistha, Brighu und Narada. Diese, voller Herrlichkeit, brachten sieben andere Menus hervor, Dewtas (Götter), Rakschasa's (Dämonen), Thiere, Pflanzen u. s. w.

Menu hatte nach einer andern Mythe gar keine Kinder, und brachte ein Opfer, um einen Sohn zu

bekommen. Seine Gattin weiß aber den Opferpriester zu bewegen, daß er die Ceremonie so einrichtet, daß sie statt eines Sohnes eine Tochter bekommt. Diese erhält den Namen Ila. Menu damit unzufrieden, bittet den Guru (Oberpriester) Wasista, das Mädchen, in einen Knaben zu verwandeln.[1] Dies geschah, und das Kind erhielt den Namen Sudumina (?). Da er erwachsen ist, geht er auf die Jagd, kommt in eine Wildniß, und wird sofort in ein Mädchen verwandelt. Schiwa nämlich, der hier einigemal von einigen Einsiedlern überrascht wurde, als er seine Gattin umarmte, hatte diesen Wald mit dem Fluch belegt, daß alle Männer, die ihn betreten würden, Mädchen würden. Nun wieder Ila, verliebte sie sich in den Buddha, den Sohn des Mondes (Maja), und gebar von ihm den Puru, den Stammvater der Mondkinder. Des weiblichen Geschlechtes müde, bat sie den Wasista, sie wieder zum Manne zu machen. Dieser wandte sich an Schiwa, wurde aber nur halb

[1] Umgekehrt verfuhren die von den Trojanern sich abkünftig rühmenden Latiner. Des Mermerus, d. i. des „Getheilten" (Μερος) Sohn Ilus, der Erbauer von Ilium wurde ihnen zur Ilia, der Stammmutter der Römer. Ila bedeutet Hyle (ὑλη), d. i. die prima materia, die Urfeuchte, aus der alle Wesen hervorgegangen sind. Daher Zeus auf Creta in der idäischen Höhle geboren, auf dem phrygischen Ida hält er sein Beilager mit Here, daselbst auch Anchises mit der Venus Idalia, ebendaselbst theilt Paris den Liebesapfel als Preis der Schönheit aus u. a. m. Daß Ida und Ila nur durch den Dialect verschieden sind, beweist der Umstand, daß Ilus der Sohn und Idäa die Tochter des Dardanus heißen (Apollo §. III. 2), so wie auch daß der nach der Wasserratte benannte Castor bei den Messeniern Idas hieß, die Ratte ist der Nachtgöttin (Leto, Athyr), der Urmutter aller Dinge, heilig; Leto hieß Nacht und war Wölfin, als sie die Wolfszwillinge (Apollo Lycäus und Artemis Lycia) gebar — weil der Wolf (λυκος) das aus der Nacht sich hervorarbeitende, Dämmerlicht (λυκη diluculum) ist. Leto war aber auch Ilia, denn Zwillingssöhne hatte eine Wölfin gesäugt.

erhört, denn Ila war nun einen Monat um den andern Mann und Weib. Diese Fabel soll wieder uns beweisen, daß Menu vom Monde abstammt, denn auch Soma war — wie wir weiter unten zeigen werden — abwechselnd Lunus und Luna gewesen. Menu war sein Vater Prajapati, so lange er noch Androgyn war, erst als er sich theilte, hieß er Menu (Mann), und seine weibliche Hälfte Sadarupa, d. h. die getheilte Gestalt. Aus dem sanskritischen Rupa (ὀ-ρφνη, μ-ορφη) wurde das deutsche Rippe, dieser Urstoff des Weibes. Rupa bedeutet im Sanskrit auch Finsterniß. Folglich ist die Schöpfung der Sadarupa, des ersten Weibes, aus der Seite Brahma's oder Menu's nur in anderer Form von dem Aegypter und Hebräer wieder erzählt worden, wenn der Erstere die Nacht (Athyr) die Mutter aller Dinge nennt, und der Letztere das erste Weib aus der Rippe des Mannes hervorkommen läßt. Wie weitverbreitet dieses Bild in der alten Welt gewesen, bestätigen auch griechische Mythen und der Cultus. Calydon (caligo) hatte den Pleuron (πλευρα: Rippe) zum Bruder gehabt, und dieser Rippenmann hatte das erste Weib (Protogenia) gezeugt.[1] Die Mondgöttin Artemis hieß Calydonia und die eulenäugige Mondgöttin Athene Pleuronia. Letztere als Tochter der Metis (Weisheit), jene Pronoe (Klugheit), die den Pleuron gebar. Der Sinn dieser, von den Priestern gemachten Genealogie ist folgender: Die Sünde ist der Sold der Speculation. Die durch Zweifelei von Gott sich abwendende Vernunft[2]

[1] „Wer von einer Rippe träumt, dem ist eine Frau bestimmt," lehrt das Traumbuch Artemidors, denn — fügt er erklärend hinzu — αι πλευραι εισιν αι γυναικες, d. h. Rippen bedeuten Weiber.

[2] Man denke an das Schicksal des Prometheus.

muß den Himmel meiden, zur Strafe in die Geburt herab; die letzte der Stationen von der Sonne zur Erde ist der Mond, daher die Sage: alle Seelen kommen aus dem Monde; darum unterschieden die Priester zwischen der Erleuchtung durch den Geist, die nur den Lieblingen der Götter zu Theile wird, und der irrenden Vernunft als einem verderblichen Geschenk der Finsterniß; daher ist Medusa (die Denkerin) die Versteinerte, d. i. die der Materie Verfallene.[1] Medusa war aber ursprünglich nur das Prädicat der Athene Gorgo, die Pleuronia hieß. Athene war die kriegerische Göttin, in ihrem Vater Pallas, der auch ihr seinen Namen gab: der gegen Gott empörte Geist. Dieses Verhältniß des Geschöpfes gegen den Schöpfer ist ein unkluges, und da das Streben nach geöffneten Augen (1. M. 3, 5) nicht die gehoffte, sondern die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte, so wird einigermaßen begreiflich, wie das Sanskrit Vernunft und Unvernunft mit Einem Worte (medha) bezeichnen konnte, Verstand (μενος, mens) und Raserei (μηνις, mania), zugleich aus dem Monde (μην, μανη, mana) abgeleitet werden können,[2] aus welchem noch bei den Neuplatonikern die gefallenen Geister, d. h. die zur Geburt bestimmten Seelen auf die Erde kommen. Und ein indischer Glaubensartikel lautet: „Wer bloß in der Absicht auf Belohnung im Jenseits, nicht aber aus Liebe zur Tugend Frömmigkeit übt, geht nach dem Tode wieder in den Mond,

[1] Auch hier kommen Stein (λιθος, litus) und Rippe (latus) in Verwandtschaft, beide nur Umschreibungen des Wortes Finsterniß (lateo, λαθω).

[2] Noch zur Zeit Ariost's muß diese Sage nicht ganz verschollen gewesen sein, weil Astolf den Verstand des rasenden Roland im Monde sucht. Oder sollte der Dichter in Plato's Republik (Lib. 20) den Stoff zu seiner Satire aufgefunden haben? Man vgl. auch Plutarch (de facie in orb. Lunae).

wo er von künftigen Geburten nicht frei wird."
Die Sabäer Arabiens wußten noch, daß Adam, der Genius, der im Monde waltet, gewesen sei.[1] Also war auch Brahma, welcher früher Swayambhu d. i. der durch sich selbst Seiende genannt worden, von dem Momente an, als er sich in Mann und Weib schied,[2] ein Mondgeist, folglich ein Sterblicher, geworden, daher sein Name Menu. Denn in allen Kosmogonien ist der Leib gewordene Gott der erste Mensch. Vor dem Falle war Adam von den Engeln beneidet worden, woraus ersichtlich, daß er die Gottheit selber war, die höchste Stufe im Geisterreiche einnahm. Darum erwartete man auch in dem Erlöser einen incarnirten Gott, welcher aber als frei von der Erbsünde nicht in menschlicher Weise erzeugt sein sollte.

Von Menu, als dem ersten Menschen, rühmen sich die Brahmanen abkünftig,[3] wie die Aegypter

[1] Dupuis Orig. d, cult. V. p. 100: Les Sabeens, dont la réligion a été celle d'Abraham chef des Hébreux, regardaient les astres comme des Dieux, et faisaient d'Adam le génie où l'intelligence de la Lune.

[2] Die Erbsünde, d, i. die Lust nach der Materie, also das Streben nach Individualität, war die Ursache des Abfalls von Gott, der Trennung vom All.

[3] Vielleicht auch die Hellenen? Denn, obschon hier die Mythographen uns verlassen, so haben sich doch noch Spuren in vielen Eigennamen erhalten, als Μηνογενης (der von Menes Erzeugte) auf Münzen von Pergamus und Byzanz (bei Mionnet II. 595.) Μηνοδοτος (d. i. der von Menes Gegebene) auf Münzen Smyrna's, Cariens, Dyrrhachiums (bei Mionnet III. 196. 341. VI. 514.) Μηνοδωρος (der von Menes Geschenkte) auf Münzen von Carien und Rhodus (bei Mionnet III. 349. 415.) Μηνοφανης (d. i. Incarnation des Menes oder: der sichtbar gewordene M.) auf einer Münze aus Pergamus (bei Mionnet II. 596.), Μηνοφιλος (der dem Menes lieb ist) auf Münzen von Ephesus, Smyrna, Chius (bei Mionnet III. 88. 186. 269.). Diese Namen lauten ganz wie Theodotus, Theodor-

von ihrem ersten König Menes, die ihnen verwandten Creter vom Minos, dem Sohn des Zeus. Und noch die Deutschen, deren Jahre Mondenjahre waren, und bei denen überhaupt der Cultus des Mondes (Man) vorherrschend, nannten ihren Stammvater Mannus.

Daß aber nicht nur die Kriegerkaste, sondern auch die Priesterkaste von Menu sich herleitete, indem sie ihn als Erbauer der Stadt Ayodya bezeichnete, ist ein neuer Beweis, daß Menu Brahma selber sei, der den Priester aus seinem Munde, den Krieger aus seiner Schulter, den Gewerbtreibenden aus dem Schenkel, die arbeitende Classe aus dem Fuße hervorzog, kurz der Vater aller Menschen, nicht bloß Eines Standes ist. Nur muß man nicht bei Ayodya an die bekannte Stadt in Indien denken; sondern wie die Juden ein geistliches Jerusalem, so hatten auch die Inder ihre himmlische Stadt, worin nur die Auserwählten wohnen, d. h. die der Erdenwelt, der Vergänglichkeit nicht mehr angehören. Darauf weiset der Name Ayodya: die „Unüberwindliche" hin, denn in dieser Götterstadt herrscht der Tod nicht, es ist — die ewige Stadt.

Neuntes Kapitel.

Brahmi in ihren Awatars.

Brahmi, Brahmani (d. i. der weibliche Brahma) wurde vom Göttervater, als er die Welt schaf-

Theophanes, Theophilus; woraus also leicht geschlossen werden dürfte, daß Menes auch der Name eines griechischen Gottes gewesen sein müsse, zumal wenn man erwägt, daß der Cultus die Münzen der ältesten Griechen prägen ließ, daher die vielen Götterbilder und symbolischen Figuren auf denselben. Vgl. das etym. symb. Realwtb. u. d. Art. Münzen.

fen wollte, aus seinem eigenen Leibe hervorgezogen, worauf er sich mit ihr begattete, und den Narada, den Erfinder der Tonkunst, zeugte. Der Sohn war der eigene Vater, dessen weibliche Hälfte Brahmani, nach einer andern Sage durch Taktschlagen mit ihren Händen sich eine Blase zugezogen, aus welcher die Trimurti hervorkam. Als Sängerin und Tänzerin, als Vorbild der Gandharven und Apsaren (der indischen Musen) hieß sie Saraswati d. i. Göttin des Gesanges (Sura) oder der Harmonie, und weil ihr Ton die Welt geschaffen, hieß sie auch Vaksh (lat. vox), das Schöpfungswort, ein weiblicher Logos, die Sophia der Gnostiker. Sie hieß auch Bhasa (Wohlredenheit), Schrift und Sprache werden deßhalb als ihre Erfindungen gepriesen, und an ihrem Feste enthält sich der Inder des Lesens und Schreibens.

Schon als Tochter Brahma's, ohne Beistand eines Weibes von ihm gezeugt, erinnert diese Schutzgöttin der Wissenschaft an die aus Zeus Haupt hervorgekommene Minerva, so wie als dessen Gattin an Metis, die Mutter Minervens, die Zeus aber zuvor verschlingen mußte, als er im Begriffe war, ihre Tochter zu gebären. Aber auch Mnemosyne, die dem Jupiter die Musen gebar, darf mit Saraswati hier verglichen werden, welche Letztere von den Dichtern zu Anfang des Werkes um ihren Beistand angerufen wird. Selbst die mongolischen Schriftsteller richten in der Einleitung ihrer Werke ihr Gebet an diese Göttin um Begeisterung für sich und Verständniß für ihre Leser zu erlangen (s. Schmidt's Forschungen im Gebiete der rel. Bildungsgeschichte Mittelasiens S. 189). Die Windharfe (Vina) in der Hand dieser musikalischen Göttin auf Abbildungen bietet eine neue Parallele, denn auch Athene war die Tonkünstlerin, sie hatte den Ardalus im Flötenspiel un-

terrichtet. Ferner ist der Hirsch, den man auf Münzen Athens neben der Athene erblickt (Creuzer Symb. II. S. 731) das beiden Göttinnen gemeinschaftliche Symbol, denn Saraswati trägt ihn in der Hand.[1] Zuweilen reitet sie auf ihres Gatten Lieblingsvogel, dem Schwan, dieser ist das eigentlich musikalische Symbol, die Pieriden wurden in Vögel verwandelt. Der Schreibgriffel und die Palmblätter als Schreibmaterial fehlen dieser Göttin nur selten, denn Geisteserzeugnisse entstehen unter ihrem Beistande. Auch darin zeigt sich die Göttin als Brahma's weibliches Ich, denn die Veda's, die ältesten Bücher der Welt, sind seine Composition. Die ersten Hymnen an die Götter sind ein Product der Inspiration, deren Brahma seine Diener würdigte.

Saraswati ist die personifizirte Musik, darum ist Narada die einzige Frucht ihrer Vereinigung mit Brahma, obschon der dem weiblichen Organ ähnliche Lotuskelch, auf welchem sie schwebend erscheint, sie auch als Göttin der animalischen Fruchtbarkeit zu erkennen gibt, wie der Hirsch, jenes Symbol des Thaus,[2] ihre Einwirkung auf die Vegetation des Pflanzenreichs andeuten mochte. Hingegen heißt Brahma's andere Gemahlin Quiatri, mit welcher er die Dämonen gezeugt haben soll, die Unfruchtbare. (Baldäus Reis. S. 558.) Daraus ist deutlich zu erkennen, daß dieses Prädicat nicht au

[1] Majer's Brahma S. 95.

[2] Eben daß ausnahmsweise in Athen, wo in Athenens Burg auch das Pandrosium, die Kapelle der Thaunymphe war, der Hirsch als der Minerva Lieblingsthier gekannt war, und daß der Pandrosus Schwester, die Thaugöttin Herse den Hirsch (Ellops) zum Enkel hatte, daß sein Vater der von der Morgenröthe entführte Tithon war, diese sich gegenseitig erklärenden Parallelen beweisen zur Genüge, daß nur die „Hindin der Morgenröthe“ (Ps. 22, 1.) gemeint sein könne, daß folglich auch Artemis nur als Mondgöttin, nicht als Jägerin ihn zur Seite hat.

die Unfruchtbarkeit der Göttin selbst, sondern auf die Unfruchtbarkeit verursachende Handlungsweise ihrer Kinder sich beziehe. Darum konnte Saraswati, wie Minerva, mit Symbolen der Fruchtbarkeit geschmückt sein, obgleich jede dieser Göttinnen nur Einen Sohn hatte. (Minerva war bekanntlich die Mutter des Erichthonius, obschon sie auf das Prädicat: „die Jungfräuliche" nicht verzichtete.)

Ungeachtet der entgegengesetzten Eigenschaften der beiden Frauen Brahma's dürfte aber dennoch die Behauptung: Beide seien nur Ein Wesen, nicht zu gewagt erscheinen. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß Brahma einige Zeit in die Unterwelt verwiesen war, um seine Vaterschaft zu den Dämonen und folglich seine Gemeinschaft mit Quiatri ohngefähr wie das Verhältniß des Osiris in der Unterwelt zur Nephtys, sich zu erklären. Ueberdies heißt Quiatri: Streit, sie ist also Eris, Minerva als Bellona. Die Ketteri's (die Kriegercaste) sollen darum von ihr abstammen, wie die Brahmanen von Saraswati, obschon die bekanntere Tradition die Casten ohne weibliche Hülfe von Brahma erschaffen sein läßt. Nebstdem haben auch Wischnu und Schiwa jeder eine fruchtbare und eine unfruchtbare Gattin. Diese bei allen dreien Gliedern der Trimurti sich wiederholende Erscheinung muß also bedeutsam sein, und läßt schließen, daß diese Göttinnen, je nachdem sie in der einen oder andern Eigenschaft sich zeigen, entweder Ceres oder Proserpine d. h. entweder die lichte oder dunkle Monatshälfte, sommerliche oder winterliche Erde vorstellen.

Zehntes Capitel.

Wischnu in seinen Awatars.

Wenn schon, wie mehrfach in dieser Schrift ausgesprochen worden, die Metamorphosen des griechischen Pantheons nicht historische und chronologische Nachforschungen veranlassen wollen, sondern physikalische Erscheinungen in allegorischer Verhüllung sind, so haben die Awatars (wörtlich: Herabsteigungen sc. der Himmlischen auf die Erde) oder Verkörperungen der indischen Götter außer diesem Zwecke noch einen höhern ethischen; denn nur einige der Theophanien Wischnu's deuten auf große tellurische Revolutionen hin, die meisten aber auf wohlthätige, gerechtigkeitswaltende, menschenerhaltende Gotteswerke, auf Dämpfungen roher verderblicher Kräfte der Glaubens- und Sittenbefeindung im Allgemeinen.[1] Zwar gehen auch Brahma und Schiwa Verkörperungen ein, aber nur wenige derselben (wie Brighu) sind durch einen bloß sittlichen Zweck hervorgerufen, während jene des Wischnu als des erhaltenden Prinzips in der Trimurti fast ausschließlich ethischer Natur sind, und daher das die ganze Welt durchziehende Erlösungsdogma aus dem Wischnuismus seinen Ursprung nahm; denn Wischnu ist der große Menschenfreund, welcher Fleisch wird,

[1] Ueber die Absicht derselben drückt sich Wischnu selbst als Krischna im Bhagavat-Gita mit folgenden Worten aus: „Wenn ich gleich, als Herr aller geschaffenen Dinge meiner Natur nach weder geboren werden, noch sterben kann, so gebiete ich doch über meine eigene Natur, und offenbare mich vermöge meiner Macht. Von Zeit zu Zeit, so oft die Tugend in Verfall geräth, und Laster und Ungerechtigkeit sich in der Welt erheben, werde ich sichtbar und erscheine, den Gerechten zu erhalten, den Bösen zu vernichten, und die Tugend von neuem zu gründen."

Also auch dem Tod sich hingibt, um durch sein Beispiel die Menschheit im Kampfe gegen den Versucher zu stärken. Es ist die Awatarlehre, wie K. Müller in den nachfolgenden Sätzen treffend entwickelte, ein Vorbild der Seelenwanderung, denn sie gibt eine Anschauung von dem bewegten Willen der Gottheit nach außen, der sich verschieden äußern muß nach den verschiedenen Graden der Wirksamkeit und des Würdigen in Formen, welchen unsere menschlichen Gewohnheitsbegriffe einen verschiedenen Werth beilegen.

So wie die ihre Hülle verlassende Seele des Menschen in verschiedene Thierkörper — welche dem Menschen nach conventionellem, auf eine gewisse ethische Abschätzung, analog mit bekannten Thiercharaktern, gegründetem Werthe vor Augen stehen — als in die Mittel ihrer Läuterung einwandert; so werden auch die Verkörperungen der hülfreichen Gottheit nach bestimmten Stufen der Wichtigkeit im Bilde dargestellt; also die Gottheit selbst in Körperbanden leidend; wie die Menschen, die Ausflüsse des Weltgeistes, schon an sich ausgeschlossene Gottheitstheile, mehr oder minder leidend, in den Fesseln der Materie betrachtet werden. Nur waltet zwischen jenen Awatars der Gottheiten und dem Erdenwallen des Menschen der Unterschied ob, daß der eingekörperte Gott als Awatar eine mächtigere, selbständigere, mit höhern Kräften ausgestattete Erscheinung ist, welche den Zweck göttlicher Sendung in Uebernatürlichem, und zugleich die Heiligkeit ihres Berufs in Art und Folge der Affekte und Handlungen klar ausspricht. Hingegen die Formwechselungen der Metempsychose sind nur das fortgesetzte Leben der nach Vorschriften göttlicher Lohn- und Strafgerechtigkeit, mit Willensfreiheit und daher mit moralischer Zurechnung begabten individuellen Menschenseele.

Da in den Naturreligionen das physische Element hinter dem ethischen nie ganz zurücksteht, so darf man sich nicht wundern, wie Wischnu der Lehrer des Menschengeschlechts, der göttliche Büßer, welcher in seiner Menschwerdung über Gott und Unsterblichkeit mit seinen Jüngern sich ausspricht, in breite metaphysische Abhandlungen als Krischna und Buddha sich vertieft, in seinen Awatars zuweilen auch Thierverkörperungen eingeht, freilich nur um anzudeuten, daß die Gottheit auch den Raum ausfülle, darum nur jene Thiermasken wählte (Fisch, Schildkröte, Eber, Wischnus drei erste Incarnationen — die vierte, der Mannlöwe, bildet die Uebergangsform von den Thiergebilden zum Menschlichen —), welche die stufenweise Entwickelung der Körperwelt verbildlichen, weil diese als Schauplatz der Läuterung der Seelen gewissermaßen auch ein Theil des Erlösers ist.

Dadurch unterscheiden sich also die Wischnuawatars von einigen Brahmaincarnationen, indem die letztern nicht ein Niedersteigen der Gottheit zum Zwecke der Errettung von physischen Befeindungen oder moralischen Uebeln, sondern nur Regenerationen sind, wie sie jeder Mensch zu bestehen hat, der zu Gott kommen will. Dahin gehört z. B. die Sage, daß Brahma im dritten Weltalter als der Tschandala[1] Walmiki auftrat, welcher aus der brutalsten Niedrigkeit seines Standes plötzlich in Gotterleuchtung überging, die Veda's aufs Vollkommenste erklärte, und als gottbegeisterter Sänger nicht nur die sechs ersten Wischnuincarnationen lehrte, sondern im Ramayana auch die siebente Niedersteigung des Welterhaltungsgeistes niederschrieb. Derselbe Fall wiederholte sich im Dwaparjug mit Wiasa (d. i. Sammler), den seine Mutter vier Stunden

[1] Die verworfenste Menschenklasse, die außer allem Castenverband steht.

nach der Umarmung eines Rischi völlig mündig an's Tageslicht setzte. Auch er war ein heiliger Sänger, der Ordner der Sagen, die das Epos Maha Bharat enthält. Kagbossum, welcher im Satajug den Sieg der Bhawani-Durga über den Mahasura in einem Gedichte verherrlicht, war auch eine der heilbringenden Wiedergeburten des Vedaspenders gewesen, gleichwie Kalidasa, der bekannte Verfasser der „Sakontala", der unter dem König Vikramaditya gelebt haben soll, und doch an der Verfasserschaft jenes Drama's eben so wenig wirklichen Antheil hat, als der ägyptische Hermes an den ihm zugeschriebenen 42 oder 365, 25 Büchern (d.h. 365¼ Tage). Das waren die vier Brahmaerscheinungen, von denen schon oben erwähnt worden ist, daß ihr Beruf war, Wischnu's Lob der Welt zu verkündigen. Die Angaben dieser 4 Brahmaincarnationen, welche ihrer Natur nach sich so sehr von den oben ausführlich geschilderten unterscheiden, sind offenbar von jüngerer Erfindung, gewissermaßen nur Apotheosen ähnlich sehende Huldigungen, welche die Brahmanen den Productionen gewisser Männer angedeihen ließen, deren Werke als Stützen des Nationalglaubens betrachtet werden. Die Vier als die beliebte Zahl des vierantlitzigen Offenbarers der vier Veda's hatte man nun in Bezug auf die vier Weltalter gebracht. Man unterschied nun vier Perioden der heiligen Literatur, wozu vier heilige Männer ihre erdichteten Namen liehen.

Wie sehr unterscheiden sich von diesen vier Brahmaverkörperungen, — die nur Erscheinungen großer Erleuchtungssonnen in Mitte der einbrechenden Nebel und Schatten, bescheidene Thätigkeit geräuschloser Weisheit — jene Wischnu-Awatars, in welchen große Wunder bewirkt werden, die Gottheit selbst aber als ein Riesenbändiger, als ein Dämonenbesieger Gerechtigkeit handhabend, weltrichte-

sich in persischen Großthaten auftritt.) Würde sich Wischnu der Welt nicht annehmen, wäre sie stets in Gefahr, in das alte Chaos zu versinken. Er muß also — weil er das rettende Prinzip — zu gewissen Perioden selber erscheinen, um sie wiederherzustellen.

Man zählt im Ganzen ein und zwanzig Verwandlungen Wischnu's,[1] worunter aber nur neun die wichtigsten sind. Die übrigen werden nur als zufällig angesehen, daher in den canonischen Büchern nur die letztern umständlich beschrieben sind.

Erste Verwandlung: der Fisch.

„Du bemächtigst dich wieder des Veda im Wasser der Zerstörung, und legtest ihn freudig in die von dir verfertigte Arche, und nahmst den Körper eines Fisches an. Sei siegreich, o Herr des Weltalls!

Ode Jajadewa's.

Am Ende des dritten Weltalters — so berichtet das von W. Jones übersetzte Matya Purana, dessen Erzählung von der großen Flut hier wörtlich wiedergegeben ist — hatte Brahma's Schlaf[2] eine allgemeine Ueberschwemmung bewirkt, in welcher alle Geschöpfe umkamen. Der Dämon Hajagriva näherte sich ihm und stahl die Veda's, die aus seinen Lippen geflossen waren. Wischnu, der Erhalter der Welt, entdeckte diese That, nahm die Ge-

[1] Eben so oft soll Schiwa's Gemahlin, die Todesgöttin Kali gestorben sein, vielleicht wegen der 21 Welten, welche der Inder annimmt.

[2] Zweitausend Sadri-Jug's d. i. 8,640,000,000 Jahre machen einen Tag und eine Nacht Brahma's oder 24 seiner Stunden. Nach tausend Sadri-Jug's schläft dieser Gott ein, sein Schlaf währt 1000 Sadri-Jug's oder 4,320,000 Jahre, währenddem bleibt alles, was er erschaffen hat, vernichtet. Bei seinem Erwachen schafft er die Götter, Riesen, Menschen und Thiere von Neuem. 60,000 Sadri-Jug's sind ein Monat Brahma's, 12 solcher ein Jahr, und hundert solcher Jahre sind seine Lebensdauer.

stalt eines Fisches an, und erschien dem frommen[1] König Satyawrata, als dieser sich im Flusse Kritamala reinigte. Er bemerkte den Fisch zuerst in dem wenigen Wasser, das er in der hohlen Hand hielt, und warf ihn mit diesem Wasser sogleich wieder in den Strom. Hierauf redete der kleine Fisch den Monarchen an: „Wie kannst du, o König, der zu den Unterdrückten Zuneigung zeigt, mich in diesem großen Wasser lassen, wo ich zu schwach, den Ungeheuern des Stromes zu widerstehen, stets mit Furcht erfüllt bin?“ Jetzt wußte der Angeredete, wer die Gestalt des Fisches angenommen, und dachte gleich darauf, den Fisch zu retten. Er legte ihn daher in ein kleines Wassergefäß. Aber in Einer Nacht war der Fisch so groß, daß ihn das Gefäß nicht mehr fassen konnte. Er redete dann den Fürsten folgendermaßen an: „Ich will nicht so elend in diesem kleinen Gefäße leben, gib mir eine große Wohnung, daß ich bequem mich darin ausbreiten kann.“ Der König that ihn hierauf in eine Cisterne, aber in fünfzig Minuten war er drei Zoll größer, und sagte: „O König, da du mir einmal ein Asyl bewilligt hast, so gib mir eine größere Wohnung.“ Satyawrata that den Fisch hierauf in einen Weiher, wo er hinlänglich Raum hatte und stündlich größer wurde. Dann sagte der Fisch wieder zum Könige: „Dieser Aufenthalt ist mir nicht geräumig, weil ich in einem weitläufigen Wasser herumschwimmen muß, bringe mich in einen tiefen See.“ Der Monarch befolgte auch diesen Wunsch, und als der Fisch eben so groß, wie das Wasser darin geworden war, schaffte er ihn in das Meer. Kaum war der Fisch in den Wellen, sprach er wieder: „Hier werden mich die großen Seeun-

[1] Er war so fromm, daß nur Wasser seine einzige Nahrung war (weil er eigentlich Wischnu, das personifizirte Wasserelement selber).

geheuer verzehren; du solltest mich, o guter Mann, nicht in diesem Ozean verlassen." Der König redete den Fisch nun an: „Wer bist du, daß du mich in dieser angenommenen Gestalt betrügst? Ich habe noch nie vorher von einem so furchtbaren Wasserbewohner gehört, der, wie du, in Einem Tage einen See von hundert Meilen im Umkreise ausfüllte. Du bist gewiß Bhagavat (d. i. Herr der Seligkeit), dessen Wohnung auf den Wellen, und der du aus Mitleid für deine Diener die Gestalt der Meerbewohner annimmst? Heil und Lob dir, Herr der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung! Du bist erhabenster Herrscher, der höchste Gegenstand für deine Anbeter, die dich ernstlich suchen. [1] So oft du unter angenommener Gestalt in die Welt trittst, so gibst du stets mehreren Wesen das Dasein. Warum aber hast du diese Gestalt angenommen?" Der Herr des Weltalls liebte den frommen Mann, und wollte ihn von der das verdorbene Zeitalter bedrohenden Vertilgungsflut gern retten. Er gab ihm daher folgende Weisung: „Von jetzt an in sieben Tagen werden die drei Welten in den Ozean des Todes versenkt werden und das sündige [2] Menschengeschlecht von der Erde vertilgen, aber mitten in den zerstörenden Wellen soll ein großes Schiff zu deinem Gebrauche sein. Dann sollst du mit dir nehmen alle heilsamen Kräuter von allerlei Samen, und in Begleitung der sieben Altväter (Rischi's), umgeben mit einem Paare von jeder Thiergattung, in die Arche gehen, und darin bleiben, sicher vor der

[1] Da Wischnu das personifizirte Wasserelement ist, Satyawrata also nur diese Person der Trimurti in dem Gott vermuthet, der des Meerbewohners Gestalt angenommen, so geht aus jener Anrede an den Gott, in welcher er auch als Schöpfer und Zerstörer erkannt wird, deutlich hervor, daß der Inder in der Trimurti nur Einen Gott unter drei verschiedenen Eigenschaften verehrt.

[2] Sünder waren die Menschen geworden, seitdem jener Dä- Veda's, das göttliche Gesetz entwendet hatte.

Flut, auf einem unermeßlichen Ozean ohne Licht, den strahlenden Glanz deiner heiligen Gesellschafter ausgenommen. Wird dein Schiff von einem ungestümen Winde bewegt, so sollst du es mit einer großen Seeschlange anstatt eines Tau's an mein Horn befestigen, und ich will dir nahe sein."

Nachdem der Gott dem König diese Anweisung gegeben, verschwand er, und Satyawrata wartete mit Demuth auf die Zeit, welche der Regierer der menschlichen Sinne bestimmt hatte. Satyawrata setzte sich dann zu den Füßen des Gottes nieder, der die Gestalt des Fisches angenommen. Der See trat über ihre Ufer heraus, und überschwemmte die ganze Erde. Bald sah man auch diese Wasserfläche noch durch Platzregen von unermeßlichen Wolken sich vermehren. Er dachte noch immer an den Befehl des Bhagavat, als er das Schiff sich nähern sah, in dasselbe mit den obersten Brahmanen hineinging, die heilsamsten Kräuter hineinschaffte, und Alles nach den Befehlen Wischnu's einrichtete. Dieser erschien abermals auf dem großen Ozean in der Gestalt eines Fisches, der wie Gold glänzte, eine Million Meilen groß war und ein ungeheures Horn hatte. An dieses befestigte der König das Schiff mit einer Seeschlange, die ihm die Dienste eines Seiles verrichten mußte; und glücklich in seiner Erhaltung stand er da, laut preisend den Gott, der ihn gerettet. Nachdem der Monarch seinen Lobgesang geendigt, sprach der ewige Bhagavat, der auf der großen Wasserflut dessen Sicherheit bewachte, laut zu seinem eigenen göttlichen Wesen und erklärte ein heiliges Purana, das die Weisheitslehren des Sanchia enthielt. Aber es war ein ewiges Geheimniß, und Satyawrata mußte es in seiner Brust behalten. Nun erhob sich Wischnu von der zerstörenden Flut, die indeß abgenommen, schlug noch immer in der Gestalt des Fisches, den D

men Hayagriva, riß ihm den Bauch auf und erlangte von demselben die heiligen Veda's wieder, die er dem nach der Flut erwachten Brahma wieder zurückstellte. Satyawrata ward durch Wischnu's Gunst zum siebenten Menu erhoben.[1] Wer diese wichtige Geschichte mit Ehrfurcht hört, der wird von der Knechtschaft der Sünde befreit werden.

In dieser Erzählung erscheint Brahma (Satyawrata als Menu) dem Wischnu untergeordnet. Er erwirbt sich dessen Schutz, in dem er seine Gottheit anerkennt. Die Rollen konnten von dem Referenten auch gar nicht anders vertheilt werden. Wischnu als Erhalter, Erretter mußte hier der Schützende, Brahma der Beschützte sein, denn des Letztern Thätigkeit besteht nicht im Erhalten, sondern im Schaffen, und Satyawrata ist ja der Schöpfer einer neuen Generation, nachdem die Flut sich verlaufen hat. Die Heilkraft des Wassers ist bekannt, jenes Thier, welches nur im Wasser lebt, war daher am würdigsten, daß der rettende Gott seine Gestalt annehme. Die Vorstellung von dem rettenden Fisch hatte sich in der ganzen alten Welt verbreitet. Die ägyptische Isis sollte ihre Rettung vor Typhon einem Fisch verdankt haben, den sie aus Dankbarkeit unter die Sterne versetzte (Hygin. P. A. II, c. 41.). Die hellenischen Mythographen wissen viel von rettenden Delphinen zu erzählen. Auch die Juden erwarteten vom Fische das Heil, obschon im Buche Tobiä nur physisch gefaßt. Die Samaritaner hofften den Messias aus dem Stamme Ephraim, den Jacob segnend mit

[1] Die sieben Menu's sind der eine dieses Namens, aber als Vielheit gefaßt, heißen sie Brahmadikas (Brahma's Söhne), auch Rischi's (Heilige) und Pitri's (Altväter), weil von ihnen das Menschengeschlecht abstammt. Wie Noah zwischen der alten und neuen Zeit stehend, nach der Flut Schöpfer einer neuen Generation wird, nachdem die adamitische untergegangen ist, so auch Satyawrata als letzter Menu die Welt nach der Flut von neuem bevölkerte, deren frühere Bevölkerung vom ersten Menu ausgegangen war.

Fischen verglichen hatte (1 M. 48, 16.). Aus demselben Stamme war Josua gewesen, welcher „Heiland“ hieß und der Sohn des Fisches (Nun) war. Wie dieser die Israeliten gegen Amalek schützte, den die Rabbinen [1] mit Recht für die „alte Schlange“ halten, weil es 2 M. 17, 16. lautet: „Der Herr wird streiten gegen Amalek von Geschlecht zu Geschlecht“ — welche Stelle auch Philo (de vit. Mos.) auf den Kampf des Geistes gegen die Materie bezog — so soll auch der künftige Heilbringer die Höllenschlange besiegen; wie Josua sein Volk in das gelobte Land führte, so wird der Messias die Auserwählten ins geistliche Jerusalem einführen. Der Talmud nennt den Messias geradezu einen Fisch, vielleicht weil diese Thiergattung im reinen Elemente lebt? denn auch die jüdischen Frommen nennen sich Fischlein, [2] und von ihnen erbte sich dieses Prädicat auf das geistliche Israel fort. „Wir Fischlein,“ sagte der Kirchenlehrer Tertullian (de Bapt. c. 1.) „stammen vom Fische Jesu ab, werden im Wasser geboren und können nur im Wasser bleibend gedeihen. [3] Der große Wasserbehälter in den Baptisterien der Kirchen zum Behufe der Taufe wurde Fischweiher (piscina) geheißen.

Wischnu war auch in geistlicher Beziehung als rettender Fisch erschienen, weil er den Menschen die Veda's (das göttliche Gesetz) wieder verschafft hatte, und erinnert demnach an den ersten Gesetzgeber der Babylonier, an den fischköpfigen Dannes, welcher das Volk in der Geschichte der Götter unterrichtete, aber jeden Abend ins Meer zurückkehrte, und am andern Morgen sein Lehramt wieder fortsetzte (Selden de Diis Syr. II. p. 263.).

[1] S. Eisenmenger Entd. I. S. 616.
[2] Eisenmenger a. a. O. II. S. 38.
[3] In aqua nascimur, nec aliter quam in aqua permanendo, salvi sumus.

Die Gestalt, in welcher Wischnu aus dem Maule des Fisches hervorkam, war so beschaffen, wie sie Taf. V. Fig. 8. dargestellt ist: In seinen zwei rechten Händen ein Schneckenhaus, in welchem die Veda's verborgen gewesen[1] und das Welttriebrad; in den beiden linken Scepter und Lotus (Lingam und Joni), jene beiden Organe, welche die Fortdauer der Welt verbürgen (vgl. Thl. I. S. 146 u. 191.)

Obgleich Satyawrata als letzter Muni bezeichnet ist, so soll er doch, wie aus dem Context der Legende hervorgeht, die sämmtlichen sieben Muni's — welche, den Veda's zufolge, als Brahmadikas, wie die Elohim in der biblischen Kosmogonie, bei der Weltschöpfung thätig gewesen — in sein Schiff aufgenommen, und so in die neue Zeit mit hinüber gerettet haben. Diese Menu's oder Muni's sollen, was begreiflich ist, wenn sie, ein versiebenter Brahma, schon im Urbeginn der Geisterschöpfung waren, den Abfall Mahasura's und seiner Schaar vom Urwesen miterlebt haben. Der Sturz der aus Hochmuth gefallenen Engel, das Ungeheure ihres Verbrechens und die Last des Verhängnisses, welches sie über sich gebracht, die göttliche Erbarmung, das Opfer, welches Brahma durch die Anordnung der Wiedergeburt und Versöhnung seiner Gerechtigkeit bringt, die Qualen der Gefallenen in den Abgründen der Erde, ihre Prüfung im irdischen Leben, ihre Läuterungen in den Himmelskreisen — alle diese Erfahrungen werden ihnen zugeschrieben, und es wird gelehrt, sie seien davon durchdrungen und erfüllt gewesen, und diese Ergriffenheit habe sie zu den schweren Büßungen bewogen, wodurch sie um die Versöhnung gerungen. Diese bestanden darin, daß sie freiwillig in die sieben Sterne des nördlichen Wagens übergingen — Sternintelligenzen

[1] Die Schnecke gehört, wegen ihrer Feuchtigkeit, auch sonst zu den Attributen Wischnu's.

wurden — um als Muster den Sterblichen voranzuleuchten, daher die Milchstraße nicht nur „Sternenbahn“ (nakshatramarga), sondern auch „Götterstraße (suravittri) und „Weg der Frommen“ (didhimarga) von den indischen Astronomen genannt wird. [1] In den Veda's und Purana's wird vielfach jenes ursprünglichen Kampfes der rebellischen Engel gegen ihren Schöpfer erwähnt, und zwar als eines solchen, der sich in den verschiedenen Regionen der sichtbaren Schöpfung stets erneuert und durch alle Weltalter hinzieht. Hiezu kommen noch jene Aussagen, wie der Mensch, d. h. der zur Abbüßung der Ursünde auf die Erde gesetzte und in einen Fleischkerker eingepferchte Geist, verführt von den Geistern des Abgrunds, auch in seinem eigentlichen Prüfungsort aus Lüsternheit und Stolz gefallen, und darum verurtheilt sei, mehrere Stufen der Läuterung und Sühnung zu durchgehen; ferner: wie der Kampf zwischen den reinen und unreinen Geistern um den Besitz seiner Sinne, seines Herzens und seines Geistes bis zum Ende der irdischen Prüfungszeit fortdauern werde; und wie durch einreißende Verderbniß und immer tieferes Sinken vom ersten bis zum Ende des dritten Weltalters herab, das göttliche Wort, die Veda's, mehr und mehr abhanden gekommen, und endlich von einem feindseligen Asura, [2] dem oberwähnten Hayagriva, völlig geraubt worden, und so zuletzt die allgemeine Sündflut hereingebrochen sei.

Jetzt bedurfte die Welt eines Erlösers. Da erschien Wischnu, um dem Riesen des Abgrunds die Veda's zu entreißen, die er aus dem Meere heraufholt, weil dieses Element unter des Gottes Einfluß sich in Wasser des ewigen Lebens verwandelt hatte. Er bewirkte der Menschheit geistliche Wieder-

[1] Weidler H. A. p. 261.
[2] D. i. Geist der Finsterniß.

geburt aus dem Wasser. Aber auch Brahma war bei dem Rettungswerk nicht unthätig geblieben, obgleich er nur als Werkzeug Wischnu's handelte. Brahma nämlich theilte mit dem frommen König Satyawrata das Prädicat: Swayambhu, d. i. der durch sich selbst Seiende, also war dieser König kein geschaffener Geist, sondern der uranfängliche Gott, und verhielt sich zu jenem, wie Noah zu Adam als letzter Menu oder Patriarch zu dem ersten. Ferner soll Satyawrata drei Söhne gehabt haben: Scharma, Karma und Japati.[1] Letzterer hieß eigentlich Prayapati, den wir oben als den androgynischen Brahma kennen gelernt, welcher den ersten Menu aus sich selbst gezeugt. Nach einer in den Asiatic Researches (V. p. 507 ff.) aus dem indischen Drama Hari-Bansa mitgetheilten Notiz hatte Prayapati zuerst den Pramat-Esa, d. i. den „ersten Menschen" und dieser den Kala Yavana gezeugt, welcher durch seine Auflehnung gegen Krischna (Wischnu) des ehrenden Prädicats Dewa (der Göttliche) verlustig geworden war. Pramatesa soll eine Awatar Schiwa's sein, von dem Letztern wissen wir bereits, daß ihn Brahma im Anfluge des Zornes aus seiner Stirne gezeugt hatte. Die Bestrafung Kala-Yawanas, weil er gegen Krischna gesündigt, verräth einen Wischnuiten als Verfasser dieser Legende. Wichtig bleibt aber hier die auffallende Uebereinstimmung der Genealogie mit jener hellenischen des Deucalion (Dewa Kala Yavana), der von Prometheus (Pramat Esa), wie dieser von Japetus (Pra Yapati) gezeugt worden. Die Götterverachtung des Kala Yavana ist von den Griechen auf seinen Vater Pramatesa zurückgeschoben worden, und Deucalion ist hingegen der einzige Fromme, daher nur er aus der Flut gerettet wird, um die wüstgewordene Erde wieder zu bevölkern, wie. —

[1] Da haben wir Noah's Söhne Sem, Cham und Japhet.

Satyawrata in seinem Sohn Japati ebenfalls, den noch die biblische Etymologie als den sich über die Erde ausbreitenden (1 M. 9, 27.) kennt.

Japati's älterer Bruder Scharma war Brahma selbst gewesen, denn die Brahmanen nennen sich auch Schamanen oder Scharmanen, und Karma — nun dieser war der demiurgische Brahma als Wiswa Karma, d. h. Großwerkmeister, Karma: Schöpfer, Baumeister, Weltbildner. Also darum konnte der Vater dieser drei Söhne Swayambhu (der durch sich selbst Geschaffene, der Uranfängliche) auch Brahma sein. Aber er hieß ja auch Satyawrata? Welche Bedeutung hatte dieser Name? Die des Sanskrit Kundigen sagen uns: Satya bedeute: Gesetz, Recht, Wahrheit, Unwandelbar (v. Stw. sat feststellen) und wrata: Umkreis, Periode (v. Stw. var umgeben, kreisen), das ganze Wort also: „Zeitalter der Tugend." Wenn aber Satyawrata — wie Noah unter seinen Zeitgenossen — der einzige Gerechte war, wie konnte der Repräsentant jener Generation einen so unpassenden Namen führen? Man ist also gezwungen Satya: Heil zu übersetzen. Die Analogie berechtigt dazu, denn Soth bedeutet im Aegyptischen „Stern des Heils," angeblich, weil er den sehnlichst erwarteten Austritt des Nils anzeigt. Satyawrata, in dessen Zeitalter die Flut eintritt, war demnach die Personification des um Mittesommer mit dem Eintritt der Regenzeit — wo Brahma schläft — beginnenden Hundssternjahrs, das mit der Sonnenwende schließt und beginnt. In Aegypten war der Hund deshalb ein Heilszeichen, ein priesterliches Symbol geworden. In Indien aber, wo er, wie in Judäa als ein unreines Geschöpf verachtet wird, konnte man dieses Thierzeichen nicht brauchen. In Griechenland begnügte man sich den Wiedererwecker aus dem Tode: „Hundsmann" (Aesculap) zu nennen (vgl. S. 49. Anm.).

geheuer verzehren; du solliest mich, o guter Mann, nicht in diesem Ozean verlassen." Der König redete den Fisch nun an: „Wer bist du, daß du mich in dieser angenommenen Gestalt betrügst? Ich habe noch nie vorher von einem so furchtbaren Wasserbewohner gehört, der, wie du, in Einem Tage einen See von hundert Meilen im Umkreise ausfüllte. Du bist gewiß Bhagavat (d. i. Herr der Seligkeit), dessen Wohnung auf den Wellen, und der du aus Mitleid für deine Diener die Gestalt der Meerbewohner annimmst? Heil und Lob dir, Herr der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung! Du bist erhabenster Herrscher, der höchste Gegenstand für deine Anbeter, die dich ernstlich suchen.[1] So oft du unter angenommener Gestalt in die Welt trittst, so gibst du stets mehreren Wesen das Dasein. Warum aber hast du diese Gestalt angenommen?" Der Herr des Weltalls liebte den frommen Mann, und wollte ihn von der das verdorbene Zeitalter bedrohenden Vertilgungsflut gern retten. Er gab ihm daher folgende Weisung: „Von jetzt an in sieben Tagen werd n die drei Welten in den Ozean des Todes versenkt werden und das sündige[2] Menschengeschlecht von der Erde vertilgen, aber mitten in den zerstörenden Wellen soll ein großes Schiff zu deinem Gebrauche sein. Dann sollst du mit dir nehmen alle heilsamen Kräuter von allerlei Samen, und in Begleitung der sieben Altväter (Rischi's), umgeben mit einem Paare von jeder Thiergattung, in die Arche gehen, und darin bleiben, sicher vor der

[1] Da Wischnu das personifizirte Wasserelement ist, Satyawrata also nur diese Person der Trimurti in dem Gott vermuthet, der des Meerbewohners Gestalt angenommen, so geht aus jener Anrede an den Gott, in welcher er auch als Schöpfer und Zerstörer erkannt wird, deutlich hervor, daß der Inder in der Trimurti nur Einen Gott unter drei verschiedenen Eigenschaften verehrt.

[2] Sünder waren die Menschen geworden, seitdem jener Dä- die Veda's, das göttliche Gesetz entwendet hatte.

Flut, auf einem unermeßlichen Ozean ohne Licht, den strahlenden Glanz deiner heiligen Gesellschafter ausgenommen. Wird dein Schiff von einem ungestümen Winde bewegt, so sollst du es mit einer großen Seeschlange anstatt eines Tau's an mein Horn befestigen, und ich will dir nahe sein."

Nachdem der Gott dem König diese Anweisung gegeben, verschwand er, und Satyawrata wartete mit Demuth auf die Zeit, welche der Regierer der menschlichen Sinne bestimmt hatte. Satyawrata setzte sich dann zu den Füßen des Gottes nieder, der die Gestalt des Fisches angenommen. Der See trat über ihre Ufer heraus, und überschwemmte die ganze Erde. Bald sah man auch diese Wasserfläche noch durch Platzregen von unermeßlichen Wolken sich vermehren. Er dachte noch immer an den Befehl des Bhagavat, als er das Schiff sich nähern sah, in dasselbe mit den obersten Brahmanen hineinging, die heilsamsten Kräuter hineinschaffte, und Alles nach den Befehlen Wischnu's einrichtete. Dieser erschien abermals auf dem großen Ozean in der Gestalt eines Fisches, der wie Gold glänzte, eine Million Meilen groß war und ein ungeheures Horn hatte. An dieses befestigte der König das Schiff mit einer Seeschlange, die ihm die Dienste eines Seiles verrichten mußte; und glücklich in seiner Erhaltung stand er da, laut preisend den Gott, der ihn gerettet. Nachdem der Monarch seinen Lobgesang geendigt, sprach der ewige Bhagavat, der auf der großen Wasserflut dessen Sicherheit bewachte, laut zu seinem eigenen göttlichen Wesen und erklärte ein heiliges Purana, das die Weisheitslehren des Sanchia enthielt. Aber es war ein ewiges Geheimniß, und Satyawrata mußte es in seiner Brust behalten. Nun erhob sich Wischnu von der zerstörenden Flut, die indeß abgenommen, schlug noch immer in der Gestalt des Fisches, den F

mon Hayagriva, riß ihm den Bauch auf und erlangte von demselben die heiligen Veda's wieder; die er dem nach der Flut erwachten Brahma wieder zurückstellte. Satyawrata ward durch Wischnu's Gunst zum siebenten Menu erhoben.[1] Wer diese wichtige Geschichte mit Ehrfurcht hört, der wird von der Knechtschaft der Sünde befreit werden.

In dieser Erzählung erscheint Brahma (Satyawrata als Menu) dem Wischnu untergeordnet. Er erwirbt sich dessen Schutz, in dem er seine Gottheit anerkennt. Die Rollen konnten von dem Referenten auch gar nicht anders vertheilt werden. Wischnu als Erhalter, Erretter mußte hier der Schützende, Brahma der Beschützte sein, denn des Letztern Thätigkeit besteht nicht im Erhalten, sondern im Schaffen, und Satyawrata ist ja der Schöpfer einer neuen Generation, nachdem die Flut sich verlaufen hat. Die Heilkraft des Wassers ist bekannt, jenes Thier, welches nur im Wasser lebt, war daher am würdigsten, daß der rettende Gott seine Gestalt annehme. Die Vorstellung von dem rettenden Fisch hatte sich in der ganzen alten Welt verbreitet. Die ägyptische Isis sollte ihre Rettung vor Typhon einem Fisch verdankt haben, den sie aus Dankbarkeit unter die Sterne versetzte (Hygin. P. A. II, c. 41.). Die hellenischen Mythographen wissen viel von rettenden Delphinen zu erzählen. Auch die Juden erwarteten vom Fische das Heil, obschon im Buche Tobiä nur physisch gefaßt. Die Samaritaner hofften den Messias aus dem Stamme Ephraim, den Jacob segnend mit

[1] Die sieben Menu's sind der eine dieses Namens, aber als Vielheit gefaßt, heißen sie Brahmadikas (Brahma's Söhne), auch Rischi's (Heilige) und Pitri's (Altväter), weil von ihnen das Menschengeschlecht abstammt. Wie Noah zwischen der alten und neuen Zeit stehend, nach der Flut Schöpfer einer neuen Generation wird, nachdem die adamitische untergegangen ist, so auch Satyawrata als letzter Menu die Welt nach der Flut von neuem bevölkerte, [illegible]n frühere Bevölkerung vom ersten Menu ausgegangen war.

Fischen verglichen hatte (1 M. 48, 16.). Aus demselben Stamme war Josua gewesen, welcher „Heiland" hieß und der Sohn des Fisches (Nun) war. Wie dieser die Israeliten gegen Amalek schützte, den die Rabbinen [1] mit Recht für die „alte Schlange" halten, weil es 2 M. 17, 16. lautet: „Der Herr wird streiten gegen Amalek von Geschlecht zu Geschlecht" — welche Stelle auch Philo (de vit. Mos.) auf den Kampf des Geistes gegen die Materie bezog — so soll auch der künftige Heilbringer die Höllenschlange besiegen; wie Josua sein Volk in das gelobte Land führte, so wird der Messias die Auserwählten ins geistliche Jerusalem einführen. Der Talmud nennt den Messias geradezu einen Fisch, vielleicht weil diese Thiergattung im reinen Elemente lebt? denn auch die jüdischen Frommen nennen sich Fischlein, [2] und von ihnen erbte sich dieses Prädicat auf das geistliche Israel fort. „Wir Fischlein," sagte der Kirchenlehrer Tertullian (de Bapt. c. 1.) „stammen vom Fische Jesu ab, werden im Wasser geboren und können nur im Wasser bleibend gedeihen. [3] Der große Wasserbehälter in den Baptisterien der Kirchen zum Behufe der Taufe wurde Fischweiher (piscina) geheißen.

Wischnu war auch in geistlicher Beziehung als rettender Fisch erschienen, weil er den Menschen die Veda's (das göttliche Gesetz) wieder verschafft hatte, und erinnert demnach an den ersten Gesetzgeber der Babylonier, an den fischköpfigen Oannes, welcher das Volk in der Geschichte der Götter unterrichtete, aber jeden Abend ins Meer zurückkehrte, und am andern Morgen sein Lehramt wieder fortsetzte (Selden de Diis Syr. II. p. 263.).

[1] S. Eisenmenger Judth. I. S. 646.
[2] Eisenmenger a. a. O. II. S. 38.
[3] In aqua nascimur, nec aliter quam in aqua permanendo, salvi sumus.

Die Gestalt, in welcher Wischnu aus dem Maule des Fisches hervorkam, war so beschaffen, wie sie Taf. V. Fig. 8. dargestellt ist: In seinen zwei rechten Händen ein Schneckenhaus, in welchem die Veda's verborgen gewesen [1] und das Welttriebrad; in den beiden linken Scepter und Lotus (Lingam und Joni), jene beiden Organe, welche die Fortdauer der Welt verbürgen (vgl. Thl. I. S. 146 u. 191.)

Obgleich Satyawrata als letzter Muni bezeichnet ist, so soll er doch, wie aus dem Context der Legende hervorgeht, die sämmtlichen sieben Muni's — welche, den Veda's zufolge, als Brahmadikas, wie die Elohim in der biblischen Kosmogonie, bei der Weltschöpfung thätig gewesen — in sein Schiff aufgenommen, und so in die neue Zeit mit hinüber gerettet haben. Diese Menu's oder Muni's sollen, was begreiflich ist, wenn sie, ein versiebenter Brahma, schon im Urbeginn der Geisterschöpfung waren, den Abfall Mahasura's und seiner Schaar vom Urwesen miterlebt haben. Der Sturz der aus Hochmuth gefallenen Engel, das Ungeheure ihres Verbrechens und die Last des Verhängnisses, welches sie über sich gebracht, die göttliche Erbarmung, das Opfer, welches Brahma durch die Anordnung der Wiedergeburt und Versöhnung seiner Gerechtigkeit bringt, die Qualen der Gefallenen in den Abgründen der Erde, ihre Prüfung im irdischen Leben, ihre Läuterungen in den Himmelskreisen — alle diese Erfahrungen werden ihnen zugeschrieben, und es wird gelehrt, sie seien davon durchdrungen und erfüllt gewesen, und diese Ergriffenheit habe sie zu den schweren Büßungen bewogen, wodurch sie um die Versöhnung gerungen. Diese bestanden darin, daß sie freiwillig in die sieben Sterne des nördlichen Wagens übergingen — Sternintelligenzen

[1] Die Schnecke gehört, wegen ihrer Feuchtigkeit, auch sonst zu den Attributen Wischnu's.

wurden — um als Muster den Sterblichen voranzuleuchten, daher die Milchstraße nicht nur „Sternenbahn" (nakshatramarga), sondern auch „Götterstraße (suravittri) und „Weg der Frommen" (didhimarga) von den indischen Astronomen genannt wird.[1] In den Veda's und Purana's wird vielfach jenes ursprünglichen Kampfes der rebellischen Engel gegen ihren Schöpfer erwähnt, und zwar als eines solchen, der sich in den verschiedenen Regionen der sichtbaren Schöpfung stets erneuert und durch alle Weltalter hinzieht. Hiezu kommen noch jene Aussagen, wie der Mensch, d. h. der zur Abbüßung der Ursünde auf die Erde gesetzte und in einen Fleischkerker eingepferchte Geist, verführt von den Geistern des Abgrunds, auch in seinem eigentlichen Prüfungsort aus Lüsternheit und Stolz gefallen, und darum verurtheilt sei, mehrere Stufen der Läuterung und Sühnung zu durchgehen; ferner: wie der Kampf zwischen den reinen und unreinen Geistern um den Besitz seiner Sinne, seines Herzens und seines Geistes bis zum Ende der irdischen Prüfungszeit fortdauern werde; und wie durch einreißende Verderbniß und immer tieferes Sinken vom ersten bis zum Ende des dritten Weltalters herab, das göttliche Wort, die Veda's, mehr und mehr abhanden gekommen, und endlich von einem feindseligen Asura,[2] dem oberwähnten Hayagriva, völlig geraubt worden, und so zuletzt die allgemeine Sündflut hereingebrochen sei.

Jetzt bedurfte die Welt eines Erlösers. Da erschien Wischnu, um dem Riesen des Abgrunds die Veda's zu entreißen, die er aus dem Meere heraufholt, weil dieses Element unter des Gottes Einfluß sich in Wasser des ewigen Lebens verwandelt hatte. Er bewirkte der Menschheit geistliche Wieder-

[1] Weidler H. A. p. 261.
[2] D. i. Geist der Finsterniß.

allen Seiten hin verbreitete. Götter und Riesen ergriffen vor Angst die Flucht, allein Wischnu fing das Gift auf,[1] und bestrich sich damit den Leib, der sogleich blau davon ward. Die Götter und Riesen kamen endlich wieder zurück, fingen ihre Arbeit von neuem an, allein der Berg versank nach und nach ganz ins Meer. Nunmehr nahm Wischnu die Gestalt einer außerordentlich großen Schildkröte an, kroch in den Abgrund des Meeres, und hob den versunkenen Berg mit Leichtigkeit in die Höhe (vgl. Fig. 2.). Die Götter überhäuften ihn daher mit Lobsprüchen, und fingen wieder an den Berg zu drehen. Sie zogen aber so heftig an der Schlange, daß sie einen ununterbrochenen Strom von Feuer, Rauch und Wind ausspie. Diese stiegen zuerst gleich einem dichten, Blitze um sich schleudernden Gewölke gerade empor. Dann senkten sie sich auf das müde Heer der himmlischen Arbeiter herab, während die Blumen des Mandar, die wie ein Regen vom Gipfel des Berges herabfielen, die Häupter der Götter und Riesen umflatterten. Zugleich ließ der durch die heftige Herumtreibung des Berges aufgerührte Ocean ringsum ein Getöse erschallen, gleich dem Gebrüll des Donners. Tausenderlei Meereserzeugnisse wurden zermalmt, und vermengten sich mit den bittern Wassern. Alles, was der Ocean in sich schließt, alle Bewohner des Abgrundes wurden vernichtet. Die Bäume des Mandar zerschmetterten einander durch ihren Sturz, und fielen mit ihren Bewohnern den Vögeln ins Meer. Diese Bäume durch die heftige Reibung entzündet, geriethen in Brand. Die Flamme erhob

[1] Nach dem Ramayana und Bhagavadam that es Schiwa auf Wischnu's Geheiß, der davon Nilkanta (Blauhals) benannt ward. Wischnu soll ihn dazu durch die Anrede vermocht haben: „Haupt der Götter, was immer zuerst in diesem Meere, das die Götter umrühren, hervorgebracht wird, gehöre dir, denn du bist der Erstgeborne unter den Göttern!“

sich gleich einer Säule und deckte den Berg mit Rauch und Flammen, Belebtes und Unbelebtes vernichtete der allgemeine Brand. Unterdeß schickte Indra eine Regenwolke, den Brand zu löschen. Da flossen von den verschiedenen Bäumen und Pflanzen, die den Berg bedeckten, Säfte in Strömen herab, und vermischten sich mit den Wassern des Ozeans. Aus diesen milchreinen Strömen, aus dem Gemisch verschiedener Säfte aus Bäumen und Pflanzen gebildet und mit flüssigem Golde vermengt, entstand hernach der Trank der Unsterblichkeit. Die Wasser des Ozeans nahmen die Natur dieser Säfte an, und wurden in Milch, diese in Butter verwandelt.

Ermüdet wandten sich die Götter an Brahma, und klagten, daß das Amrita sich noch nicht zeige. Da gab er ihnen durch Wischnu Narayana neue Kraft, und sie kehrten wieder an ihr Werk zurück, umrührten noch heftiger die Butter des Weltmeers. Plötzlich erhob sich aus den Wassern der Mond, und Sri, die Glücksgöttin, auch der Baum Kalpa (Zeitlichkeit), ferner die Wunschkuh Kamadenu, die alle Nahrungsmittel spendet, die drei Sakti's der Trimurti (Saraswati, Lakschmi und Mahadewi oder Durga), der weiße Elephant Irapati,[1] das weiße Roß Orchisrawa, der Baum des Ueberflusses Parkajat, die Apsarasas (Nymphen), und aus der falbenähnlichen Masse des Meeres der Edelstein Kostrolpha hervor, der die Brust des Wischnu's schmückt. Endlich stieg auch der Arzt Danawantari,[2]

[1] Auch Irapada genannt, einer von denen, welche die Erde unterstützen. In den Tempeln Wischnu's erscheint sein Bild ganz weiß, mit vier großen Hauzähnen, und am ganzen Leibe mit Edelsteinen und prächtigen Decken angethan. (Sonnerat I. S. 135. Anm.).

[2] Nach dem „Bhagavadam“ ist er bloß ein berühmter Arzt, nach „Menu's Verordnungen“ (III, 85.) aber der Gott der Heilkunde. Im Hitopadesa (den Fabeln des Wischnu-Sarma) lautet es: „Sollte, wenn das Leben verschwunden ist, auch Dana-

wie die Hebräer ebenfalls in der Person des Caleb (Hund), dessen Vater der „Wendemann“ (Jephune) an die Sonnenwende mahnt, die mit dem heliakischen Aufgang des Hundssterns beginnt. Aus dem Stamm Juda war Caleb, weil die Sonne nach der Sommerwende ins Zeichen des „Löwen“ tritt, mit welchem Juda in Jacobs Segen verglichen wird. Als Mann des Heils konnte daher ausnahmsweise von allen zwölf Kundschaftern nur Caleb nebst dem „Heiland“ Josua gewürdigt werden, Israel ins gelobte Land zu führen, Caleb Repräsentant des Stammes Juda und Josua Repräsentant des Stammes Ephraim, aus dem die Samaritaner hervorgingen. [1]

Da eben Wischnu als rettender Fisch mit dem „Heiland“ Josua, dem Sohne des „Fisches“ (Nun) verglichen worden, so dürfte hier Caleb mit Satyawrata zusammengestellt werden, weil das ägyptische Medium in Satya, Soth das erkennen läßt, was Caleb bedeutet, nämlich den Hundsstern als Heilszeichen. Dieser Name führt auf Adams dritten Sohn Seth, welcher — wie Satyawrata den Japati oder Prajapati — den ersten Menschen (Enosh) zeugte, und einer von Josephus (Antiq. 1, 2) gekannten Tradition zufolge durch Aufrichtung zweier Säulen sich um die Nachwelt verdient gemacht haben sollte, weil er auf ihnen die Warnung eingegraben, daß die Welt durch eine Flut verwüstet werden werde. Zwischen Seth und Satya (wrata) waltet also nur der unmerkliche Unterschied ob, daß der Eine die Flut anzeigt, der Andere auf sie aufmerksam gemacht wird, aber beide sind ihrer Frömmigkeit wegen gerühmt, denn was den Seth anlangt,

[1] Bekanntlich hatte die Rivalität dieser beiden Stämme nicht nur den Cultus getheilt, so daß die einen Jerusalem, die andern Samaria zum Mittelpunkt des Gottesdienstes machten, sondern auch der doppelte Messias (der davidische und josephinische), ist eine Folge dieser Zersplitterung.

so hat man in seinen Tagen zuerst angefangen, den Herrn anzurufen" (1 M. 4, 26). Die Rabbinen sagen aber noch mehr: Seths Seele soll in den Leib Noahs übergegangen sein, und dieser war eben der biblische Satyawrata.

Es sind jedoch auch andere Zeugnisse vorhanden, daß die Legende von Satyawrata ihren Weg durch den ganzen Orient gefunden habe: denn nicht nur wissen, zufolge dem Alexander Polyhistor, die Chaldäer von einem Si-suthrus, ihrem zehnten Könige,[1] dem Saturnus wegen einer bevorstehenden allgemeinen Ueberschwemmung eine Arche zu bauen befohlen, um sich als Pflanzer eines neuen Geschlechtes aufzusparen, sondern auch der Hellene Xuthus gehört in diesen Mythenkreis. Erstlich weil sein Sohn Achäus nach dem Wasser ($\alpha\chi\alpha$ = aqua) hieß, dann weil seine Mutter Orseis, ihrem Namen zufolge, das Ende einer Zeitperiode andeutet; also auch er der Stern des Heils, welcher die Nähe der Flut anzeigt, aus welcher die Schöpfung verjüngt hervorgehen soll.

In dem Epos Maha Bharata, wo die Flutsage mit der geringen Abweichung erzählt wird, daß der rettende Fisch nicht Wischnu, sondern Brahma war,[2]

[1] Noah war der zehnte Patriarch (Adam eingerechnet), Satyawrata zwar der siebente Menu, aber Henoch, der siebente Patriarch soll, der Tradition zufolge, vor seiner Himmelfahrt, den Untergang der Welt durch die Sündflut geweissagt haben.

[2] Bopp vindizirt dem Maha Bharata ein höheres Alter, die Erzählung im Purana ist schon ausgeschmückt und weiter ausgesponnen, verräth ein bereits philosophisch gebildetes Zeitalter. Im Purana wird ferner die Ueberschwemmung als Folge des Schlafes Brahmas dargestellt, und erst später mit Wischnu's eigenen Worten, der Verderbtheit des Zeitalters zugeschrieben; das Maha Bharata hingegen weiß nichts vom Schlafe Brahma's und der dadurch veranlaßten Ueberschwemmung, es sei denn, daß die Worte: „diese Reinigungs- (Abwaschungs-) Zeit der Geschöpfe ist genaht," mit welcher der Befehl, ein Schiff zu bauen, motivirt wird, so gedeutet werden: durch die Strafe der Ueberschwemmung werde die Welt von ihrem entarteten Zustande gereinigt.

schließt diese Episode mit den Worte: „Das Schiff zog viele Reihen von Jahren in jener Wasserfülle, bis es an des Himawats höchstem Gipfel landete. Hier sprach der Fisch zu dem Weisen: „Auf dieser Stelle binde fest das Schiff.“ Und Jener gehorchte. Dieser Ort nun wird noch heute Naubandhana (d. h. Schiffsbindung) genannt. Dies ist nun die Geschichte von dem Fische, wer sie hört, dem nimmt sie alle Sünden hinweg, und es geht ein in die Himmelswelt ein solcher Mann.“

Da nun Himavat der höchste Punkt der Erde ist, nämlich ein Theil des Götterbergs Meru, und Noahs Arche an dem Ararat landet, welches Wort im Aramäischen die Erde (ard) bedeutet; Deucalions Barke an dem Parnaß landet, auf welchem Berge die Musen wohnen, welche als personifizirte Zeittheile andeuten, daß Raum und Zeit zugleich erschaffen wurden; so berichten alle diese Sagen dasselbe, was die ägyptische und griechische Fabel von den Inseln Chemmis und Delos, daß sie aus dem Meere hervortauchten, als in Horus und Bubastis, oder in Apollo und Artemis Sonne und Mond, d. h. die bestimmte Zeit geschaffen wurde. Somit wäre nicht von einer Wiederschöpfung, sondern überhaupt von der Schöpfung die Rede, und der Sinn der Fabel: Die sichtbare materielle Welt entstand aus dem Wasser. Im Widerspruch mit dieser Deutung steht freilich der Befehl: Satyawrata (oder Menu) solle von allen Geschöpfen Samen in das Schiff bringen; aber das ganze Alterthum glaubte an die Schöpfung einer neuen Welt aus den Trümmern der zerstörten.

Zweite Verwandlung: die Schildkröte.

„Die Erde steht fest auf deinem unermeßlichen Rücken, welcher größer wird von dem harten Druck, den das Tragen dieser großen Bürde verursacht, o Kesawa, der du den Rücken einer Schildkröte annimmst. Sei siegreich, o Herr des Weltalls!

Ode Jajadewas.

Das Bild Taf. V. Fig. 9 stellt den Wischnu vom Nabel abwärts als Schildkröte vor, worin ebenfalls eine Anspielung auf die Erschaffung der Materie, des Festlandes aus den Wassern, enthalten ist, denn jenes Thier lebt im Wasser, seine Schale aber ist ein Sinnbild der Erde, die aus dem Urwasser hervortaucht. Aus diesem Grunde hatten die Griechen in Elis die Schildkröte der Aphrodite, d. i. der Meerentstammten Schöpferin alles Körperlichen geweiht (Paus. VI. 25, 1), aus diesem Grunde erblickt man sie auf Abbildungen zu den Füßen des Hermes, welcher der männliche Theil der Aphrodite, der hermaphroditische Weltschöpfer ist. Und wenn er ihre Schale zu einem Resonanzboden für seine Leier verwendet, deren sieben Saiten die Harmonie der Sphären verbildlichen, so erklärt sich zugleich, warum auch seinem Sohn Pan, dem Besitzer der siebenröhrigen Windharfe die Schildkröte gehörte, gleichwie dem Narada, jenem Sohne Brahma's von der Harmonie liebenden Saraswati, und Tonkünstler unter den Göttern, denn der Ton ist der weltschaffende Logos, der Ton der Schildkrötenmuschel (Cancha lat. concha) wird, nach der Lehre der Brahmanen von den letzten Dingen, die allgemeine Auferstehung, d. h. die Wiederschöpfung aller Dinge bewirken.[1]

[1] Im Augustheft der „Pädagogischen Revüe" (1844 S. 181) erklärt Prof. Walz die Schildkröte für ein Symbol der Poesie und Musik — doch nur weil Hermes seine Leier mit ihrer Schale schmückte, was aber nur aus dem hier angedeuteten astronomisch-cosmogonischen Grunde geschah, denn welche Eigenthümlichkeit besäße dieses Th

Es kann nicht aus dem Zufall hergeleitet werden, daß cheled die hebräische Benennung von Zeit (Ps. 89, 48), und Welt (Ps. 49, 2), im Griechischen der Name der Schildkröte (χελυδος) war, zumal die Brahmanen von einer alle 21 Welten tragenden Schildkröte sprechen, die auf der Welt- und Zeitschlange Adisera ruht (vgl. Taf. VI. Fig. 1). Das Original zu dieser Riesenschildkröte, die man bisher für eine Erfindung der gigantesken Phantasie der Inder gehalten, hat ihnen die Natur selbst geliefert gehabt. Die zoologische Gesellschaft in London hatte im vorigen Jahre von einem Herrn Falconer eine Abhandlung nebst Knochenexemplar über das Fossil einer dem Elephanten an Größe gleichkommenden Schildkröte erhalten. Dieses Thier fand man versteinert in einer Verbreitung von achtzig Meilen Länge in den tertiären Schichten des untern Himalayagebirges, zusammen mit andern fossilen Knochen von ausgestorbenen Mastodonten, Elephanten, Rhinoceroten, Hippopotamen ꝛc. Es war eine Landschildkröte, und ihr Panzer hatte eine Länge von 12 Fuß 3 Zoll und 6 Fuß Höhe. Die ungeheure Größe abgerechnet, meldet der Berichterstatter, glich sie in allen Verhältnissen des Baues der noch in Indien lebenden Testudo indica.

die auf Gesang hindeutete? — aber auch für ein Sinnbild der Tapferkeit; die letztere Behauptung glaubt er damit zu stützen, „daß sie das Wappen der Dorier, der spartanischen Hopliten gewesen, wie auch, daß auf römischen Münzen die Virtus ihren Fuß auf eine Schildkröte setzt.“ Diese Beweisgründe verschwinden bei genauerer Ansicht des Gegenstandes. Die Dorier wählten die Schildkröte nur deßhalb zum Wappen, weil Neptun in seinem Sohne (d. h. Präd.) Dorus der von ihnen verehrte Gott war. Dorus hieß er, wie jene Ozeanide: Doris, weil die Erde nur dann ihre Gaben spendet, wenn sie vom Wasser angefeuchtet wird. Ebenso stammt virtus von viresco, grün, frisch, feucht sein. Urspr. ist also nicht unter virtus die Stärke des Mannes, sondern die Kraft an sich selbst gemeint, insofern das Wasser die Nerven stärkt. Die personificirte Virtus war Venus selbst, die übrigens auch von den Römern als armata, militaris [illegible]nnt war.

Wie groß diese Schildkröte gewesen sein müsse, davon gibt uns die indische Mythe einen Begriff, indem sie jene Weltschildkröte von acht Elephanten tragen läßt, die erst am Ende der Tage unter ihrer Last zusammensinken werden.

Weil das Weib die Körperwelt repräsentirt, so wurde die Schildkrötenmuschel als Geburtsstätte der meerentstammten Aphrodite gedacht, und der Lustspieldichter spielt mit der Concha auf jenes Organ an, welches dem Wüthen des Todes entgegen wirkt (Hinc ex concha nata esse dicitur Venus. Plaut. Rud. III., 3, 43). In diesem Sinne hatte – weil das Wasser der Urstoff aller Zeugungen — des Meergotts Tritons Muschel durch ihren Ton im Titanenkriege den Göttern geholfen, die zerstörungssüchtigen Giganten zum Weichen gebracht. War die Muschel ein Bild der Schamhöhle, so erklärt sich, wie Amor, welcher zum Wasser in keiner Beziehung steht, sich ihrer doch als eines Wagens bedienen konnte (Böttiger Kunstm. S. 417), bald wieder aus einer sich öffnenden Muschel hervorsteigt, oder eine Muschel auf dem Kopfe trägt (Menzel Myth. Forsch. S. 94), wie anderswo Hermes die Schale der Schildkröte.

Wie einst Wischnu in einen Fisch sich verwandelt hatte, um die von dem Riesen geraubten Veda's der Welt fernerhin zu erhalten, so hatte er das andere Mal, als die Schöpfung wieder durch die Riesen bedroht war, die sich in den Besitz des Unterblichkeitstrankes setzen wollten, um den wohlthätigen Göttern ewigen Widerstand leisten zu können, die Gestalt der Schildkröte angenommen, denn auch diese ist ein Wasserthier, und Wasser ist das Heil.[1]

[1] Darauf weist auch die Sprache hin, welche die Gesundheit (ὑγιεια) von dem Feuchten (ὑγρος, ὑω) ableitet, und das Heil (salus), vom Salz (sal), dem Erzeugnisse des Meeres (ἅλς); damit vgl. man die deutschen Zeitwörter, genesen – näßen, netzen.

Die heiligen Bücher der Inder erzählen Wischnu's zweite Verkörperung wie folgt: „In jenen frühen Zeiten, als das Menschengeschlecht die Erde, diesen vergänglichen Schauplatz der Verbrechen und Strafen, noch nicht bewohnte, sondern die Götter und Genien (Untergötter), und das wilde Geschlecht der Riesen, wurden alle diese Bewohner der meerumflossenen Erde von dem Verlangen getrieben, sich unsterblich zu machen. Sie versammelten sich auf dem von Demantglanz umstrahlten Gipfel des Meru,[1] und berathschlagten über die Entdeckung eines Trankes, der ihren Durst nach Unsterblichkeit befriedigen könnte.

Bald nachher geschah es, daß dem König der

[1] Nach den Beschreibungen des Bagawadam und Maha Bharat (Asiat. Orig. Schr. I. S. 91 und 321) wirft die glanzvolle Oberfläche seines Gipfels die Sonnenstrahlen in die entfernten Gegenden. Er ist mit schönen Bäumen geziert, von klaren Bächen durchschnitten und auf allen Seiten ertönt der Vögel harmonischer Gesang. Man findet auf ihm vier Teiche von gleicher Größe. Auf seinem Gipfel steht eine goldglänzende Stadt. Rings um sie her liegen acht andere, die von den Göttern der acht Hauptpunkte der Welt regiert werden. Er ist eine Wohnung der guten Geister und wohlthätigen Genien. Sechs Monate lang beleuchtet die Sonne seinen Gipfel, aber sechs andere ist es Nacht (vgl. oben S. 1 Anm. 2). Seine Seiten sind mit Kräutern himmlischen Ursprungs bedeckt. Scheußliche Schlangen umgeben ihn und schrecken den Sünder zurück, der es wagt, ihm nahe zu kommen. — Nach den Untersuchungen des Missionärs Paullinus ist dieser Berg die endlose Feuersäule, in welcher sich einst Schiwa dem Brahma und Wischnu offenbarte (Kleuker Darst. d. Brahm. Rel. S. 61). Er geht weit über die Himmel und tief unter den Abgrund hinab, und faßt das Geheimniß der Urzeugung oder des ersten Werdens in sich. — Im Wörterbuch Amarasinha heißt er die Wohnung der Sonne, weil diese über dem Meru den Indern aufgeht, und ihre ersten Strahlen von da aus verbreitet. Daher die Mythe, daß Schiwa die Nacht daselbst zubringe, und von da aus seinen Lauf auf's Neue beginne. Nach Paullinus ist dieser Berg der Himalaya, welcher von dem ewigen Schnee (himala) auf demselben seinen Namen erhielt. Die Vorstellung, daß es der Göttersitz sei, dürfte das scandinavische Gimle und das deutsche: Himmel als Heimath der Himmlischen bei andern Völkern bezeichnet haben, woraus sich aber die Abstammung der Gothen aus Asien, wie aus vielen andern Mythen und Sprachwurzeln errathen läßt.

Untergötter, Indra, als er eines Tages auf seinem Elephanten Iravata spazieren ritt, der fromme Altvater Durbassa begegnete. Dieser segnete den Gott und bot ihm einen Kranz von der Blume Prissabana an. Indra nahm ihn zwar an, aber der einer so heiligen Person schuldigen Achtung zuwider, mit der Spitze des Hakens, mit dem er seinen Elephanten leitete, und legte ihn um den Hals dieses Thieres. Der Elephant nahm den Kranz mit dem Rüssel, warf ihn auf die Erde und zertrat ihn. Darüber erzürnt, verfluchte Durbassa den Indra daß er all sein Eigenthum verliere. Der Fluch ging sogleich in Erfüllung; denn durch eine unsichtbare Macht wurde alles, was er hatte, ins Meer geworfen. Nebstdem wurde Indra dadurch schon zu Grunde gerichtet, daß er, mit allen Göttern, denen er vorstand, durch seine Feinde, die Riesen aus seiner Hauptstadt vertrieben wurde. Da wandte er sich mit Gebet an den Ewigen, und wurde erhört. Sie versetzten daher auf Anrathen des Wischnu den Berg Mandar ins Milchmeer,[1] um das Amrita (Ambrosia) daraus zu gewinnen. Sie wickelten die Ewigkeitsschlange Adisexa um den Berg, zogen wechselsweise, einige bei dem Kopfe, andere bei dem Schwanze des Thieres und drehten auf solche Art den Berg stets hin und wieder, in der Absicht, das Meer in Butter zu verwandeln. Allein vor allzustarker Begierde zogen sie so schnell, daß die Schlange diese Beschwerde nicht länger aushalten konnte; sie zuckte, ihre tausend Rachen zischten, daß die ganze Welt ertönte, aus ihren Augen brach ein Feuerstrom, ihre tausend Zungen schlängelten sich wüthend umher, und sie spie ein starkes Gift aus, das sich sogleich nach

[1] Eines der sieben Meere, welche nach der mythischen Geographie der Inder die Länder der Erde trennen. Die andern sind: Das Meer des reinen Wassers; das Meer von geronnener Milch; das Buttermeer, das Palmensaftmeer, das süße Meer und das Salzmeer (Sonnerat Reis. I, S. 145).

allen Seiten hin verbreitete. Götter und Riesen ergriffen vor Angst die Flucht, allein Wischnu fing das Gift auf,[1] und bestrich sich damit den Leib, der sogleich blau davon ward. Die Götter und Riesen kamen endlich wieder zurück, fingen ihre Arbeit von neuem an, allein der Berg versank nach und nach ganz ins Meer. Nunmehr nahm Wischnu die Gestalt einer außerordentlich großen Schildkröte an, kroch in den Abgrund des Meeres, und hob den versunkenen Berg mit Leichtigkeit in die Höhe (vgl. Fig. 2.). Die Götter überhäuften ihn daher mit Lobsprüchen, und fingen wieder an den Berg zu drehen. Sie zogen aber so heftig an der Schlange, daß sie einen ununterbrochenen Strom von Feuer, Rauch und Wind ausspie. Diese stiegen zuerst gleich einem dichten, Blitze um sich schleudernden Gewölke gerade empor. Dann senkten sie sich auf das müde Heer der himmlischen Arbeiter herab, während die Blumen des Mandar, die wie ein Regen vom Gipfel des Berges herabfielen, die Häupter der Götter und Riesen umflatterten. Zugleich ließ der durch die heftige Herumtreibung des Berges aufgerührte Ocean ringsum ein Getöse erschallen, gleich dem Gebrüll des Donners. Tausenderlei Meereserzeugnisse wurden zermalmt, und vermengten sich mit den bittern Wassern. Alles, was der Ocean in sich schließt, alle Bewohner des Abgrundes wurden vernichtet. Die Bäume des Mandar zerschmetterten einander durch ihren Sturz, und fielen mit ihren Bewohnern den Vögeln ins Meer. Diese Bäume durch die heftige Reibung entzündet, geriethen in Brand. Die Flamme erhob

[1] Nach dem Ramayana und Bhagavadam that es Schiwa auf Wischnu's Geheiß, der davon Nilkanta (Blauhals) benannt ward. Wischnu soll ihn dazu durch die Anrede vermocht haben: „Haupt der Götter, was immer zuerst in diesem Meere, das die Götter umrühren, hervorgebracht wird, gehöre dir, denn du bist der Erstgeborne unter den Göttern!“

sich gleich einer Säule und deckte den Berg mit Rauch und Flammen, Belebtes und Unbelebtes vernichtete der allgemeine Brand. Unterdeß schickte Indra eine Regenwolke, den Brand zu löschen. Da flossen von den verschiedenen Bäumen und Pflanzen, die den Berg bedeckten, Säfte in Strömen herab, und vermischten sich mit den Wassern des Ozeans. Aus diesen milchreinen Strömen, aus dem Gemisch verschiedener Säfte aus Bäumen und Pflanzen gebildet und mit flüssigem Golde vermengt, entstand hernach der Trank der Unsterblichkeit. Die Wasser des Ozeans nahmen die Natur dieser Säfte an, und wurden in Milch, diese in Butter verwandelt.

Ermüdet wandten sich die Götter an Brahma, und klagten, daß das Amrita sich noch nicht zeige. Da gab er ihnen durch Wischnu Narayana neue Kraft, und sie kehrten wieder an ihr Werk zurück, umrührten noch heftiger die Butter des Weltmeers. Plötzlich erhob sich aus den Wassern der Mond, und Sri, die Glücksgöttin, auch der Baum Kalpa (Zeitlichkeit), ferner die Wunschkuh Kamadenu, die alle Nahrungsmittel spendet, die drei Sakti's der Trimurti (Saraswati, Lakschmi und Mahadewi oder Durga), der weiße Elephant Irapati,[1] das weiße Roß Orchisrawa, der Baum des Ueberflusses Parkajat, die Apsarasas (Nymphen), und aus der salbenähnlichen Masse des Meeres der Edelstein Kostroloba hervor, der die Brust des Wischnu's schmückt. Endlich stieg auch der Arzt Danawantari,[2]

[1] Auch Irapada genannt, einer von denen, welche die Erde unterstützen. In den Tempeln Wischnu's erscheint sein Bild ganz weiß, mit vier großen Hauzähnen, und am ganzen Leibe mit Edelsteinen und prächtigen Decken angethan. (Sonnerat I. S. 135. [illegible]).

[2] Nach dem „Bhagavadam" ist er bloß ein berühmter Arzt, auch „Menu's Verordnungen" (III, 85.) aber der Gott der Heilkunde. Im Hitopadesa (den Fabeln des Wischnu-Sarma) lautet es: „Sollte, wenn das Leben verschwunden ist, auch Dana-

mit dem Amrita in der Hand aus dem Meeresgrund hervor. Kaum erblickten die Riesen diesen wunderbaren Trank, so behaupteten auch sie ihr Recht auf das Amrita, weil sie bei dem Umrühren des Milchmeers behülflich gewesen. Da nahm Wischnu Narayana die Gestalt einer bezaubernden Schönen an, und bethörte durch Scherz und Tändeln die Riesen, daß es ihm leicht wurde, sich des köstlichen Trankes zu bemächtigen. Hierauf ließ er Götter und Riesen sich setzen, damit alle von dem Wasser trinken möchten, und er es unter alle gleich austheilen könnte, indem er bei den Göttern anfing. Während diese ihren Durst nach Unsterblichkeit löschten, nahm der Riese Rahu die Gestalt eines Gottes an (weil er zu den Planeten gerechnet wird), und setzte sich unter die Himmlischen. Aber Sonne und Mond entdeckten ihn seiner Verkleidung ungeachtet (indem er kein wirklicher Planet, sondern nur der sogenannte Knoten der Mondbahn, durch welchen die beiden großen Himmelslichter im Neu- oder Vollmond verdunkelt werden), und zeigten es Narayana an. Als nun die Reihe an ihn kam, führte er den Becher mit dem Amrita an den Mund, aber kaum hatten die Lippen den Trank gekostet, so hieb ihm Narayana mit seinem Chakra den Kopf ab. Dieser dem Gipfel eines Berges ähnlich, durch die himmlische Klinge vom Körper getrennt, sprang mit einem fürchterlichen Schrei bis an die Wolken, während der niederstürzende Rumpf alle Inseln, Felsen, Wälder und die Erde bis in ihre Fundamente erschütterte. Der Kopf aber, weil er schon

wantari dein Arzt sein, er vermöchte nichts." Sonnerat (I. S. 136. Anmerk.) erkennt in ihm eine Verwandlung Wischnu's, aber nur eine zufällige und augenblickliche, die nur ein Theil von dem Gotte selbst war. Man baut ihm auch keine Tempel, sondern stellt sein Bild in die des Wischnu, wo er in der Gestalt eines Gelehrten, welcher liest — auf unserm Bilde Taf. II. Fig. 5. mit der Amritabüchse — zu sehen ist.

von dem Unsterblichkeitstrank gekostet hatte, bis
in die Himmel versetzt, und wurde in ein Gesti
(der Drachenkopf in den Eclipsen) verwande
Seitdem hegt er unversöhnlichen Haß gegen Son
und Mond, nähert sich stets, um sie anzugreife
und fängt die Strahlen ihres Lichtes zuweil
(d. h. in den Eclipsen) auf. Alsdann ist Finstern
auf der Erde. (Um diese Zeit wüthen Krankheit u
Tod am heftigsten. Wäre es also dem Riesen g
lungen, den Trank der Unsterblichkeit an sich
reißen, so wäre die Verdunkelung der Himmelslicht
nicht momentan gewesen, sondern der Untergan
der Welt herbeigeführt worden).

Narayana (Wischnu) vertheilte nun ferner unt
der Gestalt der bezaubernden Jungfrau den i
Gefäße befindlichen Trank der Unsterblichkeit unt
die Götter. Die Riesen, welche nur im Anschau
seiner Reize versunken waren, merkten den Betr
nicht, bis alles vorbei war. Schon hatte der Go
seine eigentliche Gestalt wieder angenommen u
sich weg begeben, als die Riesen verzweiflungsvo
bemerkten, daß sie betrogen worden waren. D
Krieg wurde sogleich erklärt, allein vermöge d
himmlischen Getränkes und des Beistandes Wisch
nu's siegten die Götter immer.

Ein wüthender Streit entstand zwischen Götte
und Riesen an den Küsten des Oceans. Ein Pfei
hagel regnete auf beiden Seiten, und tausend durc
bohrende Wurfspieße stürzten aller Orten niede
Von Wischnu's Chakra erreicht, lagen die Ries
in ihrem Blute. Goldschimmernde Häupter fiel
zu Tausenden, und die gestümmelten Rümpfe lag
ausgestreckt gleich ungeheuern Felsmassen, die v
kostbaren Gesteinen glänzen. (Ueb. d. Riesen a
personifizirte Berge s. Thl. I. S. 194.). Eine Wol
von Blutdampf verdunkelte die Sonne. Doch war
der Kampf fortgesetzt. Bald kam es aber zum Fau

gefecht, und das Geschrei der Angreifenden ertönte bis zum Himmel.

Da traten Nara und Narayana (zwei Personificationen Wischnu's) auf den Kampfplatz. Narayana, als er einen himmlischen Bogen in der Hand Nara's erblickte, erinnerte sich seines Chakra, des Zerstörers der Riesen. Sogleich fuhr die getreue Waffe auf den ersten einladenden Gedanken des Gottes bereit, vom Himmel gegen die Erde herab. Eine leuchtende Spur, ein prächtiges und zugleich fürchterliches Schauspiel bezeichnete ihren Weg. Zur Erde gelangt, glänzend wie eine Opferflamme, verbreitete sie Schrecken umher. Narayana schleuderte auf die Feinde den schweren Ball, der gleich dem zerstörenden Feuer am Ende der Tage niederfiel, mit ungeheurer Gewalt umhersprang, auf seinem Laufe unzählige Riesen erlegte, und alles zerstörte, was ihrem Laufe sich widersetzte.

Die Riesen strengten ihre Kräfte an, die Götter mit Felsen und Bergen zu zermalmen, die zahlreich gegen den Himmel geschleudert, zerstreuten Wolken glichen. Mit allen Bäumen, die sie trugen, stürzten sie gleich fürchterlichen Waldströmen wieder herunter und schlugen mit schrecklichem Krachen gegen einander. Die Erde wurde aus ihren Fundamenten bewegt, durch den Fall so ungeheurer Massen, welche sich wüthend mit einem donnernden Getöse durch die Gefilde wälzten, bis sie endlich, indem sie auf einander stießen, in diesem Kampf ihre Kraft verloren.

Nara, welcher die Götter voll Schrecken sah, erfüllte den Himmelsweg mit einem Hagel goldspitziger Pfeile, und zerspaltete die Gipfel der Berge mit seinen sicher treffenden Wurfspießen. Die Riesen zogen sich nun in die Höhlen der Berge zurück und verbargen sich in die Eingeweide der Erde.

Die Götter trugen siegend den Berg Mandar

wieder an seine frühere Stelle, die Wasser zogen sich zurück, der Trank der Unsterblichkeit wurde sorgfältig von den Göttern bewahrt, und sie freuten sich des glücklichen Erfolgs. Indra und seine Schaar gaben das Amrita dem Narayana (d. i. dem Wasserwandler), um es ihnen zum Gebrauche aufzubewahren (weil die Lebenskraft in der Feuchte enthalten ist).

Die Riesen, wüthend über den verunglückten Ausgang ihres Bestrebens, zerstreuten sich über die ganze Erde, und zwangen nachher die Bewohner derselben keine Götter mehr zu verehren, begingen alle erdenkliche Grausamkeiten, um selbst verehrt zu werden. Diese Handlungsweise der Riesen veranlaßte die nachfolgenden Verwandlungen Wischnu's; denn er beschloß das ganze den Göttern verhaßte Geschlecht derselben auszurotten."

Diese Relation jener Begebenheit ist dem Epos Maha Bharata entlehnt. Aber es gibt auch abweichende Sagen über die Gewinnung des Amrita, worin, wie in der Fisch-Awatar, gleichfalls Brahma an die Stelle Wischnu's tritt. Die See soll sich ihrer vielen Reichthümer vor der Erde gerühmt haben. Brahma beschloß daher solchen Hochmuth zu strafen. Er faßte unter dem Beistand der Sura's (wohlthätigen Genien) den goldglänzenden Berg Meru an, und setzte ihn in die See. Die Schlange Adisera wurde als Seil um den Berg geschlungen, damit dieser von seinem Platz gerückt und in das Meer gesenkt werden könnte. Die Folge war, daß dieses alle seine oben beschriebenen Schätze herausgab. Darunter befanden sich nach der letztern Relation auch das Seehorn, Wischnu's Schneckenmuschel (Sancha) und der Fisch Sahar. So wurde das Wasser gedemüthigt, seine besten Eigenschaften an verschiedene Orte gebracht, hierauf kehrte Brahma in seinen Himmel zurück.

Der Sinn dieser Mythe ist folgender: die Heilkraft des Wassers ist das Mittel gegen den Tod. Darum rühmt sich das Meer seiner Schätze. Götter und Riesen, d. h. die wohlthätigen und zerstörenden Naturkräfte, streben beide sich des Unsterblichkeitstranks zu bemächtigen, die Erstern in wohlwollender Absicht, um den Untergang der Schöpfung zu verhüten, die Andern in der entgegengesetzten Absicht, um durch Vorenthaltung des Amrita die Fortdauer der Generationen unmöglich zu machen. Berg und Schlange sind die Raum- und Zeitwelt. Das Gift der Schlange [1] würde die Schöpfung vernichtet haben, wenn nicht der Erretter Wischnu — oder Schiwa als Lingamgott — dessen Wirkungen unkräftig gemacht hätte. Er ist der Arzt mit der Amritabüchse, welcher aus dem Wasser hervorkam, er ist die weibliche Hälfte der Trimurti (Saraswati, Sri und Bhavani), die ebenfalls diesem Elemente entstieg — Aphrodite Anadyomene — weßhalb er seinem Bruder Schiwa die Dienste eines Weibes leisten konnte, und sonst auch in den Mythen die Gestalt reizender Frauen annimmt, um fromme Büßer zu verführen, die durch allzu strenge Askese Indra's Himmel in Besitz nehmen, und ihn daraus verdrängen könnten; Wischnu ist ferner die Wunschkuh, deren Euter die ganze Welt mit Nahrung versorgt (denn Sri seine Gattin ist die fruchttragende Erde), er ist auch das siebenköpfige Roß, nämlich Surya's Gespann, das Morgens aus dem Meere hervorzutauchen scheint, oder auch in seiner Person vereinigend die Aswina's — die indischen Hippocentauren — die, wie Chiron, Heilkunde treiben, weil das Pferd, Neptuns Geschöpf, ein Wassersymbol, das Wasser aber das heilende Element ist. [2] Wischnu

[1] Die Schlange (die Zeit) hat den Tod (die Endlichkeit) in die Welt gebracht.

[2] Der Lingam, dieses Heilmittel gegen den Tod (der Gattung)

war auch der Elephant, welcher die Welt trägt, denn die Erde dachte man sich auf dem Weltmeere schwimmend, Wischnu ist auch der Fisch Sahar, nämlich der Sauerstoff, welcher alles Lebende durchdringt, denn Wischnu ist nicht nur die Personification des Wassers, sondern auch der Luft; Wischnu ist der Baum Kalpa, d. i. das Holz des Lebens; Wischnu ist auch die Schneckenmuschel, das Seehorn, das Horn des Heils. Die furchtbare Schilderung des Kampfes zwischen Göttern und Riesen um das Amrita, das Giftspeien der Schlangeu. s. w. ist aus der Beobachtung entnommen, daß jede neue Schöpfung den Untergang der frühern bedingt, die Entstehung eines Wesens oft den Tod dessen zur Folge hat, dem es sein Leben verdankt.

Bohlen hat in der Schildkröten-Awatar astrologisches Element erkennen wollen, weil die Schildkröte des nördlichen Sternhimmels noch bei den arabischen Astronomen als eine wirkliche Schildkröte erscheint, und erst von den Hellenen zu einer Leier Apollo's umgedeutet wurde. Die Schildkröte scheint ihrer Stellung nach den Pol zu unterstützen, und um diesen schlingt sich der nördliche Drache, eine indische Boaschlange, deren Ebenbild auf Erden der Ganges vorstellt, wie auch Aratus (Phænom. 45.) den Drachen aufführt: „dem entstürzenden Bache vergleichbar." Manilius (Astron. 1, 279.) endlich gebraucht von den Polarconstellationen fast den indischen Ausdruck, nämlich, daß sie Himmel und Gestirne drehten. (Cœlumque et sidera torquent.)

hat im Griechischen dieselbe Benennung, wie das Pferd (ἵππος), das Stw. ist fließen (ἕπω), oder das skr. apa Wasser; man vgl. damit noch das semitische Abba: Erzeuger, Vater, wie das deutsche Mähre (Pferd) mit Meer (mare), und Roß als abstammend v. rieseln (engl. rise Springquell) nach der Form Geschoß v. schießen, Flosse v. fließen, Sprosse v. sprießen u. a. m.

Aber auch, wenn die Schildkröte Wischnu's für die Leier des Hermes gelten soll, kann sie als Symbol des weltschaffenden Tones gelten (wovon gleich nachher), denn Hermes hatte sie seinem Sohne Pan, dem Liebhaber der Schallnymphe Echo überlassen. Pan aber ist der Windgott Pavana, dessen Sohn Vayu (Wind) ein Prädicat Wischnu's war.

Die Schildkrötenschale und die Schneckenmuschel sind die vorzüglichsten Insignien Wischnu's geblieben. Insbesondere schrieb man der Letztern oder doch dem Seehorn (çancha) die Eigenschaft zu, daß ihr Ton Dämonen erschrecke. Die Singhalesen glauben, daß diese Sancha im Götterhimmel (Dewa loca) geblasen werde, wenn Buddha auf Erden wandelt, also am Ende einer Zeitperiode, weil Buddha's jedesmaliges Erscheinen auf Erden am Schlusse einer solchen erwartet wird. Die Blasenden im indischen Himmel sind Halbgötter gleich den Tritonen. Das Muschelhorn (der Griechen σαλπιγξ θαλασσια) gehört zur Hauptmusik in allen Tempeln Buddha's — denn dieser ist Wischnu's vorletzte Awatar, also derselbe Gott unter verändertem Namen. Dieses Seehorn ist die Posaune der Auferstehung, der Ton der Sancha soll die vom Gifte der Schlange Kalinaga getödteten Thiere wieder lebendig gemacht haben. Wischnu hielt sie in der Hand, als er den zerstörungslustigen Riesen die Gewalt über die Schöpfung zu entwinden strebte. Aber auch Schiwa wird sie beim allgemeinen Weltbrand blasen, denn sie ist nicht nur Bild der leiblichen Wiedergeburt, sondern auch der geistigen Auferstehung. Darum dient sie zum Festschmuck in den indischen Tempeln und gehört zur Hauptmusik im Gottesdienst der Buddhisten. Ihre Wichtigkeit auch im ägyptischen Opferritual suchten die Priester dadurch zu erklären, weil Osiris aus der

interwelt wiederkehrend, in seiner Person allen
Wesen zur Wiedergeburt verhelfend, sie geblasen
abe.[1]

Daß das Seehorn in der Folge andern Stof-
n seine hohe Cultusbedeutung vererbte, wenn
ur die Aehnlichkeit der äußern Gestalt beibehal-
n würde, wissen wir aus der Wichtigkeit des
Widderhorns (Schophar) bei den Hebräern, der
alpinx bei den Griechen, der Tuba bei den Etrus-
rn und Römern. Die Juden bliesen damit, in
iten der Gefahr, wenn sie in den Krieg zogen
M. 10, 9.) „damit ihrer gedacht werde vor
m Herrn" d. h. nicht, damit der Feind erschreckt
rde, sondern damit der Herr ihrer gedenke (d. h.
r Verdienste der Erzväter), und ihnen (als deren
chkommen) gegen die Tod verbreitenden Dämonen
f dem Wahlplatze beistehe.[2] Darum heißt auch das
saunenfest, womit das jüdische Jahr eröffnet wird,
abbath des Blasens zum Gedächtnisse" (3 M. 23,
), weil an ihm die Völker im himmlischen Rath ge-
htet werden, Satan als Ankläger auftritt, und
Ton der Posaune ihn verstummen macht, weil
se dem Jehovah die Verdienste der Vorfahren,
rahams Gehorsam ins Gedächtniß ruft; denn,

[1] Bartholin. de tub. Vet. c. 7: Tuham, quam Osiris
rit, utiturque ad sacrificia.

[2] Diese Deutung beruht auf einer im kabbalistischen Buche So-
enthaltenen Auslegung der Stelle Richt. 5, 20: „Fluchet der
t Meroz (Meroz heißt Empörung) und ihren Bürgern, sprach
Engel des Herrn, weil sie ihm (in seinem Kampfe gegen Sa-
nd dessen Schaar) nicht zu Hülfe kamen gegen die Gewalti-
Noch deutlicher spricht sich dasselbe Buch an einer andern
e aus: „Alle Völker haben ihre Schutzmächte im Himmel,
werden aber ihre Würde in der messianischen Zeit verlieren,
Jesaia (24, 21.) sagte: „Zu jener Zeit wird der Herr heim-
das Kriegsheer in der Höhe." Auch Philo spricht
einem obern Aegypten, welches der Herr bekämpfte, wäh-
die Israeliten an den Aegyptern von Fleisch und Bein ihre
n erprobten.

wie der chaldäische Bibelübersetzer zur Stelle 4 M. 29, 1. andeutete, und die Rabbinen daraus weiter folgerten, erinnert sich bei dem Ton des Widderhorns Jehovah jenes Widders, der an Isaaks Statt geopfert worden.

Wenn also die Hetrusker, gleichwie die Hebräer der Posaune sich im Kriege bedienten (Clem. Alex. Paed. II, 4.), so hofften sie gewiß auch, daß, während sie den weltlichen Feind bekämpften, die Götter dessen geistigen Prototyp, ihren Widersacher im Himmel, besiegen, so bald der Nothruf der Tuba zu ihnen bringe.

Am Ende eines Zeitabschnittes wurde zur Sühne geblasen, nicht nur bei den Juden am Neujahrstage zur Vergebung ihrer Sünden; früher auch an Neumonden (4 M. 10, 10.) — vielleicht weil in diesem Zeitpunkt die Krankheiten den gefährlichsten Charakter annehmen? — und im Jubeljahr, welches in seinen Institutionen an die Wiederbringung aller Dinge am jüngsten Tage mahnen sollte; sondern auch bei den Römern, dort in der Herbstgleiche, hier in der Frühlingsgleiche am ver sacrum, und an den um diese Zeit gefeierten Floralien (Juvenal. 6, 249.) Sogar das Instrument selbst wurde gesühnt, zweimal jährlich an den Feuerfesten Minervens und Vulcans durch Opferung eines Schafes (Varr. L. L. VI, 14. Ov. Fast. 3, 849. 5. 725.). Die Heiligkeit dieses Instruments läßt sich daraus ermessen, daß selbst angesehene Priester bei den Römern „Tubabläser" (Tubicines) hießen.

Die Posaune, deren Ton die Dämonen verscheucht, wurde deßhalb von fast allen Völkern des Alterthums, von den Indern noch jetzt, bei Leichenbegängnissen verwendet. Von den Römern bezeugen es viele Schriftsteller (Horat. I. Sat. 6, 44. Ov. Heroid. 12, 140. Amat. II, 6, 6. Pers. 3, 103. Petron. 129. Gall. N. A. 20, 2. Senec. de morte

a.); daß es auch bei den Juden ehemals Sitte war, bezeugt das kabbalistische Buch Jalkut, das zugleich als Grund anführt, „um den Engel des Todes, der als Ankläger gegen die Seele des Verstorbenen auftritt, verstummen zu machen.“ (Eisenmenger Jdth. I. S. 878.) Aeneas hatte deßhalb, als er sich zur Hinabfahrt in das Schattenreich vorbereitete, die Tuba ertönen lassen, um die im Boden lauernden Gespenster zu verscheuchen (Aen. 6, 232—36.).

Wenn nun am jüngsten Tag der allgemeine Tod der gesammten Creatur eintreten wird, soll, nach dem Glauben aller Völker, die Posaune ihre vollständige Wirksamkeit äußern. Daß die Inder ihren Zerstörer und Wiederschöpfer mit der belebenden Sancha in der Hand bei der Auflösung alles Irdischen erwarten, wurde schon vorhin angedeutet. Hier können wir also hinzufügen, daß auch die alten Scandinavier ihren Gott Heimdalr mit dem Giallarhorn die Asen zum Kampfe blasen lassen, wenn der Aufruhr der empörten Elemente allem Bestehenden ein Ende machen wird. So wird auch nach jüdisch-christlicher Vorstellung der Weltrichter die „letzte Posaune“ blasen (1 Cor. 15, 52.), welche der Apostel, mit Beziehung auf Prophetenstellen (Jes. 27, 13. Zach. 9, 14.) ihm in den Mund gibt, denn der Posaunenton ist Gottes Stimme (2 M. 19, 5. 16. 19. vgl. Hebr. 12, 19. Offb. Joh. 1, 10.) Die Posaune ist deßhalb beim Weltgericht unentbehrlich, weil dieses, nach der Schilderung des Paulus, der Erneuerung der Dinge vorhergeht. Der Todten erweckende Posaunenton ist ein Aufrufen aus dem verderbten Zustand, wie im kleinern Maßstabe die Posaune am jüdischen Neujahrstag zur Bekehrung auffordert.

Aus dem Vorhergehenden wird nun vollkommen klar, warum Wischnu in dem Momente, wo Licht-

Da die vorige Generation durch die Flut gänzlich untergegangen war, so schuf Brahma's mächtiges Schöpfungswort jetzt ein neues Geschlecht, um die wüste Erde wieder zu bevölkern.

Diese Relation unterscheidet sich also nur in dem abweichenden Motive der Ueberschwemmung von der ersten, das Werkzeug des Heils ist aber dasselbe geblieben. Das Ereigniß selbst wiederholt sich noch jetzt alljährlich. Wischnu steigt nach dem Volksglauben noch jetzt beim Eintritt der Sommerwende auf vier Monate in die Unterwelt hinab, um gegen Ende Octobers wieder an die Oberwelt herauf zu kommen. Während jener Zeit hört aller Gottesdienst auf, es heißt: Wischnu schläft, weil seine in der Vegetation sich offenbarende Wirksamkeit während der Regenzeit gehemmt ist. Im October verläuft sich das Wasser allmählig, der befruchtete Boden läßt eine neue Vegetation entstehen, und die Wiederkunft Wischnu's wird in diesem Monat, welcher deßhalb Bhadra (glücklich) heißet, durch das Fest Yalayatra (Zurückziehen des Wassers) gefeiert, wobei ein Theil des Ceremoniels darin besteht, in heilige, mit dem Zeichen des Gottes versehene Gefäße Wasser zu schöpfen.

Jener Riese, welcher die Erde in den Abgrund des Meeres versenkte, ist die zerstörende Naturkraft; der nach dem Ablauf des Wassers zurückbleibende Schlamm, ist der Lieblingsaufenthalt der Schweine, aber auch zur Befruchtung des Bodens sehr geeignet. So erklärt sich, wie der Eber (aper) schon von der Sprache mit dem Wasser (Sanskrit apa lat. aqua) identifizirt wurde, und Wischnu Varaha hieß, nach dem Eber (Sanskrit vara lat. verres), dessen Namen an das Meer (var lat. mare) erinnert, wie im Griechischen (ὗς) an den Regen (ὕω, wovon ὕδωρ Wasser, ὑγρος feucht).

Um Sommermitte, am längsten Tage, strahlt die Sonne am hellsten, daher heißt jener Riese, welchem man das Verschwinden der Erde zur Last legte, weil die Ueberflutung dem heliakischen Aufgang des Sirius unmittelbar folgt: Glanzauge (Hirany-aksha). Die herbstliche Jahrszeit ist die des feuchte Orte liebenden Ebers, darum trieb man im Cultus der Demeter um diese Zeit Schweine in Höhlen (Creuzer Symb. IV. S. 178), opferte sie dieser Göttin sowohl — in der Absicht dadurch ihren Ehesegen zu erwirken — als auch der Venus, deren Fest davon Hysteria hieß, und der Juno, wie im Norden der Freia, bei Hochzeiten. So war das Schwein Symbol der befruchtenden Feuchte, und daher passend dem Wischnu — der so oft Frauengestalt annahm — zur Hülle zu dienen, wenn er die Wiederschöpfung der Vegetation bezwecken wollte, die im Oriente auch in der Herbstgleiche sich verjüngt. Nur dem Weinstock schadet allzu große Feuchte, darum werden die Weinberge des Oeneus von Dianens Eber zerstört, und der mit Bacchus identische Adonis, wie der Weinspender Osiris, von dem Eber (Mars, Typhon) zerrissen. Und der Abscheu der Aegypter und Syrer vor dem Schweine ließe sich also aus dieser Ursache, vielleicht aber auch aus dem Lichtkultus jener Nationen erklären, indem das Schwein, das die Hitze nicht vertragen kann, und deßhalb schlammige Oerter aufsucht, für einen Feind der Sonne, für das geeignetste Sinnbild der Materie, folglich auch der Sinnenlust, gelten, und darum für die Maske des bösen Princips genommen wurde. Schweinfleisch zu genießen ist zwar auch dem Brahmanen verboten, schon die Berührung dieses Thieres verunreinigt ihn; dies gilt aber nur von dem Dünger fressenden Hausthiere, das auch dem Inder ein verkleideter Dämon ist; ein Symbol des Todes sein Hauer, da-

her Kali die Göttin der Zerstörung — wie die Göttinnen des Alters bei den Griechen — den Schweinszahn zum Attribut erhielt; nicht aber steht in gleich ungünstigem Ansehen der Eber, der von reiner Eichelkost des Waldes lebt. Seine Gestalt konnte selbst Wischnu annehmen, ohne seiner Heiligkeit etwas zu vergeben. Es gab auch keine passendere Wahl, um die aus dem Wasser wieder zum Vorschein kommende Erde zu verbildlichen, denn in diesem Zustande der Wiederschöpfung ist sie Schlamm, das eigentliche Element des Schweines, dessen erstaunliche Fortpflanzungsfähigkeit noch einen andern Grund darbot, diese Verkörperung Wischnu's als ein Heilszeichen erkennen zu lassen.

Vierte Verkörperung: der Mann-Löwe.

„Die Klaue mit der fürchterlichen Spitze, an der köstlichen Lotus deiner Löwentatze ist die Biene, die den Riesen stach, o Gesawa, du nimmst die Gestalt eines Mann-Löwen an, sei siegreich o Herr des Weltalls."

Dschayadewa's.

Den durch Wischnu erlittenen Tod des Riesen Hiranyakscha hatte dessen Bruder Hiranyakaspu (Goldglanz) an seinem Mörder zu rächen beschlossen. Um seinen Zweck desto sicherer zu erreichen und in dem Kampfe mit dem ungleichen Gegner nicht zu unterliegen, beschloß er, seine Bußübungen bis zu dem höchsten Grade zu steigern, wodurch er auch wirklich von Brahma die Zusage erhielt, daß weder ein Gott noch ein Mensch, weder ein Riese noch ein Thier ihn zu verwunden im Stande sein solle; auch weder bei Nacht noch bei Tage, weder in noch außer dem Hause der Tod über ihn Macht haben könne. Im Vertrauen auf diese Unverletzlichkeit ward er die Geißel des Menschengeschlechts, und erhob sich sogar im Range über Wischnu. Die Brahmanen, die sich weigerten, den Tyrannen als

:inen Gott zu verehren, flehten zu Wischnu, daß
r sie von der Gewaltherrschaft des Riesen erlösen
nöge. Wischnu verhieß ihnen in dem Kinde des
Riesen selbst den Erlöser. Die Verheißung wurde er-
üllt, denn die Frau des Tyrannen genas eines Knaben,
velcher von seinem Vater gezwungen, ihn allein anzu-
eten, sich dessen weigernd, vielmehr den Wischnu als
en Schöpfer der vierzehn Welten pries. Der erzürnte
Vater mißhandelte deßhalb den kleinen Glaubens-
elden, als dieser ihn ermahnte, von seiner straf-
aren Forderung, als ein Gott angebetet zu wer-
en, abzustehen, und nur dem einzigen Herrn der
Welt seine Verehrung zu bezeigen, weil sein Be-
ragen bis jetzt nur durch die Langmuth der Gott-
eit noch nicht geahndet worden sei. Der Riese
ersuchte abwechselnd, bald durch Martern, bald
urch Güte den Sohn zur Nachgiebigkeit zu brin-
en, aber immer vergeblich. Voll Verachtung ge-
en Wischnu äußerte der Riese gegen den helden-
üthigen Knaben: „Wie kannst du den Ruhm
nes Gottes erheben, der sich nicht einmal vor mir
hen lassen durfte, als ich ihn aufsuchte, um ihn
zugreifen? Ich wünschte, er wäre hier, daß ich
n von seiner Ohnmacht überzeugen könnte." Der
nabe antwortete: „Dieser Gott ist vermöge seiner
nermeßlichkeit überall." Darauf schlug der Vater
it der Hand an eine Säule seines Palastes mit
n Worten: „Werde ich ihn dann auch hier fin-
n?" Plötzlich trat Wischnu als ein Mensch
it einem Löwenkopfe hervor, um in dieser Gestalt
n Tyrannen zu bestrafen. Er hatte auch die Ge-
genheit abgewartet, daß er ihn an der Thüre
nes Hauses und in der Dämmerung traf, wo-
rch es ihm möglich wurde, den Riesen zu
egen, ohne daß dadurch vom Schicksal der Zu-
ge Brahma's widersprochen wurde; da der Rä-
r auch weder unter der Gestalt eines Menschen
h eines Thieres erschienen war.

Auch hier haben wir eine Kalenderbegebenheit vor uns. Der Riese Hiranjakasipu ist mit seinem Bruder nicht bloß etymologisch verwandt, insofern Beider Name sie als Verkörperungen Einer Idee erscheinen läßt, sie sind wirklich Ein Wesen. Beide heißen nach dem Sonnenglanz, und dennoch sind sie feindliche Gewalten. Dies begreift man nur dann, wenn man zugibt, daß der glutsendende Hundsstern gemeint sei, welcher sich der Vegetation feindlich zeigt. Die Dürre, die Wirkung seines Erscheinens, kann nur Wischnu, die personifizirte Feuchte, unkräftig machen, nämlich durch die während der Hundstage im Orient vorherrschenden Regengüsse. Der Monat, in welchen die Hundstage fallen, ist derjenige, wo die Sonne im Zeichen des Löwen weilt. Der Löwe war nicht erst in Aegypten — wegen des Nilaustritts um Mittesommer — Quellenwächter (χϱηνοφυλαξ Pollux Onom. VIII, 9.) geworden, welches Amt er seitdem auf Sculpturen verwaltet, wo sein Rachen Wasser speit; der Löwe stand schon frühzeitig in Indien zum Wasser in Beziehung, daher er dort in Bildwerken mit der im nassen Elemente lebenden Schildkröte vergesellschaftet wird.[1] Da nun der Löwe ein hitziges Thier, seine Mähne an die Sonnenstrahlen erinnert, und er wegen seiner Stärke ebenfalls das mächtige Sonnenfeuer verbildlicht, deßhalb dem Mithras, Hercules rc. gehörte, und der heißeste Monat (Julius = August) sein Zeichen inne hat, wie mochte er demungeachtet ein Quellenwächter sein, wenn nicht die vom Juli bis September im Orient währende Regenzeit diesen Widerspruch erklärte? Die Astrologen hatten zwar den Juliuslöwen der Sonne geweiht, aber der folgende Monat, wo die Sonne im Zeichen der „Jungfrau“ weilt, gehörte dem Monde. Nun erklärt

[1] Ritters Erdk. Th. IV. Abthl. 2, S. 706 ff.

ch, warum Löwen den Wagen der Rhea ziehen, e schon dem Namen zufolge eine Personification :s „fließenden" Elements ist? warum der Löwe on Nemea ein Sohn der Artemis hieß?[1] auf der uno Geheiß von dem Monde genährt ward?[2] nd warum auf Mahabalipura's Tempelsculpturen)urga, die Besiegerin des Dämonenfürsten Ravana uf dem Löwen reitet? Der Mond spendet den er- uickenden Thau und wirkt somit dem Dämon ent- egen, welcher durch Dürre die Vegetation tödtet.)ie feuchte Mondgöttin ist die Quellenspenderin.)arum also im böotischen Theben — welche Stadt iach der Gattin des Ogyges hieß, unter dem die ſlut kam, wie das ägyptische Theben nach dem Schiffe[3] des Hercules — eine Löwen-Jungfrau, n Aegypten war es aber noch der von Herodot (II, 175.) genannte indische Andro-Sphinx.[4] Einen solchen sah der Colonel Pearse im Tempel des Wischnu zu Jaganath. (As. Alterth. deutsch von Kleuker III. S. 123.) Daß der Androsphinx auch in Tibet angetroffen wird, wohin der Löwe niemals gekommen ist, bezeugt zur Genüge, daß dieses Bild Beziehung zum Cultus hat. Daß man die Sphinx vor die Tempel der Götter hinpflanzte, findet nicht in dem Geheimdienst seine Erklärung (Herodot. IV, 79.), sondern in den Wasserbehältern, die man als Reinigungsanstalten für die Andächtigen bei allen Pagoden Indiens findet, damit der Gläubige erst die vorschriftlichen Waschungen vornehme, bevor er sich der heiligen Stätte nahe. Der vollständigste Beweis für die indische Abkunft der Sphinx ist ihr Name, denn Singh bedeutet im Sanskrit den Löwen; der Grieche mochte aus euphonischen Gründen einen

[1] Müllers Dorier I. S. 442.

[2] Herrmann Myth. III. S. 195.

[3] Vgl. Thl. I. S. 103.

[4] Mehreres über denselben s. m. Thl. VI. d. Werkes, wo über das Wesen der Sphingge ausführlicher abgehandelt werden soll.

Buchstaben eingeschaltet haben.[1] Also weil in den Monaten „Löwe" und „Jungfrau" das Wasser im Steigen ist, darum gab es in Böotien eine Sphinx, aber in Indien, wo Wischnu so oft den Göttern des Weibes Stelle versah, bedurfte man kein Frauengesicht, darum konnte man dort nur einen Sphinx, wie in Aegypten ebenfalls, weil dort man noch mit größerer Aengstlichkeit an dem Alten hielt, denn die Anwohner des Nils waren ursprünglich von den Ufern des Ganges ausgewandert, der Cultus hatte dort zu allen Zeiten die Kunst bevormundet, aber die nur dem Schönheitssinne huldigenden Griechen wagten es, ihr eine selbständige Existenz zu verschaffen. Die Sphinx als Wasserzeichen erkennt man noch auf Münzen, wo sie mit der Amphora erscheint.[2] Ferner erblickt man auf einer Münze Hadrians die unbärtige Sphinx, aus deren Brust der Kopf eines Krokodils hervorspringt, unter ihren Füßen eine Schlange, auf ihrem Rücken ein Greif mit einem Rade.[3] Die Schlange ist sonst auch das Thier Wischnu's, das ihm zur Lagerstätte dient, sein Reitvogel Garuda wird von Vielen für einen Geier erklärt, das Rad ist seine bekannteste Insigne. Daß der Geier zum Wasser in Beziehung gestanden haben müsse, läßt sich aus dem Namen einer Brücke in Rom (pons milvius) vermuthen, so wie aus der Verwandtschaft zwischen Geier (milvius) und Hirse (milium), welcher Letztere, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem Thautropfen, ein Prädicat des Wassergotts wurde.[4] Vielleicht war darum

[1] Aehnliche Beispiele des eingeschobenen φ bieten σφεος und σφυρον, die der Lateiner suus und sura aussprach.

[2] Ekhel Syll. num. rar. Tab. IV. Nr. 7.

[3] Ekhel Syll. I. num. vet. anecd. Tab. IV. Nr. 15.

[4] Κεγχρεῖος hieß Poseidon (Steph. Byz.) oder sein Sohn (Paus. II, 2, 3. 24, 7.).

der Geier der Pallas Athene heilig (Iliad. 7, 58.), weil sie mit der Thaunymphe Herse Ein Wesen ist? (vgl. S. 13.). Athene war in Athen als Quellenspenderin verehrt, und diese Jungfrau verräth auch hinsichtlich ihres Sieges über die Titanen eine Verwandtschaft mit der indischen Götterjungfrau Durga, die ebenfalls einen Dämon besiegte, aber auf dem Löwen reitend, wie Wischnu als Mann-Löwe (Nara ..nha) den Dämon Hiranyakasipu.

Zur Lösung des vielgedeuteten Räthsels der thebanischen Sphinx, das bis jetzt noch keinen Oedipus unter den Mythenforschern gefunden, wird späterhin eine passendere Gelegenheit sich bieten, hier konnte nur auf die indische Heimath dieses Fabelthiers hingedeutet werden. Jedoch dürfte die Bemerkung hier am Orte sein, daß die Sphinx ihren feindlichen Charakter erst in Böotien angenommen hat, dort wo sie auch ihr Geschlecht veränderte. In Aegypten diente des Löwen Bildniß als Bahre dem todten Osiris, als er den Nil herabschwamm (Zoega de obelisc. p. 329. not. 37.), und deutete vielleicht auf die Einsegnung durch das heilige Wasser als Vorkehrung gegen die Angriffe der die Verstorbenen beunruhigenden Dämonen. Diese Aufgabe hatte aber Wischnu als Mann-Löwe sich gestellt, als er dem weltzerstörenden Dämon entgegentrat. Daß er diesen in der Dämmerung und an der Thüre seines Palastes erlegte, beweist zu deutlich, daß hier auf das Ende eines Zeitabschnittes angespielt sei. Alle Kämpfe der Götter mit den Dämonen fallen in die Zeit der Dämmerung,[1] denn beim Wechsel der Jahreszeiten, um die Sonnenwenden und Nachtgleichen herrschen die meisten Krankheiten.

[1] Vgl. 1 Mos. 32, 27. Der Brahman nimmt vier „Dämmerungen" in jedem Götterjahr an, deren jede dem Anfang eines neuen Jugs (Weltalters) vorhergeht.

Auch hier haben wir eine Kalenderbegebenheit vor uns. Der Riese Hiranjakaśipu ist mit seinem Bruder nicht bloß etymologisch verwandt, insofern Beider Name sie als Verkörperungen Einer Idee erscheinen läßt, sie sind wirklich Ein Wesen. Beide heißen nach dem Sonnenglanz, und dennoch sind sie feindliche Gewalten. Dies begreift man nur dann, wenn man zugibt, daß der glutsendende Hundsstern gemeint sei, welcher sich der Vegetation feindlich zeigt. Die Dürre, die Wirkung seines Erscheinens, kann nur Wischnu, die personificirte Feuchte, unkräftig machen, nämlich durch die während der Hundstage im Orient vorherrschenden Regengüsse. Der Monat, in welchen die Hundstage fallen, ist derjenige, wo die Sonne im Zeichen des Löwen weilt. Der Löwe war nicht erst in Aegypten — wegen des Nilaustritts um Mittesommer — Quellenwächter (χρηνοφυλαξ Pollux Onom. VIII, 9.) geworden, welches Amt er seitdem in Sculpturen verwaltet, wo sein Rachen Wasser speit; der Löwe stand schon frühzeitig in Indien zum Wasser in Beziehung, daher er dort in Bildwerken mit der im nassen Elemente lebenden Schildkröte vergesellschaftet wird.[1] Da nun der Löwe ein hitziges Thier, seine Mähne an die Sonnenstrahlen erinnert, und er wegen seiner Stärke ebenfalls das mächtige Sonnenfeuer verbildlicht, deßhalb dem Mithras, Hercules &c. gehörte, und der heißeste Monat (Julius-August) sein Zeichen inne hat, wie mochte er dennoch geachtet ein Quellenwächter sein, wenn nicht die vom Juli bis September im Orient währende Regenzeit diesen Widerspruch erklärte? Die Astrologen haben zwar den Juliuslöwen der Sonne geweiht, aber der folgende Monat, wo die Sonne im Zeichen der „Jungfrau" weilt, gehörte dem Monde. Nun er-

[1] Ritters Erdk. Th. IV. Abth. 2, S. 708 ff.

Populäre Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker.

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Dritter Theil.

Mit Tafel IV.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder $4\frac{1}{2}$ ggr.)

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Fünfte Verkörperung: der Zwerg.

„Durch deine Macht überlistest du, o wunderbarer Zwerg, du Reiniger der Menschen mit Wasser, das aus deinen Füßen entspringt, den Bali. Die Gestalt eines Zwerges nimmst du an, o Gesawa, sei siegreich, o Herr des Weltalls."

Ode Jasadewa's.

Der Sohn des Riesen, welcher, anstatt die Göttlichkeit seines Vaters anzuerkennen, diese nur dem Wischnu zugestehen wollte, war — Wischnu selbst gewesen. Seine Knabengestalt ist, wie im Horus, die des neuen Jahrs, dessen Anfang man in jede Sonnenwende setzte. Diese Ueberlegenheit des Gottes über den Riesen, welche nur den Sieg des Wassers über die zerstörende Dürre verbildlichen soll, und von welcher die vierte Awatar nur eine Wiederholung der dritten war, weil beide Riesenbrüder nur zwei Personificationen derselben Idee sind, wird in etwas veränderter Gestalt in der fünften Awatar zum drittenmal berichtet. Diesmal heißt der Riese: Bali oder Beli, und wie sich von selbst versteht, ist auch er ein Feind der Götter. Er hatte sie sogar einst überwunden und aus dem Maha Surga, d. i. aus ihrem Lichtpalast vertrieben gehabt — wer sollte hier nicht an den Feuerriesen Pallas denken, der gleichfalls ein Götterverächter war, jener von Apollodor (1, 6, 2.) genannte Sohn (d. h. Bewohner) des Tartarus und der Erde? den er an einem andern Orte (1, 2, 4.) als den Gemahl der Nyx (Nacht) bezeichnet? — nur unterschied sich

der indische Feuerriese [1] zu seinem Vortheile vor dem griechischen, daß er einige dem Riesengeschlecht sonst nicht eigenthümliche Tugenden, nämlich Großmuth und Wohlthätigkeitssinn besaß, und seinen Zusagen unter allen Umständen treu blieb.

Wischnu kam einst in Gestalt eines Brahmanenknaben zu ihm, als er eben ein Opfer verrichtete, [2] und bat ihn um ein Plätzchen nur drei Schritte groß, sich ein Hüttchen darauf zu bauen. Bali spottete des Zwerges, und sagte, er sollte nicht um eine solche Kleinigkeit bitten, indem er ihm wohl einen größern Platz schenken könne. Rana (d. i. Däumling) versetzte, da er so klein sei, reiche das Gebetene für sein Bedürfniß hin. Der Riese bewilligte nun seinen Wunsch, und goß ihm zur Bestätigung der Schenkung Wasser in die Hand (was in Indien noch jetzt üblicher Brauch ist). Nun ward aber der Zwerg plötzlich so groß, daß er die ganze Welt mit seinem Körper bedeckte — also wieder eine allgemeine Ueberschwemmung — er stand mit dem einen Fuß auf der Erde, mit dem andern im Himmel, und forderte nun den Riesen auf, sein Versprechen zu erfüllen. Nun erkannte Bali den Gott in ihm, betete ihn an, und bot ihm seinen Kopf dar. Allein Wischnu war mit seiner Demü-

[1] Bal und pal bedeutet im Sanskrit: brennen, also war Bali, Pallas das Erdfeuer, das plutonische Element, dem das neptunische (Wischnu) entgegenwirkt. Wie gleich nachher ersichtlich werden soll, hatte Bali wie Pallas seinen Aufenthalt unter der Erde, was der Mythus, der für Alles gern einen Grund angibt, als eine Folge der Auflehnung gegen die Götter deutete.

[2] Dies stimmt freilich nicht zu der frühern Handlungsweise eines Mannes, welcher selbst die Götter aus ihrem Wohnsitz verjagt. Aber bei den Mythographen, denen es nur um die Einkleidung einer Idee oder Naturbegebenheit in das Gewand der Fabel zu thun ist, darf man keine strenge Consequenz in Nebendingen erwarten, sonst würde Abraham nicht gerade 100 und Sara 90 Jahre alt sein, als Isaak geboren wurde, oder Brahma regelmäßig alle 100 Jahre sterben, oder Helena schon im siebenten Lebensjahre von Theseus entführt worden. A. d. V.

[illegible] befriedigt, sandte ihn in den Patal (Unterwelt), dieses dritte Gebiet der Welt zu beherrschen (während Wischnu Luft- und Wasserregion, das Reich des Jupiter und Neptun für sich behielt), und gab dem Bali die Erlaubniß, alljährlich im Vollmond des November auf die Oberwelt zu kommen. [1]

Nach einer andern Relation war Bali kein Götterfeind gewesen, vielmehr soll er seiner Frömmigkeit verdankt haben, daß Brahma ihm die Herrschaft eines vasten Reiches übergab, ja sogar alle drei Welten, Himmel, Erde und Todtenreich seinem Scepter unterwarf. Jetzt erst änderte der durch seine Macht erzeugte Hochmuth seine Gesinnung, und er glaubte den Göttern keinen Dank schuldig zu sein, stellte die Opfer ein, die er ehedem so häufig darbrachte, und reizte den Zorn der Himmlischen, indem er sich ihnen an Macht gleich rühmte, und für den Schöpfer aller Wesen erkannt sein wollte. Um ihn desto stärker zu demüthigen, beschloß Wischnu in Gestalt eines Zwerges vor ihm zu erscheinen, und ihm dennoch bald das Geständniß seiner Ohnmacht abzuringen. Im Uebrigen weicht diese Relation von der erstern nicht mehr ab, und wir übergehen den Schluß der Erzählung, um uns nicht einer Wiederholung schuldig zu machen. Nur in

[1] Sonnerat berichtet: Man zündet um diese Zeit zum Andenken an jene Begebenheit vor den Tempeln Freudenfeuer an, erleuchtet Straßen und Häuser, und die Kinder mit Fackeln einherlaufend rufen: Mahabali! Man streut Blumen auf die Wege und freuet sich des gegenwärtigen Reichthums an Früchten. Die Beleuchtung an diesem Feste erklärt man damit, daß Bali ein besonderer Liebhaber von Beleuchtungen gewesen — vielleicht weil bal, pal im Sanskrit: brennen bedeutet? — so daß er während seiner Regierung in jedem Hause seiner Unterthanen habe Oel austheilen lassen, um seine Neigung zu befriedigen. Bei seiner Verweisung in die Unterwelt soll er nun Wischnu gebeten haben, die von ihm eingeführten Gebräuche fortbestehen zu lassen. Damit er sich mit eigenen Augen von der Erfüllung dieses Wunsches überzeuge, gestattete Wischnu, daß er jährlich an diesem Tage auf die Erde zurückkomme.

Populäre Mythologie,

oder

Götterlehre aller Völker

Von

F. Nork.

In zehn Theilen,
mit einer Menge von Abbildungen.

Dritter Theil.
Mit Tafel IV.

Herausgegeben von der „Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“

Stuttgart, 1845.
Verlag von Scheible, Rieger & Sattler.
(Preis pro Theil 18 kr. oder 4½ gGr.)

Fünfte Verkörperung: der Zwerg.

„Durch deine Macht überlistest du, o wunderbarer Zwerg, du Reiniger der Menschen mit Wasser, das aus deinen Füßen entspringt, den Bali. Die Gestalt eines Zwerges nimmst du an, o Cesawa, sei siegreich, o Herr des Weltalls."

Ode Jajadewa's.

Der Sohn des Riesen, welcher, anstatt die Göttlichkeit seines Vaters anzuerkennen, diese nur dem Wischnu zugestehen wollte, war — Wischnu selbst gewesen. Seine Knabengestalt ist, wie im Horus, die des neuen Jahrs, dessen Anfang man in jede Sonnenwende setzte. Diese Ueberlegenheit des Gottes über den Riesen, welche nur den Sieg des Wassers über die zerstörende Dürre verbildlichen soll, und von welcher die vierte Awatar nur eine Wiederholung der dritten war, weil beide Riesenbrüder nur zwei Personificationen derselben Idee sind, wird in etwas veränderter Gestalt in der fünften Awatar zum drittenmal berichtet. Diesmal heißt der Riese: Bali oder Beli, und wie sich von selbst versteht, ist auch er ein Feind der Götter. Er hatte sie sogar einst überwunden und aus dem Maha Surga, d. i. aus ihrem Lichtpalast vertrieben gehabt — wer sollte hier nicht an den Feuerriesen Pallas denken, der gleichfalls ein Götterverächter war, jener von Apollodor (I, 6, 2.) genannte Sohn (d. h. Bewohner) des Tartarus und der Erde? den er an einem andern Orte (I, 2, 4.) als den Gemahl der Nyx (Nacht) bezeichnet? — nur unterschied sich

der indische Feuerriese [1] zu seinem Vortheile vor dem griechischen, daß er einige dem Riesengeschlecht sonst nicht eigenthümliche Tugenden, nämlich Großmuth und Wohlthätigkeitssinn besaß, und seinen Zusagen unter allen Umständen treu blieb.

Wischnu kam einst in Gestalt eines Brahmanenknaben zu ihm, als er eben ein Opfer verrichtete, [2] und bat ihn um ein Plätzchen nur drei Schritte groß, sich ein Hüttchen darauf zu bauen. Bali spottete des Zwerges, und sagte, er sollte nicht um eine solche Kleinigkeit bitten, indem er ihm wohl einen größern Platz schenken könne. Rana (d. i. Däumling) versetzte, da er so klein sei, reiche das Gebetene für sein Bedürfniß hin. Der Riese bewilligte nun seinen Wunsch, und goß ihm zur Bestätigung der Schenkung Wasser in die Hand (was in Indien noch jetzt üblicher Brauch ist). Nun ward aber der Zwerg plötzlich so groß, daß er die ganze Welt mit seinem Körper bedeckte — also wieder eine allgemeine Ueberschwemmung — er stand mit dem einen Fuß auf der Erde, mit dem andern im Himmel, und forderte nun den Riesen auf, sein Versprechen zu erfüllen. Nun erkannte Bali den Gott in ihm, betete ihn an, und bot ihm seinen Kopf dar. Allein Wischnu war mit seiner Demü-

[1] Bal und pal bedeutet im Sanskrit: brennen, also war Bali, Pallas das Erdfeuer, das plutonische Element, dem das neptunische (Wischnu) entgegenwirkt. Wie gleich nachher ersichtlich werden soll, hatte Bali wie Pallas seinen Aufenthalt unter der Erde, was der Mythus, der für Alles gern einen Grund angibt, als eine Folge der Auflehnung gegen die Götter deutete.

[2] Dies stimmt freilich nicht zu der frühern Handlungsweise eines Mannes, welcher selbst die Götter aus ihrem Wohnsitz verjagt. Aber bei den Mythographen, denen es nur um die Einkleidung einer Idee oder Naturbegebenheit in das Gewand der Fabel zu thun ist, darf man keine strenge Consequenz in Nebendingen erwarten, sonst würde Abraham nicht gerade 100 und Sara 90 Jahre alt sein, als Isaak geboren wurde, oder Brahma regelmäßig alle 100 Jahre sterben, oder Helena schon im siebenten Lebensjahre von Theseus entführt worden u. s. w.

thigung befriedigt, sandte ihn in den Patal (Unterwelt), dieses dritte Gebiet der Welt zu beherrschen (während Wischnu Luft- und Wasserregion, das Reich des Jupiter und Neptun für sich behielt), und gab dem Bali die Erlaubniß, alljährlich im Vollmond des November auf die Oberwelt zu kommen. [1]

Nach einer andern Relation war Bali kein Götterfeind gewesen, vielmehr soll er seiner Frömmigkeit verdankt haben, daß Brahma ihm die Herrschaft eines vasten Reiches übergab, ja sogar alle drei Welten, Himmel, Erde und Todtenreich seinem Scepter unterwarf. Jetzt erst änderte der durch seine Macht erzeugte Hochmuth seine Gesinnung, und er glaubte den Göttern keinen Dank schuldig zu sein, stellte die Opfer ein, die er ehedem so häufig darbrachte, und reizte den Zorn der Himmlischen, indem er sich ihnen an Macht gleich rühmte, und für den Schöpfer aller Wesen erkannt sein wollte. Um ihn desto stärker zu demüthigen, beschloß Wischnu in Gestalt eines Zwerges vor ihm zu erscheinen, und ihm dennoch bald das Geständniß seiner Ohnmacht abzuringen. Im Uebrigen weicht diese Relation von der erstern nicht mehr ab, und wir übergehen den Schluß der Erzählung, um uns nicht einer Wiederholung schuldig zu machen. Nur in

[1] Sonnerat berichtet: Man zündet um diese Zeit zum Andenken an jene Begebenheit vor den Tempeln Freudenfeuer an, erleuchtet Straßen und Häuser, und die Kinder mit Fackeln einherlaufend rufen: Mahabali! Man streut Blumen auf die Wege und freuet sich des gegenwärtigen Reichthums an Früchten. Die Beleuchtung an diesem Feste erklärt man damit, daß Bali ein besonderer Liebhaber von Beleuchtungen gewesen — vielleicht weil bal, pal im Sanskrit: brennen bedeutet? — so daß er während seiner Regierung in jedem Hause seiner Unterthanen habe Oel austheilen lassen, um seine Neigung zu befriedigen. Bei seiner Verweisung in die Unterwelt soll er nun Wischnu gebeten haben, die von ihm eingeführten Gebräuche fortbestehen zu lassen. Damit er sich mit eigenen Augen von der Erfüllung dieses Wunsches überzeuge, gestattete Wischnu, daß er jährlich an diesem Tage auf die Erde zurückkomme.

dem Namen, den Wischnu in dieser Verkörperung annahm, ist eine scheinbare Verschiedenheit enthalten. Er heißt hier nicht Nana (ναvος, pupus Bübchen), sondern Vamana, welches das lateinische vomer in der von Lucrez gebrauchten Bedeutung, [1] demnach ein Phallusknabe, Hermes Kadmilus als Tages, welcher als Kind in einer Furche [2] gefunden worden. Bali als Beherrscher des Patal war der Riese, d. h. der Tod, welcher mit Recht sich seiner Herrschaft über alle Geschöpfe rühmen kann; nur einen muß er als seinen Ueberwinder anerkennen, jenes Organ des Menschen, das sich nicht durch seinen Umfang, sondern durch seine Wirkungen bemerkbar macht, das den Abgang der Geschöpfe durch neue Schöpfungen ersetzt. Darum soll Bali den Patal (Abgrund) auch fernerhin sein Reich nennen, weil nichts Lebendes dahin kommt, hingegen Luft, Wasser, kurz die Oberwelt, die voller Leben ist, soll er nun Wischnu, dem erhaltenden Prinzip, zur Herrschaft überlassen.

Eine dritte Relation will den Bali auch in der Folge nicht in einen Feind der Götter verwandelt sein lassen, vielmehr war an seiner Glücksveränderung seine allzugroße Güte Schuld. Denn unter seiner Regierung herrschte vollständige Gleichheit der Stände. [3] Es gab noch nicht Herren und Knechte, weßhalb jeder selbst für sein Bedürfniß sorgte, und nicht auf die Unterstützung eines Andern zählen konnte. Das Schlimmste war, daß man noch keine Gottesfurcht kannte, weil nur der Mangel das vornehmste

[1] Sulcus neben vomer, sc. die μετρωα ἀρsρα des Aeschylus (Ἑπτα επι Θηβ. 798.)

[2] Cic. Divin. II, 23.

[3] Wie unter der Herrschaft des Saturnus in Italien, obschon die Griechen ihm den Tartarus als Aufenthaltsort anwiesen, und ihn dort die Todten richten ließen, anstatt ihm das Scepter über die Lebendigen anzuvertrauen.

Bewegungsmittel zum Gebete ist, dieser aber noch nicht in der Welt sich gezeigt hatte. Wischnu, welcher dem Unfall begegnen wollte, der so schlimme Folgen nach sich ziehen konnte, beschloß nun den Bali zu entsetzen, und die Verschiedenheit der Glücksgüter einzuführen. Um seinen Zweck zu erreichen, bediente er sich folgender List, er nahm die Gestalt eines armen Brahmanen an, und bat um ein Almosen. Bali bot ihm Königreiche. Der Brahmane antwortete: er bäte ihn um nichts, als drei Fuß breit Erde, worauf er mit seinem Geräthe wohnen könnte, welches in einem Sonnenschirm, einem Andachtsbuch und einem Wasserkrug bestände.[1] Er forderte zugleich, daß Bali zur feierlichen Versicherung ihm Wasser in die Hand göße, weil diese Handlung den Vertrag bestätigt. Bali war über die bescheidenen Wünsche des Brahmanen sehr verwundert, und stellte ihm wiederholt, obgleich abermals vergeblich vor, daß er die ihm angebotenen Vortheile nicht verschmähen sollte. Da er nun im Begriffe war, dem Brahmanen seine Bitte zu erfüllen, setzte sich Bali's Gemahlin, die einen Betrug ahnte, dieser Nachgiebigkeit entgegen. Bali aber, der den Meineid scheute, achtete auf keine Warnung, sondern nahm das Gefäß, worin das Wasser zur Bekräftigung des schädlichen Vertrags sich befand, und goß es in des Brahmanen Hand, der es trank (als Zeichen der dadurch eintretenden Rechtskräftigkeit des Vertrags), darauf seine Gottheit wieder annahm, mit dem einen Fuß die Erde, mit dem andern den Himmel bedeckte, und als er sich eben anschicken wollte, das Letzte noch in Besitz zu nehmen, was ihm Bali von der Erde zugestanden, den Fuß auf dessen Hals setzte, und ihn in

[1] Diese drei Stücke bilden die ganze Haushaltung eines indischen Frommen.

den Abgrund drückte, der durch die Größe Bali's ganz ausgefüllt wurde.

Diejenigen, welche überall nach historischen Anhaltspunkten für die Bildungsgeschichte der Priesterlegenden sich umsehen, wollten in dem Riesen Bali einen wirklichen Herrscher erkennen, von dem die noch sichtbaren Ruinen der einstigen Stadt Mahabalipura (d. i. die Stadt des großen Bali), welche der Austritt des Ozeans zerstörte, Zeugniß ablegen sollen! Man dachte dabei nicht an die Möglichkeit, daß ein späterer Herrscher den Namen Bali ebenfalls geführt haben mochte; ja sogar ein unbestimmter Herrschertitel, wie etwa Pharao in Aegypten, konnte in diesem Namen enthalten sein, da Bali, wie das semitische Baal, Bel neben dem Feuerprinzip und Sonnengott, auch einen Machthaber überhaupt bedeutet. Das Wörterbuch Amarasinha, das den Beli als Herrscher der Unterwelt bezeichnet, verdient wohl mehr Glauben als die historisirenden Fabeln des großen Haufens, denen diesmal sogar der sonst so besonnene Paullinus folgte. Daß Bali in der indischen Legende zum Herrn der Unterwelt herabgedrückt wird, kann die Vermuthung nicht entkräften, daß früher das Wort auch einen freundlichern Charakter gehabt habe. Jene von W. Jones in seiner Abhandlung über die Perser erwähnte Dynastie des Mahabad, die vor dem Kajomors in Persien geherrscht haben soll, beweist zur Genüge, daß die aus Indien in jenes Reich eingewanderte Colonie den Maha Bali (d. i. den „großen Bali“) als Herrn der ganzen Erde anerkannte. Da Kajomors, der Urstier und Stammvater aller Wesen in der persischen Kosmogonie, keine historische Persönlichkeit ist, — ungeachtet die neuern persischen Historiographen ihn als Begründer einer neuen Dynastie hinstellen — so ist Grund genug vorhanden, die Dynastie des Mahabali als die des Kronos zu be-

achten, als die selige Zeit, wo es noch nicht Herren und Knechte gab, bis endlich Zeus seinen Vater entthronte und in den Tartarus stürzte, wie Wischnu den Bali ebenfalls, und zwar in gleichem Lebensalter; denn nur ein Jahr sollte Zeus alt gewesen sein, als er jene Gewaltthat verübte, und Wischnu hatte als Zwerg das Gleiche gethan.

Sechste Verkörperung: Parasu-Rama.

„O Kesawa, du nimmst die Gestalt des Parasu-Rama an, sei siegreich Herr des Weltalls!"
Ode Jajadewa's.

Wiswakarma, der große Künstler unter den Göttern, hatte einst zwei Bogen verfertigt. Einen derselben gaben die Himmlischen dem Schiwa, den andern dem Wischnu. Die Bogen waren in ihrem Stoffe, wie an Größe und Gestalt, völlig gleich. Im Scherz fragten die Götter den Brahma: welcher von beiden Bogen wohl der stärkere wäre? Ihnen zu gefallen veranlaßte Brahma einen Streit zwischen Wischnu und Schiwa. Wischnu ging als Sieger hervor, und er schenkte seinen Bogen dem Ritschika (Glanz), einem Sohne Brighu's (Glanz), und dieser hinterließ ihn seinem Sohne Jamadagni. (Ramayana I. p. 617.) Schiwa schenkte seinen Bogen dem Dewarata (Götterkönig), erstem König von Mithila (Strahlenland), in dessen Familie dieser Bogen aufbewahrt wurde. (Ram. I. p. 548.) Jamadagni machte aber keinen Gebrauch von Waffen, sondern beschäftigte sich in der Einsamkeit mit religiösen Uebungen, bis ihn endlich der König Arguna ermordete. Den Tod seines Vaters zu rächen ergriff Parasu-Rama den ererbten Götterbogen und tödtete nicht nur den Argna (Dämmerung), sondern sein ganzes Geschlecht, die wesenfeindlichen Riesen, und als er die meerumgürtete Erde von ihnen gesäubert hatte, übergab er diese dem

(Mondgott) Kasyapa zu beherrschen, und ging zum Berg Meru, wo er strenge Büßungen übte, und dadurch, wie alle großen Büßer, sich übermenschliche Kräfte erwarb. (Ram. I. p. 617.) Während dieser Zeit wurde Rama (Weiß, Strahl), der Sohn des Königs Dasaratha in Ayodya geboren, und in Mithila herrschte Ganaka (Zähler sc. der Monate, nämlich das Mondenjahr, weil dieses nur durch Zählung der Monate rc. gewonnen wird), um dessen Tochter (die Mondgöttin) Sita (Weiß) alle benachbarten Könige (Götter) warben. Aber dem sollte sie zur Gattin werden, der den Götterbogen spannen würde. Da ihn nun Keiner zu bewegen vermochte, kam, von Wiswamitra dem göttlichen Büßer geleitet, Rama als Awatar (Verkörperung) Wischnu's nach Mithila, um ebenfalls seine Kraft an demselben zu versuchen. Achthundert Männer brachten den Bogen; aber Rama hob ihn mit Einer Hand in die Höhe, und zog die Sehne so gewaltig an, daß der Bogen zerbrach, und mit einem Gekrache zur Erde fiel, als ob Gebirge einstürzten. Rama erhielt nun die schöne Sita als Siegespreis und führte sie in seine Residenz Ayodya.[1] Diese That hatte Parasu-Rama auf dem Meru kaum vernommen, als er, weil der junge Rama in der Kriegercaste geboren war, für die Zukunft der Brahmanen fürchtete. Er ergriff daher seinen Bogen und seine Streitaxt und eilte ihm nach. Er kam mit all der übermenschlichen Kraft ausgerüstet, welche er durch seine Büßungen erworben hatte, und setzte alle Begleiter Rama's in Furcht. Er habe gehört, sagte er, daß der junge Rama

[1] Im „Bhati Kavya" wird sie wie folgt beschrieben: „Sie stand da, mit den emporglänzenden Edelsteinstrahlen verlachend gleichsam Indra's Paradies. Ihre Häuser voll trefflicher Perlen und Diamanten, aus ihnen schimmerten die Strahlen der im Innern befindlichen Edelsteine, gleich einem Wasserfall der Ganga hervorstürzend, durch die runden Fenster."

n Bogen Schiwa's zerbrochen habe; hier sei
ischnu's stärkerer Bogen; vermöge er den zu
nnen und den Pfeil auf ein bestimmtes Ziel zu
ießen, so wolle er ihn des Kampfes würdigen.
ächelnd nahm Rama den Bogen, legte den Pfeil
rauf und sprach: „Ich tadle nicht, daß du den
od deines Vaters gerächt, aber überhebe dich nicht
ines Sieges über die Kschetrya's.[1] Weil du als
rahman ein Gegenstand meiner Verehrung, will
h diesen verderblichen Pfeil nicht auf dich richten,
ber die Gewalt, welche du durch strenge Büßun-
en erworben, soll er doch von dir nehmen!" Nun
rlosch der Muth des Parasu-Rama, denn er hatte
n seinem Gegner eine Awatar Wischnu's erkannt.
Demüthig flehte er ihm nur so viel Kraft als
rucht seiner Buße zu lassen, daß er ein gegebe-
nes Wort lösen und sich von der Erde entfernen
könne. Rama schoß den Pfeil ab, und der Sohn
Jamadagni's verlor alle seine Kräfte bis auf die:
sich an einen Ort auf dem Berge Mahaendra be-
geben zu können. (Ram. I. p. 623.)

Polier folgt in seiner Mythologie des Indous
(I. p. 281) einer andern Quelle (wahrscheinlich das
Gedicht Raghuvana, als dessen Verf. Kalidasa gilt),
welche diesen Kampf und die Ursache desselben ganz
abweichend vom Ramayana erzählt. Die Sage
lautet hier so: Jamadagni, ein frommer Brah-
man, hatte Renela, die Tochter des Königs von
Ayodya geheirathet. Seine Schwiegermutter und
seine Frau wünschten Beide von ihm einen Sohn.
Der Heilige brachte dem Gotte, welcher der Frucht-
barkeit der Ehen vorsteht (Pollear), ein Opfer,
bereitete dann jeder Bittenden ein Gericht von

1 Die Kriegerkaste; in den mystischen Schriften der Brahmanen
sind jedoch die Dämonen, Rakschasa's, darunter verstanden, weil sie
Tod in der Welt verbreiten, denn kschetrya heißt: Mörder, das
Etymon ist kshi (ξύω) tödten, zerstören.

Reis, mit dem Versprechen: sobald sie dasselbe ge-
gessen hätten, würde jede einen Sohn bekommen.
Die Königin argwöhnte, der Heilige möchte mehr
Sorgfalt auf das Gericht verwandt haben, welches
er für seine Frau bestimmte, als auf das übrige,
vertauschte daher die Gerichte, und verzehrte das
der Frau des Brahmanen bestimmte, so wie diese
das der Königin genoß. Die Folge dieser Ver-
wechslung war, daß der Sohn der Königin, ob-
wohl Krieger von Geburt, alle Tugenden eines
Brahmanen besaß, und sich einem stillen beschau-
lichen Leben widmete; der Sohn der Brahmanen-
frau aber die Neigungen eines Kriegers entwickelte.
Jamadagni führte im Walde ein Einsiedlerleben,
hatte sich dort eine Hütte erbaut, übte die streng-
sten Büßungen, während sein Sohn Parasu-Rama
heranwuchs, und seinen kriegerischen Muth auf eine,
den Vater beunruhigende Weise entwickelte. Aber
Schiwa fand an dem Knaben so großes Wohl-
gefallen, daß er den Vater bat, ihm denselben zur
Erziehung zu überlassen, und nahm ihn auch wirk-
lich mit in seine Wohnung Kailasa.[1] Der Brah-
man und seine Gattin setzten ihre Büßungen fort,
und erwarben sich die Gunst der Götter. Indra
vertraute ihnen die Wunschkuh Kamadena an, welche
aus dem Milchmeer hervorgekommen war, alles
Uebel abwenden und ihrem Besitzer alle Reichthü-
mer der Erde verschaffen konnte. Der Brahman
bediente sich aber nur, wenn die Nothwendigkeit
gebot, der Vortheile, welche die alle Wünsche
erfüllende Kuh ihm gewährte, änderte also nichts
in seiner strengen Lebensweise. Der Schwager des
Brahmans, damaliger Beherrscher von Ayodya,
handelte feindselig gegen die Brahmanen und störte
die Büßungen der Heiligen. Einst kam er auf der
Jagd in die Waldhütte des Jamadagni, und for-

[1] Die lichte, heiße Seite des Götterberges Meru.

rete nicht allein für sich, sondern für das ganze eer Erfrischungen. Der Brahman wandte sich an eine Kuh, und diese schuf sogleich eine gut be- setzte Tafel. Nach der Mahlzeit schenkte der Brah- man dem König noch prächtige Kleider und Klei- node. Der König, erstaunt durch den Anblick so vieler Schätze, begnügte sich nicht, dieselben als Geschenke hinzunehmen, sondern überzeugt, daß hier übernatürliche Kräfte wirkten, wollte er die Mittel wissen, wie der arme Büßer zu diesen mehr als königlichen Schätzen komme. Er verlangte daher gebieterisch, daß der Brahman ihn zu seinem Schatze führe. Dieser läugnete, dergleichen zu besitzen, und erzählte, daß Schiwa, der Beschützer seines Sohnes, den Indra gebeten habe, ihm die heilige Kuh abzutreten, welche eine Quelle unerschöpflicher Reichthümer sei, und nur durch ihre Hülfe habe er den König bewirthen und beschenken können. Nun befahl der Herrscher, man solle ihm die Wunderkuh übergeben. Weil der Besitzer derselben einwandte, sie gehöre nicht ihm, sondern dem Indra, und würde sich ohne dessen Einwilligung nicht fortbringen las- sen, so befahl der Machthaber in seinem Zorn, die Kuh mit Gewalt zu nehmen. Dreimal versuchten es seine Diener, die Kuh zu ergreifen, aber jedes- mal vergeblich. Nun sandte er bewaffnete Haufen; aber die Kuh, welche jetzt ihre Kraft zeigte, stürzte mitten durch das Heer, schlug nach allen Seiten aus, zertrat die Krieger, erhob sich dann, und kehrte zum Himmel zurück. Der König, wüthend über diese Niederlage, brachte noch ein größeres Heer zusammen, um seinen Zweck mit Gewalt zu erreichen, allein die Kuh war nicht mehr auf der Erde. Jetzt ward der Brahman das Opfer des Wütherichs. Er ließ ihn ermorden und seine Hütte zerstören. Die betrübte Wittwe sammelte die Trüm- mer derselben, errichtete davon einen Scheiterhau-

fen, und verwandelte Kamaski den Körper ihres Gatten und sich selbst. — Als die Wunderkuh im Himmel angekommen war, begab sie sich zum Kailasa, um dem Sohn des Ermordeten zu berichten, wie grausam der König seine Eltern behandelt hatte. Dieser, schon von Schiwa mit außerordentlichen Kräften begabt, eilte zu ihrer Wohnung, aber nur, um den lodernden Holzstoß zu sehen. Er sammelte die Asche seiner Eltern und faßte den Entschluß, ihren Tod durch die Ausrottung aller Kschetrya's zu rächen. Schiwa selbst schilderte ihm dieses Vorhaben nicht nur als billigenswerth, sondern sogar als unaufschiebliche Pflicht, und gab ihm seinen Bogen und seine Pfeile; ja er wandte sich an Wischnu und bat diesen, dem Parasu-Rama gegen die Kschetrya's beizustehen. Diese hatten bereits durch viele Grausamkeiten, insbesondere durch Bedrückung der frommen Büßer, den Zorn der drei großen Götter (Trimurti) aufgeregt; Wischnu entschloß sich daher selbst, auf die Erde herabzusteigen und sie zu bestrafen. Er versprach dem Schiwa, daß er sich in seinen Liebling Parasu-Rama verkörpern wolle. In dem Augenblicke, als dieser in Ayodya eintraf, wurde er eine Verkörperung Wischnu's, deren Zweck war: die Uebelthäter zu bestrafen, welche den Verehrern der Götter so feindselig begegnet hatten. Bewaffnet mit dem Bogen Schiwa's, und als Awatar Wischnu's, begann Parasu-Rama seine Rache damit, daß er den Mörder seines Vaters, der ihm an der Spitze eines großen Kriegsheeres entgegen zog, tödtete, dann von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt zog, lieferte den Kschetrya's blutige Schlachten, und opferte den Manen seiner Eltern das Blut der Erschlagenen. Die Beute des gefallenen Feindes weihte er den Göttern, denen er auch feierliche Opfer brachte, den Rest verwandte er zu guten

werden. Dann ging er zu Schiwa zurück und setzte seine Büßungen fort.

Bemerkt man schon in dieser zweiten Relation eine bedeutende Verschiedenheit von der ersten, wo Parasu-Rama noch nicht Awatar Wischnu's, sondern bloß Brahman, durch Erbschaft in den Besitz des Wischnubogens, und durch strenge Büßungen zu jenen übernatürlichen Kräften gelangt, die auf demselben Wege zu erreichen, auch andern Büßern offen steht, während er in der zweiten Abfassung anfänglich ein Sterblicher und Diener des Schiwa, aber mit dem Beginne des Kampfes Awatar Wischnu's wird, so erzählt der Bhagavat-Purána die Geschichte des Parasu-Rama in einer abermals veränderten Weise, die aber zu Aufschlüssen über das Ganze führt. Jamadagni und sein Sohn sind allerdings auch hier dieselben Personen, der gewaltthätige König kehrt auch hier auf der Jagd bei dem Büßer ein, wird durch Hülfe der Kuh bewirthet, entwendet aber diese wirklich dem Brahmanen. Da Parasu-Rama dies erfährt, begibt er sich mit einer Keule bewaffnet in des Königs Residenz, um die Kuh zurückzufordern, welche ihm verweigert wird, und deßhalb den Tod des Königs zur Folge hat. Nachdem der Held diesen erschlagen hatte, nimmt er die Kuh mit Gewalt und stellt sie wieder seinem Vater zu. Die Söhne des erschlagenen Königs warten eine Zeit ab, wo Parasu-Rama nicht zu Hause ist, überfallen dessen Vater und tödten ihn. Nun rottet der erzürnte Sohn die Fürsten und ihre Verbündeten, nebst allen ihren Angehörigen, 16,108 an der Zahl, aus, erobert die ganze Erde, übergibt[1] sie dem Kasyapa, und zieht sich in die Wüste zurück, um dort ein beschauliches Leben zu führen.

[1] Gerade so viele Kebsweiber hat Wischnu in seiner Awatar als Krisna.

Der Bhagavat Purana verdient unter den verschiedenen Relationen über die Thaten des Parasu-Rama die meiste Beachtung, weil die Originalität dieser Erzählung sich daraus ergibt, daß hier Parasu-Rama nur mit der Keule (Parasu) bewaffnet erscheint, wovon er also den Namen: „Rama mit der Keule" führt. Die Kschetrya's, die er mit seiner Keule tödtet, und deren Reich, die „Erde", er sodann dem Kasyapa übergibt, sind die Naturfeinde, welche während der unfreundlichen Jahreshälfte die Erde verwüsteten. Diese ist auch unter der Wunschkuh gemeint, welche sogar ganze Heere zu nähren im Stande ist, deren Gaben unerschöpflich sind. Daß diese Kuh von der Dienerschaft des despotischen Königs sich nicht fortreiben läßt, wird demnach leicht verständlich. Da im Sanskrit Kuh und Erde durch Ein Wort bezeichnet werden, so hilft schon das Wortspiel dem wahren Sinne auf die Spur. Die Keule des Rama ist der Sonnenstrahl, dessen Sümpfe austrocknende Kraft ihn als Besieger der naturfeindlichen Mächte manifestirt. Die Keule ist darum das Attribut des Wischnu (Ritters Erdk. v. As. IV. 2. S. 550) als des erhaltenden, rettenden Prinzips in der Trimurti, sie ist die vorzüglichste Waffe auch des persischen Lichtgotts, denn im Jescht-Mithra lautet es: „Hoch erhob sich Mithra's ewige Keule, die Wüstenbefruchterin", und anderwärts: „Mit der Keule schlug Mithra die Diws".[1] Auch Zohak, den wir schon im ersten Theile (S. 62) als die Personification des feindlichen Prinzips kennen lernten, Zohak wurde von Feridun, dem Wohlthäter der Menschheit, mit der Keule erschlagen. Hercules hieß „Heiland" (Soter), und sein Attri-

[2] Darunter begreift der Perser nicht allein die Dämonen, Ahrimans dienstbare Geister, sondern auch seine Incarnationen: Schlangen, Eidechsen, Kröten, Fliegen ꝛc.

dut war die Keule, diese aus demselben Grunde, wie die Priapsbilder, aus Olivenholz geschnitzt, [1] nämlich um ihre befruchtende, Tod abwehrende Kraft zu versinnlichen.

Wäre Parasu-Rama ein sterbliches Wesen, wofür ihn Rhode nimmt, der in den Kämpfen zwischen Brahmanen und Kschetrya's nur weltliche Kriege erkennen will, so fragt sich, wie konnte des Parasu-Rama Mutter die Todesgöttin Kali sein? Ihr vor ihren Tempeln aufgestellter kopfloser Rumpf [2] soll an ihren Tod von der Hand des eigenen Sohnes erinnern. Nämlich als Gattin des Büßers Jamadagni — dieser war eigentlich Kala oder Schiwa selbst, welcher sowohl Jama als Agni heißt u. s. w. u. — hatte sie ein Tuch, welches die wunderbare Eigenschaft besaß, daß das Wasser, welches sie in dasselbe auffing, nicht durchfloß, welche Gabe sich aber verlor, als sie einst der Anblick eines in der Luft schwebenden Gandharva [3] zu sinnlichen Wünschen verleitete. [4] Traurig ging sie nach Hause, und gestand auf die Frage ihres Mannes ihr Vergehen. Dieser gerieth darüber in Zorn und befahl seinen Söhnen, die Mutter zu tödten. Sie weigerten sich bis auf den einzigen Parasu-Rama, der mit seinem Beil nicht allein die Mutter, sondern auch die ungehorsamen Brüder tödtete. Dies gefiel dem Jamadagni so wohl, daß er ihm erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Der Sohn bat nun: seine Mutter und seine Brüder wieder vom Tode

[1] Vgl. Paus. II, 31, 3. mit X, 19, 2.

[2] Der sich freilich auf ihre unersättliche Mordgier bezieht, die in Ermangelung anderer Opfer sich selbst vernichtet.

[3] Ein himmlischer Sänger, die Gandharva's haben im indischen Götterhimmel das Amt der Musen im Olymp, von denen sie sich nur durch das Geschlecht unterscheiden.

[4] Nach [illegible] Angabe war es Neid gegen ihre Schwester, die als eine Königin in Liebe Lust und Ehre lebte, während sie selbst in Armuth ihr Leben hinseufzen mußte.

zu erwecken, der Vater gewährte seinen Wunsch, und so war die Familie wieder hergestellt.[1] Dies war also eine von den 21 Todesweisen der Kali, die als Repräsentantin der Zeit so oft sterben muß, um wieder zu erstehen. Sie ist die weibliche Hälfte des Schiwa, die früher Wischnu vertrat, welcher auch als Muttermörder seiner rettenden Eigenschaft treu bleibt, weil er sie nur tödtet, um sie gleich nachher wieder zu verjüngen.

Auch eine andere Frage drängt sich bei der Annahme historischer Kämpfe zwischen der Brahmanen- und Kriegercaste auf; denn deutlich sagt es die Legende, daß der Tyrann, welcher den Brahman tödtete, weil er nicht in den Besitz der Wunderkuh gelangen konnte, ein vielarmiges Ungeheuer war (vgl. VII, Fig. 4., wo er im Kampfe mit Parasu-Rama dargestellt ist[2]), ein solcher König hat wohl nie in der Wirklichkeit gelebt, sondern es ist der wilde Jäger — als solcher erscheint er in der Legende — dieser mußte freilich in Wischnu seinen natürlichen Gegner finden. Und wenn er in seiner Verkörperung als „Rama mit der Keule" den Tod des Vaters nicht mehr verhüten, nur noch rächen konnte, so ist dies abwechselnde Todtschlagen schon früher als Wechsel der Jahreszeiten gedeutet worden, wo bald das böse, bald wieder das gute Prinzip zur Oberherrschaft kommt.

Siebente Verkörperung: Rama-Candra.

„Du zerschmetterst den Dämon mit zehn Häuptern, o Cesawa, du nimmst die Gestalt des Rama Candra an, sei siegreich o Herr des Weltalls."

Ode Jajadewa's.

Der vorhin ausgesprochene Satz wiederholt sich

[1] Asiat. Originalschr. I. S. 173. vgl. Baldäus Reise S. 4.. Sonnerat Reise I. S. 205.

[2] Die drei vorhergehenden Bilder dieser Tafel stellen die Eber-, Löwen- und Zwerg-Awatar Wischnu's vor, was im Texte aus Versehen unerwähnt blieb.

hier in einer andern Verkleidung, denn der abwechselnde Besitz der Sita durch Ravana und Rama (wegen seiner Weiße: Candra zubenannt) leidet keine andere Deutung. Das Epos Ramayana handelt von der gewaltsamen Entführung der Sita durch den Dämonenfürsten Ravana und ihrer Befreiung durch die Tapferkeit Rama's, welcher eine Verkörperung Wischnu's aus dem Königsgeschlechte war, denn Parasu-Rama war der Sohn eines Brahmanen. Rama war der Sohn des Dasaratha, Königs von Ayodya; Brahma hatte einst, als der kinderlose König ein Opfer brachte, um Leibessegen zu gewinnen, nach vollendetem Opfer aus dem Opferfeuer emporsteigend, dem Dasaratha eine goldene Schale mit Milch und Reis übergeben. Diese Speise sollte der Opferer an diejenigen von seinen Gattinnen vertheilen, von welchen er sich Söhne wünschte. Er wählte dazu seine drei Gattinnen Kausalya, Kakayi und Sumitra. Diese Speise theilte er in zwei Theile und gab eine Hälfte der Kausalya, welche den Rama gebar, die zweite Hälfte wurde wieder getheilt, und jede der beiden andern bekam ein Viertel, Kakayi gebar den Bharata, Sumitra bekam zwei Söhne, den Lakschmana und Satrugna. (Ram. I. p. 196, 215.) Durch jene Speise hatte Wischnu in vier Theile sich gesondert, in die Söhne gesenkt und zwar genau in dem Verhältniß, wie diese Speise vertheilt wurde. Nennt man den Theil der Gottheit, welche sich in Rama offenbarte, eins, so offenbarte sich im Bharata davon nur ein halb, und in jedem der beiden andern nur ein Viertheil. Die Letztern kommen daher wenig in Betracht; Lakschmana[1] war der unzertrennliche Begleiter des Rama; Satrugna stand in demselben Verhältniß zu Bharata. Obwohl nun im Ra-

[1] Wischnu als Gemahl der Lakschmi.

rayana alle vier nur Awatars des Wischnu sind, so wird doch gewöhnlich Rama ganz allein als solche angeführt.

Die Veranlassung zu dieser Verkörperung Wischnu's waren Ravana's Unthaten gewesen. Ursprünglich hatte Ravana seinen Namen: „der Schwarze“ (Ravus) noch nicht verdient, denn er war ein Fürst, der mit vieler Milde regierte, und die Götter ehrte.[1] Drei Jahrhunderte schon hatte er täglich hundert Blumen dem Schiwa geopfert. Dieser, um die Frömmigkeit des Ravana auf die Probe zu stellen, nahm einmal eine von den Blumen weg, ohne daß es der in der Andacht Versunkene merkte, und verwies ihm die Verminderung seiner Gabe. Ravana zählte die Blumen, und da er nur 99 fand, so wollte er sich ein Auge ausreißen, um die Zahl 100 auszufüllen. (Hier liegt ein Wortspiel zu Grunde, denn Ein Wort bezeichnet im Sanskrit Auge und Blume.) Schiwa, dem die Gesinnung genügte, verhinderte die Ausführung des Vorsatzes, und belohnte den Ravana damit, daß er ihm frei stellte, sich eine Gabe zu erbitten. Ravana erbat sich nichts Geringeres, als die Weltherrschaft, die ihm Schiwa auch zugestand. Gleichwohl fuhr Ravana in seinen Andachtsübungen fort. Schiwa redete ihn nun an: „Ich habe dir alle deine Wünsche gewährt, warum hörst du nicht auf, mich anzurufen?“ — „Ich habe noch Eine Bitte dir vorzutragen,“ entgegnete Ravana, „nämlich diese, daß ich zehn Häupter[2] erhalten möchte, um die Welt

[1] In Schasta ist er ein Lichtengel, der Hymnen dem Brahma singt, aber in der Folge aus Neid über dessen höhern Rang einen Theil der seligen Geister zum Abfall verlockte und mit ihnen in die Unterwelt gestürzt ward. Dieselbe ursprüngliche Reinheit schreiben die Parsen dem Ahriman, die Rabbinen dem Sammael, die Moslems dem Iblis oder Ioris zu.

[2] Wem fällt hier nicht das zehnköpfige Thier der Apokalypse ein? Man erwäge, daß Ravana das böse Princip ist, und

nach allen Seiten zu überschauen, und zwanzig Arme, um meine Macht sichtbarer ausüben zu können." Der Gott erfüllte auch diesen Wunsch. Nun ließ sich Ravana auf der heiligen Insel Lanca (Ceylon) nieder, wo er eine Zeitlang mit Weisheit und Güte regierte. Endlich aber erwachte der Hochmuth in seiner Brust, und er wollte seine Unterthanen zwingen, daß sie ihn selbst als Gott verehren möchten. Darum bat er Schiwa, er möge ihm solche Stärke verleihen, daß weder ein Gott noch sonst ein höheres Wesen ihn tödten könnte; aber aus Verachtung des Menschen hatte er diesen nicht in seine Bitte mit eingeschlossen, daher entschied nun Brahma, daß er durch einen Menschen (Rama) fallen solle.

Schon oben wurde erwähnt, daß Rama die schöne Sita als Preis seines Sieges im Bogenspannen erhalten habe. Auch Ravana soll damals unter den Mitbewerbern gewesen sein; und die Vereitelung seiner Hoffnung auf den Besitz Sita's erfüllte sein Herz mit Rache und ließ ihn auf Plane sinnen, wie er auf gewaltsame Weise in den Besitz Sita's gelangen könnte. Dazu glaubte er noch einen gerechten Grund in der Beschimpfung zu finden, die seiner Schwester Sarpanaga (Schlange) durch Rama's Bruder Lakschman widerfahren war, welcher, anstatt ihre Liebesanträge zu erhören, sie mit dem

zehn die Zahl der Strafen und Plagen (vgl. die 10 Plagen Aegyptens, die 10 Versuchungen in der Wüste. 5 M. 14, 22, die 10 Prüfungen Daniels 1, 14., das zehntägige Trübsal, Apok. 2, 10., den zehnjährigen Krieg der Titanen gegen die Götter und den gleich langen der Griechen gegen die Troer, das 10jährige Herumirren des Ulysses, Idomeneus &c. auf dem Meere, weil Neptuns Zorn sie verfolgte u. s. w. Nach einer andern Relation soll Ravana seine zehn Köpfe schon ursprünglich gehabt, in seinen Büßungen bereits neun Köpfe sich abgeschlagen haben, und wollte eben auch an den zehnten gehen, als Schiwa, durch solche große Opfer gerührt, ihm die Gewährung aller Wünsche versprach, die Jener in der bekannten Weise mißbrauchte.

Verlust ihrer Nase und Ohren abziehen ließ.[1] Ravana's ganze Verwandtschaft rüstete sich jetzt zum Kriege gegen Rama, welcher aber gleich bei Beginn des Kampfes solche Heldenthaten verrichtete, daß der Gegner den Vorsatz faßte, durch List zum Ziele zu gelangen, da der offene Kampf so ungünstig für ihn und die Seinen ausgefallen war. Dazu bot sich bald eine passende Gelegenheit. Bharata war die unschuldige Ursache, daß Rama ins Exil geschickt wurde, worauf Bharata's Mutter bei dem schwachen König Dasaratha drang, daß er ihr aus Dankbarkeit für die sorgsame Pflege, die sie ihm, dem im Kampfe gefährlich Verwundeten, einst erwiesen, die Bitte nicht abschlagen konnte, die darin bestand, ihren Sohn, des Königs Zweitgebornen anstatt des Rama zum Thronfolger zu weihen, Letztern aber auf 14 Jahre aus der Residenz zu verbannen. Der König, an sein Wort gebunden, erfüllte mit widerstrebendem Herzen beide Bitten, starb aber vor Schmerz kurz nach Rama's Abreise. Bharata selbst, in Kaschmir von seinem Großvater erzogen, wußte von dem allem nichts, und als er nach dem Tode seines Vaters den Thron besteigen sollte, weigerte er sich dessen, zog mit einem Heere aus, den Rama zu suchen, und ihm die Krone anzutragen, dieser weigerte sich eben so standhaft, und beharrte in seinem Entschlusse, dem Willen des Vaters zufolge 14 Jahre in der Verbannung zu leben. Den Streit rasch zu beenden, zog er seine Schuhe aus, und übergab sie dem ältern Bruder als ein Zeichen, daß er dem Recht auf den Thron entsage.[2] Bharata, an Edelmuth dem Rama nicht

[1] Nach einer andern Relation hatte Rama selbst sie verstümmelt. Brüder Khara und Duschana hatten sie rächen wollen, waren im Kampfe gegen Rama gefallen, und Ravana beschloß nun ...he zu nehmen.

[2] Ueber die Bedeutsamkeit dieser symbolischen Handlung als Zeichen der Unterwürfigkeit bei den meisten alten Völkern, selbst denen des Abendlandes s. d. et. symb. Realwtb. u. d. Art. Schuh.

nachstehend, versprach nun, die Regierung so lange zu übernehmen, bis Rama's Verbannungszeit um sei. Rama lebte nun mit seiner Gattin, die ihm aus dem väterlichen Palaste in die Wüste gefolgt war, in einer Hütte, in dem Wald Dandaka, nahe den Quellen der Godavari südöstlich von Ayodya, wo er sich, Sita und seinen Bruder Lakschman, der sich auch nicht im Unglück von ihm trennen wollte, mit der Jagd ernährte. Hier tödtete er mehrere Rakschasa's und verstümmelte des Ravana Schwester, Sarpanaga (Serpentina). Da ihre Brüder Khara und Duschana, die sie rächen wollten, im Kampfe gegen die Söhne Dasaratha's gefallen waren, brachte sie ihre Klagen vor Ravana selbst, und flößte ihm zugleich Leidenschaft für Sita ein. Ravana begab sich sofort in Begleitung des Marika (Welkmacher) eines andern Rakschasa, nach dem damaligen Wohnorte Rama's; Marika verwandelte sich in ein Reh mit goldglänzendem Fell, welchem Rama auf den Wunsch der Sita, die sich in dieses Fell kleiden wollte, nachjagte, nachdem er seinem Bruder die Sorge für seine Gemahlin empfohlen. Sita gerieth wegen ihres Gemahls in Angst und bat den Lakschmana dringend, seinen Bruder aufzusuchen. Als sich auch dieser entfernt hatte, nahte ein religiöser Bettler der Hütte, und suchte Sita durch Abforderung eines Almosen herauszulocken. Bald aber merkte er, daß sie gutwillig ihm nicht folgen werde, er nahm daher seine natürliche Gestalt an, und entführte sie durch die Luft. Unterwegs begegnete er dem Geierkönig Jatayu, einem Freunde Rama's, der sich in einen Kampf mit ihm einließ, aber tödtlich verwundet wurde, und nur so lange lebte, um dem Rama, der angstvoll seine Gattin suchte, den Namen des Räubers anzeigen zu können. Noch aber kannte er nicht den Wohnort desselben. Um ihn zu erforschen, durchirrte er mit seinem Bru-

fern, und verbrannte darauf den Körper ihres Gatten und sich selbst. — Als die Wunderkuh im Himmel angekommen war, begab sie sich zum Kailasa, um dem Sohn des Ermordeten zu berichten, wie grausam der König seine Eltern behandelt hatte. Dieser, schon von Schiwa mit außerordentlichen Kräften begabt, eilte zu ihrer Wohnung, aber nur, um den lodernden Holzstoß zu sehen. Er sammelte die Asche seiner Eltern und faßte den Entschluß, ihren Tod durch die Ausrottung aller Kschetryas zu rächen. Schiwa selbst schilderte ihm dieses Vorhaben nicht nur als billigenswerth, sondern sogar als unaufschiebliche Pflicht, und gab ihm seinen Bogen und seine Pfeile; ja er wandte sich an Wischnu und bat diesen, dem Parasu-Rama gegen die Kschetrya's beizustehen. Diese hatten bereits durch viele Grausamkeiten, insbesondere durch Bedrückung der frommen Büßer, den Zorn der drei großen Götter (Trimurti) aufgeregt; Wischnu entschloß sich daher selbst, auf die Erde herabzusteigen und sie zu bestrafen. Er versprach dem Schiwa daß er sich in seinen Liebling Parasu-Rama verkörpern wolle. In dem Augenblicke, als dieser in Ayodya eintraf, wurde er eine Verkörperung Wischnu's, deren Zweck war: die Uebelthäter zu bestrafen, welche den Verehrern der Götter so feindselig begegnet hatten. Bewaffnet mit dem Bogen Schiwa's, und als Awatar Wischnu's, begann Parasu-Rama seine Rache damit, daß er den Mörder seines Vaters, der ihm an der Spitze eines großen Kriegsheers entgegen zog, tödtete, dann von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt zog, lieferte den Kschetrya's blutige Schlachten, und opferte den Manen seiner Eltern das Blut der Erschlagenen. Die Beute des gefallenen Feindes weihte er den Göttern, denen er auch feierlich Opfer brachte, den Rest verwandte er zu guten

werden. Dann ging er zu Schiwa zurück und setzte seine Büßungen fort.

Bemerkt man schon in dieser zweiten Relation eine bedeutende Verschiedenheit von der ersten, wo Parasu-Rama noch nicht Awatar Wischnu's, sondern bloß Brahman, durch Erbschaft in den Besitz des Wischnubogens, und durch strenge Büßungen zu jenen übernatürlichen Kräften gelangt, die auf demselben Wege zu erreichen, auch andern Büßern offen steht, während er in der zweiten Abfassung anfänglich ein Sterblicher und Diener des Schiwa, aber mit dem Beginne des Kampfes Awatar Wischnu's wird, so erzählt der Bhagavat-Purana die Geschichte des Parasu-Rama in einer abermals veränderten Weise, die aber zu Aufschlüssen über das Ganze führt. Jamadagni und sein Sohn sind allerdings auch hier dieselben Personen, der gewaltthätige König kehrt auch hier auf der Jagd bei dem Büßer ein, wird durch Hülfe der Kuh bewirthet, entwendet aber diese wirklich dem Brahmanen. Da Parasu-Rama dies erfährt, begibt er sich mit einer Keule bewaffnet in des Königs Residenz, um die Kuh zurückzufordern, welche ihm verweigert wird, und deßhalb den Tod des Königs zur Folge hat. Nachdem der Held diesen erschlagen hatte, nimmt er die Kuh mit Gewalt und stellt sie wieder seinem Vater zu. Die Söhne des erschlagenen Königs warten eine Zeit ab, wo Parasu-Rama nicht zu Hause ist, überfallen dessen Vater und tödten ihn. Nun rottet der erzürnte Sohn die Fürsten und ihre Verbündeten, nebst allen ihren Angehörigen, 16,108 an der Zahl, aus, erobert die ganze Erde, übergibt[1] sie dem Kasyapa, und zieht sich in die Wüste zurück, um dort ein beschauliches Leben zu führen.

[1] Gerade so viele Kebsweiber hat Wischnu in seiner Awatar als Krisna.

Der Bhagavat Purana verdient unter den verschiedenen Relationen über die Thaten des Parasu-Rama die meiste Beachtung, weil die Originalität dieser Erzählung sich daraus ergibt, daß hier Parasu-Rama nur mit der Keule (Parasa) bewaffnet erscheint, wovon er also den Namen: „Rama mit der Keule“ führt. Die Kschetrya's, die er mit seiner Keule tödtet, und deren Reich, die „Erde“, er sodann dem Kasyapa übergibt, sind die Naturfeinde, welche während der unfreundlichen Jahreshälfte die Erde verwüsteten. Diese ist auch unter der Wunschkuh gemeint, welche sogar ganze Heere zu nähren im Stande ist, deren Gaben unerschöpflich sind. Daß diese Kuh von der Dienerschaft des despotischen Königs sich nicht forttreiben läßt, wird demnach leicht verständlich. Da im Sanskrit Kuh und Erde durch Ein Wort bezeichnet werden, so hilft schon das Wortspiel dem wahren Sinne auf die Spur. Die Keule des Rama ist der Sonnenstrahl, dessen Sümpfe austrocknende Kraft ihn als Besieger der naturfeindlichen Mächte manifestirt. Die Keule ist darum das Attribut des Wischnu (Ritters Erdk. v. As. IV. 2. S. 550) als des erhaltenden, rettenden Prinzips in der Trimurti, sie ist die vorzüglichste Waffe auch des persischen Lichtgotts, denn im Jescht-Mithra lautet es: „Hoch erhob sich Mithra's ewige Keule, die Wüstenbefruchterin“, und anderwärts: „Mit der Keule schlug Mithra die Diws“.[2] Auch Zohak, den wir schon im ersten Theile (S. 62) als die Personification des feindlichen Prinzips kennen lernten, Zohak wurde von Feridun, dem Wohlthäter der Menschheit, mit der Keule erschlagen. Hercules hieß „Heiland“ (Soter), und sein Attri-

[2] Darunter begreift der Perser nicht allein die Dämonen, Ahrimans dienstbare Geister, sondern auch seine Incarnationen: Schlangen, Eidechsen, Kröten, Fliegen &c.

but war die Keule, diese aus demselben Grunde, wie die Priapsbilder, aus Olivenholz geschnitzt,[1] nämlich um ihre befruchtende, Tod abwehrende Kraft zu versinnlichen.

Wäre Parasu-Rama ein sterbliches Wesen, wofür ihn Rhode nimmt, der in den Kämpfen zwischen Brahmanen und Kschetrya's nur weltliche Kriege erkennen will, so fragt sich, wie konnte des Parasu-Rama Mutter die Todesgöttin Kali sein? Ihr vor ihren Tempeln aufgestellter kopfloser Rumpf[2] soll an ihren Tod von der Hand des eigenen Sohnes erinnern. Nämlich als Gattin des Büßers Jamadagni — dieser war eigentlich Kala oder Schiwa selbst, welcher sowohl Yama als Agni heißt u. s. w. — hatte sie ein Tuch, welches die wunderbare Eigenschaft besaß, daß das Wasser, welches sie in dasselbe auffing, nicht durchfloß, welche Gabe sich aber verlor, als sie einst der Anblick eines in der Luft schwebenden Gandharva[3] zu sinnlichen Wünschen verleitete.[4] Traurig ging sie nach Hause, und gestand auf die Frage ihres Mannes ihr Vergehen. Dieser gerieth darüber in Zorn und befahl seinen Söhnen, die Mutter zu tödten. Sie weigerten sich bis auf den einzigen Parasu-Rama, der mit seinem Beil nicht allein die Mutter, sondern auch die ungehorsamen Brüder tödtete. Dies gefiel dem Jamadagni so wohl, daß er ihm erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Der Sohn bat nun: seine Mutter und seine Brüder wieder vom Tode

[1] Vgl. Paus. II, 31, 3. mit X, 19, 2.

[2] Der sich freilich auf ihre unersättliche Mordgier bezieht, die in Ermanglung anderer Opfer sich selbst vernichtet.

[3] Ein himmlischer Sänger, die Gandharva's haben im indischen Götterhimmel das Amt der Musen im Olymp, von denen sie sich nur durch das Geschlecht unterscheiden.

[4] Nach Baldäus Angabe war es Neid gegen ihre Schwester, die als eine Königin in Liebe, Lust und Ehre lebte, während sie selbst in Armuth ihr Leben hinseufzen mußte.

zu erwecken, der Vater gewährte seinen Wunsch, und so war die Familie wieder hergestellt.[1] Dies war also eine von den 21 Todesweisen der Kali, die als Repräsentantin der Zeit so oft sterben muß, um wieder zu erstehen. Sie ist die weibliche Hälfte des Schiwa, die früher Wischnu vertrat, welcher auch als Muttermörder seiner rettenden Eigenschaft treu bleibt, weil er sie nur tödtet, um sie gleich nachher wieder zu verjüngen.

Auch eine andere Frage drängt sich bei der Annahme historischer Kämpfe zwischen der Brahmanen- und Kriegercaste auf; denn deutlich sagt es die Legende, daß der Tyrann, welcher den Brahman tödtete, weil er nicht in den Besitz der Wunderkuh gelangen konnte, ein vielarmiges Ungeheuer war (vgl. VII, Fig. 4., wo er im Kampfe mit Parasu-Rama dargestellt ist[2]), ein solcher König hat wohl nie in der Wirklichkeit gelebt, sondern es ist der wilde Jäger — als solcher erscheint er in der Legende — dieser mußte freilich in Wischnu seinen natürlichen Gegner finden. Und wenn er in seiner Verkörperung als „Rama mit der Keule" den Tod des Vaters nicht mehr verhüten, nur noch rächen konnte, so ist dies abwechselnde Todtschlagen schon früher als Wechsel der Jahreszeiten gedeutet worden, wo bald das böse, bald wieder das gute Prinzip zur Oberherrschaft kommt.

Siebente Verkörperung: Rama-Candra.

„Du zerschmetterst den Dämon mit zehn Häuptern, o Cesawa, du nimmst die Gestalt des Rama Candra an, sei siegreich o Herr des Weltalls."
Ode Jajadewa's.

Der vorhin ausgesprochene Satz wiederholt sich

[1] Asiat. Originalschr. I. S. 173. vgl. Baldäus Reise S. 492 und Sonnerat Reise I. S. 205.

[2] Die drei vorhergehenden Bilder dieser Tafel stellen die Eber-, Löwen- und Zwerg-Awatar Wischnu's vor, was im Texte Versehen unerwähnt blieb.

hier in einer andern Verkleidung, denn der abwechselnde Besitz der Sita durch Ravana und Rama (wegen seiner Weiße: Candra zubenannt) leidet keine andere Deutung. Das Epos Ramayana handelt von der gewaltsamen Entführung der Sita durch den Dämonenfürsten Ravana und ihrer Befreiung durch die Tapferkeit Rama's, welcher eine Verkörperung Wischnu's aus dem Königsgeschlechte war, denn Parasu-Rama war der Sohn eines Brahmanen. Rama war der Sohn des Dasaratha, Königs von Ayodya; Brahma hatte einst, als der kinderlose König ein Opfer brachte, um Leibessegen zu gewinnen, nach vollendetem Opfer aus dem Opferfeuer emporsteigend, dem Dasaratha eine goldene Schale mit Milch und Reis übergeben. Diese Speise sollte der Opferer an diejenigen von seinen Gattinnen vertheilen, von welchen er sich Söhne wünschte. Er wählte dazu seine drei Gattinnen Kausalya, Kakayi und Sumitra. Diese Speise theilte er in zwei Theile und gab eine Hälfte der Kausalya, welche den Rama gebar, die zweite Hälfte wurde wieder getheilt, und jede der beiden andern bekam ein Viertel, Kakayi gebar den Bharata, Sumitra bekam zwei Söhne, den Lakschmana und Satrugna. (Ram. I. p. 196, 215.) Durch jene Speise hatte Wischnu in vier Theile sich gesondert, in die Söhne gesenkt und zwar genau in dem Verhältniß, wie diese Speise vertheilt wurde. Nennt man den Theil der Gottheit, welche sich in Rama offenbarte, eins, so offenbarte sich im Bharata davon nur ein halb, und in jedem der beiden andern nur ein Viertheil. Die Letztern kommen daher wenig in Betracht; Lakschmana[1] war der unzertrennliche Begleiter des Rama; Satrugna stand in demselben Verhältniß zu Bharata. Obwohl nun im Ra-

[1] Wischnu als Gemahl der Lakschmi.

rayana alle vier nur Awatars des Wischnu sind, so wird doch gewöhnlich Rama ganz allein als solche angeführt.

Die Veranlassung zu dieser Verkörperung Wischnu's waren Ravana's Unthaten gewesen. Ursprünglich hatte Ravana seinen Namen: „der Schwarze" (Ravus) noch nicht verdient, denn er war ein Fürst, der mit vieler Milde regierte, und die Götter ehrte.[1] Drei Jahrhunderte schon hatte er täglich hundert Blumen dem Schiwa geopfert. Dieser, um die Frömmigkeit des Ravana auf die Probe zu stellen, nahm einmal eine von den Blumen weg, ohne daß es der in der Andacht Versunkene merkte, und verwies ihm die Verminderung seiner Gabe. Ravana zählte die Blumen, und da er nur 99 fand, so wollte er sich ein Auge ausreißen, um die Zahl 100 auszufüllen. (Hier liegt ein Wortspiel zu Grunde, denn Ein Wort bezeichnet im Sanskrit Auge und Blume.) Schiwa, dem die Gesinnung genügte, verhinderte die Ausführung des Vorsatzes, und belohnte den Ravana damit, daß er ihm frei stellte, sich eine Gabe zu erbitten. Ravana erbat sich nichts Geringeres, als die Weltherrschaft, die ihm Schiwa auch zugestand. Gleichwohl fuhr Ravana in seinen Andachtsübungen fort. Schiwa redete ihn nun an: „Ich habe dir alle deine Wünsche gewährt, warum hörst du nicht auf, mich anzurufen?" — „Ich habe noch Eine Bitte dir vorzutragen," entgegnete Ravana, „nämlich diese, daß ich zehn Häupter[2] erhalten möchte, um die Welt

[1] In Schasta ist er ein Lichtengel, der Hymnen dem Brahma singt, aber in der Folge aus Neid über dessen höhern Rang einen Theil der seligen Geister zum Abfall verlockte und mit ihnen in die Unterwelt gestürzt ward. Dieselbe ursprüngliche Reinheit schreiben die Parsen dem Ahriman, die Rabbinen dem Sammael, die Moslems dem Iblis oder Ioris zu.

[2] Wem fällt hier nicht das zehnköpfige Thier der Apoka[illegible]? Man erwäge, daß Ravana das böse Princip ist, und

nach allen Seiten zu überschauen, und zwanzig Arme, um meine Macht sichtbarer ausüben zu können." Der Gott erfüllte auch diesen Wunsch. Nun ließ sich Ravana auf der heiligen Insel Lanca (Ceylon) nieder, wo er eine Zeitlang mit Weisheit und Güte regierte. Endlich aber erwachte der Hochmuth in seiner Brust, und er wollte seine Unterthanen zwingen, daß sie ihn selbst als Gott verehren möchten. Darum bat er Schiwa, er möge ihm solche Stärke verleihen, daß weder ein Gott noch sonst ein höheres Wesen ihn tödten könnte; aber aus Verachtung der Menschen hatte er diesen nicht in seine Bitte mit eingeschlossen, daher entschied nun Brahma, daß er durch einen Menschen (Rama) fallen solle.

Schon oben wurde erwähnt, daß Rama die schöne Sita als Preis seines Sieges im Bogenspannen erhalten habe. Auch Ravana soll damals unter den Mitbewerbern gewesen sein; und die Vereitelung seiner Hoffnung auf den Besitz Sita's erfüllte sein Herz mit Rache und ließ ihn auf Plane sinnen, wie er auf gewaltsame Weise in den Besitz Sita's gelangen könnte. Dazu glaubte er noch einen gerechten Grund in der Beschimpfung zu finden, die seiner Schwester Sarpanaga (Schlange) durch Rama's Bruder Lakschman widerfahren war, welcher, anstatt ihre Liebesanträge zu erhören, sie mit dem

zehn die Zahl der Strafen und Plagen (vgl. die 10 Plagen Aegyptens, die 10 Versuchungen in der Wüste. 5 M. 14, 22, die 10 Prüfungen Daniels 1, 14., das zehntägige Trübsal, Apok. 2, 10., den zehnjährigen Krieg der Titanen gegen die Götter und den gleich langen der Griechen gegen die Troer, das 10jährige Herumirren des Ulysses, Idomeneus 2c. auf dem Meere, weil Neptuns Zorn sie verfolgte u. s. w. Nach einer andern Relation soll Ravana seine zehn Köpfe schon ursprünglich gehabt, in seinen Bußübungen bereits neun Köpfe sich abgeschlagen haben, und wollte eben auch an den zehnten gehen, als Schiwa, durch solche große Opfer gerührt, ihm die Gewährung aller Wünsche versprach, die Jener auch in der bekannten Weise mißbrauchte.

Verlust ihrer Nase und Ohren abziehen ließ.[1] Ravana's ganze Verwandtschaft rüstete sich jetzt zum Kriege gegen Rama, welcher aber gleich bei Beginn des Kampfes solche Heldenthaten verrichtete, daß der Gegner den Vorsatz faßte, durch List zum Ziele zu gelangen, da der offene Kampf so ungünstig für ihn und die Seinen ausgefallen war. Dazu bot sich bald eine passende Gelegenheit. Bharata war die unschuldige Ursache, daß Rama ins Exil geschickt wurde, worauf Bharata's Mutter bei dem schwachen König Dasaratha drang, daß er ihr aus Dankbarkeit für die sorgsame Pflege, die sie ihm, dem im Kampfe gefährlich Verwundeten, einst erwiesen, die Bitte nicht abschlagen konnte, die darin bestand, ihren Sohn, des Königs Zweitgebornen anstatt des Rama zum Thronfolger zu weihen, Letztern aber auf 14 Jahre aus der Residenz zu verbannen. Der König, an sein Wort gebunden, erfüllte mit widerstrebendem Herzen beide Bitten, starb aber vor Schmerz kurz nach Rama's Abreise. Bharata selbst, in Kaschmir von seinem Großvater erzogen, wußte von dem allem nichts, und als er nach dem Tode seines Vaters den Thron besteigen sollte, weigerte er sich dessen, zog mit einem Heere aus, den Rama zu suchen, und ihm die Krone anzutragen, dieser weigerte sich eben so standhaft, und beharrte in seinem Entschlusse, dem Willen des Vaters zufolge 14 Jahre in der Verbannung zu leben. Den Streit rasch zu beenden, zog er seine Schuhe aus, und übergab sie dem ältern Bruder als ein Zeichen, daß er dem Recht auf den Thron entsage.[2] Bharata, an Edelmuth dem Rama nicht

[1] Nach einer andern Relation hatte Rama selbst sie verstümmelt, ihre Brüder Khara und Duschana hatten sie rächen wollen, waren aber im Kampfe gegen Rama gefallen, und Ravana beschloß nun Rache zu nehmen.

[2] Ueber die Bedeutsamkeit dieser symbolischen Handlung als Zeichen der Unterwürfigkeit bei den meisten alten Völkern, selbst denen des Abendlandes s. d. ct. symb. Realwtb. u. d. Art. Schuh.

nachstehend, versprach nun, die Regierung so lange zu übernehmen, bis Rama's Verbannungszeit um sei. Rama lebte nun mit seiner Gattin, die ihm aus dem väterlichen Palaste in die Wüste gefolgt war, in einer Hütte, in dem Wald Dandaka, nahe den Quellen der Godavari südöstlich von Ayodya, wo er sich, Sita und seinen Bruder Lakschman, der sich auch nicht im Unglück von ihm trennen wollte, mit der Jagd ernährte. Hier tödtete er mehrere Rakschasa's und verstümmelte des Ravana Schwester, Sarpanaga (Serpentina). Da ihre Brüder Khara und Dushana, die sie rächen wollten, im Kampfe gegen die Söhne Dasaratha's gefallen waren, brachte sie ihre Klagen vor Ravana selbst, und flößte ihm zugleich Leidenschaft für Sita ein. Ravana begab sich sofort in Begleitung des Marika (Weltmacher) eines andern Rakschasa, nach dem damaligen Wohnorte Rama's; Marika verwandelte sich in ein Reh mit goldglänzendem Fell, welchem Rama auf den Wunsch der Sita, die sich in dieses Fell kleiden wollte, nachjagte, nachdem er seinem Bruder die Sorge für seine Gemahlin empfohlen. Sita gerieth wegen ihres Gemahls in Angst und bat den Lakschmana dringend, seinen Bruder aufzusuchen. Als sich auch dieser entfernt hatte, nahte ein religiöser Bettler der Hütte, und suchte Sita durch Abforderung eines Almosen herauszulocken. Bald aber merkte er, daß sie gutwillig ihm nicht folgen werde, er nahm daher seine natürliche Gestalt an, und entführte sie durch die Luft. Unterwegs begegnete er dem Geierkönig Jatayu, einem Freunde Rama's, der sich in einen Kampf mit ihm einließ, aber tödtlich verwundet wurde, und nur so lange lebte, um dem Rama, der angstvoll seine Gattin suchte, den Namen des Räubers anzeigen zu können. Noch aber kannte er nicht den Wohnort desselben. Um ihn zu erforschen, durchirrte er mit seinem Bruder

die Wälder von Ceylon. Dort machte er die Bekanntschaft des Affenkönigs Sugriva, welcher kürzlich seines Weibes und seiner Krone durch seinen Bruder Bali beraubt worden. Rama schloß ein Bündniß mit Sugriva, tödtete den Bali und setzte den rechtmäßigen Herrscher wieder in den Besitz seines Reiches. Aus Dankbarkeit sandte Sugriva Affen nach allen Richtungen aus, um Sita's Aufenthalt zu ermitteln. Eine Abtheilung jener Affenschaaren, bei der sich auch Hanuman, der Sohn des Windgotts Pavana befand, stieß auf Sampati, den Bruder des getödteten Geierkönigs, durch den Sita's Gefangenschaft in Lanka ihnen kund wurde. Der gewandte Hanuman sprang ohne Bedenken über die Meerenge, hatte eine Zusammenkunft mit der Fürstin, die weder durch die glänzenden Versprechungen, noch durch die schrecklichen Drohungen Ravana's sich zur Untreue hatte verleiten lassen, und kehrte darauf zu Rama zurück, um diesem Bericht zu erstatten. Vorher hatte er aber dem Ravana einen Possen gespielt. Von ihm befragt, wie man ihm seine Kraft am schnellsten benehmen könne? rieth er ihm, daß er seinen Schwanz mit Werg umwinde, in Oel tauche und anzünde. Ravana befolgte diesen Rath, und sogleich zündete Hanuman mit seinem Schwanze Ravana's Residenz an, daß ganz Lanka in Feuer aufging. Jetzt rückte Rama, begleitet von Sugriva und seinen Affenschaaren nach der Südspitze der Halbinsel vor. Hier mußte erst, da das Meer ihnen hemmend entgegen trat, eine Brücke gebaut werden, welches Hanuman dadurch bewerkstelligte, daß er zehn Felsen, deren jeder 64 Meilen im Umfang hatte, mit einer einzigen Handbewegung ins Meer warf, in jeder Pfote hielt er einen solchen Berg; zwei andere lud er sich auf die Schultern, drei auf den Kopf, und einen schleppte sein Schweif (vgl. Taf. VII. Fig. 5.).

Um diese Zeit gesellte sich Ravana's Bruder Bibischana zu Rama, er hatte seinem Bruder gerathen, Sita herauszugeben, und sich dadurch seinen Zorn zugezogen. Jetzt ging das Heer über die Brücke und schlug ein Lager in der Nähe der feindlichen Hauptstadt auf. Furchtbare Schlachten wurden geliefert, man kämpfte mit natürlichen und übernatürlichen Waffen, und die Rakschasa's sowohl als die Affen leisteten Wunder der Tapferkeit. Zuletzt aber unterlagen die Feinde der Götter, und Lakschman erlegte mit seinen Pfeilen den zehnköpfigen Riesen Ravana (vgl. Taf. VII. Fig. 6.). Hanuman aber brachte Sita ihrem Gatten zurück, welche ihre bei Ravana sich bewahrte Unschuld durch die Feuerprobe dargethan hatte. Bibischana ward zum König der Rakschasa's ernannt, und Rama kehrte mit Sita nach Ayodya zurück, wo er den Thron seines Vaters bestieg, und eilf Jahrtausende das Reich beherrschte, endlich lebenssatt mit Sita in Wischnu's Paradies einging, von wo aus er noch jetzt das ganze Weltall erhält.

Die Inhaltsverzeichnisse des Ramàyana erwähnen auch ein „Herabsteigen Sita's in die untern Regionen" und die Einleitung „Sita's Eingang in die Erde." Beide lassen darüber den Rama, welcher diese Nachricht durch Walmiki, den Erzieher seiner von Sita ihm gebornen Zwillingssöhne Kusa und Lawa erhält, in Kummer versinken, bald darauf aber zum Himmel zurückkehren. Daß dieses Hinabsteigen in die Unterwelt mit der Entführung Proserpinens durch Pluto und dem Hinabsteigen der, ihre Tochter in dem Schattenreiche suchenden, Ceres gleiche Bedeutung habe, schon deßhalb, weil Sita eine Awatar der Getreidgöttin Sri [1] oder Lakschmi ist — wodurch sich auch das ihren Namen Sita

[1] Polier Myth. d. Ind. I. p. 307. Dort liest man: Schiwa habe es dem Ganaka selbst gesagt.

deutende Wortspiel im Ramayana erklärt, wenn Sita's Vater sagt: „dies Kind wurde aufgepflügt, da ich ein Feld zum Opfer pflügte, [1] ich nannte meine Tochter Sita (Furche), [2] Könige warben um sie ꝛc.“ [3] — leidet keinen Zweifel, und läßt voraussetzen, daß Rama Wischnu selber sei, wenn man auch nicht wüßte, daß jener Heros eine Awatar des Gottes, und Rama's Bruder Lakschman die männliche Lakschmi sei.

Die Erdgöttin ist in den Mythen aller alten Völker zugleich auch Mondgöttin, daher die Fackel das Attribut der Ceres, der Halbmond der Kopfschmuck der Isis und der ephesischen Artemis, welche Beide durch ihre vielen Brüste sich als die allnährende Erde zu erkennen geben. Eben so ist Sita im Besitze Ravana's nicht bloß die im Winter unfruchtbare Erde — darum hat sie von diesem keine Kinder, gleichwie auch Proserpine, die dem Zeus den Dionysus Zagreus geboren, von Pluto dennoch unfruchtbar bleibt — die Rama (dessen Attribut der Pflug welcher auch dem Wischnu und Osiris gehört), mit Zwillingen befruchtet, die von ihrem Vater bezeichnete Furche (Sita), oder sie selber das aufgepflügte Kind; zugleich aber das Nachts leuchtende Gestirn (Sidha i. e. sidus), und weil der Mond den Thau spendet, dessen Symbol der Hirsch, darum wünscht Sita sich in ein Rehfell zu kleiden, das seiner bunten Flecken wegen auch ein Bild des nächtlichen Sternhimmels ist. Daß Rama demselben Reh nachjagend, der durch Diana (Artemis Actäa) in einen Hirsch verwandelte Actäon (d. h. Apollo Actäus) war, der von den Hunden zerrissen wurde, weil

[1] Dies geschah, sagt Polier a. a. O. 306., um ein allgemeines Sterben abzuwehren.

[2] Anspielend auf die μετρωα ἀρθρα.

[3] In Indien heißt die Eroberung eines Landstriches: die Vermählung des Fürsten mit der Scholle.

um die Zeit der Hundstage geschieht, — daß der
irsch, der Repräsentant des Frühlingsthau's von
em Glutsommer verzehrt wird, ist unbezweifelt.
In den Hundstagen, wo die Sonne wieder rück-
wärts schreitet, die Vegetation verdorrt, wird
Ravana mächtig, und kommt in Sita's Besitz.
Hanuman schloß sich deßhalb dem Kriegszuge Ra-
ma's gegen Ravana an, weil Letzterer als das
erstörungslustige Prinzip ein Feind der Harmonie
n der Natur, folglich auch ein Gegner Hanumans
st; denn weil die Luft Trägerin des Tons, ist
er Windgott Hanuman, der schon im Namen
as Wehen (han, an) des Windes (vayu) be-
eichnet, und als reinigendes Element — daher auf
Bildwerken oft ein Diener mit dem Fliegenwedel
eben ihm steht — der Sohn des Reinigers
(Pavana v. pu: purificare), nicht nur das erhal-
ende Prinzip, die alles durchdringende (wish) Luft,
d. h. Wischnu selbst, also in seiner eigenen Ange-
egenheit gegen Ravana handelnd, sondern auch der
Gott der Weltharmonie überhaupt, vorstehend den
Vibrationen der Naturklänge, daher zuweilen die
Vina (Windharfe) in seinem Arme. Seine Bildung
nämlich verräth nur an Kopf und Schwanz, daß
er zum Affengeschlecht gehöre. Der Reisende Georg
Forster glaubte den Charakter Hanumans aus der
eigenthümlichen Beschaffenheit einiger Naturerschei-
nungen Indiens zu erklären: „Die Natur," sagt er,
„hat in Hindostan an gewissen Plätzen vor ver-
wachsenen Waldklüften gleichsam Aeolsharfen auf-
gehängt, so melodisch surrt der Zugwind dieser
Höhlungen, vor welchen die Netze starkfaseriger
Sträucher aufgespannt sind; und selbst auch in den
Bambushecken scheinen bisweilen himmlische Geister
eise Sänge und Saitengriffe hören zu lassen."
Solche Töne wurden unter ein dirigirendes Präsi-
dium gebracht, und als Daseinsäußerung der Gott-

heit in einer Emanationsgestaltung derselben sym-
bolisirt. Hanuman, in Waffen, deutet also an,
daß zu der in dem erhaltenden Prinzip Wischnu
repräsentirten Weltharmonie auch die Heroengewalt
mit ihrem Sturmestosen gehört, welcher die alte
Weltordnung bekämpfende Kakophonie des bösen,
zerstörenden Grundprinzips übertäubt und besiegt.
Die Insel Lanka, auch Seran — später Serendib,
d. i. Sonneninsel — nach dem Sonnencult genannt,
gilt im Mythus für das Weltgebäude selbst. Darum
wechseln Ravana (lat. Ravus: Schwarz) und Ra-
ma = Candra (lat. Candidus: Weiß) in der Herr-
schaft über dieselbe, und Sita ist abwechselnd im
Besitze des einen und des andern, wie Isis dem
Osiris, aber in der unfreundlichen Jahrhälfte dem
Typhon angehört, und umgekehrt Adonis in der
einen Jahrhälfte mit Venus, in der andern mit
Proserpine sein Lager theilt; und eben so Osiris
zwischen Isis und Nephtys.

Rama und Sita sind also Wischnu und Lakschmi.
Wirklich gibt es auch unter den jüngern Wischnuiten
eine eigene Secte, welche den Wischnu allein in
Rama als das große Urwesen selbst verehrt. Diese
Secte heißt Ramanudsch, und unterscheidet sich da-
durch von andern, daß die Stirn mit zwei senk-
rechten Linien, in deren Mitte noch eine rothe
Linie gezogen, und ein rother Kreis mit Sandel-
holz und Leim gemalt wird. Diese Secte zerfällt
wieder in drei Unterabtheilungen, die erste verehrt
Rama allein, die zweite Rama und Sita zugleich,
die dritte Sita allein. (As. Res. Vol. VII. p. 299.)

Die Entführung der schönen Sita durch Ravana,
welche die Eroberung Lanka's durch ihren beleidigten
Gatten zur Folge hatte, ist von den indischen
Rhapsoden [1] noch mehr verherrlicht worden, als be-

[1] Diese Gattung von Sängern besteht noch jetzt als eine [illegible]
[illegible], welche ihr Ansehen von dem Cultus hängt, indem sie [illegible]

Raub der Briseis durch Agamemnon und der dadurch erfolgte Zorn des Achilles von den Sängern Griechenlands. Ueber die Verfasser des Ramayana und über die Entstehung desselben lassen sich alle die Fragen und Zweifel aufwerfen, die auch in Bezug auf die homerischen Gesänge noch nicht erledigt sind. Walmiki wird zwar als der Urheber dieses der Ilias an Umfang nicht nachstehenden Gedichtes bezeichnet, ist aber so wenig der wirkliche Verfasser als Menu, der Erstgeborne Brahma's, der Verfasser des nach ihm genannten Gesetzbuchs; sondern ein jüngerer Dichter legt es ihm in der Einleitung als einem berühmten Heiligen und Zeitgenossen Rama's in den Mund, eine Form der Einleitung, die sich fast bei allen alten Werken der Hindu's findet. Diese Einleitung beginnt mit einer Begrüßung des Rama, der die Freude des Weltalls ist, dann wird Walmiki begrüßt, der sich als ein Kukuk auf den Baum der Dichtkunst schwingt, und die entzückenden Töne: Rama! Rama! Rama! hören läßt. Dann frägt Walmiki den Gott der Ton- und Sangeskunst Narada, wer im ganzen Weltall der Vollkommenste sei? und erhält von ihm zur Antwort: dies ist Rama. „Wer", heißt es dann, „die Geschichte Rama's liest, wird von allen Sünden befreit, ja wer auch nur einen Abschnitt (kanda Gesang) fleißig durchdenkt; indem er ihn hört und wiederholt, wodurch Heiligkeit befestigt wird, soll mit seiner ganzen Nachkommenschaft für immer von Sorgen und Leiden befreit werden. Wer ihn gläubig im Kreise der Weisen liest, wird dadurch alle die Früchte erlangen, welche aus der Lesung des ganzen Ramayana entspringen, wird

Festen der Götter Gesänge zu deren Verherrlichung in den Hallen der Reichen singen, und das Wanderleben der griechischen Rhapsoden und Troubadours des franz. Mittelalters führen.

sich alle Segnungen sichern, und sterben sich in die Gottheit auflösen."

Im zweiten Abschnitt, welcher sich auf den ersten bezieht, beten Walmiki und seine Jünger, nachdem sie die Erzählung des Gottes Narada von den Thaten Rama's angehört, den Rama an; und der Heilige begibt sich mit einem Schüler an die Ufer des Flusses Tamasa, um sich zu baden, denn einer solchen Reinigungsceremonie mußte er sich unterwerfen, bevor er an das heilige Werk ging, zu dessen Abfassung ihn der Gott Narada selbst aufgefordert hatte. Da sah er neben sich ein Reiherpaar ergötzen, als ein heranschleichender Vogelsteller das Männchen erschießt. Erzürnt darüber, belegt ihn der Heilige mit dem Fluch: „daß er nie berühmt werde," weil er das „von Liebe trunkene Männchen" getödtet; doch wird ihm der Fluch sofort leid, weil er dem Manne eines Vogels wegen fluchte. Da sein Ausspruch aber zufällig die metrische Form von vier Füßen, jeden von einer bestimmten Anzahl Sylben erhalten hatte, [1] sagte der Heilige zu seinem Schüler: „Dieser Spruch soll Sloca heißen, weil ich ihn trauernd über den Vogel sprach." Nun ging er voll Unmuth nach Hause, und empfing sogleich einen Besuch von Brahma. Man setzte sich; aber der Weise war noch in so traurigen Gedanken über den Tod des Vogels vertieft, daß er zu Brahma sagte: „Der unwissende elende Vogelsteller hat mir Betrübniß verursacht, weil er den melodischen Vogel tödtete!" Zufällig hatten diese Worte das Sylbenmaaß eines Verses. [2] Lächelnd sagte Brahma: „Diese metrischen Worte sind ein Vers," und befahl nun dem Dichter, Rama's Thaten in dieser

[1] Der Vers lautete:
Nicht Ruhm erreichst du, o Jäger, nimmer ewige Jahre auch,
Weil vom Reiherpaar Einen Liebeberauschten du erschlugst.

[2] Füße gebunden, gleichsylbig, rhythmisch, mit Harmonie begabt,
Erstanden als er im Leid gequält, heiße Lied dies nicht anderswie.

lersart zu besingen, wobei ihm Alles, was ihm
noch verborgen sei, offenbart werden solle. Er
versprach ihm zugleich: daß sein Gedicht sich unter
den Menschen erhalten soll, so lange die Erde be-
stehen wird, und der Dichter selbst soll bei ihm
im Himmel wohnen.

Als Walmiki das Gedicht vollendet hatte, fiel
ihm ein: wie es der Welt bekannt werden könne?
Da finden sich unter seinen Schülern zwei Söhne
des Rama, welche das Gewand der Weisen an-
legten. Diese, tief gelehrt in den Veda's, Sa-
stra's und Purana's, lernen das große Werk, und
da Rama das Aswamedha, d. i. ein Opfer von
hundert Rossen, gebracht, wozu alle Götter, Hei-
ligen und Brahmanen sich versammelt hatten, tra-
ten Beide auf, und sangen das melodische Gedicht,
„in welchem kein Mißton vorkommt." Alle sind
von dem herrlichen Gesang entzückt; die beiden
Sänger, in welchen Rama seine beiden Söhne er-
kannte, mußten es wiederholen, sie thaten es mit
wohlklingender Stimme, und nun hieß es aber-
mals: „Hört den Ramayana, die reinen Worte des
Weisen!" Und so wird nun das Gedicht vorgetra-
gen, wie die beiden Sänger es absingen.

Als der Ramayana schon geschlossen war, fügte
man noch ein jüngeres Gedicht von den Thaten
des Rama, den Bhusanda Ramayana als einen
zweiten Theil hinzu. Der Verfasser verräth sich,
als der Secte angehörend, welche den Wischnu in
Rama als das unendliche Wesen verehrt. Der
Inhalt des ältern Ramayana war ihm anstößig,
weil Wischnu darin als dem Brahma untergeord-
net erscheint; sein Gedicht ist daher eine Erklärung
jener anstößigen Sagen, um die höchste Gottheit
Wischnu's zu retten. Das Gedicht ist auf sinnreiche
Weise an die Handlung des alten Ramayana ge-
knüpft. Ravana's unbesiegbare Stärke war ein Ge-

schenk Brahma's, der ihm, um seine Büßungen zu belohnen, die Bitte gewährte: daß ihn weder Götter noch Dämonen (Rakschasa's) verwunden könnten, aus Verachtung des Menschen schloß er diesen von seiner Bitte aus, und da er seine Gaben mißbraucht, beschließt Brahma: daß er durch einen Menschen fallen soll, deßhalb wird Wischnu als Rama Mensch (vgl. oben S. 21). Ravana hat aber auch von Brahma eine Waffe erhalten, den Schlangenpfeil,[1] wodurch Götter, Dämonen und Menschen fest gebunden werden, wenn es auf sie geworfen wird. Dies Schicksal traf auch Rama und sein Heer. Aber Brahma hat hier auch vorgesehen, und Garuda,[2] Wischnu's Reitvogel (also weder Gott noch Mensch), löst die Schlangenpfeile und befreit Rama und sein Heer. Wischnu, der im Rama sich selbst nicht befreien konnte, ist dies jetzt im Stande, insofern sein Adler Garuda oder Garura gleichsam ein Theil seines Wesens ist. Dennoch aber sind Wischnu und Garuda zwei besondere Persönlichkeiten, erstlich, weil dem Letztern Kaspapa und Vinata zu Eltern gegeben werden;

[1] Wieder ein Wortspiel, denn naga bedeutet im Sanskrit sowohl Schlange (a-nguis) als Haken (a-ncon), wie im Griechischen σαυρα Schlange und Wurfspieß, vgl. auch das lat. jaculum und jaculari.

[2] Garuda hat nur den Kopf und die Flügel vom Vogel, der Leib und die Füße hingegen haben menschliche Bildung. Er ist das Emblem der Kraft und Schnelligkeit. Die Fabel berichtet, daß ein halbes Jahrtausend verflossen sei, bevor dieser Vogel sein Ei aufgepickt habe. Als er aus demselben hervorkam, soll er aber auch bereits eine solche Größe erreicht haben, daß der Glanz seiner Flügel die ganze Welt in Feuer aufgehen zu lassen befürchten ließ; welche Besorgniß die Untergötter dem Agni (Schiwa als Feuer) mittheilten, wahrscheinlich aber von ihm über den Ungrund ihrer Angst belehrt worden sind. Garuda wird gemeinschaftlich mit Wischnu verehrt, und in dessen Tempeln zu Elephanta, Ellora &c. angetroffen. Er heißt auch Nagantara (Schlangenfeind), weil er diese Reptilien vernichtet, also darum ein Symbol des Heils, weil er das Gift aus der Welt schafft.

sodann weil der Gott oft ohne den Vogel erscheint. Dann träte also eine Schwäche Wischnu's hervor, welche der Dichter durch folgende Zuthat zu verläugnen bedacht ist. Garuda nämlich wird zweifelhaft: ob derjenige auch der höchste Gott sei, der sich nicht einmal selbst von diesen Schlangen befreien konnte? Er fliegt zu Brahma und bittet um Belehrung, aber dieser weist ihn an Schiwa, dieser wieder an eine alte Krähe, Bhusanda, welche den Rama von seiner Geburt an beobachtet, auf dem blauen Gebirge wohnt, und alle Tage den versammelten Vögeln die Geschichte Rama's erzählt. Eiligst fliegt Garuda zu ihr, und sie erzählt ihm die Geschichte Rama's von seiner Geburt an, heilt aber seine Zweifel (wie ein Gott so vielen Leiden und Bekümmernissen, Kämpfen unterworfen sein könne? wie überhaupt ein Gott den Leib eines Menschen annehmen sollte?) durch die Erklärung: daß alle diese Handlungen nur Schein wären.[1]

Wer aber war diese Krähe? Brahma selbst. Als Rama mit Sita und Lakschmana in einer Einsiedelei auf dem Berge Kitrakuta lebte, hatte sein Bruder und steter Begleiter Lakschman einst zehn Antelopen mit Pfeilen geschossen. Sita bereitete ein Mahl für die beiden Brüder, gab ihnen Hönig und Fleisch die Fülle, und hielt (nach orientalischer Sitte) ihre Mahlzeit allein. Darauf schnitt sie das übrige Fleisch in Stücke, um es zu trocknen und suchte die Krähen davon zu verscheuchen. Rama sah, wie seine Gattin emsig mit dem Verscheuchen einer räuberischen Krähe beschäftigt war, die, immer wiederkehrend, sie ermüdet; Rama sah auf Sita's zürnendem Gesicht den Ausdruck des Mißvergnügens, und verbot der Krähe, sie zu belästi-

[1] Aehnlich deuteten die Rabbinen und Kirchenschriftsteller das Essen der drei Engel im Zelte Abrahams.

gen. Da sie auf das Verbot nicht achtete, ward Rama zornig, sprach ein Gebet an den Regenten des Pfeils, und zielte mit demselben auf die Krähe. Dieser Vogel, dem die Götter verliehen hatten, durch Himmel, Erde und Unterwelt zu schwärmen, wurde von dem Pfeil verfolgt, auf allen Seiten, wohin er sich auch immer wandte und die drei Welten durchflog — überall sah er die Luft mit Pfeilen erfüllt. Da kehrte die Krähe um, beugte ihr Haupt vor Rama und Sita, und sagte mit menschlicher Stimme: „O Rama sei mir gnädig! mein Leben ist vor dir — gegen die Macht dieser Waffe kann ich keinen Zufluchtsort finden!" Rama, der die Krähe zu seinen Füßen sich neigen sah, hatte Mitleid mit ihr, aber der unfehlbare Pfeil war einmal abgeschossen. Er schenkte ihr zwar das Leben, aber sie mußte einen Theil ihres Körpers bestimmen, den der Pfeil treffen sollte. „Denn," sagte Rama, „Leben mit einem durch die Waffe zerstörten Theil ist besser als Tod." Die Krähe entschloß sich also, eins ihrer Augen aufzugeben. Es wurde getroffen, sie beugte sich nun, dankend für ihr Leben, und kehrte mit Einem Auge dahin zurück, woher sie gekommen war.

Diese Erzählung bildet eine Episode des ältern Ramayana. In dem vorerwähnten zweiten Theil desselben spielt sie eine so wichtige Rolle, daß das Gedicht von ihr den Namen Bhusanda Ramayana erhalten hat, eben weil sie es ist, die dem Vogel Garuda die Thaten Rama's erzählt, um diesen zu überzeugen, daß Rama der höchste Gott ist, Schiwa und Brahma aber nur ihm untergeordnete Wesen oder Formen seines Wesens sind. Die Krähe erzählt hier ihre Geschichte:

„Ich war ursprünglich ein Mensch, und betete als Jüngling in einem Tempel des Schiwa diesen Gott an, als in wahrer Demuth mein geistlich-

ehrer (Guru) hereintrat. Stolz auf mein Wissen
und auf meine Frömmigkeit grüßte ich ihn nicht,
er leidenschaftlose Weise zeigte darüber keinen Zorn,
aber von oben herab sprach mit Donnerstimme der
Gott selbst über mich das Verdammungsurtheil.
Da warf sich der Edle händeringend zur Erde, und
flehte mit stammelnder Zunge um Milderung der
Strafe. Der Gott ließ sich erweichen und sprach
von seiner himmlischen Wohnung ein gelinderes Ur-
theil herab: „Er soll tausend Wanderungen erdul-
den; in Allen soll er ohne Vergnügen, aber nicht
ohne Weisheit sein, den Wischnu soll er beständig
anbeten, und auch unverdrossen meinen Namen an-
rufen; dabei soll ihn diese Gnade begleiten: er
wird von allen geliebt werden.“ Nach meinem Tode
wanderte ich nun in den Körper einer Schlange;
machte nacheinander tausend Wanderungen; indem
ich einen Körper nach dem andern ablegte, wie ein
altes Kleid, und wurde nun wieder ein Brahman.
Aber noch war der Stolz nicht ganz in meinem Her-
zen erloschen; ich hörte die Vorträge eines heili-
gen Mannes über die Eigenschaften Gottes, wi-
dersprach ihm, und reizte dadurch den Heiligen so
zum Zorn, daß er mich mit einem Fluch belegte,
der die Wirkung hatte, daß ich bei meinem Tode
in den Körper dieser Krähe wandern mußte. Der
Heilige ward nun vom Mitleid erfüllt, und lehrte
mich einen Vedaspruch zur Anrufung Rama's. So-
bald dieser geboren wurde, flog ich zu ihm, be-
gleitete ihn in seiner Kindheit, beobachtete alle
seine Thaten, und erzählte sie täglich auf dem
blauen Gebirge, wo ich wohnte, den versammel-
ten Vögeln.“[1]

Daß diese Krähe, die Rama's Thaten verherr-
lichen sollte, Brahma selber gewesen sei, läßt sich
freilich nicht mit Bestimmtheit annehmen, aber doch

[1] Works of W. Jones XIII. p. 357.

mittelst der Analogie schließen, weil er einst als Rabe Kagbossun einen Purana verfaßt haben soll.[1]

Rama wird noch bis auf den heutigen Tag durch ganz Hindostan, nicht allein in den Tempeln des Wischnu, sondern auch in ihm eigends gewidmeten, besonders verehrt. Die meisten ihm heiligen Tempel und Denkmäler findet man in der Provinz Ayudya welche der Schauplatz seiner Geburt und Herrschaft war. In der uralten Stadt dieses Namens findet man mehrere zum Andenken Rama's erbaute Häuser. Das vornehmste darunter ist der sogenannte Surgadwari (Himmelspforte), an welchem Orte Rama alle Einwohner der Stadt (weil sie Sterne waren, denn Ayudya ist hier nicht die irdische Stadt, sondern ihr himmlisches Urbild) mit sich in den Himmel aufnahm.

Nach einer andern Sage soll Rama in eine Grube hinabgestiegen und verschwunden sein. Wirklich zeigt man dieselbe noch an einem wenige Stunden von Ayudya an einem von Bäumen beschatteten, auf einem sanften Hügel am südlichen Ufer des Gagra gelegenen Orte. An den vier Ecken sind kleine Thürme von Erde errichtet, und in der Mitte sieht man eine mit einem kleinen Gewölbe überbaute Oeffnung in der Erde, welche jene Grube ist. Daneben steht ein Tamarindenbaum. Umher sind bedeckte Gänge. (Tiefenthaler Besch. v. Hindostan Ausg. v. Bernoulli I. S. 182.)

Einen andern Tempel auf einer Anhöhe an demselben Ufer ließ der mohamedanische Fanatiker Aurengzeb zerstören, und an dessen Stelle eine Moschee mit zwei Obelisken errichten. Noch einen ansehnlichen Tempel dem „vierarmigen Rama" gewidmet, sieht man in der Provinz Agra. Er ist von außen rund, hat drei Eingänge, dem Hauptportale gegenüber steht das Bild Rama's. (Tiefenthaler S. 183.)

Die Abbildungen Rama's sind verschieden. Gewöhnlich wird er als Jüngling, mit Bogen und Pfeilen, und von grüner Farbe vorgestellt. Ihm zur Seite steht Hanuman und erwartet seine Befehle. Man findet in seinen Tempeln auch das Bild des zehnköpfigen Riesendämons Ravana, der in jeder seiner zwanzig Hände Sinnbilder seiner Macht hält.

In einem Tempel auf der Küste Malabar erscheint Rama dunkelgrün, ebenfalls mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, auf dem Haupte eine kegelförmig zusammengehende, mit einer dreifachen Krone umgebene Mütze, am Halse aber mit einer herabhängenden Kette versehen.

Auf andern Abbildungen erscheint er mit dem gewöhnlichen grünen Gesichte, in der einen Hand eine zirkelähnlich zusammengewundene Schlange haltend, mit der andern seine Gemahlin Sita umfassend. Der Brustharnisch und die Mütze gewähren das mannigfaltigste Farbenspiel, indem sie häufig mit köstlichen Steinen und Perlen, mit Gold und Silber besetzt sind. Sita erscheint (ihrem Namen entsprechend) in weißer Farbe, halb unbekleidet, an jedem Fuße mit einem goldnen Ringe geziert.

Auf einem indischen Gemälde im Borgianischen Museum, welches den Krieg des Rama gegen Ravana vorstellt, sieht man, nach der Beschreibung des Missionärs Paullinus, oben die berühmte Stadt auf der Insel Lanca, in welcher Ravana gewohnt haben soll, von Affen und Bären angegriffen, oder, was wahrscheinlicher, von den Letztern gegen die Erstern vertheidigt. Ravana selbst befindet sich mit seinem Dämonenheer auf einem weiten Felde vor demselben. Oben auf der linken Seite desselben fährt Lakschman, Rama's Bruder, auf einem mit vier weißen Rossen bespannten Wagen, und drückt eben auf einen ihm entgegen eilenden Riesen e

Pfeil ab. Dieser stürzt vom Wagen herab, aber ein anderer mit einem Eselskopfe (Ravana) hält die Pferde an, die sich losgerissen haben. Weiter unten erblickt man Rama wieder mit Ravana im Kampfe. Am ganzen Körper braun von Farbe drückt er einen Pfeil gegen den Riesenkönig ab, haut ihm hierauf die Hände und den Eselskopf[1] ab, und stürzt endlich das mit Pfeilen, Aexten, Schwertern ꝛc. bewaffnete vielköpfige Ungeheuer zu Boden. Die Affen greifen Ravana's Heer, die Riesen, Elephanten u. s. w. an, indem sie fast all nach der ihnen noch gewöhnlichen Art des Streite mit Steinen und Palmzweigen in den Händen au ihre Feinde losgehen, sie steinigen, zerstreuen un das Schlachtfeld mit Leichen anfüllen. Hanuma erscheint auf dem untern Theil des Gemäldes, brau von Farbe, gehörnt, mit gefalteten und aufgeho benen Händen den Sieger anbetend.

Unter den Abbildungen, welche Niebuhr vo den erhabenen Figuren auf den Wänden des uralte Tempels zu Elephante gegeben hat, findet sich (Rei Thl. II. Taf. 7.) eine Gruppe, deren Hauptfigu etwa 11 Fuß hoch ist, und einen ganz nackten Man mit 4 Armen vorstellt, wie er sich mit der vorder linken Hand auf einen Zwerg lehnt, der kläglich i die Höhe sieht, als wolle er sich über die gro Last seines Herrn beklagen. In der linken Ha hat der Zwerg einen großen Fliegenwedel, um di rechte Hand eine Schlange. Die andere Haupt figur, eine große Frauengestalt, lehnt sich auf ein kleine Zwergin, die auch unter der Last zu sinke scheint (Niebuhr a. a. O. II. S. 35). Nach Paullinu sind die beiden großen Figuren Rama und Sita Beide sind, wie alle Figuren dieses Tempels gänzlich nackt, welches auf der einen Seite für da

[1] Auf dem Bilde bei Baldäus schaut der Eselskopf mitten a[us] den [zeh]n Menschenköpfen Ravana's hervor.

sehr hohe Alter derselben, da jetzt seit undenklichen Zeiten alle Götterbilder bekleidet erscheinen, auf der andern Seite aber dafür spricht, daß die Götterlehre der Inder im warmen Klima ihres Landes entsprungen ist. Rama hat eine altindische Mütze auf, und trägt eine Brahmanenschnur über den Schultern. Hanuman und die andern in seinem Dienste befindlichen Genien stehen neben ihm und beten ihn an.

Rama wird in allen Tempeln Wischnu's mit besondern Ceremonien verehrt. Sein Geburtsfest, neun Tage nach dem Vollmond des Aprils, währt neun Tage lang. Jeden Abend führt man sein Bild, auf verschiedenen Thieren reitend, durch die Straßen, nach geendigter Prozession aber setzt man es in eine Art von Altar des Tempels öffentlich zum Gebete aus. Während desselben stellen die Brahmanen einzelne Scenen aus der Geschichte Rama's dramatisch vor, insbesondere die verschiedenen Entwischungen der Sita, die mancherlei listigen Unternehmungen des Ravana, sie festzuhalten, und des Rama, sie wieder zu bekommen; endlich das entscheidende Treffen, das sie wieder in seine Gewalt brachte. Nachdem er sie wieder bekommen hat, weigert er sich, sie als Gemahl zu umarmen, bis sie durch eine Feuerprobe bewiesen, daß ihr Aufenthalt bei Ravana ihrer Tugend nicht nachtheilig gewesen. Hierauf geht Sita, vermittelst einer sehr künstlichen Maschinerie, durch ein Feuer, kömmt unversehrt wieder heraus, und wird nun von Rama mit Entzücken in die Arme geschlossen. (Niebuhr II. S. 27.) Den Dialog dazu nehmen sie aus der Aughtorrah Bhade Shasta, einem ihrer canonischen Bücher.

In Guzurat fangen die Inder ihr bürgerliches Jahr mit dem Monate an, in welchem der große Rama nach ihren Provinzen gekommen ist. Dieses

Neujahrsfest dauert drei Tage, und fällt auf die beiden letzten Tage des alten Jahrs und den ersten im neuen. Die Zeit der Feier fällt, wie bei den Juden, in den October.

Zum Andenken des Krieges zwischen Rama und Ravana wird in diesen Gegenden im Monat März das Fest Huli gefeiert. Niebuhr (II. S. 28.) sagt davon: „Um diese Zeit erinnern die sonst so ernsthaften Inder an die Europäer im Carneval. Sie beschmieren Kleider, Gesicht und Hände mit gelber und rother Farbe, zur Erinnerung, daß die Kleider des Ramschi (?) und seiner Leute nach der Schlacht auf Ceylon ganz mit Blut bespritzt gewesen; ja sie laufen mit ganz besudelten Händen und mit Spritzen, die mit Farben angefüllt sind, auf den Straßen herum, und besudeln ihre Glaubensgenossen, und Niemand wischt es ab, weil doch gleich ein Anderer ihn wieder schmutzig machen würde."

Das letzte Fest, welches auf die Geschichte des Rama Bezug hat, heißt Dessara, d. h. Fest des Zehnten, weil es auf den zehnten Tag des Monats fällt. Man bringt diesen Tag mit der Verehrung des Baumes Sami zu, weil Rama unter ihm gesessen haben soll, als er sein Heer zum Kriegszug gegen Ravana versammelte. (Ebds. II. S. 30.).

Der Missionär Paullinus hält den Rama für den Dionysus der Griechen, den sie Bromius nannten, ohne zu wissen, warum? auch Bugenes (Stiergeborner), wenn sie ihn gehörnt vorstellen, ferner Lycius und Eleutherius (Befreier) und Triambus oder Dithyrambus. Auch die Römer nannten ihn Bruma, Tauriformis, Liber, Triumphus. Den Nachrichten dieser beiden Völker zufolge gab er den Menschen Gesetze, besuchte Indien und andere Länder mit einem Heere Satyrn, die Pan selbst anführte. Die Affen aber, welche Rama auf seinem Siegeszug begleiteten, heißen

indische Satyrn. Ihr Heerführer, der Affe Hanuman als Sohn des Windgotts Pavana war Pan, der die Pfeife durch Hinzufügung von sechs Röhren verbesserte, und gleich nach seiner Geburt vortrefflich auf der Syrinx spielte. Ebenso aber hieß eines von den vier Systemen der indischen Musik nach Hanuman, welcher als Erfinder derselben noch jetzt allgemein verehrt wird. Ferner soll Hanuman Erfinder der Schauspiele sein — vielleicht mit Anspielung auf die Affennatur (μιμος), die in ihm repräsentirt ist? — und Satyrn waren die ersten Personen der griechischen Comödie.

Paullinus bemerkt weiter: Wenn man ferner vergleicht, was die alten Schriftsteller von einer zwiefachen Gestalt des Bacchus sagen, daß er nämlich bald als Jüngling, bald als bärtiger Alter abgebildet wurde, so scheint Rama jener jugendlich schöne Bacchus, Schiwa aber die Sonne zur Nachtzeit, der Richter der Verstorbenen (Dionysus Zagreus, Osiris als Serapis) zu sein; dieser ein Herrscher über die abgeschiedenen Seelen, Nachtgespenster, Dämonen; jener aber der jugendliche Rama, ein tapferer Heerführer und Regent, Erfinder des Pfluges, Gesetzgeber, Städteerbauer. Wie dieser als die Sonne in der Verborgenheit den Berg Meru (d. i. den Pol) bewohnt, so erschien Rama, die Tagessonne, von dem neben diesem Berge gelegenen Königreiche Ayudya aus. Er bekriegte mit seinen Strahlen Indien, d. h. die damals noch über diesem Lande schwebenden Finsternisse [1] und Wolken und nächtliche Ungeheuer; er entriß die Sita, seine Gattin, dem Ravana (Indiens Pluto), indem er ihm auch sein Reich, die Insel Ceylon, abgewann, wo die Sonne, gleichsam an der äußersten Grenze Indiens, unter die Welt hinabgeht und sich ins

[1] Daher die im Dunkel wohnenden Kymmerier (bei Homer) vom Meru (Su Moru) abstammen.

Wasser taucht. Er lehrte das Umpflügen der Erde, daher der Pflug sein Symbol, seine Gattin die in der Furche Gefundene.

Achte Verkörperung: Krischna.

„Du trägst auf deinem dunkeln Körper einen Mantel von der Farbe des Jamunastroms, der sich vor dir theilte als du ihn durchwatetest. O Kesawa, du nimmst die Gestalt des Bala Rama (Krischna's Milchbruder) an, sei siegreich Herr des Weltalls!"

Ode Jajadewa's.

Krischna, d. i. der Schwarze,[2] war der Sohn des Vasudewa Jadawa (Ringer[3]), und der Dewaki (Göttliche), Tochter des Ugra (Zürnenden), Königs von Mathra. Dem Kamsa (Verborgener[4]), Sohn und Erben des Königs, wurde bei der Schwester Vermählung geweissagt: daß der achte Sohn derselben ihn ums Leben bringen werde.[5] Im Begriff, deßhalb die Schwester zu ermorden, wurde er nur dadurch von seinem Vorhaben abgebracht, daß sein Schwager ihm versprechen mußte, alle ihre Kinder in die Hände des Tyrannen zu liefern. Er sperrte nun Schwager und Schwester ins Gefängniß und mordete ihre Kinder. Schon sechs Mal hatte er seiner Furcht geopfert, als Dewaki sich abermals

[1] Polier Myth. I. p. 581.

[2] Von der Farbe seiner Gestalt benannt, die in Indien selbst an den Frauen als Zierde gerühmt wird.

[3] Nämlich die Sonne in der Ellipse. Als Krischna hat sie bereits den Dämon der Finsterniß überwunden.

[4] In dem Sinne wie der Menschenopfer heischende Jupiter in Alba: Latinus (v. lateo) hieß. Der Moabiter Gott Kamos, dessen Cultus ein molochistischer war (1 Kön. 11, 7.), ist von Kamsa schwerlich verschieden. Letzterer ist darum Sohn des Ugra, nämlich des zerstörenden Feuergotts Schiwa, welcher in dieser Eigenschaft Ugra hieß.

[5] Da Krischna Wischnu's achte Awatar ist, so kann unter Dewaki Niemand sonst als die Göttermutter selbst gemeint sein, und Krischna's Existenz muß darum jener des Kamsa gefährlich werden, weil Letzterer als zerstörendes Prinzip durch das Wirken Krischna's d. h. des erhaltenden rettenden Wischnu in seiner Thätigkeit gehemmt wird.

schwanger fühlte, und mit ihrem Gatten die Gottheit anrief, mindestens dieses Kind zu retten. Da erschien ihnen Bhavani (die Göttermutter), tröstete sie, nahm das Kind aus der Mutter Schooß und übergab es der Ratni, erster Gemahlin des Yadawa, welche sich in das Kuhland (Gokula) zurückgezogen hatte, und im Hause eines Gutsbesitzers Nanda lebte, wo ein Knabe geboren wurde, der den Namen Bala-Rama erhalten hatte. Dewaki wurde zum achten Mal schwanger, und Kamsa nahm alle Maßregeln, damit das Kind ihm nicht entgehen könne. Je weiter die Zeit der Niederkunft vorrückte, je schöner wurde die Mutter, zuletzt sogar beide Gatten lichtstrahlend durchsichtig und der dunkle Kerker voller Helle; man hörte die Töne eines himmlischen Chors, an dessen Spitze sich Brahma und Schiwa befanden. Die Gefängnißwärter berichteten das Wunder dem Tyrannen. Dieser von Furcht ergriffen, verdoppelte seine Vorkehrungen gegen das ihm gedrohte Unglück.

Als das Kind endlich geboren wurde, erschien es vierarmig und mit allen Attributen Wischnu's. Die Eltern fielen vor dem Neugebornen nieder, und beteten in ihm den Allmächtigen an. Eine Stimme vom Himmel befahl dem Vater: das Kind nach dem Kuhlande (Gokula) zu bringen, wo eben Nanda's Gattin von einer Tochter entbunden sei, um gegen diese den Knaben zu vertauschen. Mit Erstaunen sah er nun die Fesseln von seinen Händen fallen und die Kerkerthüre sich öffnen, vor welcher die Wächter in Schlaf versunken lagen. Da nahm er das Kind, ging damit durch den Todtenstrom Yamuna — nach einer andern Relation trug die Schlange Adisega das Kind hinüber — dessen Fluten sich ehrfurchtsvoll zurückzogen, [1] und kam dann in Nanda's

[1] Hier ist wohl, da der Fluß, wie die Lethe der Hellenen die Scheidelinie zwischen Ober- und Unterwelt bildet, die Zeitgrenze

Wohnung an. Dieser schlief, seine Gattin war eben entbunden und lag in Ohnmacht, der Augenblick zur Vertauschung der Kinder war günstig, Yadava nahm das Mädchen, legte den Knaben an die Stelle — das die Eltern nachher als ihr Kind nahmen — kam glücklich in den Kerker zurück, wo die Fesseln sich von selbst wieder um seine Hände legten und die Thüren wieder schlossen. Nun schrie das Mädchen, da erwachten die Hüter, liefen zu Kamsa und meldeten die Geburt des Kindes. Der Tyrann stand, obgleich es Mitternacht [1] war, von seinem Lager auf, und begab sich sogleich in den Kerker. Da hielt ihm die Schwester das kleine Mädchen entgegen und bat um Schonung. Er aber ergriff es wüthend, und im Begriffe, dasselbe an der Mauer zu zerschmettern, entschlüpfte es seinen Händen, erhob sich in die Luft, Helle verbreitend — es war eine Awatar der Bhavani, die ihn anredete: „Vergeblich, o Kamsa, ist dein Trachten; und weil du mich tödten wolltest, verkünde ich dir die Geburt deines Vernichters, der sich in Sicherheit befindet, und nicht säumen wird, Gerechtigkeit zu üben!" Darauf verschwand sie.

Kamsa, dessen harten Sinn das Wunder milderte, beschloß nun seiner Schester Gefangenschaft zu erleichtern, und berief deßhalb seinen Staatsrath zusammen. Da man den Aufenthaltsort des gefürchteten Kindes nicht wußte, fiel man auf ein grausames Mittel, um sich vor der angedrohten Gefahr

im Frühlingsäquinoctium gemeint, wo Dionysus ebenfalls in einem Kuhland (Böotien) aus dem Meere hervorgerufen ward. Die Schlange ist, wie sich von selbst versteht, der Gürtel des Thierkreises. Kuhland heißt die sommerliche Jahrhälfte, welche im Monat des „Stiers" beginnt.

[1] Die Quelle, welche wir benutzen, gibt die Nacht des 8. Septembers als die Geburtsnacht des Gottes an. Um diese Zeit erwacht Wischnu aus seinem dreimonatlichen Schlafe nach der Regenzeit. Die Geburt Krischna's ist hier die Wiedergeburt der Vegetation.

zu sichern, nämlich man beschloß alle Kinder unter dem Alter von zwei Jahren zu tödten. [1]

Während Kamsa durch seine Henkersknechte diesen Blutbefehl unter allen Klassen seiner Unterthanen im ganzen Land vollziehen ließ, unterstützten die Asura's (Nachtgeister) sein Vorhaben auch von einer andern Seite. Sie bestimmten eine Dämonin, Namens Putna (Verwesung), daß diese an der Spitze vieler andern Teufelinnen sich begeben, und insgesammt in der Stadt Mathura als Ammen sich verdingen sollten, damit die Neugebornen Gift statt Milch einsaugen müßten. Denn auch die Asura's waren durch Krischna's Geburt sehr beunruhigt worden, weil diese Awatar Wischnu's nicht, wie die frühern Incarnationen des Gottes den Untergang eines einzelnen Dämons, sondern den des ganzen Dämonengeschlechts als ihre Mission betrachtete.

In Nanda's Hause angelangt, stellte Putna in der reizendsten Gestalt sich seiner Familie vor, um die Stelle der Amme bei dem Neugebornen zu erhalten. Aber den Gott selbst vermochte sie nicht zu täuschen; denn kaum hatte sie das Kind in ihre Arme gelegt, als es ihr die Brustwarze mit solcher Heftigkeit zerbiß, daß ihr heftiger Schmerzruf ihre eigentliche Natur verrieth, und die erschreckten Umstehenden nicht mehr die anmuthige Frauengestalt, sondern ein riesiges Ungethüm erblickten, welches der kleine Krischna dennoch spielend erdrückte, [2] obschon der Leib des Scheusals von einem solchen Umfang war, daß Nanda's ganze Hausgenossenschaft ihre vereinten Kräfte vergeblich anstrengten, um diese Last fortzuschaffen. Man mußte sie daher in Stücke zerhauen und verbrannte sie im benachbarten Walde zu Asche.

[1] Polier M. d. l. I. p. 416.
[2] Wie Hercules in der Wiege die Schlange.

Putna's seltsame Todesart war auch zu Kamsa's Ohren gedrungen, und er merkte daraus den eigentlichen Aufenthaltsort des gefürchteten Kindes. Abermals berief er nun den Staatsrath, der nach häufigen Debatten zu dem Beschlusse kam, das Kindermetzeln nun einzustellen, und das Ziel der Verfolgungen nach Gokula zu richten. Man sandte einen Sterndeuter dahin, der unter dem Vorwand seine Kunst zu zeigen, und den Kindern Nanda's das Horoscop zu stellen, in diesem Hause Einlaß finden würde. Nanda's Gattin empfing arglos den fremden Mann, aber kaum hatte er sich der Wiege Krischna's genähert, als das Kind ihm entgegenschrie: „Du kommst mich zu tödten!" den Mörder auch sogleich ergriff, und ihm die Glieder ausrenkte, so daß der Mann sprachlos zur Erde fiel. Hierauf legte sich Krischna wieder in seine Wiege, als wäre nichts vorgefallen. Wer aber beschreibt das Erstaunen von Nanda's Gattin, als sie, in das Gemach tretend, den Fremden sprachlos am Boden liegend sah, und der mit aller Anstrengung nichts vermochte, als nach der Wiege hinzuzeigen, wo der Urheber seines Unglücks sich befinde. Die Frau errieth nun bald, daß der Fremde eine Creatur Kamsa's sei, und gab ihrem Hausgesinde zur Fortschaffung des Spions ihre Befehle.

Von dieser Stunde an brachte sie in steter Besorgniß um die Zukunft ihres vermeintlichen Kindes zu, und traf die verschiedensten Vorkehrungen, den Kleinen vor künftigen Nachstellungen seiner Feinde zu schützen. Auch hatte Krischna's eigentlicher Vater die blutigen Intentionen seines Schwagers von Nanda vernommen. In der Besorgniß, es könnte dem Wütherich zuletzt sein Plan dennoch gelingen, suchte er bei einem Astrologen Hülfe. Dieser sollte die Zukunft Krischna's vorhersagen. Man sagte ihm Alles, was er zur Erreichung seines Zweckes wissen

mußte, nämlich die Geburtsstunde des Kindes und die Namen der Eltern. Mit solchen Hülfsmitteln ausgerüstet, wandte er sich zuerst an den Sohn der Rohni, und, nachdem er seine Entdeckungen mit den Angaben des Vasudewa und Nanda übereinstimmend gefunden, gab er Krischna's älterm Bruder den Namen Rama, und wegen seiner ungewöhnlichen Stärke setzte er das Prädicat Bala vor.[1] Als er nun zur Erforschung der Nativität Krischna's kam, merkte er sogleich die Falschheit der Angaben Nanda's, der freilich selbst nicht wußte, daß Krischna nicht sein eigenes Kind sei. „So hat meine Kunst mich auch diesmal nicht getäuscht," triumphirte der Astrolog, „denn längst hatte ich in den Sternen gelesen, daß Dewaki in ihrer achten Schwangerschaft einen Sohn unter dem Herzen tragen werde" und sogleich wieder zu Krischna sich wendend, redete er in begeisterter Weise ihn an: „Welchen Namen, o Wunderkind, soll ich dir geben, da du doch der Allmächtige, der Schöpfer des Universums selber bist! Welchen Namen soll ich wählen unter den tausend Namen, die deine vielen Eigenschaften bezeichnen? so soll denn deine schwarze Farbe, die du zu der diesmaligen Incarnation gewählt, mich bestimmen, dir den Namen Krischna zu geben."

Als er die Rede geendet hatte, rezitirte er feierlichen Tones noch mehrere Hymnen zum Lobe des Gottes, welche die Umstehenden zu der Ueberzeugung führten, daß der ekstatische Zustand jenes Weisen wirklich durch die Erkenntniß der Anwesenheit Wischnu's hervorgebracht worden sei.

Nachdem der Astrolog sein Geschäft beendet hatte, vereinigte sich die Gesellschaft zu einem fröh-

[1] Dieser Rama ist der dritte gleichen Namens, in welchen Wischnu sich verkörperte. Einige Brahmanen halten ihn für eine Incarnation der Schlange Adisega, die eine stete Begleiterin Wischnu's, also auch Krischna's, ist.

lichen Mahle; da aber dem Brahmanen seine Religion verbietet, mit Leuten einer andern Kaste sich zu Tische zu setzen, so bereitete er sich selbst seine Speise, und nach hergebrachter Sitte legte er einen Antheil für Brahma bei Seite, den man sonst einem jungen Brahmanen zu verabreichen pflegt. Diesmal aber blieb nichts stehen, denn der kleine Krischna griff hastig nach der für den Gott Brahma bestimmten Portion, und verzehrte sie eben so rasch. Und als seine Pflegemutter ihm dieses Betragen verwies, gab er zu verstehen, daß die für Brahma bestimmte Speise mit Recht ihm selbst gehöre, weil zwischen ihm und Wischnu keine Verschiedenheit obwalte, was zur Folge hatte, daß alle Anwesenden sich dem Kinde zu Füßen warfen, um in ihm die Gottheit selber anzubeten.

Da aber Krischna einmal beschlossen hatte, seines Gottheitscharakters sich zu entäußern, und in menschlicher Gestalt unter Sterblichen zu wandeln, so war seine Erziehung von der eines Menschenkindes nicht verschieden. Er war der unzertrennliche Gefährte seines Bruders Bala-Rama, und beide verlebten die Jahre ihrer Kindheit auf dem Maierhofe des Nanda unter Hirten und Kuhmädchen.

Indeß wuchs Krischna im Hause Nanda's kräftig heran, ward der Liebling aller Kuhmädchen (Gopias) auf dem Gute seines vermeintlichen Vaters, neckte sie beständig, und stahl ihnen die Butter. [1] Einst klagten die Hirten über ihn: er habe alle geronnene Milch verzehrt. Er wollte sich dazu nicht bekennen, und sagte: die Mutter möchte sich überzeugen, daß er unschuldig wäre. Dabei öffnete er seinen Mund, sie sah in den Schlund — da erschien das ganze Weltall, Krischna saß in der Mitte, umgeben von allen Geschöpfen des Himmels und der Erde, die ihm ihre Ehrfurcht bezeugten. Die Mutter wollte

[1] Eine Wirkung der zerschmelzenden Sonnenhitze.

...ch nun zu seinen Füßen werfen, aber plötzlich hatte
...e die Erscheinung vergessen, sie versicherte nur,
...e finde keine Spur von geronnener Milch, und
...ahm das Kind auf ihren Schoos.

Je größer Krischna wurde, je mehr wurde er
...er Liebling der Gopias, aber alle gefielen auch
...hm. Einst brachten Jene an dem großen neun-
...ägigen Herbstfeste der Göttin Bhavani (Durga)
...hre Opfergaben, und jegliche wünschte dabei, daß
Bhavani den Krischna in Liebe ihr zuwende. Aber
jeder der Gopias versprach die Göttin Erfüllung
ihres Wunsches. Einst gingen alle Hirtenmädchen
an einen Fluß, um sich zu baden, legten ihre Kleider
ab und stiegen ins Wasser. Da schlich Krischna hin-
zu, und stahl ihre Kleider. Keine Bitte konnte ihn
zur Rückgabe derselben bewegen, Jede, so verlangte
er, sollte einzeln kommen und sie holen, und Jeder
— erfüllte er dabei das Versprechen der Bhavani.
Er blies so bezaubernd die Flöte, daß selbst wilde
Thiere sich herzudrängten. [1]

Einst, als er wieder dieser Beschäftigung sich
hingab, drängten von allen Seiten sich Frauen und
Mädchen herzu, und, was sich von selbst versteht,
alle verliebten sich in ihn. Den Frauen stellte er
vor, ihre Männer könnten eifersüchtig und der Ehe-
frieden gestört werden, aber sie entgegneten, dieser
Fall wäre nur denkbar, wenn ein Sterblicher der
Gegenstand ihrer Wünsche wäre, er aber sei ein
Gott, und da hören die Rechte der Ehemänner auf!
Das überzeugte den Krischna, er begünstigte sie nun
alle, und Jede glaubte ihn allein zu besitzen. Ein
anderes Mal feierte er mit den Hirtenmädchen ein
Fest, tanzte mit Allen, und Jede glaubte ihm allein

1 Da schon früher angedeutet wurde, daß unter Harmonie die hieratische Sprache: Harmonie der entgegengesetzten Geschlechter verstanden wissen will, so ist wohl der Begattungstrieb der Thiere hier gemeint, welcher so allgewaltig ist, daß selbst reißende Bestien durch ihn gezähmt werden.

die Hand zu reichen. Aber Radha (Reiz), die er vorzüglich liebte — sie war eine Awatar der Lakschmi oder Sri — sah seine Vertraulichkeit mit den andern, wurde von Eifersucht ergriffen, verließ den Tanz und begab sich nach Hause. Krischna bemerkte sogleich ihre Abwesenheit, errieth die Ursache, und sandte eine Freundin, sie zurück zu holen, aber Radha zürnte und kam nicht. Eine zweite Botin wurde gesendet, aber Radha blieb unversöhnlich. Da ging Krischna selbst und vermochte kaum durch Liebkosungen und Schwüre sie zu besänftigen, doch kam sie mit ihm zurück. Das zärtliche Paar konnte nun kaum den Abend erwarten, um die Geheimnisse der Liebe zu feiern, und Krischna fand ein so großes Wohlgefallen darin, daß er diese Nacht auf sechs Monate ausdehnte.[1] Der Gang der Natur war gehemmt, und Niemand wußte die Ursache. Endlich flehten alle Geschöpfe den Wischnu um Hülfe an, da nahm er seinen Befehl zurück, der Tag brach an, ohne daß das verliebte Mädchen bemerkt hätte, die Nacht sei länger als gewöhnlich gewesen.

Dieser Zwist und die Aussöhnung des verliebten Paares ist der Gegenstand des idyllischen Gedichts von Jayadewa: „Gita Govinda" (Lied des Hirtengottes), von Jones ins Englische, von Dalberg und Majer ins Deutsche übersetzt; und das so oft mit dem Hohenliede Salomonis verglichen wurde, aber wie dieses auch eine mystisch-geistliche Deutung erfahren hat.

So viele Wunder Krischna auch seit seiner Kindheit verrichtet hatte, so war doch Brahma selbst noch zweifelhaft, ob er eine Awatar des Wischnu sei. Er beschloß daher, ihn auf die Probe zu stellen. Da einst Krischna, sein Bruder Bala-Rama

[1] Die Winterhälfte des Jahres ist die Zeit, in welcher der Jahresgott die Erdgöttin bezwingt, die Frucht ihrer Einigung kommt erst im folgenden Sommer zum Vorschein.

und alle Hirten und Hirtinnen nach dem Mittags-
mahle schliefen, nahm Brahma alle Heerden und
alle Hirtinnen, und brachte sie in eine auf sein
Wort geschaffene Höhle, worauf er den Eingang mit
großen Felsenmassen verschloß. Beim Erwachen war
Krischna und sein Bruder nicht wenig betroffen, sich
allein zu finden, aber während der Letztere fort-
lief, Heerden und Hirtinnen zu suchen, schuf
Krischna, der wohl wußte, daß Brahma sie ent-
führt hatte, um ihn zu prüfen, neue Heerden und
Hirtinnen, und zwar den entführten so vollkommen
ähnlich, daß Niemand eine Veränderung merkte.
So verstrich ein Jahr, da kam Brahma wieder,
um zu sehen, was Krischna begonnen habe? Mit
Erstaunen sah er ihn in derselben Gesellschaft bei
denselben Heerden; er untersuchte die Höhle, fand
sie noch unberührt, und in ihr dieselben Heerden
und dieselben Hirtinnen in den Schlaf versunken,
den er über sie ausgegossen hatte. Nun erkannte
Brahma in Krischna den Allmächtigen, betete ihn
an, und erhielt Verzeihung seiner Zweifel an die
Göttlichkeit Krischna's; brachte die entführten We-
sen zurück, welche nun glaubten, von einem Mit-
tagsschlaf zu erwachen, und Krischna ließ die neu-
geschaffenen verschwinden.

Diese aus dem Bhagavat-Purana entnommene
Erzählung hat eine kalendarische Tendenz. Denn
Wischnu's Schlaf fällt alljährlich in den Eintritt der
um Mittesommer beginnenden Regenzeit (vgl. Thl. II.
S. 20), wo der Ganges, wie der Nil in Aegypten,
zu steigen anfängt, und bis zum October das ganze
Land mit Wasser so überdeckt ist, daß es einen
großen See vorstellt. Da sind freilich Hirten und
Heerden unsichtbar geworden. Unter den Letztern
sind aber auch, wie unter den Sonnenrindern, die
Mithras, Hermes, Cacus u. a. in eine Höhle zie-
hen, die um die Krebswende rückwärts schreiten-

den Tage, kurz eine — Jahrheerde zu verstehen. Darum ist es dem Krischna, freilich in der entgegengesetzten Sonnenwende, möglich, eine täuschend ähnliche hervorzuzaubern, die, sobald wieder ein Jahr verflossen ist, der rückkehrende Brahma vorfindet — Brahma ist nämlich der winterliche Jahrgott, daher sein Name Schakra: der Täuschende, weil er uns das Sonnenlicht stiehlt, daher sein Aufenthalt in der Unterwelt (vgl. Thl. II. S. 97. 104) — endlich erkennt Brahma die Superiorität Wischnu's deßhalb an, weil dieser durch sein Herbeischaffen der Jahrheerde sich als den sommerlichen Jahrgott bewährt, das Licht aber stets vor der Finsterniß den Vorzug erhält.

Ein anderes Wunder Krischna's erinnert an Apollo, den Besieger des Drachen Python, an Hercules, den Bewältiger der Hydra und zumeist an den biblischen Schlangentreter. Die tausendköpfige Kalinaga (d. i. die Schlange der Zerstörung) hatte, um dem Schlangen verzehrenden Adler Wischnu's, dem Garuda zu entgehen, sich in den Fluten des Yamuna verborgen, und hier (in diesem indischen Styx) eine große Nachkommenschaft hervorgebracht, wodurch das Wasser des Stroms in jener Gegend so vergiftet wurde, daß alle Wesen, die daraus tranken, sterben mußten. Krischna beschloß den Strom zu reinigen und das Unthier zu tödten, er reizte dasselbe, da schoß die Schlange auf ihn zu, umwand ihn mit unzähligen Knoten, und wollte ihn ersticken, aber er faßte mit einer Hand ihren Schwanz, befreite sich von ihren Windungen, ergriff mit der andern ihre Mitte, und tanzte auf ihren Häuptern, die er endlich zertrat.[1] Nanda, sein Pflegevater, erkannte an diesem Wunder die Göttlichkeit Krischna's, und bat ihn, im Namen aller Bewohner seines Dorfes, daß er

[1] Die Deutung dieser Mythe ist schon Thl. I. gegeben worden.

ihnen seinen himmlischen Aufenthalt (Waikunta, Wischnu's Paradies) zeigen möchte. Er bewilligte die Bitte und befahl ihnen, die Augen zu schließen. Sie gehorchten, und sogleich sahen sie sich in Wischnu's Paradies versetzt, und erstaunten über die Herrlichkeiten, die sie daselbst erblickten.[1] In der Mitte saß Krischna auf einem Throne, strahlender als die Sonne; an seiner Seite die reizprangende Radha, um den Thron her standen Brahma, Schiwa, Indra und alle Götter, Weise, Heilige ꝛc. in anbetender Stellung.

Krischna wurde in der Folge nach seinem Geburtsort Mathura eingeladen, wobei Kamsa die Absicht hatte, ihn zu ermorden. Um den Jüngling dahin zu vermögen, daß er sich selbst in die Gewalt seines Todfeindes liefere, war bekannt gemacht worden, daß alle Jene, die ihre Kraft an dem Spannen des Bogens Ganaka erproben wollten, sich an einem bestimmten Tage in Kamsa's Palast einfinden sollten; jedoch, wem trotz seiner Zuversicht die Kraft dazu ermangeln würde, müsse seinen Hochmuth mit dem Tode bezahlen. Aber Krischna nahm lachend den verhängnißvollen Bogen, zog die Sehne — wie früher Rama — so stark an, daß der Bogen brach. Himmel und Erde wiederhallten von dem Getöse, und die Bewohner der Unterwelt wurden betäubt.

Auch diese Probe der Göttlichkeit Krischna's sollte als Beweis gelten, daß er der Sonnengott sei. Denn zu den Pfeilen (Strahlen), die er verschießt, wenn er die Dämonen besiegen d. h. die schädlichen Sümpfe des Winters austrocknen will, gehört auch ein Bogen.[2] Man vergleiche hier nur die

[1] Das Schließen der Augen als Bedingung des Wahrnehmens himmlischer Erscheinungen ist aus der täglichen Beobachtung entnommen, daß die Hallucinationen nur beim Schlafen der äußern Sinne erfolgen.

[2] Daß unter den feindlichen Wesen, die der Sonnengott be-

griechischen Mythen von berühmten Bogenspannern. Herkules steht im Orcus mit entblößtem Bogen und hält den Pfeil auf der Sehne, wie wenn er denselben jeden Augenblick abschnellen wollte (Odyss. 11, 606 ff.). Was will damit anders gesagt sein, als daß der erwärmende, belebende Sonnenstrahl die Ursachen des Todes zerstöre? Der Bogen des Ulysses ist von den Dichtern nicht weniger verherrlicht worden als jener des Hercules. Er hatte ihn vom „Bogenspanner“ Eurytus, dem Sohne des „kräftigen“ Iphitus erhalten. Nie trug er ihn, wenn er zum Streit auszog, sondern er ließ ihn dann in seinem Palaste ruhen. Aber in der Heimath trug er ihn immer. Dieser Bogen war so groß und die Sehne desselben so mächtig, daß ihn keiner der seine Gattin umschwärmenden hundert und acht Freier, so stark diese auch waren, zu spannen vermochte, während ihn Ulysses mit großer Leichtigkeit spannte (Odyss. 21, 405). Wäre dieser Bogen eine gewöhnliche Waffe gewesen, würde er wegen seiner furchtbaren Größe und Stärke im Kriege die wichtigsten Dienste geleistet haben. Aber in die Schlacht wurde er nicht mitgenommen. Warum trug ihn Ulysses nur zu Hause beständig? Er war doch wohl nicht unablässig mit der Jagd beschäftigt? Der Nichtgebrauch im Kriege ist also ein Beweis, daß jener Bogen nicht ein Symbol des Todes, sondern des Lebens war. Der Bogen des Liebesgottes (Kama, Amor) ist nur dann gespannt, wenn sich die höchste Lebensfülle äußert. Daher unterrichtet auch der Arzt Chiron den Achilles in der Kunst des Bogenspannens. Daher endlich ist

kämpft, meist Moräste zu verstehen sind, beweisen die Fabeln von Python, den Apoll erlegte, und von dessen weiblichem Gegenstück Putna, die das Kind Krischna erlegte; denn im Frühjahre steht die Sonne noch im Kindesalter oder doch erst in der Blüte der Jugend, wie der Besieger Python's. (Das Stw. ist puteo, sanskr. put: verwesen).

Wischnu das erhaltende Prinzip als Rama und Krischna der Bogenspanner.

Krischna's Heldenthat war von den zahlreich herbeigeströmten Zuschauern mit rauschendem Jubel aufgenommen worden, aber auf Kamsa hatte, wie man sich wohl denken kann, dieses Ereigniß einen Eindruck ganz entgegengesetzter Art gemacht; denn er wurde dadurch in dem Verdacht von der Gefährlichkeit des jungen Helden nur noch mehr bestärkt. Er wollte daher jetzt alle Mittel anwenden, den Gefürchteten aus der Welt zu schaffen. Tag und Nacht verfolgten ihn Schreckgestalten, und auf seinem Lager quälten ihn die furchtbarsten Träume.

Auf einen der nächsten Tage wurde daher, um den Tyrannen angenehm zu zerstreuen, ein Turnier anberaumt, bei welchem die tapfersten Krieger seines Heeres sich im Ringen mit fremden Helden messen wollten. Es versteht sich von selbst, daß Krischna auch diesmal den Preis gewann. Anstatt aber eine seiner Tapferkeit würdige Belohnung zu erhalten, vernahm er des Tyrannen Gebot zu seiner und seines Bruders Bala-Rama's Festnahme. Da drängte er sich durch die Leibwache bis an den Thron, und schlug dem Kamsa, ungeachtet dieser wohl bewaffnet war, die Krone vom Haupte, schleuderte sie in den Sand, faßte den Wütherich dann bei den Haaren und schleifte ihn an dem Boden, ohne daß der Feigling nur an den geringsten Widerstand dachte. Hier hauchte er seine schwarze Seele aus. Die zwanzig Brüder des Getödteten erhoben sich sogleich von ihren Sitzen, um an Krischna das Vergeltungsrecht zu üben, aber ein einziger Streich, den der Held mit seiner Waffe nach ihnen führte, schickte sie alle zugleich in den Tod.[1]

Während sich dieses zu Mathura begeben hatte,

[1] Schon früher wurde auf die einundzwanzig Lobesarten der Kali aufmerksam gemacht. Da aber diese Göttin nur Schiwa Vor-

schmachteten Vasudewa und Dewaki immer noch im Gefängnisse. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und hereintrat ihr Sohn Krischna, um ihnen die Stunde ihrer Befreiung zu verkünden. Nachdem gegenseitig Thränen des freudigen Wiedersehens geflossen, sorgte der zärtliche Sohn dafür, den Eltern ihre seinetwegen erduldeten Leiden ihnen nun auf die angenehmste Weise zu vergelten. Hierauf setzte er seinen Großvater Ugra, den rechtmäßigen Herrscher auf den von Kamsa so lange usurpirten Thron von Mathura. Seine Pflegeältern beschenkte Krischna reichlich und dankte ihnen für die seit seiner frühesten Kindheit ihm erwiesene Sorgfalt, die sich sodann mit den Hirten wieder nach ihrem ländlichen Wohnort zurückbegaben.

Vasudewa und Dewaki bedachten jetzt, daß ihre Söhne Bala-Rama und Krischna doch nicht die ihrem Stande gemäße Erziehung auf einem Maierhofe erhalten haben konnten; [1] sie versammelten daher den Staatsrath, der sich mit den Maßregeln beschäftigen sollte, wie die jungen Leute den ihrer Caste entsprechenden Unterricht erhalten sollten.

la's weibliche Hälfte ist, folglich alles von ihr Erfahrne auch ihr Gatte erlitten haben muß, und oben schon erinnert wurde, daß Kamsa mit Schiwa identisch sei, so bedarf dieser Zug der Sage keiner weitern Erörterung, denn es ist ganz dasselbe, ob Schiwa 21 Köpfe abgeschlagen werden, oder ob er seine Gattin 21mal tödtet, oder ob Kamsa mit 20 Brüdern erschlagen wird.

[1] So komisch auch diese Stelle Manchem vorkommen mag, verliert sie doch einen großen Theil dieser Wirkung, wenn man sich des streng beobachteten Castenunterschiedes in Indien erinnert, welcher von der Religion selbst geboten wird. Nanda, Krischna's Pflegevater gehörte dem dritten Stande (Sudra) an; Krischna, seiner Geburt aus einer Königsfamilie zufolge, dem Kriegerstande (Kettori), über welchem noch die Braminencaste steht, denn nur diese genießt des Vorrechts, in den heiligen Büchern zu lesen, der Ketteri darf bloß ihren Inhalt von dem vorlesenden Priester mit anhören, den beiden untern Ständen ist auch dies bei Todesstrafe verboten. Von Krischna aber als einer incarnirten Gottheit war wohl mit Recht Kenntniß der heil. Schrift zu fordern, daher er den versäumten Unterricht jetzt nachholen mußte.

Ich brauche nicht erst meinen Lesern zu versichern, daß Krischna durch eine überraschend schnelle Fassungsgabe das Erstaunen des ihn unterweisenden Brahmanen fortwährend zu steigern wußte, daß er in Einem Tage erlernte, wozu gewöhnliche Menschenkinder ein volles Jahr bedurft hätten. Als nach genossenem Unterricht Krischna und sein Bruder ihrem Lehrer (Guru) zusprachen, er möge sich von ihnen, dem sie zu so großer Dankbarkeit verpflichtet wären, einen Wunsch erbitten, äußerte dieser, man sollte ihm gestatten, sich zuvor mit seinem Weibe über die Wahl eines Wunsches zu berathen. Nun stellte das greise Paar den beiden Schülern vor, daß ihre kinderlose Ehe ihr größter Kummer sei, weil sie doch nicht im Stande wären, die beiden Söhne, die sie verloren hätten, dem Leben wiedergegeben zu sehen.

Da aber einem Gotte nichts unmöglich ist, so verließ Krischna den Guru mit der Versicherung, daß er seine Söhne wiedersehen solle. Hierauf begab er sich an das Ufer des Meeres, und forderte von Varuna, dem Beherrscher der Wogen, die ertrunkenen Söhne des Guru zurück. Der Wassergott beklagte, daß dies nicht mehr in seiner Macht stünde, sobald die Seele des Ertrinkenden ihre Hülle verlassen habe. Da stürzte sich Krischna selbst in die See, um in die Regionen der Unterwelt zu gelangen, und blies die Sanka, [1] deren Ton das Ohr Jama's, des Beherrschers der Todten erreichte. Dieser bezeugte dem incarnirten Gott, den er sogleich für den Wischnu selbst erkannte, die schuldige Ehrfurcht, und erklärte, seinem Wunsche, die Wiederbelebung der Kinder des Guru betreffend, durch deren Uebergabe an ihn, den Gott des Lebens, sogleich zu willfahren.

[1] Die Posaune der Auferstehung, Wischnu's bekanntestes Attribut s. Thl. II. S. [illegible] 195.

Krischna hatte aber über die erhabenere Beschäftigung der letzten Tage die Kuhmädchen auf Nanda's Pachthof noch immer nicht vergessen. Er beauftragte daher einen Freund, ihnen des morgenden Tages die Versicherung seiner unveränderten Gesinnungen zu überbringen, und ihnen die Hoffnung auf seine baldige Wiederkehr einzuflößen.

Judha, so hieß der Mann, wurde nicht nur von den Hirten, sondern auch von Nanda mit höchster Auszeichnung aufgenommen. Dieser richtete unter vielen andern Fragen auch folgende an ihn: Sollte der Sohn Vasudewa's wirklich noch mit seinem Besuche uns beehren wollen, seitdem seine königliche Abstammung ihm kein Geheimniß mehr ist? O — setzte er hinzu — ich habe schon seit jenem Tage, wo der Astrolog ihm das Horoscop stellen wollte, ihn als ein höheres Wesen, als Bhagawat (der Selige), mit Einem Wort als die Gottheit selbst anerkannt gehabt, die nur deßhalb menschliche Gestalt angenommen, um die Gerechten gegen ihre Unterdrücker zu schützen. Wie viele Dämonen und Ungeheuer hat er nicht schon seit seiner Wiege zu Boden gestreckt! des Bogens Ganaka, den er allein nur zu spannen vermochte, und anderer Heroenthaten zu geschweigen!"

Jetzt nahm Jsoda, Nanda's Gattin, das Wort: „Ich aber werde ewig untröstlich bleiben, daß Krischna, welcher uns in seiner Kindheit erlaubt hatte, ihn Sohn zu nennen, die Früchte meiner Sorgfalt um ihn jetzt seiner wirklichen Mutter zukommen läßt." Nanda unterbrach ihre Klage mit der Wiederholung seiner Frage, worauf Judha ihn erinnern zu müssen glaubte, daß Krischna als oberster Gott überall gegenwärtig sei, daß er, wie die Sonnwärme, wenn sie auch hinter Wolken sich verbirgt, auch ungesehen seine Anwesenheit kund gebe. So laßt denn, fügte er hinzu, Krischna's Eltern sich

immerhin an dem Gedanken laben, Krischna ihren Sohn zu nennen, in der Wirklichkeit ist das höchste Wesen doch mit Niemandem oder mit Allen verwandt, denn jede Creatur ist gleich vor ihm. Und zu Nanda's Gattin gewendet, sprach er: „Du Jsoda, denke nicht mehr an Krischna, als sei er dein Sohn, sondern betrachte ihn als ein Wesen, das zu gleicher Zeit Vater und Kind, Mann und Frau, Bruder und Schwester, kurz, der in allen Geschöpfen, in allen Dingen, die unser Auge wahrnimmt, enthalten ist, als der Mittelpunkt des Alls; von ihm ging Alles aus, in ihn wird Alles zurückkehren."

In solchen Gesprächen und Betrachtungen hatten Wirth und Gast die Nacht zugebracht. Am folgenden Morgen nahm Udha, nach Weise der Frommen, seine Waschungen vor, im Begriffe sodann, seine Reise fortzusetzen. In jedem Hause des Dorfes vernahm er Lieder zu Krischna's Lobe, aber auch Wehklagen über seine Abwesenheit; denn die Kuhmädchen ahnten nicht die Anwesenheit seines Gesandten. Als sie davon Nachricht erhielten, umschwärmten sie den aus dem Bade zurückkehrenden Fremden mit zahllosen Fragen nach Krischna. Udha aber beschwichtigte ihre Sehnsucht mit der Bemerkung, daß Krischna's Abwesenheit von ihnen nur eine scheinbare sei, daß im Geiste er ja stets unter ihnen lebe.[1]

Bei seiner Rückkehr entwarf Udha ein sehr lebhaftes Bild von der Sehnsucht der Gopia's nach ihrem einstigen Gespielen, daß Krischna sichtbar erweicht beschloß, noch einmal an den Schauplatz seiner jugendlichen Freuden sich zu begeben. Daß ein göttliches Wesen solchen Empfindungen zugänglich war, und überhaupt allen Regungen, welche

[1] Udha (d. h. der Ringer) war Krischna selbst, nämlich die in den Ellipsen unsichtbare (daher scheinbar abwesende) Sonne, wenn sie mit dem Dämon der Finsterniß ringt.

ein menschliches Herz erfüllen, nicht fremd blieb, kann nicht überraschen, da mit der menschlichen Gestalt und Natur Wischnu auch, obschon nur scheinbar, die Leidenschaften und Bedürfnisse der Erdenkinder mitfühlen mußte.

Die Göttlichkeit seines Wesens blieb aber auch in diesem Zustande nicht ganz verdunkelt. Die Zahl derer, die ihn als ein höheres Wesen erkannten, mehrte sich mit jedem Tage; und endlich war der Zeitpunkt gekommen, wo die ganze Welt sich von der höhern Natur Krischna's überzeugen sollte, nämlich durch die Begebenheiten des großen Krieges zwischen den Kurus und Pandus, und mit welchem das vorletzte Weltalter abschließt. Seine Wichtigkeit ist daraus zu ermessen, daß das Gedicht „Maha Bharata" (der große Krieg), worin die Thaten jener Helden verherrlicht werden, an welchen Wischnu — obgleich nur gegen das Ende hin, und zwar abermals als Bekämpfer der Rakschasa's — sich betheiligte, dem Ramayana den Vorzug streitig macht. Der Vortrag im Maha Bharata und die ganze Anlage läßt sich wohl mit dem der beiden homerischen Epopöen zusammenstellen, aber nur um die große Kluft zwischen beiden zu gewahren. Während die Ilias und Odyssee in unbeschränkter Allgemeinheit erscheinen, kündigt sich der Maha Bharata sammt seinen vielen Ausästungen sogleich an der Schwelle als das weitschichtige Bauwerk eines Priestergeschlechts an, ganz im Dienste theologisch-philosophischer Institutionen. Bei der Lectüre Homers denkt Niemand an des Erzählers Persönlichkeit, man weiß nicht, welchem Stand er angehörte, wem er sang, in ungetrübter Objectivität zieht der Strom des Liedes vorüber. Nicht so das Maha Bharata: Wyasa's Werk ist, ganz wie das Ramayana, eine von einem bestimmten Verfasser ausgehende, an einen bestimmten Hörer gerichtete

Erzählung. Bei dem deutlich sich aussprechenden Zwecke „unterhaltende Belehrung im Glauben“ tritt, wie die Nebengeschichten, [1] das Gedicht selbst, bei aller Anmuth der Einkleidung, hervor als die Rede des geistlichen Lehrers (Guru) an seinen Jünger (Shishja).

Das Maha Bharata füllt, wie gesagt, nur in seinem kleinsten Theil, die Geschichte der Pandus aus. Wyasa soll den Waishampajana, wie andere Schüler, das Gedicht gelehrt haben, und dieser trug es dann bei dem großen Schlangenopfer (Sarpasatra) des Königs von Hastinapura vor, jenes Ganamagaja, der, ein Sohn Parikschit's und Enkel Abhimanju's, als Urenkel von Pandu's Sohne Arjuna stammte. Bei diesem Feste waren die Brahmanen zu Tausenden erschienen. Zu Wyasa, der unter ihnen war, sprach der König: „Du warst Augenzeuge des Krieges zwischen den Kuru's und Pandu's; erzähle, wie entstand der Zwist jener Männer von starken Thaten, und wie hat jener große Kampf geendet?“ Der Angeredete befahl hierauf dem in seiner Nähe sitzenden Schüler Waishampajana zu erzählen Alles, wie er es von ihm gehört. Seine Erzählung theilte dann wieder Santi, Sohn Loharschana's, den Einsiedlern in einem dem einstigen Schlachtfelde benachbarten Haine mit. Man sieht hier klar, wie die Diaskeuasten des Maha Bharata noch deutlicher als die Griechen ihr Geheimniß verrathen haben. Daß das Gedicht bei einem Schlangenfeste recitirt wurde, erklärt sich daraus, weil diese Feier dem Wischnu galt, dessen Vogel der schlangenvernichtende Garuda, und Awatar, der im Maha Bharata beschäftigte Schlangentreter Krischna war. Nun zum Inhalt des hier erwähnten Epos:

Judh (Ringer) ältester Sohn des Yayati, war

1 Von den 100,000 Doppel-Versen, die das Gedicht enthält, befassen sich nur 24,000 mit dem eigentlichen Kriege.

dadurch zu seiner Berühmtheit gelangt, daß Wischnu ihn würdigte, aus seinem Stamme die Mutter zu wählen, die ihn als Krischna gebähren sollte. Yadu war wegen einer seinem Vater zugefügten Beleidigung von diesem enterbt worden, seine Nachkommen gründeten ein eigenes Reich in Mathura, während die Nachkommen des jüngern Sohnes Puru in Hastinapura herrschten. Die Kurus zerfielen abermals in zwei Familien, welche sich bekämpften, in Kuru's und Pandu's, und nicht eher endete dieser Krieg, bis alle andern Zweige der Herrscherfamilie gänzlich ausgerottet, und nur die Pandu's noch übrig waren. Die Letztern kommen auch unter dem Namen Bharata's vor, so genannt nach ihrem Ahnherrn, dem ältesten Sohn der Sakuntala und des Duschmanta, eines Abkömmlings von Puru, einem Sohn Yayatis. Von ihm stammte Kuru und weiterhin Santanu, König von Kurukschetra, welcher zuerst mit der Ganga den Bhischma erzeugte, dann die Satyawati sich vermählte, welche gleichfalls schon den Vyasa von dem Heiligen Parasara geboren hatte. Beide hatten nur noch den Witschitrawirya zum Sohne, der nach Santanu König wurde, und die Kausalya heirathete, aber kinderlos starb. Um den Stamm der Puru's nicht aussterben zu lassen, zeugte Vyasa mit der Wittwe Kausalya den Dhritaraschtra und Pandu; der erste war blind geboren, daher der zweite König wurde. Er hatte zwei Gemahlinnen Kunti (cunnus) und Madri (matrix), und obwohl er siegreich gegen seine Feinde war, legte er doch die Regierung nieder, und ging mit seinen Gattinnen in die Wildniß, dort ein Einsiedlerleben zu führen. Der blinde Dhritaraschtra mußte also die Regierung übernehmen; er heirathete eine Tochter des Königs von Ghandara, die ihm viele Kinder gebar, [1] der älteste

1 Nach dem Bhagawat-Purana gebar Kunti allein ihm 101 Söhne.

Sohn hieß Durjodhana. In der Wildniß bekam Pandu von seinen beiden Frauen fünf Söhne, die jedoch nur von ihm den Namen Pandu's haben, aber eigentlich von fünf Göttern mit den beiden Frauen erzeugt wurden. Kunti bekam drei Söhne, den Judischthira (Kampfgestählter), Bhima (Furchtbarer) und Arjuna (Glänzender); Madri bekam Zwillinge, den Nakula und Sahadewa. Ueber die zeugenden Götter sind die Angaben verschieden. Nach einer Relation war Dherma [1] Vater des Judhischthira, und Wayu [2] Vater des Bhima, hingegen Indra [3] Vater des Arjuna; die beiden Söhne der Madri wurden von den Aswina's (Roßzwillinge, der Sonne geboren, göttliche Aerzte von ausgezeichneter Schönheit erzeugt. [4] Der Bhagavat Purana nennt vier zeugende Götter, den Surya (Sohn Schiwa's: die Sonne), Jama (Präd. Schiwa's als Richter der Sünder), Wayu und Indra. [5] Dem Maha Bharata zufolge nennt Kunti selbst die beiden Brüder Jamaſprößlinge. Da Pandu stirbt, läßt Madri sich mit ihm verbrennen, Kunti widmet sich den fünf Kindern und geht mit ihnen nach Hastinapura, wo Dhritaraschtra residirte. Die Liebe des Volkes, die ihre Tugenden ihnen erwerben, erregte die Verfolgung des Durjodhana, womit der Grund zu dem „großen Kriege" gelegt ward.

Ungeachtet diese Königsfamilie so viele erste Gottheiten unter ihren Gliedern zählte, könnte wegen des historischen Colorits dieser hier mitgetheilten Genealogie dennoch mancher Leser auf die

1 Prädicat Schiwa's als Richter der Frommen nach dem Tode, vgl. Thl. II. S. 51.
2 Prädicat Wischnu's als Gott der Luft, später wurde er ein besonderes Wesen und Vorsteher der Winde.
3 Prädicat Brahma's, in der Folge ein besonderes Wesen und Beherrscher des Luftkreises, vgl. Thl. II. S. 139.
4 S. Bopp Ardschun's Reise zu Indras Himmel Vorr. S. VIII.
5 Mat. Dr. I. S. 165.

Vermuthung geleitet werden, daß die in diesem Bürgerkriege sich auszeichnenden Persönlichkeiten der wirklichen Welt angehören; weßhalb es unerläßlich erscheint, bevor wir den Faden von Krischna's Geschichte wieder aufnehmen, die Familie der Kuru's und Pandu's genauer kennen zu lernen, und deßhalb noch einmal auf ihren Ahnherrn Santanu zurückzukommen.

Dieser hatte, wie schon vorhin bemerkt worden, von der Ganga eheliche Rechte zugestanden erhalten. Da diese Schiwa's Gemahlin und Mondgöttin ist, so darf man annehmen, daß Santanu Schiwa selber gewesen sei. Wir werden bald einen Grund auffinden, welcher diese Vermuthung zur vollen Gewißheit erhebt. Die Frage, wie ein sterblicher Fürst seine Augen zu einer so vornehmen Göttin aufheben durfte, ohne von dem Zorn ihres beleidigten Gemahls zerschmettert zu werden? beantwortet sich durch das Zusammentreffen folgender günstigen Umstände. Santanu hatte sich durch seine häufigen Wallfahrten zu Schiwa's Wohnsitz, dem Berge Kailasa, um dem Gott an Ort und Stelle seine Andacht darzubringen, dessen Gunst in einem hohen Grade erworben. Es konnte aber nicht fehlen, daß er hier auch die schöne Ganga kennen lernte, die aber unglücklicher Weise die Gefühle des Büßers erwiederte, was zur Folge hatte, daß der gekränkte Gott Beide mit dem Fluche belegte, in Affen verwandelt zu werden; denn Ganga sei nicht mehr würdig, ihren Aufenthalt auf seinem Haupte zu haben.[1] Das ehebrecherische Paar begab sich sogleich in den nächsten Wald, wo sie aber von Reue niedergedrückt, ein enthaltsames Leben führten, und bei Santanu's Tode, Ganga, die ihn nicht überleben wollte, sich mit seiner Leiche verbrannte.

[1] Zum Verständniß dieser Worte siehe Thl. II. S. [illegible]

Da Ganga nur ein anderer Name für Parvati der Gattin Schiwa's ist, und Beide einst in einem Walde, wo das Spiel verliebter Affen sie zur Nachahmung reizte, sich selber in diese Thiere verwandelten, welcher Kurzweile, wie Baldäus berichtet, der Affe Hanuman seine Entstehung verdankte, und zur Erinnerung daran in vielen Schiwatempeln Abbildungen von zwei Tänzern mit Affenköpfen erblickt werden;[1] ferner Schiwa einst in seiner Enthaltsamkeit so weit ging, daß er mit dem Feuer seines dritten Auges den Liebesgott Kama verbrannt hatte, so genügen diese zwei Thatsachen, um die Identität Schiwa's und Santanu's außer allen Zweifel zu stellen.

Santanu's Enthaltsamkeit hatte aber seltsamer Weise Schiwa's Beifall nicht erhalten, denn als nach Santanu's und Ganga's Tode die Seelen dieses treuen noch im Sterben vereinigten Paares Schiwa's Verzeihung anflehten, zürnte ihnen der Gott, daß sie seiner Absicht entgegen gehandelt, indem er sie doch zu ehelicher Gemeinschaft verdammte, sie aber ihrer Bestimmung zuwider keine Kinder gezeugt hätten.

Aus dem Munde eines Gottes, der unter dem Bilde des Lingam angebetet wird, darf ein solcher Tadel nicht befremden; und nur weil Schiwa's Cultus zugleich in der strengsten Enthaltsamkeit der Geschlechter sich gefällt, wird es begreiflich, warum Santanu auf den Genuß der von Schiwa ihm zugestandenen Rechte verzichtete. Indeß mußte er doch, um das Versäumte nachzuholen, als Santanu wiedergeboren werden, und ebenso Ganga,[2] die im

[1] Monuments anciens de l'Hindoustan par Langles II. pl. 6. 8.

[2] Die Wiedergeburt der Ganga ist kein größeres Wunder als jenes im Brunnen Parthenion auf dem Berg Ida, dessen Wasser die Eigenschaft besaß, der sich in jedem Neumonde badenden Here die — Jungfrauschaft wieder zu geben.

Hause eines Rajah (Fürst) zur Welt kam. In ihrem siebenten Jahre wandelte sie an den Ufern des Ganges, als Santanu ihr begegnete, und Beider Blicke sich gestanden, daß sie von gleichen Empfindungen beherrscht würden. Der Rajah von Kanugia setzte den Wünschen seines Kindes kein Hinderniß entgegen, und so konnte Santanu bald die Erwählte seines Herzens nach Hastinapura, in die Hauptstadt seines Reiches, einführen.

Ganga war aber nicht ohne Erinnerung an ihr früheres Dasein geblieben. Sie wußte, daß ihr jetziges Leben eine Strafe sei, und daß, wollte sie wieder zu ihrer frühern göttlichen Würde gelangen, man ihr nicht, sterbliche Kinder erzeugt zu haben, vorwerfen dürfe. Es mußte daher ihr darum zu thun sein, die Früchte ihrer Ehe mit einem Sterblichen den Augen derjenigen zu entziehen, die sie in ihrem frühern Range gekannt hatten. Aus diesem Grunde hatte sie ihrem Gatten die Bedingung gestellt, daß er sich gefallen lassen müsse, wenn sie die Pfänder ihrer Liebe dem Ganges übergäbe, in welche harte Bedingung Santanu wirklich einging.

Bereits hatte sie sechs Kinder den Wellen des Stromes überliefert, die aber alle so glücklich waren, von anwohnenden Brahmanen gerettet und auferzogen zu werden, als Santanu, der sich einen Erben seines Reiches wünschte, gestand, daß ihn sein Vertrag zu reuen anfange; daher er seinen siebenten Sohn dem Wassertode zu entziehen beschloß, was zur Folge hatte, daß Ganga ihren Gatten, nachdem sie gegen ihn vergeblich ihre Handlungsweise zu rechtfertigen versucht hatte, ihn auf immer verließ, und in die Fluten des Ganges tauchte, worauf der versöhnte Schiwa sie wieder auf sein Haupt setzte.

Der Rajah suchte sich in seiner jetzigen Einsamkeit mit der Erziehung seines Sohnes zu zerstreuen,

dessen Erhaltung ihm ein geliebtes Weib gekostet hatte. Als Bhisma das männliche Alter erreichte, warf der um dessen Zukunft bekümmerte Vater sein Auge auf die Fürstentöchter aller Länder, um eine passende Lebensgefährtin für den künftigen Erben seines Thrones herauszufinden. Bhisma aber vereitelte durch seine Neigung für den Cölibat Santanu's Hoffnungen, weßhalb dieser, um einen Nachfolger zu erzielen, sich zu einer zweiten Ehe entschließen mußte. Dieser Schritt war aber nicht so leicht, denn er hatte in dem herben Schmerz über Ganga's Verlust einen Schwur gethan, sich nicht wieder zu verheirathen, es sei denn, er fände ein Weib, das der Ganga so täuschend ähnlich wäre, daß das Armband derselben auch an ihre Hand passen würde. Leider aber fand sich weder in der Brahmanen- noch in der Kriegercaste (d. h. weder in den priesterlichen noch in den Adelsfamilien) ein Mädchen, das einen so niedlich gebauten Arm vorzuzeigen vermochte, daß jenes Geschmeide nicht zu groß befunden worden wäre.

Bhisma, welcher die Betrübniß seines Vaters lebhaft mitfühlte, erbot sich, mit dem Armband seiner Mutter alle sieben Erdtheile zu durchwandern, in der Hoffnung, endlich noch ein weibliches Wesen zu finden, welchem dies Kleinod passen würde. Als er nach einer vergeblichen Reise in den Palast seines Vaters heimgekehrt war, suchte er ihn zu überreden, sich nicht länger durch Rücksichten gegen seine Caste zu binden, und auch unter den Frauen der Wyasa's und Sudra's (der Kaufleute und Landleute) sich umzusehen. Endlich fand sich der gesuchte Gegenstand in einem einsamen Fischerdorfe, ein Mädchen von eilf Jahren, dieser paßte das Armband, denn sie war eine — wiedergeborne Ganga. Ihr Name: Satyawati.

Die Jungfrau war von ihrem Adoptivvater,

einem armen Fischer, in ihrer Kindheit im Bauch eines Fisches gefunden worden, und die vier Stunden später in Folge einer Unterredung mit dem Büßer Parasara, den heiligen Wyasa, eine Incarnation Brama's[1] geboren hatte. Gleich nach seiner Geburt vermochte er schon zu gehen und zu sprechen, und verließ seine Mutter mit dem Versprechen, so oft zu ihrem Beistande zu erscheinen, als sie Seiner gedenken würde. Obgleich aber die Jungfrau so frühzeitig einen Sohn erhalten hatte, war doch ihre Aehnlichkeit mit Santanu's erster Gemahlin gar zu auffallend, um einen Scrupel wegen ihrer folgenreichen Unterredung mit dem Rischi in ihm aufkommen zu lassen. Er wählte sie daher, auf Zureden Bhisma's, zu seiner Ehegenossin, aus welcher Verbindung ein Sohn, Namens Witschitrawirja hervorging, der ebenfalls frühzeitig verheirathet wurde, und da Bhisma den Thron zu besteigen sich weigerte, dem Santanu in der Regierung folgte. Gandhari vermochte sich über den Tod ihres Gatten nicht zu trösten, sie mied nun die Welt, entschlossen, den Rest ihrer Tage nur in geistlichen Uebungen hinzubringen, und ihren Stiefsohn, den Büßer Bhisma, zu ihrem Guru zu erwählen. Mit ihm brachte sie seitdem die Abende zu, indem er ihr aus den Veda's, Schasta's und Purana's vorlesen mußte.

So waren bereits Monate verstrichen, als die Verleumdungssucht an diesen Zusammenkünften Anstoß nahm, und unlautere Absichten denselben unterschieben wollte. Bald fanden sich gläubige Ohren und bereitwillige Zungen, die das Gerücht vor die Stufen des Thrones brachten. Der König weigerte sich anfänglich, den Beschuldigungen, die seine Mutter trafen, Gehör zu geben, ward aber, als das Gerede kein Ende nehmen wollte, dennoch be-

[1] Angebliche Verf. des Maha Bharata.

kommt, sich mit eigenen Augen von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen zu wollen. Er schlich sich also unbemerkt in die Gemächer seines ältern Bruders, und als er einen Platz gefunden hatte, von welchem aus er unbemerkt ein Zeuge seiner Handlungen sein konnte, hatte er sich bald die vollkommenste Ueberzeugung verschafft, daß nur die lautersten Absichten Bhisma und Satyawati hier zusammenführten. Er benahm sich stets gegen sie mit dem Respect, den ein Sohn der Witwe seines Vaters schuldig ist, sprach kein anderes Wort, als was der Zweck ihrer frommen Uebungen erheischte, nannte sie nicht anders als Mutter, und bat zu ihren Füßen stets um ihren Segen, wenn nach beendeter Andachtszeit Gandhari sich wieder in ihre Appartements begeben wollte.

Witschitravirya schämte sich jetzt auch nur einen Moment an der Reinheit der Gesinnungen seiner beiden Verwandten gezweifelt zu haben, und entfernte sich mit dem festen Vorsatze, die Verleumder mit dem Tode zu bestrafen; doch wollte er zuvor das Gutachten der Brahmanen einholen. Diese erklärten ihm, daß in einem frühern Weltalter diese That zur Hölle geführt haben würde, in der gegenwärtigen sündhaftern Zeit werde aber schon die bloße Absicht eines Brudersmordes von den Göttern mit dem Verlust der ewigen Seligkeit bestraft. Der Rajah fragte sie, ob es kein Mittel der Sühne für diese Sünde gäbe, wodurch sie noch auf Erden abgebüßt werden könnte? Die Brahmanen gaben, nachdem sie die heiligen Bücher consultirt hatten, folgenden Bescheid: Man suche einen Baumstamm, dessen Inneres hohl genug sei, um dem Schuldigen zur Wohnung dienen zu können, und wenn er darin Platz genommen, müsse der Baum angezündet werden.

Der Rajah besaß Muth genug, um selbst die Anstalten zu seinem Feuertode zu leiten. Satyawati

ein menschliches Herz erfüllen, nicht fremd blieb, kann nicht überraschen, da mit der menschlichen Gestalt und Natur Wischnu auch, obschon nur scheinbar, die Leidenschaften und Bedürfnisse der Erdenkinder mitfühlen mußte.

Die Göttlichkeit seines Wesens blieb aber auch in diesem Zustande nicht ganz verdunkelt. Die Zahl derer, die ihn als ein höheres Wesen erkannten, mehrte sich mit jedem Tage; und endlich war der Zeitpunkt gekommen, wo die ganze Welt sich von der höhern Natur Krischna's überzeugen sollte, nämlich durch die Begebenheiten des großen Krieges zwischen den Kurus und Pandus, und mit welchem das vorletzte Weltalter abschließt. Seine Wichtigkeit ist daraus zu ermessen, daß das Gedicht „Maha Bharata" (der große Krieg), worin die Thaten jener Helden verherrlicht werden, an welchen Wischnu — obgleich nur gegen das Ende hin, und zwar abermals als Bekämpfer der Rakschasa's — sich betheiligte, dem Ramayana den Vorzug streitig macht. Der Vortrag im Maha Bharata und die ganze Anlage läßt sich wohl mit dem der beiden homerischen Epopöen zusammenstellen, aber nur um die große Kluft zwischen beiden zu gewahren. Während die Ilias und Odyssee in unbeschränkter Allgemeinheit erscheinen, kündigt sich der Maha Bharata sammt seinen vielen Ausästungen sogleich an der Schwelle als das weitschichtige Bauwerk eines Priestergeschlechts an, ganz im Dienste theologisch-philosophischer Institutionen. Bei der Lectüre Homers denkt Niemand an des Erzählers Persönlichkeit, man weiß nicht, welchem Stand er angehörte, wem er sang, in ungetrübter Objectivität zieht der Strom des Liedes vorüber. Nicht so das Maha Bharata: Wyasa's Werk ist, ganz wie das Ramayana, eine von einem bestimmten Verfasser ausgehende, an einen bestimmten Hörer gerichtete

Erzählung. Bei dem deutlich sich aussprechenden Zwecke „unterhaltende Belehrung im Glauben“ tritt, wie die Nebengeschichten, [1] das Gedicht selbst, bei aller Anmuth der Einkleidung, hervor als die Rede des geistlichen Lehrers (Guru) an seinen Jünger (Shishja).

Das Maha Bharata füllt, wie gesagt, nur in seinem kleinsten Theil, die Geschichte der Pandus aus. Wyasa soll den Waishampajana, wie andere Schüler, das Gedicht gelehrt haben, und dieser trug es dann bei dem großen Schlangenopfer (Sarpasatra) des Königs von Hastinapura vor, jenes Ganamagaja, der, ein Sohn Parikschit's und Enkel Abhimanju's, als Urenkel von Pandu's Sohne Arjuna stammte. Bei diesem Feste waren die Brahmanen zu Tausenden erschienen. Zu Wyasa, der unter ihnen war, sprach der König: „Du warst Augenzeuge des Krieges zwischen den Kuru's und Pandu's; erzähle, wie entstand der Zwist jener Männer von starken Thaten, und wie hat jener große Kampf geendet?“ Der Angeredete befahl hierauf dem in seiner Nähe sitzenden Schüler Waishampajana zu erzählen Alles, wie er es von ihm gehört. Seine Erzählung theilte dann wieder Santi, Sohn Loharschana's, den Einsiedlern in einem dem einstigen Schlachtfelde benachbarten Haine mit. Man sieht hier klar, wie die Diaskeuasten des Maha Bharata noch deutlicher als die Griechen ihr Geheimniß verrathen haben. Daß das Gedicht bei einem Schlangenfeste recitirt wurde, erklärt sich daraus, weil diese Feier dem Wischnu galt, dessen Vogel der schlangenvernichtende Garuda, und Awatar, der im Maha Bharata beschäftigte Schlangentreter Krischna war. Nun zum Inhalt des hier erwähnten Epos:

Judh (Ringer), ältester Sohn des Yayati, war

[1] Von den 100,000 Doppel-Versen, die das Gedicht enthält, befassen sich nur 24,000 mit dem eigentlichen Kriege.

Vermuthung geleitet werden, daß die in diesem Bürgerkriege sich auszeichnenden Persönlichkeiten der wirklichen Welt angehören; weßhalb es unerläßlich erscheint, bevor wir den Faden von Krischna's Geschichte wieder aufnehmen, die Familie der Kuru's und Pandu's genauer kennen zu lernen, und deßhalb noch einmal auf ihren Ahnherrn Santanu zurückzukommen.

Dieser hatte, wie schon vorhin bemerkt worden, von der Ganga eheliche Rechte zugestanden erhalten. Da diese Schiwa's Gemahlin und Mondgöttin ist, so darf man annehmen, daß Santanu Schiwa selber gewesen sei. Wir werden bald einen Grund auffinden, welcher diese Vermuthung zur vollen Gewißheit erhebt. Die Frage, wie ein sterblicher Fürst seine Augen zu einer so vornehmen Göttin aufheben durfte, ohne von dem Zorn ihres beleidigten Gemahls zerschmettert zu werden? beantwortet sich durch das Zusammentreffen folgender günstigen Umstände. Santanu hatte sich durch seine häufigen Wallfahrten zu Schiwa's Wohnsitz, dem Berge Kailasa, um dem Gott an Ort und Stelle seine Andacht darzubringen, dessen Gunst in einem hohen Grade erworben. Es konnte aber nicht fehlen, daß er hier auch die schöne Ganga kennen lernte, die aber unglücklicher Weise die Gefühle des Büßers erwiederte, was zur Folge hatte, daß der gekränkte Gott Beide mit dem Fluche belegte, in Affen verwandelt zu werden, denn Ganga sei nicht mehr würdig, ihren Aufenthalt auf seinem Haupte zu haben.[1] Das ehebrecherische Paar begab sich sogleich in den nächsten Wald, wo sie aber von Reue niedergedrückt, ein enthaltsames Leben führten, und bei Santanu's Tode, Ganga, die ihn nicht überleben wollte, sich mit seiner Leiche verbrannte.

[1] Zum Verständniß dieser Worte hilft Thl. II. S. [illegible]

Da Ganga nur ein anderer Name für Parvati der Gattin Schiwa's ist, und Beide einst in einem Walde, wo das Spiel verliebter Affen sie zur Nachahmung reizte, sich selber in diese Thiere verwandelten, welcher Kurzweile, wie Baldäus berichtet, der Affe Hanuman seine Entstehung verdankte, und zur Erinnerung daran in vielen Schiwatempeln Abbildungen von zwei Tänzern mit Affenköpfen erblickt werden;[1] ferner Schiwa einst in seiner Enthaltsamkeit so weit ging, daß er mit dem Feuer seines dritten Auges den Liebesgott Kama verbrannt hatte, so genügen diese zwei Thatsachen, um die Identität Schiwa's und Santanu's außer allen Zweifel zu stellen.

Santanu's Enthaltsamkeit hatte aber seltsamer Weise Schiwa's Beifall nicht erhalten, denn als nach Santanu's und Ganga's Tode die Seelen dieses treuen noch im Sterben vereinigten Paares Schiwa's Verzeihung anflehten, zürnte ihnen der Gott, daß sie seiner Absicht entgegen gehandelt, indem er sie doch zu ehelicher Gemeinschaft verdammte, sie aber ihrer Bestimmung zuwider keine Kinder gezeugt hätten.

Aus dem Munde eines Gottes, der unter dem Bilde des Lingam angebetet wird, darf ein solcher Tadel nicht befremden; und nur weil Schiwa's Cultus zugleich in der strengsten Enthaltsamkeit der Geschlechter sich gefällt, wird es begreiflich, warum Santanu auf den Genuß der von Schiwa ihm zugestandenen Rechte verzichtete. Indeß mußte er doch, um das Versäumte nachzuholen, als Santanu wiedergeboren werden, und ebenso Ganga,[2] die im

[1] Monuments anciens de l'Hindoustan par Langles II. pl. 6. 8.

[2] Die Wiedergeburt der Ganga ist kein größeres Wunder als jenes im Brunnen Parthenion auf dem Berg Ida, dessen Wasser die Eigenschaft besaß, der sich in jedem Neumonde badenden Here die — Jungfrauschaft wieder zu geben.

Hause eines Rajah (Fürst) zur Welt kam. In ihrem siebenten Jahre wandelte sie an den Ufern des Ganges, als Santanu ihr begegnete, und Beider Blicke sich gestanden, daß sie von gleichen Empfindungen beherrscht würden. Der Rajah von Kanugia setzte den Wünschen seines Kindes kein Hinderniß entgegen, und so konnte Santanu bald die Erwählte seines Herzens nach Hastinapura, in die Hauptstadt seines Reiches, einführen.

Ganga war aber nicht ohne Erinnerung an ihr früheres Dasein geblieben. Sie wußte, daß ihr jetziges Leben eine Strafe sei, und daß, wollte sie wieder zu ihrer frühern göttlichen Würde gelangen, man ihr nicht, sterbliche Kinder erzeugt zu haben, vorwerfen dürfe. Es mußte daher ihr darum zu thun sein, die Früchte ihrer Ehe mit einem Sterblichen den Augen derjenigen zu entziehen, die sie in ihrem frühern Range gekannt hatten. Aus diesem Grunde hatte sie ihrem Gatten die Bedingung gestellt, daß er sich gefallen lassen müsse, wenn sie die Pfänder ihrer Liebe dem Ganges übergäbe, in welche harte Bedingung Santanu wirklich einging.

Bereits hatte sie sechs Kinder den Wellen des Stromes überliefert, die aber alle so glücklich waren, von anwohnenden Brahmanen gerettet und auferzogen zu werden, als Santanu, der sich einen Erben seines Reiches wünschte, gestand, daß ihn sein Vertrag zu reuen anfange; daher er seinen siebenten Sohn dem Wassertode zu entziehen beschloß, was zur Folge hatte, daß Ganga ihren Gatten, nachdem sie gegen ihn vergeblich ihre Handlungsweise zu rechtfertigen versucht hatte, ihn auf immer verließ, und in die Fluten des Ganges tauchte, worauf der versöhnte Schiwa sie wieder auf sein Haupt setzte.

Der Rajah suchte sich in seiner jetzigen Einsamkeit mit der Erziehung seines Sohnes zu zerstreuen,

dessen Erhaltung ihm ein geliebtes Weib gekostet hatte. Als Bhisma das männliche Alter erreichte, warf der um dessen Zukunft bekümmerte Vater sein Auge auf die Fürstentöchter aller Länder, um eine passende Lebensgefährtin für den künftigen Erben seines Thrones herauszufinden. Bhisma aber vereitelte durch seine Neigung für den Cölibat Santanu's Hoffnungen, weßhalb dieser, um einen Nachfolger zu erzielen, sich zu einer zweiten Ehe entschließen mußte. Dieser Schritt war aber nicht so leicht, denn er hatte in dem herben Schmerz über Ganga's Verlust einen Schwur gethan, sich nicht wieder zu verheirathen, es sei denn, er fände ein Weib, das der Ganga so täuschend ähnlich wäre, daß das Armband derselben auch an ihre Hand passen würde. Leider aber fand sich weder in der Brahmanen- noch in der Kriegercaste (d. h. weder in den priesterlichen noch in den Adelsfamilien) ein Mädchen, das einen so niedlich gebauten Arm vorzuzeigen vermochte, daß jenes Geschmeide nicht zu groß befunden worden wäre.

Bhisma, welcher die Betrübniß seines Vaters lebhaft mitfühlte, erbot sich, mit dem Armband seiner Mutter alle sieben Erdtheile zu durchwandern, in der Hoffnung, endlich noch ein weibliches Wesen zu finden, welchem dies Kleinod passen würde. Als er nach einer vergeblichen Reise in den Palast seines Vaters heimgekehrt war, suchte er ihn zu überreden, sich nicht länger durch Rücksichten gegen seine Caste zu binden, und auch unter den Frauen der Wyasa's und Sudra's (der Kaufleute und Landleute) sich umzusehen. Endlich fand sich der gesuchte Gegenstand in einem einsamen Fischerdorfe, ein Mädchen von eilf Jahren, dieser paßte das Armband, denn sie war eine — wiedergeborne Ganga. Ihr Name: Satyawati.

Die Jungfrau war von ihrem Adoptivvater,

um den Gegner zu erreichen, dem er melden ließ, daß er durch seine Feigheit den Ruhm seines Vaters Vasudewa verdunkle, so wie den eigenen, den er sich bei andern Gelegenheiten zu erwerben wußte.

In einem der vielen Kriege, welchen der Gebieter des Luftkreises, Indra, gegen die Dämonen führte, hatte er den Beistand Gandha's, des Rajah's von Mandhota, welcher im Rufe der Unüberwindlichkeit stand, angesprochen. Gandha bewährte auch dem Indra das in ihn gesetzte Vertrauen, und der Gott erbot sich, ihn mit allen irdischen Gütern zu belohnen, die himmlische Seligkeit (moksha) jedoch könne er ohne die Einwilligung Bhagavats (d. i. Wischnu) nicht verleihen; vorläufig aber beschenkte er den wegen übergroßer Anstrengungen im letzten Kampfe nach Ruhe sich sehnenden Helden mit der Gabe, daß sein Blick Jeden, welcher ihn aus dem Schlafe stören würde, zu Asche verbrennen soll.

Gandha suchte sich nun zu seiner Schlummerstätte eine mitten in Waldesdunkel verborgene Höhle aus, woselbst er auch eine längere Zeit hindurch schlief, bis einmal Krischna, verfolgt von Kalyavana sich dahin begab, sein Kleid ablegte, und um den Verfolger zu täuschen, es dem Schläfer umwarf, sich selbst aber im nächsten Dickicht verbarg, um ein heimlicher Zeuge der Bestrafung Kalyavana's zu sein, wenn dieser durch das ihm bekannte Kleid getäuscht, den schlummernden Gandha aus der Ruhe aufstören würde. Der Erfolg entsprach der Erwartung, und Kalyavana wurde von dem Feuer verzehrt, das aus dem Auge des geweckten Schläfers hervorbrach. Jetzt zeigte sich Krischna dem Gandha in dem vollen Glanze seiner Göttlichkeit. Gandha erkannte sogleich das höchste Wesen in ihm und redete ihn an: Wohl bist du Sonne und Mond zugleich, o Bhagavat (Seliger!), wie aber nennt man dich unter den Erden-

hindern? Der Gott antwortete: „Ich habe der Namen so viele als Manifestationen meines Wesens; leichter wäre es, den Sand am Meere zu zählen als die Summe meiner Eigenschaften. Aber unter der menschlichen Gestalt, die ich gegenwärtig im Fleische wandelnd angenommen, um die Bosheit auf Erden zu bestrafen, bin ich ein Sohn Wasudewa's; und deiner hatte ich mich jetzt bedient gehabt, um den Götterverächter Kalyavana zu vernichten. Wohl weiß ich, Gandha, daß du in einer frühern Existenz meine Verehrung unter den Menschen gefördert, bitte dir also jetzt eine Belohnung aus, was ist der heftigste deiner Wünsche?"

Bei diesen Worten gedachte Gandha einer Prophezeihung, daß er einst mit dem Anblick Bhagavats beglückt werden sollte. Darum rief er jetzt im Uebermaße seiner Freude aus: „O Herr der Welt! wie vermöchte der Sohn des Staubes dich würdig zu loben, geblendet durch die Leidenschaften ist er unfähig, dich in deiner wahren Gestalt zu schauen. Allein deine Nähe bewirkt, daß mein Geist erleuchtet wird, ich erkenne dich, o göttlicher Bhagavat!" Darauf entgegnete Krischna: „Die ewige Seligkeit werde dir zum Lohne!" und begab sich wieder hinweg, um den Ueberrest vom Heere Kalyavana's zu vernichten.

Bald traf er wieder auf seinen Bruder Bala-Rama, und Beide verfügten sich in das Gebirge Naghana, wo Jarasindha sie gewahrend, die Gegend umher in Brand setzen ließ, um seinen Gegnern, wie er meinte, die Flucht abzuschneiden. Aber Krischna stieg auf die Höhe des Berges, erfaßte den Jarasindha und warf ihn selbst in die Lohe. Hierauf begab er sich mit seinem Bruder nach Dewarka.

Der Ruf von Krischna's Heldenthaten, wie von seiner Wohlgestalt, verbreitete sich allmählig bis in

die entferntesten Reiche der Erde; so hatte auch Ruschmani, die Beherrscherin der Stadt Raina-pura, von dem Heldenjüngling vernommen, und war in Liebe zu ihm entbrannt, dessen Bild sich ihre Seele in den schönsten Zügen ausmalte. Sie schwur am Altar der Bhavani, ihr Herz solle nie einem Andern als Krischna gehören. Ihr Vater, der Rajah Bakuma, hatte außer dieser Tochter noch fünf Söhne, denen er den Wunsch nach einer Verbindung mit Krischna ausdrückte, mit welchem in Verwandtschaft zu treten er für die höchste Auszeichnung auf Erden erklärte. Anders dachte aber sein Erstgeborner Rokama, ein hochmüthiger Prinz, welcher für seine Schwester einen noch vornehmern Gatten beanspruchte. „Wie?“ fragte er seinen Vater, „dieser Sohn Vasudewa's, der jüngste Sohn des Jüngsten unter dem Stamme der Yadhus, ein Mensch ohne Glücksgüter, erzogen unter Landleuten, deren pöbelhafte Sitte unbezweifelt auch er sich angeeignet haben wird, sollte die Hand meiner Schwester erhalten, um welche die mächtigsten Fürsten werben? Nimmermehr werde ich eine solche Verbindung gut heißen!“ Hierauf brachte er seinen Freund Suspala, den Sohn des Rajah von Candhari, in Vorschlag, und wußte dem Alten so zuzureden, daß er ihn ermächtigte, jenem Prinzen kund zu thun, er dürfe sich als den künftigen Gemahl seiner Tochter betrachten.

Ruschmani wählte, als sie den veränderten Beschluß ihres Vaters vernommen hatte, das letzte aber entscheidende Mittel, sich von dem ihr aufgedrungenen Gatten zu befreien. Sie schilderte in einem Schreiben an Krischna, das ein ihres Vertrauens würdiger Brahman nach Dewarka bringen sollte, ihre Gefühle für ihn und die Gefahr, mit welcher sie die nächste Zukunft bedrohte. Da entschloß sich Krischna, der von dem Rufe ihrer un-

gewöhnlichen Schönheit ebenfalls vernommen hatte, mit einem Kriegsheere nach der Residenz seiner Geliebten zu ziehen, und mit Gewalt um sie zu werben, wenn ihr Vater auf seiner letzten Entschließung beharren sollte. Er langte in dem Augenblicke an, als die Vermählungsfeierlichkeiten ihren Anfang nahmen, zu welcher viele befreundete Rajahs aus allen Weltreichen geladen waren. Aber der Ruf der frühern Siege Krischna's war auch hieher ihm vorangegangen, und vermochte, daß der Vater der Braut, welcher nur durch die Einflüsterungen seines Sohnes von dem bessern Vorsatze abgekommen war, sich zur Erfüllung der Wünsche seiner Tochter sogleich bereit zeigte. Aber es bedurfte seiner Einwilligung nicht mehr, denn Krischna erfaßte vor allen versammelten Hochzeitgästen die Hand der Braut, und setzte sie auf seinen Wagen, der sie vor den Augen der erstaunten Menge davon führte. Jarasindha, welcher unter den geladenen Rajahs sich befand, erholte sich der Erste von dem Staunen, das Alle bei dieser kühnen That ergriffen hatte; und nach gewohnter Weise ergoß er sich in Schmähungen auf Krischna, in welche der getäuschte Bräutigam einstimmte.

Alle Rajahs beschlossen nun, die dem Brautvater und dem Bräutigam widerfahrne Unbilde wie die ihrige zu betrachten, und ein mächtiges Heer zur Bestrafung des Entführers der Prinzessin in Eile zusammenzuziehen. Krischna und Bala-Rama erblickten mit Lächeln die Streitkräfte, welche die Fürsten gegen sie entwickelten, und kaum war die feindliche Armee in Schlachtordnung gestellt, als eine einzige Bewegung Bala-Rama's die ganze Reiterei und alle Elephanten in den Staub warf; die Krieger ihr Heil in der Flucht suchten, und den nachsetzenden Yadhus eine reichliche Beute überließen. Rukama schwur vor allen anwesenden Für-

ßen in seinem Grimme, er wolle fernar nicht für einen Mann gelten, wenn er nicht an Krischna vollständige Rache nähme. Eiligst raffte er mehrere Legionen zusammen, die er dem Sohne Vasudewa's entgegen führte. Schon von Weitem rief er: „Feiglinge steht still, und haltet mich nicht für einen andern Suspala, Rokama ist es, dessen Arm ihr jetzt erproben sollt, an seiner Tapferkeit hat noch Niemand zu zweifeln gewagt!"

Jedoch schon der nächste Augenblick sollte bezeugen, wie schlecht begründet dieser Hochmuth war. Die Rosse am Streitwagen des Prinzen streckte einer von Krischna's Pfeilen nieder, ein anderer den Wagenlenker, bis endlich das ganze Heer in Unordnung gerieth. Wuthentbrannt stürzte Rokama auf den Sieger ein, und diese Tollkühnheit würde ihm sogleich das Leben gekostet haben, wenn nicht die von ihm gehaßte Schwester ihren Geliebten um Schonung des Strafbaren angefleht hätte. Aber ganz ungeahndet sollte der Frevel doch nicht bleiben, Krischna versetzte mit einem einzigen Blick seines Auges den Prinzen in einen solchen Zustand, daß ihm Kopf- und Barthaare ausfielen, und er der Spott seiner eigenen Frauen wurde. Bala-Rama konnte sich des Lachens über die nun klägliche Figur Rokama's nicht erwehren, und er rief ihm zu: „Besser wäre für dich gewesen mit Wunden bedeckt in der Schlacht zu fallen, anstatt das Leben um diesen Preis gerettet zu sehen." Krischna aber wurde vom Vater seiner Geliebten und der ganzen Bevölkerung der Residenz mit Jubel in ihren Mauern empfangen, die sich anschickte, das Beilager des Siegers mit Ruschmani auf die glänzendste Weise zu feiern. Daß aber Ruschmani eine Awatar der Lackschmi (Wischnu's Gattin) war, wird der geneigte Leser wohl schon errathen haben.

Das bräutliche Glück hatte Krischna's Geist in-

deß nicht so sehr berauscht, daß er die Interessen der Pandawa's hätte darüber aus dem Auge verlieren sollen. Er beschloß, Durjodhana in seiner Residenz Hastinapura selbst aufzusuchen, und zuvor noch auf dem Wege gütlicher Vorstellungen ihn dahin zu vermögen, daß er seinen Vettern einige Zugeständnisse mache, und sich mit dem übrigen Theile der ihnen ohnehin unrechtmäßig entzogenen Güter begnüge. Jeder derselben sollte nur ein kleines Dorf zu seinem Besitzthum erhalten! So bescheiden diese Ansprüche auch waren, fanden sie bei dem Tyrannen dennoch kein Gehör. Dieser vermaß sich sogar, dem Krischna seine Erziehung unter Hirten vorzurücken, die ihn als unberufen erscheinen lasse, um sich in die Streitigkeiten von Fürstenkindern zu mischen. Er untersagte ihm noch ferner ein Wort zu Gunsten der Pandawa's vorzubringen, da er dem Ziele doch nicht näher kommen würde. Krischna entfernte sich hierauf mit der Drohung, diese Sprache in Bälde zu ahnden; begab sich zu den Pandu's und versprach ihnen bei seiner Rückkehr nach Dewarka ein Heer zusammenzubringen, mit welchem er ihren Unterdrücker bessern Sinnes zu machen hoffe.

Krischna's Drohung hatte auf Durjodhana doch einigen Eindruck gemacht, denn er berief alle Kuru's, um sich mit ihnen zu berathen, wie man, ohne dem eigenen Vortheil zu sehr zu vergeben, die Pandu's befriedigen könne. Er verfiel endlich auf eine List, durch welche er scheinbar den Krischna befriedigen, und doch ein Mittel zur Vernichtung seiner Feinde in Händen behalten würde, ohne sich dabei selbst einer Gefahr auszusetzen. Er rief also nach gefaßtem Plan die Pandu's an seinen Hof, versicherte sie seiner versöhnten Gesinnungen, und setzte sie als Zeichen der Wahrheit seiner Versicherungen in den Besitz einer von seiner Residenz nicht sehr entfernten Festung. Die Pandu's hatten kein Arg und

nahmen dies Anerbieten dankbar an, zeigten auch dem Krischna diese günstige Wendung ihrer Verhältnisse schriftlich an, und dankten ihm zugleich als dem Urheber ihres nun günstigern Geschickes.

Einige Wochen waren seit jenem Briefe verstrichen, als sich zu Dewarka das Gerücht verbreitete, das Castell, das den Pandu's eingeräumt worden, sei von Durjodhana in Asche gelegt, und alle Bewohner des Orts, die Pandu's und ihre Mutter Kunti hätten in den Flammen ihren Tod gefunden. Krischna tröstete die Seinen, indem er sie versicherte, die Pandu's und ihre Mutter seien der Feuersbrunst entgangen.

Durjothana, der dem Gerüchte vollen Glauben schenkte, jubelte bereits, daß er sich der ihm beschwerlichen Vettern so leicht entledigt habe. Aber die Vorsehung hatte es anders gewendet. Bhima, der stärkste unter den Pandu's, fand es, gleich beim Einzug der Brüder in den neuen Wohnsitz, sehr auffallend, daß unter den Zimmern, die ihm und den Brüdern angewiesen wurden, so viel brennbares Material aufgehäuft sei. Sogleich eine Falle vermuthend, arbeitete er, ohne seinen Verdacht gegen Jemand zu äußern, daran, diese unschädlich zu machen. Er bahnte einen unterirdischen Weg, der aus dem Schlosse in den benachbarten Wald führte, ohne daß ein Anderer um diesen heimlichen Gang wußte. Sein Werk war eben beendet, als fünf Brahmanen und eine Frauensperson die Gastfreundschaft der Pandu's ansprachen. Judhisthira räumte sogar, um die Gäste noch mehr zufrieden zu stellen, seine und der Brüder Gemächer, sie den Fremden überlassend; sogar die eigene Kleidung trat man an sie ab. Als nun das Feuer ausbrach, nahm Bhima seine Mutter und Brüder aus ihren Betten, lud sie auf seine Schultern und schaffte sie den heimlichen Gang ins Freie. So kam es,

daß die in den Zimmern der Pandu's aufgefundenen Leichen der fünf Brahmanen und jener Frau von den Creaturen des Tyrannen für die Pandu's und ihre Mutter gehalten wurden.

Kurze Zeit nach dieser Katastrophe begab sich Krischna nach Hastinapura in der Absicht, dem Durjodhana über sein hinterlistiges Verfahren seine Meinung zu sagen. Anstatt aber in den Palast des Tyrannen sich zu verfügen, nahm er seine Wohnung bei Vidra, dem jüngsten Sohn Tschitravirya's, des Oheims des Durjodhana und der Pandu's. Die Anhänglichkeit an diese hatte den Prinzen dem Durjodhana verhaßt gemacht, was zur Folge hatte, daß ihm nach und nach alle seine Besitzungen entzogen wurden. Ungeachtet seiner Mittellosigkeit hatte er den Krischna doch mit aller Auszeichnung empfangen, und als er im Laufe des Gesprächs den vermeintlichen Tod der Pandu's beweinte, suchte ihm Krischna diesen Irrthum zu benehmen, und erzählte ihm, auf welche Weise Bhima seine Brüder gerettet hatte. Sobald, setzte Krischna hinzu, ihre Zeit gekommen sein wird, werden sie aus ihrer jetzigen Verborgenheit plötzlich hervortauchen, aber sie werden in Hastinapura nicht anders als an der Spitze eines Heeres eintreffen, um ihr väterliches Erbe von dem Räuber zurückzufordern.

Das Gespräch wurde durch einen Boten Durjothana's unterbrochen, welcher von der Abkunft Krischna's Kunde erhalten hatte, und die Maske der Freundschaft vornehmend, den ihm gefährlich scheinenden Mann in seinen Palast entbieten ließ, welche Einladung Krischna sogleich annahm. Der Fürst machte dem Eintretenden Vorwürfe, daß er es vorgezogen, anstatt an einem Orte, welcher seinem Range entspräche, bei einem Manne sich zu Gaste zu bitten, „welcher", setzte er hinzu, „nur der Sohn eines Sclaven meines Großvaters ist."

Ohne dem Rajah über diese seinem eigenen Oheim zugefügte Beleidigung Vorwürfe zu machen, begnügte sich Krischna damit, ihm vorzustellen, daß die Heuchelei in Palästen ihm weniger Zutrauen einflöße, als die offene Herzlichkeit des Armen. Diese Aeußerung ließ den Durjodhana errathen, daß Krischna seine Gesinnungen durchschaut habe, er verhehlte also seine innere Stimmung nicht weiter, und Krischna entfernte sich sogleich, entschlossen, eine solche Bosheit nach Gebühr zu züchtigen.

In der Nähe dieser Residenz lagen die Besitzungen eines Rajah, Namens Satiarata, welcher durch seine fortgesetzten Andachtsübungen zu Ehren der Sonne von dieser Gottheit mit einem Edelstein von seltener Schönheit beschenkt wurde, dessen größere Vorzüge darin bestanden, daß er auch als Talisman Dienste leistete, und seinem Besitzer alle erdenkliche Wünsche erfüllte. Ein Kleinod von so hohem Werthe konnte nicht lange geheim bleiben. Auch Krischna wandelte die Lust an, es in Augenschein zu nehmen. Der Besitzer jenes Talismans verfügte sich auf dessen Wunsch mit seinem Schatze nach Dewarka, um ihn dem Krischna vorzuzeigen. Dieser war von der Pracht des Steins und seinen seltenen Eigenschaften so sehr geblendet, daß er ihn selbst zu besitzen wünschte; aber Satiarata that nicht, als ob er den Wunsch vernommen hätte, und nahm das Kleinod wieder mit nach Hause. Auf der Rückkehr erinnerte er sich, daß er noch einen andern Weg zu machen habe, er übergab daher den Talisman seinem Bruder Parasena in Verwahrung. Dieser wußte keinen sicherern Aufbewahrungsort als die Falten seines Turbans.

Die erwartete Rückkehr Satiarata's zog aber sich immer länger hinaus. Parasena, welcher auf die Jagd gehen wollte, mochte ihn nicht länger er-[illegible], und reiste ab, ohne an den Edelstein in

einem Turban zu denken. Aber genau an dem Morgen seiner Abreise war Satiarata zurückgekehrt. Als er vernahm, sein Bruder sei abwesend, befiel ihn eine große Besorgniß über das Schicksal seines Kleinods; seine Unruhe steigerte sich bei einbrechender Nacht noch mehr, denn Parasena kam nicht zurück, und Keiner von der Dienerschaft konnte über ihn Auskunft geben. Plötzlich entsann er sich, daß Krischna den Stein zu besitzen ein Verlangen getragen, wie leicht konnte er nicht der Mörder seines Bruders sein? Dieser Verdacht war unvorsichtiger Weise in einem unbewachten Augenblick seinen Lippen entschlüpft und ging nun von Mund zu Mund, so daß man bald auch in Dewarka sich es erzählte. Krischna, welcher einen so schimpflichen Verdacht nicht zu ertragen vermochte, lud den Rajah nach Dewarka ein, und betheuerte nicht nur seine Unschuld, sondern versprach ihm noch zur Ermittelung des Kleinods ihm behülflich zu sein. Zuerst durchsuchte man die Wälder, in welchen Parasena zu jagen pflegte, da fand man ihn neben seinem Pferd erschlagen; und nichts ward von seinen Kleidungsstücken vermißt als eben der Turban, was also Niemanden länger über die eigentliche Ursache des Todschlags in Zweifel lassen konnte. Eine menschliche Spur ließ sich aber dennoch nicht auffinden; wohl erkannte man aber die Fußspuren eines Bären. Sie folgten derselben, und sahen sich bald vor dem Eingang seiner Höhle, aber der Turban fand auch hier sich nicht. Satiarata wagte sich nicht auf das Thier loszugehen, aber Krischna wollte das Abenteuer bestehen, trennte sich daher von seinem Begleiter und dem Gefolge, dem er nach Dewarka zurückzukehren gebot, wo sie ihn nach zwölf Tagen erwarten sollten. Beherzt trat er nun in das Innere der Höhle, wo er eine Frauengestalt von unübertrefflicher Schönheit vorfand, die Sa-

erbot, ihm den weitern Weg zu zeigen, und ihn belehrte, daß er sich hier in der Residenz des Bärenkönigs Jamavent befinde.[1] Sie stellte den Fremden ihrem Vater vor, der eben aus seinem Schlummer erwachte.

Krischna zweifelte keinen Augenblick, daß Jamavent im Besitze des verlustig gegangenen Wundersteins sei. Er trug auch kein Bedenken, auf die an ihn gerichtete Frage über den Zweck seines Besuches die reine Wahrheit zu sagen, und erbat sich von seinem Wirth die nöthigen Winke, wie er den Talisman wieder finden könne.

„Was soll ich es läugnen?“ beschied ihn der Bär, „ich selbst besitze, was du suchst. Es ist der Siegespreis in dem Kampfe mit einem Tiger, und ich werde nicht so leicht ihn wieder herausgeben, nur ein Stärkerer soll mir ihn entreißen.“ Sogleich stellte sich Krischna zum Angriff. Drei Tage hatten beide unabläßig ihre Kraft erprobt, ohne daß einer vor dem andern den geringsten Vortheil errungen hätte. Endlich begann Jamavent zu merken, daß er den Kampf mit keinem Geringern als Krischna selber eingegangen wäre. Er bat nun um Verzeihung für seine Vermessenheit, und Krischna entgegnete darauf mit freundlicher Miene, ihm sei es nur um Wiedererlangung des Talismans zu thun, er solle daher, sobald diesem Verlangen genügt werde, nichts zu befürchten haben. Jamavent ging aber in seiner Gefälligkeit noch bedeutend weiter, denn er bot Krischna seine Tochter zur Ehe an, welches Anerbieten dieser nur allzugern einging. Einige Tage nachher ward die Vermählungsfeier mit all dem üblichen Pompe begangen, wie es in den Staaten Jamavents Sitte ist.

Unter solchen Vergnügungen waren die zwölf Tage verstrichen, binnen welcher Frist Krischna von seiner

[1] dieser war eine Incarnation Brahma's.

Dienerschaft zurückerwartet wurde. Sein fortgesetztes Ausbleiben ließ jetzt auf seinen Tod schließen; und der Unwille seiner zahlreichen Verehrer richtete sich nun gegen Sattarata, als den scheinbaren Urheber des befürchteten Unglücks. Ganz Dewarka war in Bewegung, und Ruschmani traf bereits Anstalten zur Errichtung eines Scheiterhaufens, um ihrem Geliebten in die Ewigkeit zu folgen. Nur Dewaky zweifelte noch nicht, daß ihr Sohn am Leben sei, sie warnte also ihre Schwiegertochter vor einer übereilten That. Allenthalben standen jetzt die Tempel Bhavani's offen, und reichliche Opferspenden wurden dieser Göttin gebracht, daß sie das befürchtete Ereigniß verhindern solle. Kaum hatte Dewaki diesem Gebet mit inbrünstiger Seele sich hingegeben, als auch schon die Nachricht von der Ankunft ihres Sohnes zu ihren Ohren drang. Aber nicht allein war er gekommen, sondern eine Neuvermählte mit ihm.

Krischna's erste Sorge war, den Talisman seinem rechtmäßigen Besitzer Sattarata zuzustellen, wobei er ihm aber den beleidigenden Verdacht wieder in Erinnerung brachte, den Jener gegen ihn gefaßt hatte. Der Rajah beschämt durch diese gegründeten Vorwürfe, zugleich auch die gereizte Stimmung der vielen Anhänger Krischna's fürchtend, die eine ihm zugefügte Kränkung wie ihre eigene ansahen, kam er auf den Gedanken, sich Krischna's für immer zu sichern, indem er ihm seine Tochter Suttama zur Ehe anbot.

Die Hochzeitfeierlichkeiten waren kaum beendet, als sich zu Dewarka das Gerücht verbreitete, Drupata, der Rajah von Pantschala habe seine Tochter Draupati demjenigen zur Gattin bestimmt, der mit seinem Pfeile das anscheinend unerreichbare Ziel treffen werde. Krischna beredete seinen Bruder Bala-Rama mit ihm den Hof des Rajah zu be-

suchen, wo zu dem seltenen Schauspiele sich alle Fürsten der Erde versammeln würden, und bei dem Zusammenströmen einer so großen Volksmenge dürfte am ehesten von dem seit lange ungewissen Schicksale der Pandu's Kunde zu erhalten sein.

Die Pandu's und ihre Mutter hatten auch alle Ursache gehabt, ihren Zufluchtsort, an dem sie bereits zwei Jahre verweilten, vor ihrem Verfolger Durjodhana geheim zu halten. Ihr Asyl befand sich in einem Walde, der zu den Besitzungen des Drupata gehörte. Fünf Monate mochten sie daselbst zugebracht haben, als Bhima, der immer noch das Amt der Fürsorge für seine Familie verwaltete, aus der Hauptstadt, wo er sich immer mit Lebensmitteln versah, mit der Nachricht von den Vermählungsfestlichkeiten der Tochter des Landesfürsten zurückkehrte. Die Beschreibung von der Pracht des Festes, die Schilderung von den Reizen der hohen Braut, die Schwierigkeit der Aufgabe, die der Rajah den Preis zu verdienen, den Bewerbern gestellt hatte, alle diese Einzelnheiten entflammten die Einbildungskraft Arjuna's, der kaum noch aus den Knabenjahren herausgetreten war, daß er gegen seine Brüder das Verlangen äußerte, sich den Jünglingen anzureihen, welche die Hand der Königstochter sich verdienen wollten. Umsonst waren die Warnungen seiner besorgten Mutter, denn für den Preis, der hier zu verdienen war, galt ihm kein Wagniß zu hoch.

Die unermeßliche Ebene, welche zum Tummelplatz für die Theilnehmer an dem Wettschießen dienen sollte, konnte dennoch kaum die Menge der Bewerber wie der Schaulustigen fassen. Und dennoch hatte das Glück auch nicht Einem sich hold gezeigt. Da beschloß der Fürst auch Jünglingen aus andern Ständen den Zutritt zur Mitbewerbung zu [illegible], weil sonst Draupati nimmermehr einen

Gatten bekommen haben würde, indem ja ihr Vater gelobt hatte, nur der beste Pfeilschütze solle sie besitzen. Diesen Aufruf benützte der vierzehnjährige Arjun, der jetzt in dem unscheinbaren Gewand eines Fakirs aus den Gruppen der Zuschauer hervortrat. Krischna und Bala-Rama hatten den kühnen Jüngling sogleich erkannt, und kaum hatte er seinem Bruder versichert, daß nur ihr Vetter den Preis gewinnen werde, als auch schon der Pfeil Arjun's das schwierige Ziel erreicht hatte.

Der Rajah war in sichtbarer Verlegenheit, wie er einem Sieger von unbekannter niederer Herkunft Wort halten sollte, da er sich lieber einen Königssohn zum Schwiegersohn gewählt hätte. Um aber sein Fürstenwort nicht zu brechen, führte er die Tochter dem Sieger zu, jedoch nicht ohne den Wunsch auszusprechen, daß er die Braut in der Stille heimführe und auf eine prunkvolle Vermählungsfeier, wie sie nur Männern von hoher Geburt zieme, Verzicht leisten möge. Der Bruder der Prinzessin fühlte sich durch diese Laune des Geschickes noch tiefer verletzt. Er fürchtete schon im Voraus die spottenden Bemerkungen seiner Standesgenossen über die unpassende Verschwägerung, und nahm sich daher vor, den verhaßten Schwager meuchlings aus der Welt zu schaffen. Er änderte aber seinen blutigen Entschluß, als er zufällig erfuhr, daß Arjuna aus dem erlauchten Stamm der Pandu's sei. Auch der Rajah selbst nahm jetzt eine freundlichere Miene gegen seinen von dem Schicksal ihm ausgesuchten Schwiegersohn an; er suchte ihn durch eine Reihe von Auszeichnungen für die bisherige verletzende Kälte in seinem Betragen zu versöhnen. Aber nicht wenig beunruhigte ihn der Gedanke, daß seine Tochter einer Weissagung zufolge an fünf Männer zugleich vermählt sein würde. Als er eben in diese Betrachtungen versunken war, trat der weise Vaya

in den Palast, und beschwichtigte den Rajah, indem er ihm die Ursache einer so seltsamen Ehe auseinander setzte. „Deine Tochter, o Fürst," redete er ihn an, „war in ihrem frühern Leben die Tochter eines frommen Büßers gewesen, und hatte Schiwa fünfmal um einen Gatten gebeten. Der Gott erschien ihr endlich und versprach ihr fünf Männer, sie glaubte nur um Einen gebeten zu haben, aber Schiwa antwortete: Fünfmal hast du zu mir gesagt: einen Gatten schenke mir, darum wirst du in einem andern Körper fünf Gatten erlangen." [1]

Der Rajah, welcher die Beschlüsse des Schicksals nicht zu ändern vermochte, beruhigte sich mit dem Gedanken, daß jene fünf Männer lauter Geschwister, und zwar die Pandu's selbst sein sollten, was mindestens nicht einer Mesalliance ähnlich sah. Der Rajah wollte jetzt nur noch wissen, ob Arjuna allein der eigentliche Gatte seiner Tochter, die Brüder aber nur dem Scheine nach es sein würden? Da belehrte ihn der göttliche Weise, daß Draupati jedem der fünf Brüder zweiundsiebenzig Tage im Jahre abwechselnd vermählt sein werde. [2]

Während Krischna am Hofe des Drupata sich des Glückes seines Schützlings erfreute, so wie

[1] Zufolge einer andern Relation soll Draupati mit dieser Fünfmännerschaft bestraft worden sein, weil sie einer Kuh gespottet, die sie in Gesellschaft von fünf Stieren erblickt hatte. In Berücksichtigung ihrer der Bhavani so häufig dargebrachten Opfer und Gebete wurde jedoch ihre Strafe von der Göttin selbst gemildert. Sie stellte ihr eine Bitte frei, und Drupati erbat sich den gerechtesten, den tapfersten, den geübtesten Schützen, einen mit der Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft begabten, und den schönsten der Männer. Da aber alle diese Eigenschaften nicht in Einer Person vereint angetroffen werden, hingegen jeder der fünf Pandu im Besitze einer derselben ist, so mußte Draupati allen Brüdern zugleich Gattenrechte zugestehen.

[2] Die Polyandrie ist in Indien und Tibet noch jetzt eine gewöhnliche Erscheinung, stets ist aber der älteste der Brüder der erste Gatte der Frau. Im Mythus fällt dies noch weniger auf, denn [illegible] sind nur verschiedene Personificationen Einer Gottheit.

überhaupt des günstigen Schicksalswechsels der Pandubrüder, hatten zwei Bösewichter unter den Einwohnern Dewarka's seine Abwesenheit von dort dazu benützt, dem Satiarata seines Lebens und auch seines Kleinods zu berauben, das schon zu so vielen Zwistigkeiten Anlaß gegeben. Aber den Verbrechern folgte der Verdacht auf dem Fuße. Suthama sandte Boten an Krischna, daß er die Mörder ihres Vaters der Rache weihe. Einer derselben hatte bereits durch die Flucht sich der verdienten Strafe entzogen. Daß Krischna nicht zur Fahndung desselben Anstalt traf — denn der eingefangene Mitschuldige hatte aller Geißelungen ungeachtet nicht den Diebstahl bekennen wollen — erfüllte selbst den Bala-Rama mit Verdacht gegen seinen Bruder; als sei ihm selber daran gelegen, daß der jetzige Besitzer des verhängnißvollen Karfunkels nicht entdeckt werde. Bala-Rama verließ daher Dewarka und begab sich nach Hastinapura, wo er mit dem Feinde Krischna's Durjodhana in ein Freundschaftsverhältniß trat.

Unmittelbar nach Bala-Rama's Abreise von Dewarka hatte auch Akrur, Krischna's Oheim und Befreundeter, diesen Ort verlassen, und Benares zu seinem künftigen Wohnsitz gewählt, wo er plötzlich eine im Verhältnisse zu seiner frühern bescheidenen Lebensweise im auffallendsten Widerspruch stehende ungemeine Freigebigkeit und einen so großartigen Aufwand zeigte, daß Krischna, als er davon Nachricht erhielt, nicht länger in Ungewißheit bleiben konnte, wer der Mörder seines Schwiegervaters sei. Er ließ also an seinen Oheim eine Einladung ergehen, ihn in Dewarka zu besuchen. Akrur vertraute nun seinem Neffen, daß er den Karfunkel von einem der beiden Mörder Satiarata's, welcher nach der Geißelung seines Mitschuldigen sein Heil in der Flucht suchte, gekauft habe. Krischna

erzählte nun seinen Freunden, um die Lust nach dem Besitze jenes Talismans in ihnen zu unterdrücken, die vollständige Geschichte desselben, wie er allen seinen Besitzern bisher nur Unglück und Verfolgung zugezogen, und schloß damit, daß selbst sein Bruder Bala-Rama, mit welchem er stets im besten Einverständniß gelebt, durch ungerechten Verdacht jenes Kleinods halber sich von ihm getrennt habe; es sei daher wohl gethan, daß, obschon seine Gemahlin Suthama als Tochter des rechtmäßigen Besitzers des Kleinods allein Ansprüche an dasselbe hat, dennoch Akrur in dessen Besitz verbleibe, weil er, Krischna, einen so gefährlichen Schatz nicht in seiner Wohnung bergen möge; nur solle Akrur den möglichst besten Gebrauch von den Reichthümern, die dieser Talisman ihm verschaffe, zu machen beflissen sein.

Rukschmani hätte in ihrer zwölfjährigen Ehe mit Krischna sich eines uneingeschränkten Glückes rühmen können, wäre dieses nicht durch den unmittelbar nach der Geburt erfolgten Raub ihres Erstgebornen getrübt worden. Purdman, so hieß das Kind, war eine Incarnation des Liebesgottes Kama (amor). Schiwa, als er die Trostlosigkeit seiner Gemahlin Rati (Reiz) bemerkt hatte, in welche der Tod Kama's, den Schiwa's Feuerblick in Asche verwandelt hatte (weil Schiwa als Zerstörer der Materie der Sinnlichkeit abhold ist, wie sehr auch der Lingamcult damit im Widerspruch steht), sie versetzte; Schiwa also tröstete sie mit der Zusage, daß ihr Gatte in der Familie Krischna's wiedergeboren werden solle. Die treue Wittwe hatte beschlossen, den Rest ihres Lebens in Waldes Einsamkeit unter schweren Bußungen hinzubringen. Schon hatte sie ihre Andachtsübungen begonnen, als ein Rakschasa (Dämon), Namens Sambara, von ihren Reizen gefangen, sie beredete, ihm nach seinem Aufenthaltsort zu folgen.

Ihrem Widerstand gegen seine Wünsche setzte er entgegen; daß er ihr mit seiner Liebe nicht beschwerlich fallen, ihrem Herzen keinen Zwang auflegen wolle, und er vor jetzt kein anderes Verlangen hege, als sich ihrer Gegenwart zu erfreuen; sie möge ihm nur das Versprechen geben, sein Gebiet nicht zu verlassen, wo sie sonst in keinem ihrer Wünsche beschränkt werden solle. Sambara wollte eigentlich nur Zeit gewinnen. Eingeweiht in die geheime Wissenschaft, wußte er vorher, daß einst Rama, der erste Gatte seiner Geliebten, in Krischna's Familie wiedergeboren werden würde,[1] so wie daß ihm von Jenem, bevor er sich mit der Rati wieder vereinigte, der Tod gedroht sei. Er zweifelte nicht, wenn die Hoffnung auf ein Wiedersehen des Geliebten ihr benommen sei, werde sie endlich ihm die Hand geben. Darum hatte er den Purdman seiner Mutter Ruschmani geraubt und durch die Luft davon getragen, ihn sodann in den Abgrund des Meeres geschleudert. Somit glaubte er sich auf immer von diesem beschwerlichen Rivalen befreit zu haben. Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen; denn wenige Tage waren seit dieser Unthat verflossen, als ein Fischer auf den Besitzungen des Sambara seinem Gebieter einen Fisch von ungewöhnlicher Größe überbrachte. Der Rakschasa beschloß seiner Angebeteten ein Festmahl zu geben, und schickte ihr diesen Fisch zum Geschenke. Beim Oeffnen des Thieres fand sich das geraubte Kind, welches der Fisch verschlungen hatte. Rati fand Wohlgefallen an dem Kleinen, und Mitleid mit seiner hülflosen Lage. Als sie aber in der Folge durch Nardman erfuhr, daß dieses Kind eine Wiedergeburt ihres Gatten sei, den deßhalb Sambara gleich nach seiner Geburt habe der Vernichtung übergeben wollen, war sie eben so entzückt, daß das

[1] Weil Rati die Gemahlin Wischnu's oder Krischna's ist.

Ungläubige werden hier leicht die Frage aufwerfen, wie es denkbar sei, daß Krischna als incarnirter Gott über die Schicksale seines Sohnes so lange in Ungewißheit bleiben mochte. Allein darauf läßt sich nur die eine Antwort geben: Sobald ein Gott in Gestalt eines Menschen auf Erden wandelt, muß er auch den Schein beobachten d. h. thun, als ob er auch den menschlichen Unvollkommenheiten unterworfen sei. Nur zuweilen leuchtet seine höhere Natur hervor, aber dieses Aufblitzen ereignet sich nur in dringenden Fällen, wo es gilt, einen mächtigen Gegner, dem mit materiellen Waffen nicht beizukommen ist, zu besiegen. weil seine Existenz die der übrigen Geschöpfe bedroht, und bei andern außerordentlichen Gelegenheiten, wo nur übernatürliche Mittel ausreichen können.

Man war aber eben mit den Anstalten zu einer solennen Feier der glücklichen Wiederkehr Purdmans als eines für den ganzen Stamm der Jadhu angenehmen Ereignisses beschäftigt, als ein Bote im Palaste Einlaß begehrte, welcher Krischna's Beistand gegen Jarasindha anzuflehen in Auftrag der von diesem Wütherich entthronten und in Gefangenschaft geführten 28,800 Könige abgesandt worden war. Als Krischna auf seinem Throne sich niedergelassen, redete ihn der Fremde wie folgt an: „Mächtigster aller Herrscher, der du über die Kronen aller Könige verfügst, sollte dir die neue Gewaltthat Jarasindha's unbekannt geblieben sein? Seine Habgier und seine Eroberungssucht kennt keine Grenzen. Die vielen Fürsten, die jetzt in seinen Ketten schmachten, und deren Ländereien der Tyrann an sich gerissen, sie rufen durch mich deinen mächtigen Schutz an, mit welchem du stets den Unterdrückten zu Hülfe kamst, bleibe auch uns nicht ferne. Wir wissen ja, daß du nur deßhalb in die

Welt gekommen, die Bosheit zu strafen und der Rächer des Unrechts zu sein! wir begeben uns also unter deinen Schutz. Möge unser Unglück das Andenken an unsere Sünden vertilgen!"

Krischna hatte kaum den Gesandten mit der Versicherung entlassen, daß die in ihn gesetzten Hoffnungen der Rajahs sich bald bewähren sollten, als er ein Schreiben Judhiftira's erhielt, das ihm von den letzten Schicksalen der Pandus Nachricht gab.

Man kann leicht denken, daß Durjodhana, als er von der Rettung seiner Feinde aus dem Brande Kunde erhalten hatte, wieder Besorgnisse schöpfte, die sich steigern mußten, als er auch erfuhr, seine verhaßten Vettern befänden sich in den Staaten Drupata's, und in welche glänzende Umstände die Theilnahme dieses Fürsten an ihrem Unglück sie versetzt hatte. Er glaubte jetzt um so mehr für sein Leben fürchten zu müssen, wenn die Pandus seiner Wuth sich entzogen; er schickte daher Gesandte an Drupata, ihn bedrohend mit einem Einfall in seine Länder, wenn er die Schützlinge seinem Hasse auszuliefern verweigern würde. Der Rajah ließ ihm bescheiden, daß die Pandus durch ihre Verheirathung mit seiner Tochter nun wie seine eigene Kinder betrachtet würden.

Diese Antwort galt in den Augen Durjodhana's für eine offene Kriegserklärung. Beide Monarchen rüsteten sich nun zu einer Schlacht, und es war begreiflich, daß Drupata jetzt keinen Grund mehr hatte, seinen Tribut an Durjodhana zu entrichten. Mit ihm zugleich fielen noch mehrere andere tributpflichtige Rajahs von dem Oberhaupt der Kurus ab, die nun ihre Streitkräfte mit jenen des Drupata vereinigen wollten, um den gemeinschaftlichen Feind mit Krieg zu überziehen.

Nachdem Durjodhana in mehreren Schlachten keinen entschiedenen Vortheil hatte gewinnen kön-

nen, erbot er sich zur Abschließung eines Friedensvertrags, in welchem er den Pandus eine bedeutende Apanage aussetzen wollte. Aber der Adel und das Volk waren für die Pandus so günstig gestimmt, daß die Anerbietungen des Kuru nicht mehr lockend waren, und Jedermann verlangte, daß ihre Besitzungen ihnen unverkürzt wieder herausgegeben werden sollten. Dem Kuru blieb in seiner jetzigen Lage kein anderer Ausweg als der allgemeinen Stimme nachzugeben.

Judhistira hatte seinem Schreiben noch eine Einladung zu einem solennen Opferfeste beigefügt, das er den Manen des Vaters der Pandus veranstaltete, denn Nardman, der Allwissende, hatte die Kunde gebracht, daß Pandu, obschon in das Paradies Indra's aufgenommen, doch nur eine sehr niedere Stufe daselbst einnehme, und sich nicht in den Reihen der Geister zeigen dürfe, welche den Thron Indra's unmittelbar umstehen; aus dem einen Grunde sei ihm dieser höchste Grad der himmlischen Seligkeit verweigert, weil seine Söhne noch nicht für seine Seele das erforderliche Opfer dargebracht hätten. Um dieses auszuführen bedürfe es aber der Gegenwart Krischna's oder eines andern Herrschers, welcher sämmtliche Könige der Erde besiegt habe; denn die Gegenwart aller dieser Fürsten werde bei dem Raisa-Jug, so heißt jene Opferhandlung, erfordert, gleichviel, ob sie aus freiem Antriebe oder gezwungen demselben anwohnen. Diese aber würden sich nicht so bereitwillig einfinden, wenn nicht die Rücksicht gegen den gemeinschaftlichen Oberherrn sie dazu vermöchte. Krischna wurde von Nardman noch schneller zur Gewährung des von Judhistira an ihn ergangenen Gesuches bestimmt, weil sich jetzt eine gute Gelegenheit bot, dem Jarasindha, in dessen Kerkern so viele Rajahs schmachteten, eine Kriegserklärung zuzuschicken,

wenn er sich weigern sollte, bei dem von Yudhistira ausgeschriebenen Opfer, gleichwie die andern Fürsten sich einzufinden. Daß er aber dies thun würde, ließ sich bei seinem Hochmuth und seinem Haß gegen das Oberhaupt der Pandus leicht voraussehen. Sein Widerstand wird ihm nichts fruchten, setzte Nardman hinzu, denn mir sagt ein Blick in die nächste Zukunft, daß der starke Bhima, unter deinem Beistand die Welt von diesem Tyrannen befreien wird.

Krischna hätte längst schon diese Handlung zum Heil des Menschengeschlechts verübt, wenn er nicht kraft seines Gottheitscharakters vorher gewußt, daß die Zeit, in welcher Jarasindha sterben sollte, noch nicht gekommen sei; ebenso, daß nur dem Bhima, und zwar in einem Momente, wo Krischna ihm gegenwärtig, es gelingen sollte, dem Tyrannen den Todesstreich zu geben. Darum hatte Krischna nicht nur selbst die Gelegenheit niemals benützt, den Jarasindha aus der Welt zu schaffen, sondern auch seinen Bruder Bala-Rama daran verhindert.

Großartig waren die Anstalten, welche Krischna traf, um mit dem seinem Range angemessenen Glanze am Hofe des Yudhistira zu erscheinen. Unzählige Elephanten und Kameele trugen das Gepäcke des Heeres, das ihn begleitete. Zahlreiche Gesandtschaften hatte er dem Zuge vorausgeschickt, um die von Jarasindha gefangen gehaltenen Rajahs von ihrer baldigen Befreiung in Kenntniß zu setzen. Mehrere Musikbanden gingen dem Heere voran, in welchem sich auch Brahmanen und fromme Büßer befanden, die bei keiner heiligen Handlung fehlen dürfen. Als Krischna am Ziele seiner Reise angelangt war, wollte er als der Jüngere dem greisen Yudhistira seine Ehrfurcht bezeugen, dieser aber verhinderte ihn daran, indem er sich vor dem incarnirten Gotte auf ein Knie niederließ.

und seine Füße mit Freudenthränen benetzte. Krischna hob ihn liebreich auf, und unterhielt sich sodann auch mit seinen vier andern Vettern. Hierauf rückten sie gemeinschaftlich gegen Dheli, die Residenz des Judhistira, vor.

Hier waren schon alle Vorbereitungen für die Feier getroffen, die Straßen der Stadt dufteten von Wohlgerüchen, die Kaufläden waren mit Pfeilern von Diamanten geschmückt, deren Glanz sie in der Ferne für Lichtsäulen halten ließ. Die Einwohner waren über den hohen Besuch, mit dem Krischna sie beehrte, dermaßen entzückt, daß ihr Jubel weit in die Luft hinaus erscholl. Als Krischna in den Palast der Pandus eintraf, wurde er zuerst von Kunti, der Mutter der drei ältern Brüder, empfangen. Hierauf führte sie der hohe Gast in Gemeinschaft mit Judhistira nach den ihm angewiesenen Gemächern. Die vier andern Pandus hatten den Auftrag erhalten, jeglicher in eine andere Weltgegend auszuziehen, um alle Fürsten der Erde zu dem Opferfeste einzuladen. Bhima ging nach Westen, Arjun nach dem Norden, Sahadewa nach Süden, und Nakula nach dem Osten.

Die Brüder kamen in der kürzesten Zeit nach glücklicher Erledigung ihrer Missionen nach Dheli zurück, und alle Fürsten mit ihnen, die sie auf freundlichem Wege oder durch Waffengewalt vermocht hatten, sich dem Zuge anzuschließen. Nur Jarasindha, der einzig Unbesiegbare, trotzte auch diesmal, wodurch Judhistira in Bestürzung gerieth, weil das Opfer kraftlos blieb, so nur Ein Fürst in der Versammlung gefehlt hätte.

Krischna beschloß hier, wo Gewalt nicht anwendbar, zur List Zuflucht zu nehmen. Er hüllte sich nebst Bhima und Arjuna in die Tracht von Bettelmönchen, um geschützt durch das Ansehen der Religion unmittelbar an den König zu gelangen,

und begab sich mit seinen beiden Begleitern in diesem ihrem Range so wenig entsprechenden Anzuge nach Hastinapura. Die Thore des Palastes wurden ihnen ohne Schwierigkeit geöffnet. Jarasindha erkannte sie, ungeachtet ihrer Verkleidung sogleich, stellte sich aber, als ob er sich täuschen ließe, und kam ihnen mit besonderer Herablassung entgegen. Im Laufe der Unterredung fragte er sie? „Was ist Euer Verlangen? redet frei, ich würde euch nichts abschlagen, und sollte es auch ein Königreich sein, weil ich wohl weiß, daß ihr keine wirklichen Mönche seid.“

Nachdem sich Krischna erkannt glaubte, schritt er rasch zum Ziele, und forderte den König ungestüm zum Zweikampf heraus, indem er jetzt seinen wahren Namen nannte. Jarasindha spottete dieser Herausforderung eines Mannes, dem er schon Proben seiner Unüberwindlichkeit gegeben zu haben glaubte. „Arjuna ist noch viel zu jung,“ meinte er, „um es mit seiner Kraft aufzunehmen, nur Bhima wäre der Auszeichnung vielleicht würdig, sich im Kampfe mit ihm zu messen, vorausgesetzt, daß er des Muthes dazu nicht ermangelte. Als dieser nun die Herausforderung annahm, befahl der König, daß man dem Fremden passendere Kleider und Waffen bringe. Die beiden Kämpfer verfügten sich nun ins Freie, wo bereits außer den Truppen des Rajah eine Menge schaulustigen Volkes sich eingefunden hatte, um von dem Ausgang des Zweikampfes Zeugen zu sein.

Nachdem die beiden Streiter sich in allen Waffengattungen versucht gehabt hatten, ohne daß die Kraft des Einen oder des Andern gebrochen worden wäre, schritten sie zum Faustkampfe. So hatten sie den ganzen Tag nicht nur fruchtlos mit einander gerungen, sondern volle siebenundzwanzig Tage, ohne daß ihre Kräfte abzunehmen schienen.

Da gestand der starke Bhima endlich seinem Bruder ein, daß man den Gegner nicht durch natürliche Mittel zu besiegen vermöge. Da gab ihm Krischna ein Kraut, welches neue Kraft in seine Glieder goß, und zur Folge hatte, daß er schon am nächsten Morgen Jarasindha zu Boden streckte, und seinen Vortheil schnell benutzte, um dem Gegner den Kopf zu spalten.

So war auch diesmal Krischna der Ueberwinder des Bösen geworden, obgleich vor den Menschen Bhima die Ehre des Sieges davon trug. Erstaunen verbreitete sich unter dem Volke und der Armee des Jarasindha, der bisher für unbesiegbar gegolten. Ohne Zeit zu verlieren, setzte Krischna dem Sohne Jarasindha's die Krone auf das Haupt, gebot ihm aber alle Rajah's, die sein Vater gefangen hielt, der Freiheit wieder zu geben. In ihrem Gefolge, an welches sich viele Brahmanen anschloßen, nahm Krischna den Weg nach Dheli zurück, um das Opferfest des Yudhistira zu feiern, das noch größere Pracht entfaltete als jenes, welches einst Indra, der Beherrscher des Firmaments, und das andere, welches der Meergott Varuna einst der Welt gegeben, ein Vorzug, den die Brahmanen dadurch zu erklären suchten, daß diesmal Krischna, das höchste Wesen, die Feier mit seiner Gegenwart verherrlichte.

Die Ceremonie ging folgendermaßen vor sich. Yudhistira erschien in einem prächtigen Gewande und mit dem königlichen Schmuck, überreichte den Priestern einen goldenen Reif, er selbst hielt in der einen Hand das heilige Kusagras. So trat er hin vor den Altar, brachte die Oblation und rief dabei den Namen Narayana (d. i. der alle Wesen durchdringende Lebensgeist, die Weltseele) an, während sein Blick auf Krischna hingleitete,[1] als wollte er

[1] Denn Narayana ist das Prädicat des Luftprinzips Wischnu, also Krischna selbst.

dadurch andeuten, er habe den glücklichen Erfolg seines Unternehmens lediglich der Gegenwart seines göttlichen Beschützers zu verdanken.

Als der Hauptact der Opferhandlung vollzogen war, wollte man zu den minder wesentlichen Ritualien übergehen, als plötzlich von weitem her ein gewaltiges Brausen sich vernehmen ließ, dessen Urheber der Riese Suspala war, welcher die Entführung der Rukschmani und seine Niederlage im Kampfe mit Purduman nicht vergessen konnte, und jetzt nach Rache schnaubte.[1] Mit wuthflammenden Augen stürzte er unter die Versammlung, näherte sich dem Altar und tadelte die beim Opfer administrirenden Brahmanen, daß sie dem Krischna vor mächtigern Gottheiten den Vorzug gäben, indem sie an ihn ihre Gebete richteten; ferner, daß sie dem Stamm der Jadus, welcher nie das königliche Diadem tragen dürfe, die Herrscherwürde zuerkennen. Suspala fuhr noch lange in seinen Schmähungen der vornehmsten Personen unter den Anwesenden fort, bis endlich der Unwille sich allgemein vernehmbar machte. Aber Krischna gab ein Zeichen, daß man dem Strom jener gallenhaften Aeußerungen, da sie ohnehin ihr Ziel verfehlten, freien Lauf lasse. Bhima und seine Brüder dachten jedoch anders von der Sache, sie griffen nach den Waffen, auf welchen Wink sich Suspala sogleich zum Kampfe anschickte.

So war die Celebration des Raisa-Jug nahe daran, unterbrochen und durch Blutvergießen entweiht zu werden. Da schleuderte Krischna noch zur rechten Zeit seinen Ring Sadarsana nach dem Haupte des Riesen, durch welchen Wurf sich eine Flamme entzündete, die den Unhold tödtete, dann einige Mi-

[1] Wem es etwa unbegreiflich erscheinen sollte, daß Suspala, welcher früher von Purduman unschädlich gemacht worden, jetzt schon wieder auf den Beinen ist, der möge bedenken, daß die Mythographen nicht auch unter jenem Gesetze stehen, das den Geschichtschreiber zur Consequenz in seinen Mittheilungen verpflichtet.

nuken einen Kreis in der Luft beschrieb, und endlich von Krischna's Munde eingeschlürft wurde. Diese Flamme war die Seele Suspala's gewesen, welche, weil der Riese der Gnade theilhaftig geworden, von Krischna's Hand selbst den Tod zu empfangen, der Wanderung durch neue Körper enthoben ward, und in Krischna aufgehend, sogleich in Wischnu's Paradies (Baikunta) entrückt wurde.

Diese Vereinigung des Suspala mit seinem Todfeinde ist an sich nicht unbegreiflich, sobald man weiß, daß der Geist, welcher die Hülle Suspala's bewohnt hatte, früher schon in den beiden Söhnen der Diti, Hiraniakscha und Hiranikaspa, welche beide Riesenbrüder Wischnu schon als Eber und Mannlöwe getödtet, verkörpert waren; ferner in der Person Ravana's, der späterhin Ceylon verwüstete, bis Rama diesem Verderber ein Ziel setzte. Alle diese Verkörperungen des Bösen sind, obschon sie von Wischnu in seinen verschiedenen Awatars vernichtet wurden, dennoch mit ihm Ein Wesen, denn als höchster Gott ist er Schöpfer und Zerstörer zugleich, aber als Wiedererzeuger aus dem Tode der gepriesene Erretter des Menschengeschlechts, der jedesmal unmittelbar eingreift, wenn das Elend seinen Höhepunkt erreicht hat.

Nachdem durch Suspala's Tod die Ordnung wieder hergestellt worden, nahmen die heiligen Bräuche nunmehr ungestört ihren Fortgang, und das Opfer endigte mit einer verschwenderischen Austheilung an Geschenken und Almosen. Hierauf begleiteten alle Brahmanen und Rajahs den Opferer an das Ufer des Ganges, wo, während Judhischtira die heiligen Waschungen vornahm, die Priester Hymnen zum Preis der Götter sangen, das übrige Volk aber sich ungemessener Freude überließ. Die ganze Einwohnerschaft von Dheli war an diesem Tage mit kostbaren Kleidern geschmückt, selbst die

Frauen durften ihre Gemächer verlassen, um das Oberhaupt der Pandus zu sehen, wie er durch den Schutz Krischna's gewürdigt worden, nunmehr den Titel eines Rajah aller Rajahs (König der Könige) zu führen. Als die Feierlichkeit beendigt war, verließen die vielen Fremden mit Betrübniß jene Stadt, die ihnen während des kurzen Aufenthalts daselbst so viele Vergnügungen geboten und die kühnsten Erwartungen der Schaulustigen übertroffen hatte. Nur Durjodhana kehrte, der Einzige, der sich nicht in den Kreis der Fröhlichen mischen mochte, giftkochend in seine Staaten zurück, und gab sich der Hoffnung hin, es werde bald eine Gelegenheit sich finden, wo er seine angemaßte Superiorität über Krischna wieder ungestraft zur Schau tragen dürfte.

Einst nahm Krischna, der bei den Pandus noch zurückgeblieben war, an einer Jagdbelustigung Antheil, die durch folgendes Ereigniß denkwürdig wurde. Die beiden Vettern hatten eben, um an der Kühle des Stromes sich zu erfrischen, an das Ufer des Jamuna sich begeben, als sich demselben eine junge Schönheit näherte, die im Begriffe war, der Göttin Bhavani ein Opfer darzubringen, und ihre Blicke voller Unruhe überall herumschweifen ließ, gleichsam als schienen ihre Augen Jemanden zu suchen. Krischna verrieth gegen Arjuna seine Neugier, wer wohl die schmucke Einsiedlerin sein möge? Arjuna ging also auf sie zu, mit der Frage, welcher Beweggrund sie in diese von Menschen verlassene Gegend hergeführt habe? und erfuhr, daß sie Kalanda, die Tochter des Sonnengottes sei, welche Krischna zu ihrem Gemahl verlange, und da sie diesen Wunsch zum Gegenstande ihres täglichen Gebetes an die Göttin Bhavani erhoben habe, so zweifle sie nicht im geringsten an dessen baldiger Erfüllung. Während sie diese Aeußerung geth-

verrichtete sie das Puja,[1] und ihre Blicke suchten noch immer den Gegenstand ihrer Andacht, als Arjuna, wieder bei Krischna anlangend, ihm zu seinem Stern Glück wünschte, der ihn auf allen seinen Wanderungen in Liebesabenteuer verwickle, worauf er ihm Bericht erstattete, wie die schöne Unbekannte sich über ihn geäußert. Der glückliche Liebhaber säumte demnach nicht, ihr entgegen zu gehen, und indem er sich ihr zu erkennen gab, wies er ihr einen Platz in seinem Wagen an, um sie nach Dheli zu entführen, wo er seine Vermählung mit ihr feierte, und ihr einen auf seinen Wink vom göttlichen Baumeister Wismakarma eben so schnell erbauten Palast als ihre künftige Wohnung bezeichnete.

So schnell den Pandus die Zeit verflossen war, welche Krischna in ihrer Mitte zugebracht, hatte er doch nicht weniger als ein volles Jahr bei ihnen geweilt. Nun nahm er die Richtung nach Dewarka, begleitet von seiner neuen Frau und Arjuna. Und obgleich Kalanda sein Herz allein beschäftigte, so hatte er doch nicht von den ihm gerühmten Reizen der Königstochter von Ayodya, der schönen Sita, sprechen hören, als er auch schon sie zu verdienen beschloß. Ihr Vater nämlich hatte sie demjenigen zum Lohne der Tapferkeit versprochen, welcher sieben wilde Stiere bändigen, und an das Joch spannen würde.[2] Es versteht sich von selbst, daß Krischna auch in diesem Wettkampf den Preis über

[1] Ein Blumenopfer.

[2] Da tura sowohl Stern (τηρας) als Stier (ταυρος) im Sanskrit bezeichnet, so kann ein Wortspiel das Siebengestirn in sieben Stiere umgeschaffen haben. Man denke hier an die septemtriones der Römer, welche das Siebengestirn mit einem Wagen und daran gespannten Ochsen verglichen, denn trio bedeutet, dem Varro zufolge, einen Pflugstier. Nebstdem geht das Siebengestirn unmittelbar nach Frühlingseintritt heliakisch auf, also um die Zeit, wo Jason der Finder des goldenen Widdervließes mit feurigen Stieren den Boden von Jolcus (i. e. sulcus) pflügt.

seine Mitbewerber errang, daß auch diese Königstochter keinen Andern als Krischna zum Gemahl wünschte, und daß auch ihr Vater, der Rajah Marangita diesen Helden am liebsten zum Eidam wählte. Zur Mitgift gab der Fürst 10,000 Kühe und 90,000 Wagen, mit Schätzen aus allen Gegenden der Erde befrachtet. Wer aber vermöchte die Sclaven und Rosse zu zählen, welche zur Fortschaffung so vieler Kostbarkeiten verwendet wurden?

Die vielen Rajahs, welche sich durch einen simpeln Yadhu die gehoffte reiche Braut und mit ihr ein Königreich entführt sahen, beschlossen ihre Truppen zu einem großen Heere zu vereinigen, um gemeinschaftlich den glücklichern Rivalen mit Krieg zu überziehen. Allein ein Wunder hatte sich ereignet, die reich gekleideten Krieger sahen sich plötzlich mit ihren stolzen Feldherren in einen Haufen Bettler verwandelt, welche jedem Vorübergehenden das tiefste Mitleid einflößten.

Arjuna hatte kaum diese Truppe sich vorwärts bewegen sehen, als er seinen berühmten Bogen ergriff, dessen Anblick schon Furcht einflößen konnte, und die erwartete Wirkung blieb nicht aus. Die tolle Schaar zerstreute sich wie eine Ziegenheerde, die einen Wolf auf sich zuschreiten sieht. Arjuna begnügte sich, jene Truppen erschreckt zu haben, und kam lachend über einen so leichten Sieg zu Krischna zurück, welcher mit ihm den Weg nach Dewarka einschlug, jedoch abermals nur eine kurze Zeit daselbst verweilte, indem die Nachricht eintraf, daß der Rajah von Bhagapura im Begriffe stehe, seine Tochter Paramati zu verheirathen. Es versteht sich von selbst, daß Krischna allsogleich dahin reiste, wo die Prinzessin dem Helden eine Guirlande als Zeichen ihrer Gunst überreichte, weßhalb auch hier die Verlobungsfeierlichkeiten gleich hinterdrein folgten.

So folgte ein Sieg dem andern, in der Liebe

wie in den Waffen. Aber die Zahl von Krischna's Gemahlinnen war noch nicht erschöpft. Er mußte sich zuvörderst nach Ujana begeben, um daselbst die Prinzessin Miribinda, deren Hand dem trefflichsten Schützen aufbehalten war, dem Oberhaupt der Kurus abwendig zu machen, was sich die Braut wohl gefallen ließ, weil Krischna auch an Körperschönheit seinen Mitbewerber übertraf. Sodann nahm er seinen Weg nach Marva, um die ihrer Sprödigkeit halber sprichwörtlich gewordene Prinzessin Lakschmani,[1] welche in der Wahl eines Gatten lange unschlüssig gewesen, als Frau heimzuführen.

Wir haben bereits acht Gemahlinnen Krischna's kennen gelernt, unter welchen Ruschmani die angesehenste war, weil sie sich zumeist der Gunst ihres Gatten erfreute; Janti, Suthama, Kalanda, Sita, Paramati, Miribinda und Lakschmani verhielten sich zu der Erstern, wie die Planeten zu dem Monde,[2] obgleich auch ihnen die Sonne einen Theil ihres Glanzes zuwendet. Aber es sind ja der Sterne noch viele am Himmel; darum darf es nicht befremden, wenn Krischna in einer einzigen Nacht nicht weniger als 16,108 Königstöchter schwängerte, worauf wir später zurückkommen werden.

Aber mit der Zahl der Geliebten Krischna's schien auch die seiner politischen Widersacher immer noch im Steigen begriffen. Einer der erbittertsten war Panderich, Fürst von Hellabad, welcher tollkühn genug war, dem Krischna sogar seine Incarnation von Wischnu streitig zu machen! Er schickte deßhalb einen Gesandten nach Dewarka, welcher

[1] So hieß Sri, die Gemahlin Wischnu's.

[2] Wenn man erwägt, daß die Brahmanen einschließlich der Sonne — die in der alten Astrologie zu den Planeten gezählt wird — neun Planeten aufführen, indem sie Drachenkopf und Drachenschwanz (Kadhu und Raghu) gleichfalls mitrechnen, so sind Krischna und Ruschmani Sonne und Mond, die übrigen Frauen die andern [illegible]..., welche ja auch vom Sonnenlichte geschwängert werden.

pochend auf die durch das Völkerrecht verbürgte Unverletzlichkeit seiner Person im Auftrage seines Gebieters folgende Anrede an den Sohn Vasudewa's richtete:

„Wie lange noch, o Krischna! läßt Panderich, der Rajah von Helliabad durch mich dich fragen, wie lange noch wirst du den Völkern als eine Incarnation Wischnu's gelten wollen? und dir eine Würde anmaßen, die lediglich mir zukommt? Ich bin in der Welt erschienen, um der Unterdrückung der Gerechten durch die Bösen zu wehren, ich besitze die acht Nayagas;[1] mir gehören Wischnu's Keule, seine Schneckenmuschel, womit er die Todten erweckt, sein Beil, das Rad Tschakra, sein Bogen, den Niemand außer mir zu spannen vermag, kurz alle Attribute dieses Gottes, auf meiner Standarte prangt das Bild des Adlers Garuda, auf welchem Wischnu zu reiten pflegt. Endlich gebührt auch nur mir der Rang und Titel des Vasudewa. Sprich Krischna, warum eignest du dir meine Würden und Eigenschaften zu, und usurpirst sogar meinen Namen mit meinem Stande? Ich durchschaue die Plane, die zu solchem Verfahren dich bestimmten; allein du thätest wohl daran, meinen Zorn nicht herauszufordern. Beharrst du aber auf deinem angemaßten Recht, so soll ein Zweikampf die Welt bald erkennen lassen, wer von uns Beiden der ächte und wer der falsche Vasudewa sei."

Ein einstimmiges Spottgelächter aller Yadhus war die Antwort auf diese Herausforderung, Krischna aber verwies ihnen dies Betragen, und antwortete dem Botschafter mit der an ihm bekannten Sanftmuth: „Berichte deinem Herrn, daß ich seine Ausforderung bereitwillig aufnehme, und mit ihm ganz übereinstimme, daß derjenige, welcher sich als

[1] Dies ist der Gesammtname von Wischnu's vorbenannten acht Frauen.

der nächste Wasudewa erweicht, auf Wischnu's Attribute künftig zu verzichten habe. Uebrigens sage ihm, daß Raben und Krähen bald von dem Fleische seiner Soldaten sich mästen sollen, und der durch die Flucht dem Tode sich entziehende Rest seines Heeres in der Wüste verschmachten wird, denn schon bereite ich mich, an der Grenze eures Landes zu erscheinen."

Mit diesen Worten entließ er den Gesandten, und rüstete sich mit seinen Jadhus, um nach Delliabad aufzubrechen, wo Panderich und sein Bruder Bhumassura, ein mächtiger Riese, bereits kampfgerüstet mit fünf Legionen ihn erwarteten. Krischna sowohl als sein Gegner waren über ihre beiderseitige Aehnlichkeit nicht wenig erstaunt, bei dem Erstern löste sich diese Verwunderung in ein lautes Lachen auf. Als nun Panderich sah, daß sein Rival eine Bewegung zum Angriff machte, versuchte er nach einander alle Waffenarten, deren man zu jener Zeit im Kriege sich zu bedienen pflegte, Krischna hingegen verließ sich auf die Kraft seines Armes, und gebot einem seiner dienstbaren Geister, in der feindlichen Armee ein Feuer zu verbreiten, wie es am jüngsten Tage nicht furchtbarer sein wird, wenn Wischnu als Kalki erscheinen soll, um die Welt in Flammen aufgehen zu lassen. Als nun das verzehrende Element seine Verheerung begonnen hatte, und das ganze Heer in Unordnung gerieth, indem Jeder dem Flammentod zu entfliehen trachtete, und die Krieger nicht mehr auf den Ruf ihres Feldherrn achteten, Reiterei, Fußvolk und Elephanten in der allgemeinen Verwirrung unter einander stürzten, da wandte sich Krischna an Panderich mit der demüthigenden Frage: Wer von uns Beiden ist nun der falsche Wischnu? Willst du jetzt dein Unrecht eingestehen, meine Verzeihung anflehen, geloben, daß du meine Attribute künftig dir

nicht wieder anmaßen willst, so soll diesmal noch Gnade für Recht ergehen. Verschmähst du aber meine Gnade, so soll die Strafe augenblicklich folgen."

Panderich war thöricht genug, auf seinem Trotze zu beharren, und im Nu trennte Krischna das Haupt seines Gegners von dem Rumpfe, aber die Seele, als sie ihre Hülle verließ, verschwand als Flämmchen in dem Munde Krischna's, und wurde dadurch des Glückes theilhaftig, nicht wieder in neue Verkörperungen eingehen zu müssen. Diese Begünstigung könnte zwar unverdient scheinen, da der Stolze unbußfertig aus dem Leben geschieden war; aber weil er fortwährend sich mit dem Gedanken an Krischna beschäftigt hatte, war ihm dies zum Verdienst angerechnet worden, das ihn von der Strafe der Wiedergeburt befreite.

Als Krischna einst seinen acht Frauen von den vielen Waffenthaten erzählte, die er mit dauerndem Glücke bestanden, äußerte Suthama das Verlangen, die Götterwohnung Maha Surga (das große Lichtreich) zu sehen. Sogleich bestieg Krischna mit ihr den Vogel Garuda, der mit ihnen die Lüfte im Windesflug durchsegelte, aber auf der weiten Reise kamen sie durch das Gebiet des wegen seiner Bosheit, wie wegen seiner Unüberwindlichkeit gleich sehr gefürchteten Riesen Bhumasser, [1] welcher den Beherrscher des Luftkreises, Indra das Oberhaupt der untern Götter, selber aus seinem Paradiese verjagt und seiner Botmäßigkeit unterworfen hatte; ja er war in seinen Eroberungen so unersättlich gewesen, daß er die Staaten von 16,108 Rajahs überfiel, und die Töchter der Besiegten als Beute in sein Reich heimführte, wo er sie im strenger Gefangenschaft hielt, in der Meinung, endlich doch

[1] D. i. der starke Asura (Geist der Finsterniß).

ihren Widerstand gegen seine verbrecherischen Wünsche beugen zu können.

Dieser Tyrann hatte durch seine zahllosen Siege sich einen Ruf erworben, daß Suthama ihn persönlich kennen lernen wollte. Sogleich gebot der Gott seinem Reitvogel ihn und seine Gemahlin in die Residenz Bhumassers hinzuschaffen. Der Tyrann aber, der von Krischna's Besuch nichts Gutes erwartete, ließ sogleich sieben Schutzmauern als Gürtel um seine Hauptstadt aufführen; alle Felsen der Umgegend bildeten die erste, ein See die zweite, ein Flammenkreis die dritte, ein Heer giftiger Schlangen die vierte, eine Eisenwand die fünfte, eine Wand von Quecksilber die sechste, die letzte war vom härtesten Granit.

So leicht es auch Krischna geworden wäre, diese Hindernisse zu übersteigen, so verschmähte er es dennoch, von seiner Uebermacht Gebrauch zu machen, sondern ließ den Bhumasser in Güte ersuchen, daß er ihm seine Residenz besehen lasse. Der Name Krischna erinnerte aber den Riesen nur an dessen erfochtenen Siege, und leicht denkend, daß die gefangenen Prinzessinnen auf diesen Gast als ihren Befreier zählen könnten, hielt er es für klüglicher, dem Gott seinen Wunsch abzuschlagen, ja fügte sogar Drohungen hinzu, wenn Jener von seinem Verlangen nicht sogleich abstehen wollte.

Abermals ließ Krischna ihm vermelden, daß er nicht in feindlicher Absicht gekommen sei, sondern als friedlicher Reisender freien Durchzug erbitte, und daß er nur die Neugier seiner Gattin befriedigen wolle. Diese Erklärung diente aber nur dazu, den Zorn des Riesen noch heftiger zu entflammen. Er entsandte einen seiner Tapferkeit halber anerkannten Riesen, welcher das ganze Vertrauen seines Herrn besaß, an Krischna mit der wiederholten Vermahnung auf fernern Widerstand zu verzichten, und

seine Staaten sogleich zu verlassen, weil eine Weigerung herbe Strafe zur Folge haben würde.

Sieggewohnt scheute sich der Beauftragte nicht, seine Botschaft unverkürzt auszurichten, welche Anhänglichkeit an seinen Gebieter er jetzt mit dem Leben zahlen mußte. Bhumasser schickte hierauf seine sämmtlichen Truppen aus, die aber der einzelne Krischna in die Flucht jagte. Dieser gesteigerte Verlust nöthigte den Riesen jetzt, in eigener Person sich seinem Feind entgegen zu stellen. Bei dem Anblick desselben verdoppelte sich seine Wuth und er drohte: „Wenn du noch nicht zur Umkehr dich entschliessest, sollst du den Tod so vieler treuer Unterthanen mir entgelten!“ Krischna erwiederte in seiner gewohnten Mäßigung: „Nicht als Eroberer, sondern als friedlicher Wanderer nahte ich mich deinen Thoren, aber die Drohungen, welche auf meine freundliche Bitte folgten, heischten eine herbe Ahndung. Dennoch erkläre ich zum dritten Male: Laß mich deine Residenz betreten, geschieht dies nicht auf gütliche Weise, so werde ich mir den Durchzug zu erzwingen wissen.“ Bhumasser entgegnete: „Wähnst du etwa mit mir auch so leicht fertig zu werden als mit Kamsa und Jarasindha? Mein Name ist Bhumasser, ich habe die sieben obern und sieben untern Welten mir erobert, ja sogar der Gott Indra selbst mußte mein Vasall werden, tausend irdischer Herrscher zu geschweigen, und nun vermissest du dich noch an demjenigen, dem selbst ein Gott nicht Widerstand leisten konnte, deine Kraft erproben zu wollen?“

Als er diese Worte gesprochen machte er mit seinem Elephanten, der ihn trug, einen Anlauf auf den Gegner. Man hätte denken sollen, der Sieg müsse sich unzweifelhaft auf die Seite Bhumassers wenden, welchem bei seinen vielen Händen der gleichzeitige Gebrauch mehrerer Waffengattungen zu Gebot stand,

wozu noch seine in so vielen Schlachten erprobte Gewandtheit, insbesondere die Anwendung magischer Hülfsmittel, da er der schwarzen Kunst sehr kundig war, die Summe seiner Vortheile vermehren half. Aber für den Riesen erwuchs daraus nur der ungewisse Nutzen, den Kampf in die Länge zu ziehen. Zwar hätte Krischna nur eines einzigen Wortes bedurft, um seinen Gegner in die Vernichtung zu schleudern, aber er wünschte, den Hochmuth des Riesen noch herber zu demüthigen, und dies war der Fall, wenn er ihn noch eine Zeitlang auf die Kraft seiner Waffen trotzen ließ. Plötzlich aber ward der Held des langen Spieles müde, und führte einen Streich nach dem Riesen, daß dessen fünf Köpfe auf einmal sich vom Rumpfe sonderten und in den Sand rollten. Die Erde erbebte über den Tod ihres Sohnes, und trat in der Gestalt einer weinenden Frau vor den Sieger hin, um durch ihre Bitten mindestens Schonung ihres Enkels zu erwirken. Krischna, gerührt von ihrem Schmerze, sicherte ihr Gewährung zu, worauf er mit Suthama seinen Einzug in die Stadt hielt, denn mit dem Tode des Zauberers waren auch die hindernden Bollwerke verschwunden, die, das Product eines magischen Blendwerks, den Zugang zur Stadt zu erschweren schienen.

Krischna's erste Verrichtung war jetzt die von Bhumasser während seiner Regierung so sehr angefüllten Gefängnisse ihrer Opfer zu entleeren. Die 16,108 Prinzessinnen, die er jetzt ebenfalls für frei erklärte, sollten ihren Verwandten zurückgegeben werden. Da sie aber von den Wunderthaten ihres Befreiers so viel vernommen hatten, zogen sie es vor, seiner steten Gegenwart gewürdigt zu werden, und äußerten daher den Wunsch, ihm nach Dewarka folgen zu dürfen. Als der Sohn Vasu[illegible]a's sich ihnen nun auch persönlich zeigte, stieg

ihre Begeisterung für ihn noch in hohem Grade, sämmtlich warfen sie sich ihm zu Füßen, und erkannten in ihm den Erlöser der ganzen Menschheit. Dann sprachen sie die Bitte aus, als Sclavinnen seiner Frauen in Zukunft betrachtet werden zu dürfen. Aus Aller Mund hörte man nur dies eine Verlangen. Gerührt von dieser allgemeinen Zuneigung zu seiner Person ließ er einen Brahmanen herbeirufen, welcher die 16,108 Prinzessinnen sogleich mit ihm copuliren sollte. Als die weibliche Gesellschaft am andern Morgen mit ihrem gemeinschaftlichen Gatten in Dewarka eintraf, war sie nicht wenig überrascht, daß dieser in einem einzigen Moment eben so viele, und zwar sehr geräumige Paläste — und, wie sich von selbst versteht, alle von massivem Golde — hatte aus der Erde hervorkommen lassen, als die Zahl dieser Frauen betrug.

Sathama hatte auch das Verlangen geäußert, sich in Indra's Paradiese umsehen zu dürfen. Krischna hatte also nichts Eiligeres zu thun, als den Beherrscher des Luftkreises um die Erlaubniß anzugehen, seine Frau ihm vorstellen zu dürfen. Der Herr des Firmaments war aber so sehr zuvorkommend, daß er in eigener Person den beiden Gästen alle Sehenswürdigkeiten seines vasten Reiches zu zeigen sich erbot. Die vornehmste von allen war der Baum Parajatala, welcher die Eigenschaft besaß, alle Wünsche desjenigen zu erfüllen, welcher unter seinem Laubdach saß. Es wäre ein noch größeres Wunder als dieser Wunderbaum gewesen, wenn Sathama sich nach seinem Besitze nicht gesehnt hätte. Indra aber, der sonst dem Sohn Vasudewa's nichts abschlagen mochte, äußerte diesmal, daß die Erfüllung dieses Wunsches eine pure Unmöglichkeit sei, weil dieser Baum nicht auf Erden gepflanzt worden sei, folglich in dem der

Boden nicht fortkommen möchte. Krischna aber suchte diesen Irrthum von ihm zu nehmen, indem er ihm begreiflich machte, daß Dewarka, d. i. die Götterstadt, mit andern irdischen Localitäten nicht verwechselt werden dürfe, weil es sich seiner Beschaffenheit zufolge von dem Maha Surga, d. i. der himmlischen Lichtwohnung, nicht unterscheide, weßhalb Dewarka, das auf eine wunderbare Weise aus dem Milchmeer aufgetaucht, nur so lange, als er, Krischna, auf Erden wandeln werde, existiren, und zugleich mit ihm aus der Welt verschwinden solle. Als durch diese Berichtigung für Indra der Grund seiner Einwendung gehoben war, ließ er die Wurzeln des Baumes ausgraben, und denselben auf den Rücken des Vogels Garuda legen, welcher ihn nach dem Zaubergarten des Wunderpalastes der Sutihama transportirte. Kaum daselbst in den neuen Boden eingepflanzt, war dieser Baum auch schon von unzähligen Bienen umschwärmt, die der Duft seiner Blüten herbeigelockt hatte.

Die acht Frauen Krischna's und seine 16,108 Kebsweiber hatten der Wiederkehr des Geliebten mit solcher Sehnsucht entgegen geharrt, daß Krischna ihrer Liebe zu ihm durch eine Ueberraschung ungewöhnlicher Art entgelten wollte. Er trat nämlich gleichzeitig in die Behausung jeder Einzelnen ein, und seine Erscheinung vergalt reichlich den Schmerz der langen Trennung.

Man muß es an dem Sohne Vasudewa's rühmend anerkennen, daß er während seines Erdenwallens die Vorschriften der Vedas mit ängstlicher Genauigkeit befolgte, und jede der von den Brahmanen vorgeschriebenen Ceremonien als Muster aller Rechtgläubigen gewissenhaft ausübte; keine der Waschungen und religiösen Purificationen, welche die Unvollkommenheit des Menschen, in dessen Zustande [illegible], als er Fleisch wurde, eingegangen war,

nothwendig machte, verabsäumte. Das Fest seiner Rückkehr nach Dewarka verherrlichte er auch durch seine Freigebigkeit an die Brahmanen, denen er ganze Reihen von Perlen und kostbarem Geschmeide, Kühe mit vergoldeten Hörnern u. s. w. zum Geschenke machte. Ebenso ansehnliche Beweise seiner Liberalität erhielten diejenigen, welche mit der Verpflegung seiner vielen Gattinnen betraut waren, denen er sämmtlich eine so ungetheilte Zärtlichkeit bewies, als ob nicht Ruschmani den ersten Platz in seinem Herzen behauptete.

Während der Sohn Basudewa's seine Zeit der Galanterie widmete, und keine andere Sorge sich nahe kommen ließ, als wie er die vielen Frauen so zu befriedigen vermöchte, daß keine über Zurücksetzung sich beklagen dürfe, hatte der Ruf seiner Tapferkeit und seiner glücklichen Erfolge in den Kämpfen mit Riesen und Dämonen die ganze Welt durchzogen. Nardman, dem nichts verborgen bleibt, welcher daher auch von den Schäferstunden Krischna's genaue Kenntniß hatte, konnte gar nicht begreifen, wie der Sohn Basudewa's, der eigentlich das höchste Wesen Para Brahma selber ist, seine Zeit so oft den Weibern opfern könne! Eben so unbegreiflich schien es ihm, daß wenn Krischna einmal in die menschliche Individualität eingegangen, er gleichzeitig 16,108 Frauen zu befriedigen vermochte, da doch einem gewöhnlichen Sterblichen Eine schon genug zu thun gibt? Um diese Fragen sich beantworten zu können, nahm Nardman seinen Weg nach Dewarka, dort den Krischna in der Nähe zu beobachten.

Als Nardman die Stadt betreten hatte, fand sich sein Blick von unzähligen interessanten Gegenständen angezogen, dann weilte sein Auge auf dem Blumenflor, welcher anstatt der Mauern Dewarka umgab; die Umgebung der Stadt fand er vor

men Büßern bewohnt, welche zur Zierde dieses Ortes nicht weniger beitrugen als ein schädliche Einflüsse abwehrender Talisman zu einem kostbaren Armschmuck, in welchen er angebracht ist. Auf jedem Schritte begegnete Nardman Schwärmen von Brahmanen, welche, Hymnen aus den Vedas absingend, die Straße daherzogen. Von diesem Anblick erbaut, ging der Allvater auf das Innere der Stadt zu, und mußte sich gestehen, daß, obschon er gewöhnt an die Pracht der Maha Ganga, hier noch viele Dinge anzutreffen waren, die selbst seinem Auge Bewunderung abrangen. Edelsteine von den mannigfaltigsten Farben bildeten kunstvoll zusammengefügt die Wälle der Stadt; und der von ihnen ausstrahlende Glanz ersetzte des Tages über die Sonne und Nachts das Mondlicht. Die geräumigen Straßen waren aus 300,000 Krystallwohnungen zusammengesetzt, die zahllosen Tempel waren und enthielten die großartigsten Gebilde der Kunst, in den mit Säulenreihen geschmückten Bazars waren die Erzeugnisse aller Weltgegenden ausgelegt. Aber sämmtliche Herrlichkeiten der Baukunst verschwanden vor den Prachtgebäuden der 16,108 Gattinnen Krischna's. Alle waren in einer fortlaufenden Reihe aufgestellt, die Colonnen bestanden aus Korallen, die Pavillons von Goldstoff und an Perlenschnüren aufgezogen, kurz die verschwenderische Pracht, die hier ausgebreitet war, verrieth dem Beschauer schon auf den ersten Anblick, das Ganze sei ein Werk des großen himmlischen Künstlers Wismakarma.

Nachdem sich Nardman von dem Erstaunen, das die Gegenstände um ihn hervorgebracht hatten, einigermaßen erholt hatte, erinnerte er sich wieder der eigentlichen Absicht, die ihn hiehergeführt. Er trat in den nächstgelegenen Palast ein und befand sich in jenem der Rukmani. Liebliche Kinder spielten

in den Hofräumen, und zahllose Sclavinnen von ungewöhnlicher Schönheit umstanden ihre Gebieterinnen, harrend der Befehle, die sie ihnen ertheilen werde. Die Herrin selbst fächelte mit einer Pfauenfeder die Fliegen weg, die den neben ihr schlummernden Geliebten in seiner Ruhe hätten stören können. Als sie jetzt Nardman hereintreten sah, glaubte sie ihn wecken zu müssen. Der Sohn Wasudewa's erkannte den Altvater sogleich, und bezeugte ihm seine Verehrung, indem er sich dem Gaste zu Füßen legte, und ihn aufforderte, den Ehrenplatz einzunehmen. Er wusch ihm sodann die Füße, wie es Sitte ist, wenn man einen Brahmanen zu empfangen pflegt, und bezeugte ihm, gemeinschaftlich mit Ruschmani, noch alle sonstigen Auszeichnungen, wodurch man seine Verehrung gegen die Diener der Religion an den Tag legt. Ueberrascht von so vielen Ehrenbezeigungen, die ihm derjenige erwies, welchen er als das höchste Wesen kannte, versuchte er anfänglich, diese abzulehnen, fügte sich aber endlich darein, um seine Unterordnung unter den Willen Krischna's zu erkennen zu geben. Hierauf nahm er Abschied von dem hohen Paare und verfügte sich in den angränzenden Palast. Dort erblickte er einen sitzenden Krischna kosend mit seiner Frau, und welche Beide ihrem Gaste dieselben Huldigungen bewiesen, die er in Ruschmani's Behausung erfahren hatte. Er ward aufgefordert, einige Zeit bei ihnen in Dewarka zu verweilen, und heute ihrer Mahlzeit beizuwohnen; aber Nardman lehnte dies freundliche Anerbieten ab, und begab sich in den dritten Palast, wo er Krischna spielend unter seinen Kindern fand. Er wollte das harmlose Spiel nicht unterbrechen, und stahl sich schnell wieder ins Freie, um in den vierten Palast einzutreten, wo er Krischna — im Bade fand.

Wie sehr Nardman sich auch überrascht fand, in jedem der vier Paläste Krischna gleichzeitig und überall in einer andern Stellung oder Beschäftigung anzutreffen, wollte er doch noch nicht dieses Phänomen in das Gebiet des Wunders verweisen, sondern suchte sich die Sache natürlich zu erklären. Er sagte sich also: „Da diese Paläste so nahe an einander gebaut sind, wäre es nicht so ganz unmöglich, daß Krischna ihn, den Nardman, selbst an Beweglichkeit überbietend, durch geheime Gänge, welche die Wohnungen mit einander verbänden, aus einer schnell in die andere schlüpfen und überall noch früher eintreffen könne als er. Nardman, da er einmal sich vorgesetzt hatte, der Sache auf den Grund zu kommen, trachtete seine Schritte zu verdoppeln, und sich nirgends aufzuhalten, sondern überall flüchtig durchzuschreiten. Und siehe da, im fünften Palast gewahrte er den Krischna mit seiner Gattin eine Mahlzeit einnehmend; bei der sechsten Gemahlin traf er ihn Almosen an Brahmanen vertheilend; in dem nächst angränzenden Palast untersuchte Krischna seine Rüstkammer; in dem Hofraum des achten hielt er eine allgemeine Schau über seine Rosse und Elephanten; in dem neunten sah er ihn dem Gesange der Sclavinnen seiner dort wohnenden Gemahlin zuhorchend; in dem zehnten schlichtete er einen kleinen Streit; in dem eilften schäckerte er mit seinen Kindern; in dem zwölften warf er sich in ein Jagdkleid, um bald einem männlichern Vergnügen sich zu überlassen. Nachdem Nardman alle 16,108 Paläste durchwandert, und überall Krischna bei einer seiner Frauen und dennoch in einer verschiedenen Thätigkeit angetroffen hatte, konnte er nicht mehr zweifeln, daß dieser ungeachtet der vielen Gemahlinnen dennoch gegen jede die ...ten eines Ehemanns beobachten könne. War ...der auch das Factum an sich selber gewiß,

so vermochte er doch nicht zu begreifen, wie diese Erscheinung in den Bereich des Möglichen zu ziehen sei? In diesen Betrachtungen unterbrach ihn Krischna, welcher seine Gedanken längst durchschaut hatte: „O Nardman, begränze doch deine Zweifel, und strebe nicht darnach, in Geheimnisse einzudringen, die du als ein endliches Wesen um so weniger erfassen kannst, da sie selbst die Weisheit der Götter verwirren. Frage doch jede einzelne meiner Frauen, ob sie auch nur einen Augenblick mich von ihr abwesend fand? und alle werden dir mit einem Nein! antworten." Nardman demüthigte sich nun, bereute seine Zweifelsucht und gestand, daß er, umhüllt von dem Schleier der Sinnlichkeit, unfähig sei, sich bis zu Krischna im Geiste zu erheben. Krischna, durch dieses Bekenntniß seiner Schwäche besänftigt, sprach nun in liebreicherm Ton zu ihm: „Meine Handlungen durchdringt kein geschaffener Geist, alles Grübeln der Vernunft wird hier zu keinem Ziele führen. Forsche daher nicht ferner über Dinge nach, die deinen Begriffskreis übersteigen, und kümmere dich mehr um deine eigenen Angelegenheiten. Trachte der Menschheit nützlich zu werden, und durch deine Lehren sie glücklicher und weiser zu machen; so wirst du deinen Beruf würdiger erfüllt haben, als wenn du der Erforschung übersinnlicher Dinge nachgehst."

Die Ruhe, welcher Krischna sich in der letzten Zeit hingegeben, wurde jetzt durch die Nachricht aufgestört, daß sein mit der Jamati, Tochter des Bärenkönigs Jamavent, erzeugter Sohn, Samba, die schöne Lakmani, Durjodhana's Tochter, die er bei einem, von diesem Rajah in seiner Residenz Hastinapura gegebenen, Opferfeste daselbst kennen gelernt, ihrem Vater heimlich entführt hatte, weil er die Einwilligung desselben zu diesem Herzensbündniß zu erhalten bezweifelte. Durjodhana,

sen Hochmuth wir schon früher kennen lernten, fühlte sich entrüstet, daß ein simpler Yadhu und Enkel eines Bären die Augen zu seiner Tochter aufzuheben sich vermessen hatte. Er setzte also mit den Kurus dem Entführer nach, und führte ihn nach einem kurzen Kampfe gefangen in seine Residenz zurück, wo dieser seine Kühnheit mit dem Leben büßen sollte.

Obgleich Krischna die Unrechtmäßigkeit der Handlungsweise seines Sohnes nicht läugnen mochte, so waren doch die Motive solcher Art, die auf seine Nachsicht rechnen ließen. Die Drohungen Durjodhana's waren weit mehr geeignet, ihn aus seinem Gleichmuth zu bringen, zumal er den Leichtsinn seines Sohnes durch dessen Gefangennehmung schon hart genug bestraft glaubte. Um ihn also seiner Haft zu befreien führte er ein Heer an die Thore von Hastinapura. Bala-Rama, welcher durch einen längern Aufenthalt an diesem Hofe in ein Freundschaftsverhältniß zu Durjodhana getreten war, suchte den Ausbruch eines Krieges zwischen diesem und seinem Bruder zu verhindern. Vasudewa hatte ihm auch aufgetragen, hier vermittelnd dazwischen zu treten, und er hoffte sich seiner Mission mit solchem Erfolge zu entledigen, daß Samba nicht nur seine Freiheit, sondern auch Durjodhana's Einwilligung zur Vermählung mit seiner Tochter erhalten sollte.

Als er seine Botschaft dem Rajah vortrug, entgegnete dieser mit lebhaften Zeichen der Indignation: „Welche Vermessenheit geben diese Yadhus zu erkennen, daß sie, die sich glücklich preisen dürften, unsern Schutz anzusprechen, schon ihre Blicke so hoch erheben, daß sie an die Möglichkeit einer Verschwägerung mit uns denken?“

Bala-Rama, weit entfernt, durch diese kränkende Entgegnung sich verletzt zu fühlen, antwortete mit Mäßigung, es sei in der Eigenschaft eines

Vermittlers hier erschienen, und hoffe, daß sein Vorschlag dennoch berücksichtigt werden würde. Der Rajah aber fuhr in der aufgeregten Sprache fort: „Die Unverschämtheit dieser Jadhus ist noch lange kein so arger Fehler als mein Vater Dhritaraschtra und mein Großoheim Biskuma begangen haben, dadurch, daß sie diese Verwandten mit so vieler Milde und Herablassung behandelten. Welche Würden besitzt dieser unter Landleuten erzogene Krischna, daß er eine Verwandtschaft mit meinem Hause für eine Möglichkeit hält? Das Heer, das er um sich sammelt, möge immer seine Kräfte an meinen Kriegern erproben, dann würde es das Gewicht meiner Rache allzufrüh erfahren.“

Mit diesen Worten wandte er dem Botschafter den Rücken, und verfügte sich, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, in das Innere seines Palastes. Da Bala-Rama merkte, wie in gütlicher Weise hier nichts auszurichten sei, suchte er den Dhritaraschtra und Biskuma vorläufig dahin zu bewegen, daß sie dem Rajah zusprechen möchten, wieder in der Versammlung zu erscheinen. Als er diesen Wunsch erfüllt sah, redete er den Durjodhana, wie folgt, an:

„Der Weise handelt nicht ohne zuvor einen prüfenden Blick in die Zukunft zu thun, nur der Unbesonnene überläßt sich blindlings seinen Empfindungen. Bis jetzt hatte ich den gütlichen Versuch gemacht, weil ich aus Freundschaft zu dir, o Fürst, den Rachegeist der Jadhus zu bannen strebte, denen es ein Leichtes sein wird, dir Reich und Krone zu rauben. In deiner Verblendung achtest du den Sohn Wischnu's gering, wisse aber, Unbesonnener, daß dieser Krischna Bhagavat selber ist, für Indra selbst der Gegenstand der Verehrung, und Brahma wie Schiwa würden sich geehrt fühlen, den Staub von seinen Füßen zu wischen. Um so weniger wird er-

Boden nicht fortkommen möchte. Krischna aber suchte diesen Irrthum von ihm zu nehmen, indem er ihm begreiflich machte, daß Dewarka, d. i. die Götterstadt, mit andern irdischen Localitäten nicht verwechselt werden dürfe, weil es sich seiner Beschaffenheit zufolge von dem Maha Surga, d. i. der himmlischen Lichtwohnung, nicht unterscheide, weßhalb Dewarka, das auf eine wunderbare Weise aus dem Milchmeer aufgetaucht, nur so lange, als er, Krischna, auf Erden wandeln werde, existiren, und zugleich mit ihm aus der Welt verschwinden solle. Als durch diese Berichtigung für Indra der Grund seiner Einwendung gehoben war, ließ er die Wurzeln des Baumes ausgraben, und denselben auf den Rücken des Vogels Garuda legen, welcher ihn nach dem Zaubergarten des Wunderpalastes der Suthama transportirte. Kaum daselbst in den neuen Boden eingepflanzt, war dieser Baum auch schon von unzähligen Bienen umschwärmt, die der Duft seiner Blüten herbeigelockt hatte.

Die acht Frauen Krischna's und seine 16,108 Kebsweiber hatten der Wiederkehr des Geliebten mit solcher Sehnsucht entgegen geharrt, daß Krischna ihrer Liebe zu ihm durch eine Ueberraschung ungewöhnlicher Art entgelten wollte. Er trat nämlich gleichzeitig in die Behausung jeder Einzelnen ein, und seine Erscheinung vergalt reichlich den Schmerz der langen Trennung.

Man muß es an dem Sohne Vasudewa's rühmend anerkennen, daß er während seines Erdenwallens die Vorschriften der Vedas mit ängstlicher Genauigkeit befolgte, und jede der von den Brahmanen vorgeschriebenen Ceremonien als Muster aller Rechtgläubigen gewissenhaft ausübte; keine der Waschungen und religiösen Purificationen, welche die Unvollkommenheit des Menschen, in dessen Zustande Krischna, als er Fleisch wurde, eingegangen war,

nothwendig machte, verabsäumte. Das Fest seiner Rückkehr nach Dewarka verherrlichte er auch durch seine Freigebigkeit an die Brahmanen, denen er ganze Reihen von Perlen und kostbarem Geschmeide, Kühe mit vergoldeten Hörnern u. s. w. zum Geschenke machte. Ebenso ansehnliche Beweise seiner Liberalität erhielten diejenigen, welche mit der Verpflegung seiner vielen Gattinnen betraut waren, denen er sämmtlich eine so ungetheilte Zärtlichkeit bewies, als ob nicht Ruschmani den ersten Platz in seinem Herzen behauptete.

Während der Sohn Wasudewa's seine Zeit der Galanterie widmete, und keine andere Sorge sich nahe kommen ließ, als wie er die vielen Frauen so zu befriedigen vermöchte, daß keine über Zurücksetzung sich beklagen dürfe, hatte der Ruf seiner Tapferkeit und seiner glücklichen Erfolge in den Kämpfen mit Riesen und Dämonen die ganze Welt durchzogen. Nardman, dem nichts verborgen bleibt, welcher daher auch von den Schäferstunden Krischna's genaue Kenntniß hatte, konnte gar nicht begreifen, wie der Sohn Wasudewa's, der eigentlich das höchste Wesen Para Brahma selber ist, seine Zeit so oft den Weibern opfern könne! Eben so unbegreiflich schien es ihm, daß wenn Krischna einmal in die menschliche Individualität eingegangen, er gleichzeitig 16,108 Frauen zu befriedigen vermochte, da doch einem gewöhnlichen Sterblichen Eine schon genug zu thun gibt? Um diese Fragen sich beantworten zu können, nahm Nardman seinen Weg nach Dewarka, dort den Krischna in der Nähe zu beobachten.

Als Nardman die Stadt betreten hatte, fand sich sein Blick von unzähligen interessanten Gegenständen angezogen, dann weilte sein Auge auf dem Blumenflor, welcher anstatt der Mauern Dewarka umgab; die Umgebung der Stadt fand er von from-

men Büßern bewohnt, welche zur Zierde dieses Ortes nicht weniger beitrugen als ein schädliche Einflüsse abwehrender Talisman zu einem kostbaren Armschmuck, in welchen er angebracht ist. Auf jedem Schritte begegnete Nardman Schwärmen von Brahmanen, welche, Hymnen aus den Vedas absingend, die Straße daherzogen. Von diesem Anblick erbaut, ging der Allvater auf das Innere der Stadt zu, und mußte sich gestehen, daß, obschon er gewöhnt an die Pracht der Maha Ganga, hier noch viele Dinge anzutreffen waren, die selbst seinem Auge Bewunderung abrangen. Edelsteine von den mannigfaltigsten Farben bildeten kunstvoll zusammengefügt die Wälle der Stadt; und der von ihnen ausstrahlende Glanz ersetzte des Tages über die Sonne und Nachts das Mondlicht. Die geräumigen Straßen waren aus 300,000 Krystallwohnungen zusammengesetzt, die zahllosen Tempel waren und enthielten die großartigsten Gebilde der Kunst, in den mit Säulenreihen geschmückten Bazars waren die Erzeugnisse aller Weltgegenden ausgelegt. Aber sämmtliche Herrlichkeiten der Baukunst verschwanden vor den Prachtgebäuden der 16,108 Gattinnen Krischna's. Alle waren in einer fortlaufenden Reihe aufgestellt, die Colonnen bestanden aus Korallen, die Pavillons von Goldstoff und an Perlenschnüren aufgezogen, kurz die verschwenderische Pracht, die hier ausgebreitet war, verrieth dem Beschauer schon auf den ersten Anblick, das Ganze sei ein Werk des großen himmlischen Künstlers Wismakarma.

Nachdem sich Nardman von dem Erstaunen, das die Gegenstände um ihn hervorgebracht hatten, einigermaßen erholt hatte, erinnerte er sich wieder der eigentlichen Absicht, die ihn hiehergeführt. Er trat in den nächstgelegenen Palast ein und befand sich in der Muschmani. Liebliche Kinder spielten

n dem Hofräumen, und zahllose Sclavinnen von ungewöhnlicher Schönheit umstanden ihre Gebieterinnen, harrend der Befehle, die sie ihnen ertheilen werde. Die Herrin selbst fächelte mit einer Pfauenfeder die Fliegen weg, die den neben ihr schlummernden Geliebten in seiner Ruhe hätten stören können. Als sie jetzt Nardman hereintreten sah, glaubte sie ihn wecken zu müssen. Der Sohn Vasudewa's erkannte den Altvater sogleich, und bezeugte ihm seine Verehrung, indem er sich dem Gaste zu Füßen legte, und ihn aufforderte, den Ehrenplatz einzunehmen. Er wusch ihm sodann die Füße, wie es Sitte ist, wenn man einen Brahmanen zu empfangen pflegt, und bezeugte ihm, gemeinschaftlich mit Ruschmani, noch alle sonstigen Auszeichnungen, wodurch man seine Verehrung gegen die Diener der Religion an den Tag legt. Ueberrascht von so vielen Ehrenbezeigungen, die ihm derjenige erwies, welchen er als das höchste Wesen kannte, versuchte er anfänglich, diese abzulehnen, fügte sich aber endlich darein, um seine Unterordnung unter den Willen Krischna's zu erkennen zu geben. Hierauf nahm er Abschied von dem hohen Paare und verfügte sich in den angränzenden Palast. Dort erblickte er einen sitzenden Krischna kosend mit seiner Frau, und welche Beide ihrem Gaste dieselben Huldigungen bewiesen, die er in Ruschmani's Behausung erfahren hatte. Er ward aufgefordert, einige Zeit bei ihnen in Dewarka zu verweilen, und heute ihrer Mahlzeit beizuwohnen; aber Nardman lehnte dies freundliche Anerbieten ab, und begab sich in den dritten Palast, wo er Krischna spielend unter seinen Kindern fand. Er wollte das harmlose Spiel nicht unterbrechen, und stahl sich schnell wieder ins Freie, um in den vierten Palast einzutreten, wo er Krischna — im Bade fand.

Wie sehr Nardman sich auch überrascht fand, in jedem der vier Paläste Krischna gleichzeitig und überall in einer andern Stellung oder Beschäftigung anzutreffen, wollte er doch noch nicht dieses Phänomen in das Gebiet des Wunders verweisen, sondern suchte sich die Sache natürlich zu erklären. Er sagte sich also: „Da diese Paläste so nahe an einander gebaut sind, wäre es nicht so ganz unmöglich, daß Krischna ihn, den Nardman, selbst an Beweglichkeit überbietend, durch geheime Gänge, welche die Wohnungen mit einander verbänden, aus einer schnell in die andere schlüpfen und überall noch früher eintreffen könne als er. Nardman, da er einmal sich vorgesetzt hatte, der Sache auf den Grund zu kommen, trachtete seine Schritte zu verdoppeln, und sich nirgends aufzuhalten, sondern überall flüchtig durchzuschreiten. Und siehe da, im fünften Palast gewahrte er den Krischna mit seiner Gattin eine Mahlzeit einnehmend; bei der sechsten Gemahlin traf er ihn Almosen an Brahmanen vertheilend; in dem nächst angränzenden Palast untersuchte Krischna seine Rüstkammer; in dem Hofraum des achten hielt er eine allgemeine Schau über seine Rosse und Elephanten; in dem neunten sah er ihn dem Gesange der Sclavinnen seiner dort wohnenden Gemahlin zuhorchend; in dem zehnten schlichtete er einen kleinen Streit; in dem eilften schäckerte er mit seinen Kindern; in dem zwölften warf er sich in ein Jagdkleid, um bald einem männlichern Vergnügen sich zu überlassen. Nachdem Nardman alle 16,108 Paläste durchwandert, und überall Krischna bei einer seiner Frauen und dennoch in einer verschiedenen Thätigkeit angetroffen hatte, konnte er nicht mehr zweifeln, daß dieser ungeachtet der vielen Gemahlinnen dennoch gegen jede die Pflichten eines Ehemanns beobachten könne. War nun aber auch das Factum an sich selbst gewiß,

so vermochte er doch nicht zu begreifen, wie diese Erscheinung in den Bereich des Möglichen zu ziehen sei? In diesen Betrachtungen unterbrach ihn Krischna, welcher seine Gedanken längst durchschaut hatte: „O Nardman, begränze doch deine Zweifel, und strebe nicht darnach, in Geheimnisse einzudringen, die du als ein endliches Wesen um so weniger erfassen kannst, da sie selbst die Weisheit der Götter verwirren. Frage doch jede einzelne meiner Frauen, ob sie auch nur einen Augenblick mich von ihr abwesend fand? und alle werden dir mit einem Nein! antworten." Nardman demüthigte sich nun, bereute seine Zweifelsucht und gestand, daß er, umhüllt von dem Schleier der Sinnlichkeit, unfähig sei, sich bis zu Krischna im Geiste zu erheben. Krischna, durch dieses Bekenntniß seiner Schwäche besänftigt, sprach nun in liebreicherm Ton zu ihm: „Meine Handlungen durchdringt kein geschaffener Geist, alles Grübeln der Vernunft wird hier zu keinem Ziele führen. Forsche daher nicht ferner über Dinge nach, die deinen Begriffskreis übersteigen, und kümmere dich mehr um deine eigenen Angelegenheiten. Trachte der Menschheit nützlich zu werden, und durch deine Lehren sie glücklicher und weiser zu machen; so wirst du deinen Beruf würdiger erfüllt haben, als wenn du der Erforschung übersinnlicher Dinge nachgehst."

Die Ruhe, welcher Krischna sich in der letzten Zeit hingegeben, wurde jetzt durch die Nachricht aufgestört, daß sein mit der Jamati, Tochter des Bärenkönigs Jamavent, erzeugter Sohn, Samba, die schöne Lakmani, Durjodhana's Tochter, die er bei einem, von diesem Rajah in seiner Residenz Hastinapura gegebenen, Opferfeste daselbst kennen gelernt, ihrem Vater heimlich entführt hatte, weil er die Einwilligung desselben zu diesem Herzensbündniß zu erhalten bezweifelte. Durjodhana, des-

Kaum bereits an dem Platze, wo Yudhiſtira ihn erwartete, angekommen war, wirkte der Zauber noch immer fort, kaum gewahrte er einen Teich, den er ohne Beſorgniß zu durchwaten im Begriffe war, als er der Länge nach in das vermeintliche Waſſer fiel. Der ſonſt ſo ernſthafte Bhima hob den ſchlechten Schwimmer unter ſchallendem Gelächter der Umſtehenden, die hier nichts als trockene Erde ſahen, vom Boden auf. Dabei äußerte er ſein Befremden, daß Durjodhana bei geſunden Augen doch ſo unſicher in ſeinem Gange ſei. Der Rajah von Haſtinapura vergaß jetzt ganz, auf die Freundlichkeit des Yudhiſtira zu antworten, und ſchwur für den wiederholten Spott, den er hier erfahren, an der ganzen Verwandtſchaft ſich empfindlich rächen zu wollen. Nun erfolgte an die Pandus eine Kriegserklärung, allein der Schutz Kriſchna's brachte ihnen in der Schlacht manchen Vortheil, ſo daß das Oberhaupt der Kurus zu Friedensunterhandlungen ſich geneigt fühlte, und im Herzen ſich vornahm, das durch eine Liſt zu erreichen, was nicht durch die Gewalt der Waffen für ihn zu erlangen geweſen. Die ſcheinbare Ausſöhnung bot ihm Mittel in die Hände, an welche der redlich geſinnte Yudhiſtira nicht denken konnte. Durjodhana nämlich bot unter andern Ergötzlichkeiten und Zerſtreuungen, welche dieſer Ausſöhnung folgten, dem Yudhiſtira ein Spiel Würfel an, und mittelſt falſcher Würfel gewann er in den ſieben Tagen, welche dieſes Spiel dauerte, ſeinem Vetter nicht nur die Staaten deſſelben und die Beſitzungen ſeiner ganzen Familie ab, ſondern ſogar ihre perſönliche Freiheit, und jene der Draupati wurde auf das Spiel geſetzt und verloren. Die Letztere, welche durch ihr Lachen den Zorn des Durjodhana in ſo hohem Grade gereizt hatte, ſollte nun die erſten Ausbrüche ſeiner Rache erfahren; er befahl, ſie zu entkleiden, und in dieſem Zuſtande vor den

Angesichte des ganzen Volkes auszustellen. Umsonst bat die unglückliche Prinzessin um den Tod, der Tyrann hatte ihr nicht einmal diese traurige Wahl gelassen. Da wandte sie sich im heißen Gebete an die Gottheit, und Krischna erhörte sie, indem er ein Wunder geschehen ließ. Denn für jedes Kleid, das der Büttel der Unglücklichen auszog, fand sich ein neues am Platze, so daß das Volk darin eine Parteinahme der Götter für die Tugend erkannte, und seinen Unwillen gegen die Maßregel des Tyrannen laut zu erkennen gab. Dieser nahm den Schein an, als füge er sich der öffentlichen Meinung, doch nur um diese Strafart gegen eine andere zu vertauschen. Er gebot demnach, daß sie in Gegenwart der fünf Brüder sich auf seinen Schooß setze, und ungeachtet ihres Sträubens zwang man sie zu dieser Erniedrigung. Jetzt verlor Bhima alle Geduld, und schwur bei seinem Namen, daß er den Schenkel zerbrechen werde, auf welchem man seine Gemahlin zu sitzen nöthigte. Durjodhana lachte nach ausgeführter Demüthigung jener ohnmächtigen Wuth, verbannte seine Vettern, nachdem er sie ihrer Güter beraubt hatte, aus seinen Staaten, und bedrohte sie mit den furchtbarsten Strafen, wenn sie vor zwölf Jahren wagen sollten, sich seinen Grenzen wieder zu nahen, oder nur von sich reden zu machen.

Die Pandus mußten als die augenblicklich schwächere Partei sich in ihr Schicksal ergeben, und begannen ihr früheres Wanderleben von neuem. Sie kamen in einen Wald, wo sie auch an dem Nothdürftigsten hätten Mangel leiden müssen, wenn nicht Draupati's Gebet an die Sonne das Leiden dieser Familie abgekürzt hätte. Der Gott, welcher die Andacht der unglücklichen Fürstin belohnen wollte, schenkte ihr eine Vase, welche die wunderbare Eigenschaft besaß, alle Körner, welche darin gekocht wur-

den, zu vervielfachen, so daß ein einziges Reiskorn genügte, nicht nur die ganze Familie zu sättigen, sondern die Pandus sogar in den Stand setzte, arme Büßer zu speisen.

Eines Tages sprach ein hungernder Fakir [1] sie um eine Gabe an, als sie eben ihre Mahlzeit hielten. Draupati erfüllte seine Bitte, und da sie ihm eine sehr reichliche Portion zutheilte, ohne daß der Inhalt der Schüssel sich vermindert hätte, mußte der Fakir bald die seltsame Eigenschaft dieses Eßgeschirr's errathen. Draupati verhehlte ihm nicht, daß er recht vermuthet habe, worauf er sie ansprach, ihm damit ein Geschenk zu machen. Diese, welche für Sünde hielt, wenn man einem Armen eine Bitte verweigern wolle, folgte ihm das Geräthe aus, an welches die Existenz einer ganzen Familie geknüpft war. Der Fakir will im Uebermaaß seiner Freude sogleich selbst einen Versuch mit dieser Wundergabe anstellen, aber kaum hatte seine Hand die Schüssel berührt, als sie auch schon ihre wunderbare Eigenschaft verloren hatte. Bestürzt über diese Entdeckung gab er die Vase der frühern Eigenthümerin wieder zurück und ging seines Weges. Die Pandus aber fürchteten, daß er anderswo davon erzählen, die Aufmerksamkeit des Volkes dadurch auf sie hinlenken, und ihr Asyl ermittelt werden würde, beschlossen deßhalb den Wald zu verlassen und einen andern Zufluchtsort in den Staaten des Rajah von Bayrut aufzusuchen, welcher der Hauptstadt dieses Fürsten so nahe lag, daß sie sogar auf den Entschluß geriethen, ihm ihre Dienste anzubieten. Nachdem sie nun in dem Walde ihre Waffen, die sie verrathen haben würden, sorgfältig verscharrt hatten, begaben sie sich nach jener Stadt, stellten sich dem Fürsten als frühere Dienstleute im Heere Judhistira's vor, die sein Unglück gezwungen habe,

[1] Bettelmönch.

ht in einem andern Staate Beschäftigung zu suchen.
der Rajah vertraute ihnen sogleich dieselben Aemter
n, die sie früher verwaltet zu haben vorgaben.
udhishtira wurde Staatsrath, Bhima Oberküchen-
eister, Arjuna Oberfeldherr, Sahadewa erhielt die
ufsicht über die Bücherschätze des Königs, und
akula wurde Oberstallmeister.

Die Pandus waren mit ihrem jetzigen Schicksal o wohl zufrieden, daß sie mehrere Jahre an keine Veränderung dachten. So war ihr Andenken ganz aus dem Gedächtniß der Welt verschwunden, und Durjodhana zeigte sich verwundert, daß Niemand über sie Auskunft zu geben vermochte. Aber dieser gänzliche Mangel an Nachrichten über das Schicksal der Pandus diente nur dazu, ihm Besorgnisse einzuflößen, daß sie absichtlich ein solches Dunkel über sich verbreiteten, um einst gerüstet aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten.

Nachdem die zwölf Jahre des Exils verflossen waren, dachten die Pandus daran, ihr jetziges Asyl zu verlassen, nicht aber, um wieder zu Durjodhana zurückkehren, sondern um sich zu ihrem gemeinschaftlichen Schwiegervater Drupata zu begeben, welcher ihren Hoffnungen auf ihn entsprach, insofern er ihnen seine Truppen zur Disposition stellte, um mit diesen in die Staaten Durjodhana's einzufallen, und ihre Besitzungen durch neue Siege sich zurückzufordern. Der Erfolg entsprach ihren Erwartungen. Da aber auf einen friedlichen Vertrag mit dem ränkevollen Durjodhana nicht fest zu bauen war, so ermuthigte Krischna in einem Schreiben seine Vettern, daß sie, so ein neuer Bruch des Vertrages von Seiten des Rajah statt finden würde, nur sogleich die Waffen ergreifen sollten, indem sie auf seinen Beistand sicher zählen dürften.

Die Sonne des Glückes war wieder über die Pandus aufgegangen. Judhishtira regierte sein Volk

mit Weisheit und Gerechtigkeit, seine vier Brüder ehrten ihn als ihren Aeltesten, als bald eine neue Wolke an ihrem Horizonte heraufzog. Arjuna nämlich hatte eines Tages einen bettelnden Brahmanen an Judhistira verwiesen; der Brahmane, welcher in dieser Handlungsweise nur einen Vorwand zu finden glaubte, womit Arjuna seine Hartherzigkeit bemänteln wollte, belegte in seinem Zorne ihn mit einem Fluche, der sogleich seine Wirkung äußerte, indem Arjuna in eine gänzliche Kraftlosigkeit verfiel. Er warf sich nun dem Brahmanen zu Füßen, mit ihm die andern Pandus, um den Brahmanen durch ihre vereinigten Bitten dahin zu vermögen, daß er seinen Fluch zurücknehme. Bewegt durch diesen Anblick tröstete sie der Brahmane und sprach, Arjuna würde, sobald er die heiligen Orte besuchen und daselbst in den Fluten des geheiligten Ganges baden werde, seines Uebels genesen. Obschon jetzt die Herzen der Brüder wieder gestärkt waren, so fiel ihnen doch der Gedanke einer Trennung von Arjuna schwer. Arjuna zog nun das Gewand eines Pilgers an, und begab sich, um die eingetretene Regenzeit abzuwarten, vorerst nach Dewarka, wo er, in der Voraussetzung, er werde in seiner jetzigen Vermummung unerkannt bleiben, Krischna um ein Asyl ansprach, welcher sich stellte, als ahne er eben so wenig wie die Andern, wer sein Gast sei.

Ungeachtet des strengen Incognito, das Arjuna beobachtete, war doch seine Erscheinung auf Sabadhrana, Krischna's Halbschwester — denn sie war zwar eine Tochter Vasudewa's, aber nicht mit Dewaki, sondern, wie Bala-Rama, mit Ratni erzeugt — nicht ohne Eindruck geblieben. Die Prinzessin suchte zwar ihre Empfindungen sich selbst zu verhehlen, weil die vermeintlich niedere Geburt ihres Geliebten zu einer Verwirklichung ihrer Wünsche keine Aussicht eröffnete; aber ein noch größeres

Hinderniß setzte sich denselben entgegen, als sie erfuhr, ihr Bruder habe die Absicht, dem Durjodhana ihre Hand zu versprechen. Mit Schrecken sahen die beiden Liebenden die schöne Jahreszeit sich nahen, die den jungen Pilger an die Fortsetzung seiner Wanderschaft mahnen würde.

Endlich gab Arjuna sich doch dem Krischna zu erkennen, und erzählte ihm zu gleicher Zeit den Beweggrund seiner Pilgerschaft. Krischna stellte sich, als höre er eine Neuigkeit, und wollte ihn nicht eher ziehen lassen, bis er sich von ihm einen Wunsch ausgebeten. Ermuthigt durch diesen Beweis der Zuneigung gestand ihm Arjuna seine Herzensangelegenheit. Krischna, der diese Wünsche jene seines Bruders Bala-Rama, des Freundes von Durjodhana, durchkreuzen sah, rieth zu einer Entführung, und um dem Arjuna die Ausführung dieses Vorhabens zu erleichtern, sagte er ihm den Tag, wo die Prinzessin der Andacht halber sich nach dem Tempel der Bhavani begeben würde.

Die Ausführung dieses Plans gelang vollkommen, und Arjuna begab sich mit seiner schönen Beute in die Staaten seines Bruders Judhistira, denn die Pilgerreise war ohnehin überflüssig geworden, weil seit dem Besitze der Geliebten Arjuna von dem Fluche des Brahmanen nichts mehr an sich verspürte.

Bala-Rama aber sah diese Entführung mit andern Augen an als Krischna, denn er hatte dem Durjodhana sein Wort gegeben, ihm die Schwester zuzuführen. Er setzte also dem Arjuna nach, entwaffnete ihn, und führte ihn als Gefangenen nach Dewarka, um ihn abstrafen zu lassen. Allein Krischna, nachdem er die ersten Ausbrüche seines Zornes hatte austoben lassen, vermochte den Bruder zu beschwichtigen, indem er ihm vorstellte, es sei, da ihre Schwester sich gutwillig hatte entführen lassen, nach einem solchen Schritt doch nicht mehr

zu hoffen, daß Durjodhana sie zur Frau nehmen werde, er solle daher nur in die Verbindung mit Arjuna stimmen. Dem Beispiele Arjuna's folgten bald auch die andern Brüder, indem sie, die bisher gemeinschaftlich Draupati besaßen, jeder nun eine besondere Ehe einging; nur blieb Draupati in den Rechten einer ersten Gattin.

Die Leser werden bemerkt haben, daß Krischna seit seiner Menschwerdung stufenweise die Maya[1] wegzog, welche, wie bei gewöhnlichen Menschenkindern, auch sein Auge umschleierte; wie er anfänglich in schwierigen Fällen der Einsicht Nardmans sich bediente, aber seit dem Siege über Panderich die Göttlichkeit seiner Sendung selber ankündigend, sich von den Fesseln allmählig frei zu machen schien, die er durch seine Menschwerdung sich selber angelegt hatte. Und wenn er im Verkehr mit den Erdenkindern ganz ihre Schwächen annahm, oder vielmehr anzunehmen schien, so daß er Andern es überließ, gewisse Ereignisse aufzuklären, was ihm selbst doch mit Einem Worte möglich gewesen wäre, so entsprang sein Stillschweigen lediglich daher, daß er in seiner göttlichen Weisheit es für schädlich hielt, vor dem Auge der Sterblichen den Vorhang wegzuziehen, welcher den Zusammenhang von Ursache und Wirkung im Laufe der irdischen Begebenheiten sie erkennen lassen würde. Hier folge ein Beispiel dieser Art.

Amasrada, ein Sohn Pardmans und folglich ein Enkel Krischna's, dessen Jugend zu den schönsten Hoffnungen für seine Zukunft berechtigte, war plötzlich aus dem Schooße seiner Familie verschwunden. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Man zweifelte nicht mehr, daß ein Rakschasa oder ein anderer Dämon ihn durch die Luft entführt habe. Seine trauernden Eltern setzten selbst übernatürliche

[1] Sinnentäuschung.

Diener in Bewegung, um seinen Aufenthaltsort zu erfahren. Wie leicht hätte Krischna, dem nichts verborgen ist, hier aushelfen können!

Da kam Narodman in Dewarka mit der Neuigkeit an, daß Amasrada in der Gewalt Bhanassers, des Rajah von Banarasi (Benares) sich befinde, und daß er in der größten Gefahr sei, wenn Krischna nicht eiligst an seine Befreiung dächte. An der Gefangenschaft des Jünglings war die Liebe Schuld gewesen. Oudaka, die Tochter des Bhanasser, sollte dem Willen ihres Vaters zufolge an ihre Verheirathung denken, sie aber hatte den ehelosen Stand vorgezogen, und bewohnte einen eigenen Palast, in welchem sie sich von dem ihr verhaßten Männergeschlecht ganz absondern konnte. Da träumte ihr eines Nachts, als hielte der zärtlichste und liebenswürdigste Gatte sie umschlungen. Desto grausamer empfand sie die Täuschung, als sie erwachte. Sie that sogar einen Eid, keine Nahrung zu sich zu nehmen, bis das im Traume ihr erschienene Ideal sich in der Wirklichkeit gefunden haben werde; denn ohne den Geliebten habe für sie das Leben keinen Werth mehr.

Kummer und Fasten hatten bald die Gestalt der Prinzessin so gebleicht, daß die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, Niemandem mehr ein Geheimniß bleiben konnte. Quitarki, ihre nächste Freundin beschloß, dem Grund ihrer Betrübniß unermüdlich nachzuforschen, und die Ausdauer, welche sie bei ihren Fragen zeigte, lohnte bald ihre Bemühungen. Quitarki hätte auch wenig ausrichten können, wenn sie nicht Kenntnisse in der Magie besessen hätte, denn wo sollte man den Jüngling aufsuchen, der bisher nur im Traume gesehen worden? Quitarki verfuhr also auf folgende Weise: Sie zeichnete mit Kreide die Gestalten aller in der Dreiwelt existirenden Wesen hin; zuerst kamen die

Himmlischen an die Reihe, dann die sterblichen Geschlechter, endlich auch die Bewohner der Unterwelt. Da sich aber unter allen diesen nicht die Gestalt des im Traume erschienenen Jünglings fand, so fiel der Zauberin zur rechten Zeit noch ein, an die Bewohner von Dewarka zu denken, welche Stadt bekanntlich nicht zur Dreiwelt gehört, da sie von Krischna nur für eine kurze Zeit geschaffen worden, und bei seinem Abscheiden von der Erde wieder verschwinden sollte.

Als die Prinzessin zuerst Krischna erblickte, lüftete sie ein wenig ihren Schleier, dasselbe that sie als Purdman erschien, als nun auch Amarsada vor ihren Blick hintrat, entfuhr ihr ein Schrei des freudigen Erstaunens. „Der ist's! das sind seine Züge!“ rief sie aus. Jetzt genügte ihr nicht mehr, ihn nur gesehen zu haben, sie wollte ihn auch besitzen und zwar sogleich. Auf das dringende Verlangen Oudika's mußte ihre Freundin sogleich abreisen. Sie nahm durch die Luft ihren Weg, schwebte über dem Palast, worin der Gegenstand ihrer Reise wohnte, drang durch das Fenster in seine Gemächer, breitete einen Zauber über ihn, der ihn in einen festen Schlaf senkte, und entführte ihn nach Banarasi, wo sie ihn in die Arme ihrer Freundin legte.

Wer beschreibt das Erstaunen des Prinzen, als er bei seinem Erwachen sich an einem ihm unbekannten Orte fand? Die Beweise von Zärtlichkeit, welche er von der Prinzessin erhielt, ließen ihn jedoch bald Dewarka, seine Verwandten und sich selbst vergessen, die Liebe verdrängte nun alle andern Gedanken aus seinem Herzen. Dieses zärtliche Verhältniß dauerte eine geraume Zeit ungestört fort, bis endlich der Garderobemeister unter den Kleidern der Prinzessin eines Tages ein solches Kleidungsstück vorfand, das ihn auf einen heim-

lichen Bewohner seines eigenen Geschlechts in diesem Appartement der Frauen muthmaßen ließ; und er säumte nicht, dem Rajah seinen Argwohn mitzutheilen.

Dieser hatte einst durch seine übermäßigen Büßungen sich die Gunst Schiwa's in solchem Grade erworben, daß er ihm Unüberwindlichkeit verlieh, welches Geschenk Bhanasser zur Unterdrückung der Götter und Menschen mißbrauchte, und nun die seltsame Klage laut werden ließ, daß Niemand mehr existire, der sich mit ihm messen könne. Schiwa tröstete ihn, indem er ihn aufmerksam machte, daß zur Zeit, wenn ein kleines, auf dem Dache eines seinem Palaste gegenüber befindlichen Tempels befestigtes Banner von selbst herabfallen würde, derjenige in der Welt erscheinen soll, an dem er wieder seine Kraft erproben könne. Seitdem hatte der Rajah seinen Blick unverwandt nach jenem Punkte gerichtet, und gewahrte den Fall des Tuches genau in demselben Momente, wo der Garderobier seiner Tochter ihm den vorerwähnten Verdacht mittheilte. Unter andern Umständen würde diese Nachricht in ihm den größten Zorn erregt haben, aber die Freude, sich dem Ziele seiner Wünsche so nahe zu wissen, verdrängte jede andere Empfindung. Eiligst begab er sich in den Palast seiner Tochter, wo er unerwartet eintretend die beiden Liebenden bei einer Schachpartie antraf. Amasraba saß so, daß er den Eintretenden zuerst erblicken mußte. Er fragte also die Geliebte, wer diese riesige Gestalt mit den vielen Köpfen, Armen und Füßen sei? Oudila, die an dieser Beschreibung ihren Vater erkannte, ergriff schweigend die Flucht; der Jüngling aber beschloß, sich mit seinem Schwerte den Ausgang zu bahnen. Aber einem solchen Gegner wie Bhanasser muß auch der Tapferste weichen. Der Unglückliche wurde nach Banarassi abgeführt, und

dort in festes Gewahrsam gebracht. Bhanasser hatte gegen ihn eine zwiefache Ursache zu zürnen; sowohl wegen der Beschimpfung, die er ihm zugefügt, daß er sich erkühnt hatte, die Augen zu seiner Tochter zu erheben, und heimlich in ihrem Palaste zu verweilen, als auch weil er durch sein Unterliegen unter der Kraft Bhanassers, dessen Hoffnung, endlich einen Kämpfer von gleicher Tapferkeit zu finden, vereitelt hatte. Und doch hatte der Gott die Zukunft Bhanassers richtig vorhergesagt. Denn schon befand sich Krischna unterwegs an der Spitze seiner Yadus, in der Absicht, seinen Enkel aus der Gefangenschaft zu lösen; und der übermüthige Rajah hatte nun das Ziel seiner Hoffnungen erreicht, mit dem einzigen Gegner, der seiner würdig war, einen Kampf zu bestehen. Sein Hochmuth malte ihm schon die Gewißheit des Sieges aus. Mit hohnlächelnder Miene zog er dem Feind aus den Thoren seiner Hauptstadt entgegen. Die zahlreiche Armee, die ihm folgte, galt ihm nicht als Schutzwehr, deren er nicht zu bedürfen meinte, sondern zur Erhöhung des Schaugepränges. Bald aber belehrte ihn der Erfolg eines andern, da weder seine eigene Kraft noch das Heer ihn gegen die Streiche seines Gegners zu schützen vermochten. In diesen Moment der Gefahr rief er Schiwa zu seinem Schutze an. Dieser kam ihm sogleich mit einer ganzen Schaar von Göttern zu Hülfe. Aber o Wunder! Schiwa Mahadewa selber vermochte nichts gegen Krischna, und rieth dem stolzen Rajah sich dem Sieger überwunden zu bekennen. Aber dieser, der während des Zweikampfs der beiden Götter wieder Kräfte gesammelt hatte, wollte in seinem unbegrenzten Hochmuth nochmals das Glück versuchen. Jetzt aber beraubte ihn Krischna aller der übernatürlichen Kräfte, womit Schiwa einst ihn ausgerüstet hatte. Das Geständniß seiner Schwäche war für ihn eine

[illegible] Strafe als der Tod. Er mußte nun die Waffen ablegen, und es noch als eine besondere Vergünstigung des Schicksals betrachten, die Krone zu behalten und Krischna's Enkel zu seinem Schwiegersohn anzunehmen; ein Glück, das er nicht verdient hatte, und nur in Berücksichtigung des frommen Wandels seines Ahnherrn, der ein Verehrer Wischnu's gewesen, ihm zu Theile wurde. Bhanasser erkannte die Gnade, und suchte in der Folge durch seine Ergebenheit an Krischna sich ihrer auch würdig zu machen.

Als dieser Krieg beendigt war, führte Krischna seinen Enkel und dessen reizende Gemahlin nach Dwarka, und begann hierauf seine frühere Lebensweise, den Gerechten gegen ihre Unterdrücker beizustehen, und die Letztern, wo sein Beistand angerufen ward, von der Erde zu vertilgen.

Wir hatten schon früher Gelegenheit gehabt, Krischna nicht nur als ein Muster der Gerechtigkeitspflege kennen zu lernen, sondern auch als leuchtendes Vorbild der Frömmigkeit in der Ausübung der von der Religion vorgeschriebenen Gebräuche. Einst hatte er zur Zeit einer von den Astrologen verkündeten Sonnenfinsterniß sich mit seiner ganzen Familie nach Kurta-Kitta begeben, um dort in der heiligen Quelle zu baden. Die Kunde davon zog zahllose Pilger zur geweihten Stätte. Auch die Pandus und Draupati ergriffen diese Gelegenheit, um Krischna wieder zu sehen, welcher Draupati seine 16,108 Frauen vorstellte. Krischna äußerte sein Befremden, den Duriodhana unter ihnen zu vermissen, obgleich die Gründe dafür zahlreich genug waren; denn er haßte nicht nur die Pandu's, sondern auch Krischna selbst, der ihn im Zweikampfe einst besiegt, und dessen Enkel Sambha seine Tochter entführt hatte; endlich insofern Krischna sich des [illegible] angenommen, welcher [illegible]

Rama ihm zugesagte Schwester ihm entrissen. Nun kam hernach auf die vielen Ränke zu sprechen, die Durjodhana geschmiedet, seit Arjuna Dewarka verlassen, und welche neue Finten er ersonnen, um ihnen abermals seine Verträge zu brechen, wie er unermüdlich ihrem Leben nachstelle, was sie zwinge, die Waffen niemals abzulegen, weil sie gegen seine heimlichen wie offenen Angriffe stets auf der Hut sein müßten.

Obgleich Krischna wohl wußte, daß ihre betrübte Lage bald eine heitere Wendung nehmen werde, so redete er ihnen doch selber zu, ihre Wachsamkeit gegen den Feind zu verdoppeln, und versicherte sie seines Schutzes, wo und wie oft sie ihn anrufen würden. Ermuthigt durch diese Zusicherung schlugen sie wieder den Weg nach Indrapasta ein, und Krischna kehrte nach Dewarka zurück, wo er bis zum Beginn des großen Krieges (Maha Bharata), der nun seinen Anfang nehmen sollte, verblieb.

In seiner Residenz angekommen, fand er seinen Bruder Bala-Rama vor, der ihn mit lebhafter Ungeduld erwartet hatte; denn er wollte von ihm Abschied nehmen, bevor er seine Wallfahrt zu den heiligen Stätten anträte. Diese hatten die Rischi's (Heilige) ihm als Buße auferlegt gehabt, weil er im Zorn einem Brahmanen den Tod gegeben, welcher in dem Lesen der Veda's sich nicht hatte unterbrechen wollen, als er an den Frommen vorbeigehend, dessen Gruß erwartet hatte. Als die Stimme der Vernunft wieder Gehör gefunden, erkannte er die Größe seines Verbrechens, und zeigte sich bereit, die Buße auszuüben, die ihn von seiner Blutschuld rein waschen sollte. Nur wollte er noch einige Tage in Krischna's Gesellschaft verleben, dann aber sogleich seine Pilgerfahrt antreten.

Der Sohn Basudewa's hatte nicht eine Minute lang das Wohl der Pandu's aus dem Auge gelas-

sen. Er berichtete ihnen also die Abreise seines Bruders, und ermunterte sie, diese Gelegenheit zu benützen, und jetzt mit den Waffen in der Hand ihr Eigenthum von Durjodhana zurückzufordern, wenn er auf billige Vorschläge nicht achten wollte; „denn," fügte Krischna hinzu, „durch Rama's Abwesenheit bin ich in den Stand gesetzt, alle Truppen aus Dwarka zu eurem Beistand aufzubieten, und dann kann nicht zweifelhaft sein, auf welche Seite der Sieg sich neigen wird; bleibt ihr aber unthätig bis zu Rama's Wiederkunft, so wird er sich dem Interesse der Kurus anschließen, und ich könnte denn nicht mehr euch dieselben Dienste leisten.

Dieses Schreiben trieb die Pandus zu rascher Entschließung. Sie sandten einen Botschafter nach Hastinapura, welcher dem Durjodhana ihren Willen kund thun sollte, nämlich ihr väterliches Erbe ihnen herauszugeben, oder, wie es in den Tagen ihres Vaters gewesen, die Hälfte der Einkünfte ihnen zukommen zu lassen. Sollte jedoch auf gütlichem Wege kein Vergleich zu Stande kommen; so wären sie entschlossen, sich mit den Waffen in der Hand zum Rechte zu verhelfen.

Durjodhana wurde über die Maßen entrüstet, daß die Pandus ihm Bedingungen vorzuschreiben wagten. Er achtete nicht auf die Zusprache seiner Familie, seiner Feldherren und Räthe, welche sämmtlich eine Beendigung des alten Familienzwistes wünschten. Biskuma, der Sohn Santanus, der Großoheim beider Familien, gleich berühmt durch seine Weisheit wie durch Tapferkeit in der Schlacht, und welcher nebstdem noch die Gabe, in die Zukunft zu blicken, besaß, berief sich auf die Erfahrung eines langen Lebens, um dem Durjodhana Vertrauen zu seinen Rathschlägen zu erwecken. Aber weil die allgemeine Stimme auch die seinige war, wurde auch er nicht beachtet, als er dem hochmü-

thigen Fürsten seine Warnungsworte zukommen ließ. Er ermahnte ihn umsonst in einer Sache nachzugeben, wo nicht nur die Gegenpartei das Recht auf ihrer Seite habe, sondern auch die Protection Krischna's; nebstdem Bhima's ungewöhnliche Leibesstärke bekannt genug sei; ferner ihm sowohl als seinem Bruder Arjuna übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen. „Um Euch dessen, mein Fürst, vollends zu überzeugen," fügte der kluge Greis hinzu, „erlaubt, daß ich Euch folgende Geschichte erzähle:

„Nara[1] und Narayana, diese beiden Incarnationen Wischnu's hatten sich in die Einsamkeit eines Waldes zurückgezogen, um dort abgeschieden vom eitlen Treiben der Welt ein beschauliches Leben zu führen. Eines Tages waren sie aus ihrer Contemplation durch Jagdgetöse aufgestört; als sie erfuhren, der Rajah Shastabavata jage in dem Walde, sandten sie ihm einen Boten entgegen, durch welchen sie ihm und seinem zahlreichen Gefolge Erfrischungen und eine kräftige Mahlzeit herzubereiten sich erboten. Der Rajah nahm dies Anerbieten an, obschon er sich wenig für seinen Gaumen von zwei Einsiedlern versprechen mochte. Allein diese riefen alle Götter zu ihrem Beistand an, und da ließ leicht eine fürstliche Tafel sich herzaubern. Die ausgewähltesten Leckerbissen prangten in goldenen und silbernen Gefäßen. Am Schlusse der Mahlzeit verlangten die splendiden Wirthe sogar, daß ihre Gäste die vor ihnen stehenden Schüsseln als Gastgeschenk mit sich nehmen sollen. Der Rajah zweifelte nun keinen Augenblick mehr, daß die beiden Anachoreten im Besitze eines Talismans seien, und wünschte, daß sie diesen Schatz ihm ablassen. Umsonst versicherten sie ihm, nur durch die Macht ihres Gebetes hätten sie solche Wunder geschaffen, sie selbst aber seien sehr arm, es würde ihnen doch kein

[illegible] Wasser, [illegible] der [illegible] Wasser [illegible]

Glauben geschenkt. Er bestand auf seinem Wunsche und verlangte das Zaubermittel oder die Mittheilung des Geheimnisses, wodurch sie in den Besitz dieser Schätze gelangt seien. Ihre fernere Weigerung hatte zur Folge, daß der Rajah seinen Soldaten befahl, sie zu mißhandeln, um durch Zwangsmittel sie seinen Wünschen fügsam zu machen.

„Entrüstet über solchen Undank thaten die Einsiedler in der Heftigkeit ihres Zornes den Schwur, daß diese Art, die Gastfreundschaft zu erwiedern, nicht nur dem Fürsten, sondern auch seinem ganzen Gefolge das Leben kosten solle. Unter dem Beistande der Götter führten sie auch dieses Wunder aus. Nach dessen Vollziehung verließen die beiden Einsiedler ihre sterblichen Hüllen, und incarnirten sich als — Krischna und Arjuna. Diese Geschichte, mein Fürst, habe ich in unsern heiligen Büchern gelesen, und ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, was nur zu bekannt ist, nämlich, daß Beide Incarnationen Wischnu's sind. Daß aber Wischnu noch mächtiger als die beiden andern großen Götter (Brahma und Schiwa) sind, hat mich folgende Thatsache überzeugt.

„Einst begaben sich alle drei Glieder der Trimurti auf die Reise, um das unsichtbare Wesen aufzusuchen. Aber nur Wischnu wurde vorgelassen, weil er mit diesem identisch ist; obschon er zuweilen auf Erden erscheint, und eine menschliche Gestalt annimmt, um das Laster zu bestrafen. Wäre es nun möglich, mein Fürst, daß Du im Kampfe mit dem Höchsten obsiegen solltest? Aber auch Wischnu überragt an Stärke Brahma und Schiwa zugleich. Was ist also räthlicher, als jetzt, wo es noch Zeit ist, nachzugeben, und einen ungerechten Krieg zu vermeiden, der mit Deinem Untergange enden müßte?“

Durjodhana antwortete auf diesen wohlgemei-

ten Rath mit Sarcasmen. „Ich wundere mich gar nicht," entgegnete er dem Greis, „daß das hohe Alter Euren sonstigen Heldenmuth aufgezehrt hat, ich erwarte auch nicht, daß Ihr noch einmal zu den Waffen greifen werdet; erwartet aber auch nicht von mir, daß Eure alten Märchen mich einschüchtern könnten. Sollten vielleicht die Pandus Eurem Herzen jetzt näher stehen, als wir selbst, so möget ihr zu ihnen übergehen."

„Diesen Willen hätte ich längst zur Ausführung gebracht," versetzte der wackere Greis, „so ich jemals es für gut befunden haben würde. Aber die Zärtlichkeit, die ich stets für meinen schwächlichen Neffen Tritaraschtra, deinen Vater, hegte, bestimmte mich von Anfang an, sein Schicksal, wie es auch sich gestalten möge, als das meinige zu betrachten. Daher muß es mich nicht wenig schmerzen, daß sein Sohn meinen wohlgemeinten Rath verwirft, und nur auf Schmeichler achtet, die, seinem Stolze Nahrung reichend, ihn dem Abgrund entgegen führen."

Auf Durjodhana's verhärtetes Herz machten alle diese Reden keinen Eindruck, denn, wofern man den Astrologen, die in seiner Jugend ihm das Horoscop stellten, glauben darf, hatte sein Geschick ihn dazu aufgespart, daß er durch seine Gewaltthätigkeiten den Untergang der Kurus einst herbeiführen sollte. Meine Leser werden zwar hier fragen: Wenn Durjodhana nicht anders handeln konnte, so war er auch von aller Verantwortlichkeit frei; und Wiskuma, der die Zukunft vorhersah, hätte demnach seine Worte sparen können. Aber aus Wiskuma's Reden läßt sich schließen, daß nur die Versuchung vorher bestimmt sei, er jedoch die Willensfreiheit des Menschen voraussetze,[1] denn er

[1] Aehnlich liest man in den mosaischen Büchern, daß Jehovah das Herz des Pharao verstockt, und den Bileam selbst angeregt habe, zu seinem eigenen Nachtheil mißfällig zu handeln.

schloß mit den Worten: „Wer kann den Beschlüssen des Höchsten sich widersetzen? Es ist in den Sternen geschrieben, daß Du selbst das Werkzeug Deines Todes sein sollst; weil ich dies vorhersah, suchte ich vor dem Falle zu warnen. Wer aber sich von dem Rande des Abgrunds nicht zurückziehen lassen will, der stürze hinein!"

Das Oberhaupt der Kurus war stolz darauf, die Festigkeit seiner Entschlüsse wieder einmal bewiesen zu haben, entließ den Abgesandten der Pandus und achtete nicht weiter auf ihre Forderungen. Als die beiden Heere einander kampfgerüstet gegenüberstanden, zählte Durjodhana eilf Legionen, Judhistira aber nur sieben; allein die Pandus verließen sich auf den Beistand Krischna's. Biskuma sollte die Kurus befehligen und Arjuna die Pandus. Letzterer schoß am Morgen der Schlacht, das Zeichen zum Angriff gebend, einen Pfeil zu den Füßen seines Großoheims als Zeichen seiner Hochachtung für ihn, und Biskuma antwortete auf gleiche Weise, indem er zum Zeichen seiner Protection den Pfeil über Arjuna's Haupt wegzielte. Als die Nacht herangekommen, war der Sieg noch auf beiden Seiten unentschieden, und so schwankte das Kriegsglück noch vier Tage fort. Am sechsten Morgen fiel Arjuna's Sohn Akmandra als das erste Opfer, der Schmerz entmannte dessen Vater so sehr, daß er die Waffen niederlegen wollte. Da zeigte Krischna dem Arjuna seinen Sohn in seinem (Wischnu's) Paradiese Vaikunta, wo er, der himmlischen Glückseligkeit genießend, für alle Vorgänge auf der Erde so gleichgültig geworden, daß er nicht einmal seinen Vater mehr kannte, der um den früh dahingeschiedenen Sohn so viele Thränen vergoß. Arjuna fühlte sich, nun fest überzeugt von dem günstigern Loose Derjenigen, die der Erde nicht mehr angehören, getröstet, und kehrte auf den Kampf-

[illegible] zurück; nur einen Augenblick, der von seiner Schwäche gezeugt hatte, durch verdoppelte Tapferkeit seinem Heere vergessen zu machen, und der siebente Tag schien nicht mehr bezweifeln zu lassen, auf welche Seite der Sieg sich neigen werde; als am folgenden Morgen Bhishma die Hoffnungen der Kurus wieder aufrichtete, indem sein Pfeil den Arjuna an der Brust traf, so daß er bewußtlos in seinen Wagen zurücksank.

Vom Tode Bhishma's hatte das Schicksal den Ausgang des Krieges abhängig gemacht. Diesem Helden konnte aber der Tod nicht so leicht beikommen, denn Bhishma besaß ein geheimes Mittel, denselben abzuwehren. Wenn er es selbst entdecken würde, der konnte allein über ihn Gewalt bekommen. Da wandte sich eines Tages Yudhishtira an ihn, und sprach: „Du legst, wackerer Greis, Deine Hand segnend auf mein Haupt, und wünschest mir noch lange den Besitz meiner Königswürde. Ist dieser Wunsch aber auch aufrichtig, da Du täglich solche Verwüstungen im Heere der Pandus anrichtest? Soll ich Deiner Versicherung der Theilnahme am Wohle der Pandus Glauben schenken, so theile mir das Geheimniß mit, das Dich unverwundbar macht.“ Bhishma antwortete mit einem Lächeln: „Daran erkenne ich Krishna's Einfluß;“ entgegnete er, „denn er nur konnte Dir diese Bitte in den Mund legen. Ich weiß, daß mir in diesem Kriege zu sterben bestimmt ist. Was kann mir also daran gelegen sein, ob ich einige Tage früher oder später aus der Welt scheide, darum will ich Deinen Wunsch gewähren. Dir ist doch wohl bekannt, daß der Rajah Santanu, der Ahn eurer Familie, mein Vater war, und ich die alleinige Frucht seiner Verbindung mit der Stromgöttin Ganga, sowie, daß ich die unschuldige Ursache ihrer Trennung war,[1]

[1] Vgl. S. 62—64.

und wie ich Alles anwandte, um meinem Vater Erben zu verschaffen, damit kein Grund vorhanden sei, mich nicht dem beschaulichen Leben zu widmen, für das ich mehr Geschmack bezeugte, als an den Welthändeln Antheil zu nehmen. Die Tochter eines meinem Vater befreundeten Rajah verlangte mich zur Ehe, da ich aber meinem Vorsatze treu bleiben wollte, und sie einen Eid geschworen hatte, keinem Andern als mir ihre Hand zu reichen, so erzürnte sie sich dermaßen, daß sie nichts so sehr als meinen Tod wünschte. Um diesen herbeizuführen, flehte sie täglich zur Göttin Bhawani, die ihr Gebet erhörte, indem sie ihr kund that, daß im Buche des Schicksals geschrieben stehe, ich werde nicht früher sterben, als wenn der Krieg zwischen den Kurus und Pandus eröffnet werden sollte. Sie hat sich deßhalb in die Kleider eines Kriegers gehüllt, und kämpft in euern Reihen, nur von ihrer Hand wird mir die Todeswunde werden, denn, treu dem Gebote des Buches Schasta, werde ich nie gegen ein Weib die Waffen kehren, noch gegen einen fliehenden oder wehrlos gemachten Feind. Freilich war mein sehnlicher Wunsch, das Ende dieses Krieges noch erleben zu wollen, aber ich füge mich in das unvermeidliche Geschick, so es auch einige Tage früher mich erfaßt."

Judhistira hatte jetzt nichts Wichtigeres vorzunehmen, als die Todfeindin Viskuma's in seinem Heere zu ermitteln. Sakunda, so war ihr Name, sollte an dem zehnten Tage des Krieges den Oberbefehl über die Truppen der Pandus erhalten, da der schwer verwundete Arjuna seinem Posten noch immer nicht vorstehen konnte. Die Amazone brannte vor Begier, die lange aufgehobene Rache endlich befriedigen zu können. Wuthentbrannt stürmte sie auf den Gegner ein und entsandte in wenigen Augenblicken eine so große Anzahl von Pfeilen, daß

man glaubte, die Göttin Bhavani selber gebe ihnen ihre Richtung. Aber erst mit der sinkenden Sonne traf das Todesgeschoß das auserwählte Opfer.

Noch einmal schlug Biskuma seine Augen auf, und sah Krischna und Arjuna als Zeugen seines Falles, die herbeigeeilt waren, um ihm einigen Beistand zu leisten. Er verweigerte, von dem Schlachtfelde getragen zu werden, sondern wollte die Stelle, wo er die Todeswunde erhalten hatte, nicht mehr verlassen, und hier den Ausgang des Krieges, der noch acht Tage währen sollte abwarten, so lange hoffte er noch am Leben zu bleiben. Arjuna zog jetzt einen Haufen Pfeile hervor, und warf sie zur Erde. Im Fallen reihten sie sich von selbst, und bildeten eine Sänfte, auf welche man den Greis hinbreitete, damit er von seinem Standpunkt aus die fernern Ereignisse bequem überschauen könne.

Als der hereinbrechende Abend das Getöse der Waffen zum Schweigen brachte, besuchte Durjodhana, gefolgt von seinen vornehmsten Feldherrn, den verwundeten Helden, um ihm sein und des ganzen Heeres Beileid zu bezeugen. Aber der Greis suchte den König zu ermuthigen, indem er ihm vorstellte, daß der Gang der Ereignisse einem Schicksalsspruch zufolge, diese Wendung nehmen mußte, und fügte die Weissagung hinzu, daß in wenigen Tagen eine allgemeine Niederlage beide Heere treffen werde.

Auf die Frage, wie ein solches Ende mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen sei, da dem natürlichen Lauf der Dinge gemäß, unter zwei Kämpfenden immer nur der Eine unterliegen könne? entgegnete Biskuma: „Daß die eilf Legionen der Kurus und die sieben Legionen der Pandu's jene achtzehn Legionen seien, welche mit ihrem habsüchtigen Rajah von Nara und Narayana, deren Gastfreundschaft [illegible]e so schlecht erwiedert, in die Flucht geschlagen

wurden.[1] Darum werde dieser Krieg auch achtzehn Tage dauern.“ Hierauf ernannte Biskuma seinen Waffenbruder Daranatschari zum Nachfolger in seinem Amte, welcher in der That diesem in seine Tapferkeit gesetzten Vertrauen entsprach, denn von seiner Hand fiel der Pandu's Schwiegervater Drupata und mit ihm die Besten des von ihm befehligten Heeres. Ihn ersetzte sein Sohn Tritschamana, dem die Begier, des Vaters Blut zu rächen, eine besondere Kampflust einflößte, wenn er auch dem Interesse des Pandu's sonst fern gestanden hätte.

Tritschamana hatte ein Vorgefühl, daß auch er ein Opfer dieses Krieges werden solle, aber, äußerte er gegen Krischna, ich will mindestens mein Leben theuer verkaufen. Krischna tröstete ihn, daß Daranatschari nicht beschieden sei, ihn eigenhändig zu erlegen, und ermuthigte ihn noch mehr, indem er ihm bei seinem Namen betheuerte, daß er an dem fünfzehnten Tage des Kampfes noch einen Sieg erfechten werde.

Gestärkt mit neuen Hoffnungen, eilte der junge Krieger bei Anbruch des verhängnißvollen Tages auf den Kampfplatz. Auch hielt Krischna sein Versprechen, indem er Bhima beauftragte, den Elephant Aswathama zu erlegen, dessen Stärke die von tausend Elephanten übertraf, und welcher dem Rajah Bagadala gehörte. Alle Anstrengungen desselben, sein Thier gegen Bhima zu schützen, wurden von dem Letztern vereitelt, denn Bhima warf ihn sammt seinem Herrn zu Boden, wovon die Kunde sich schnell unter den Truppen verbreitete.

Daranatschari rief jetzt dem Sohne Draupati's zu, daß er nicht länger den Sieg ihm streitig machen solle, so ihm nicht gelüste mit seinem Vater dasselbe Loos zu theilen. „Und doch,“ entgegnete spottend Tritschamana „hast du nicht daran gedacht, den Tod

[1] Vrgl. S. 140.

des Aswathama zu rächen? Bei diesen Worten, welche Krischna dem jungen Krieger in den Mund gelegt hatte, fragte der Oberfeldherr der Kurus, dessen Sohn den Namen jenes Elephanten führte, was er damit sagen wolle? und erfuhr, daß Aswathama von Bhima getödtet worden sei. Daranatschari, der nur an seinen Sohn dachte, wollte, um seinem Schmerze nicht zu erliegen, lieber das Gerücht für unwahr halten. Als auch Arjuna und Krischna ihm die Wahrheit desselben betheuerten, wollte er doch noch zuvor auch den Judhistira fragen, welchem er das meiste Vertrauen schenkte. Beide Heere wählten nun den ältesten der Pandus zum Schiedsrichter. Krischna ermahnte ihn, daß der Ausgang des Krieges von seiner Erklärung abhänge, indem Daranatschari nicht durch Waffen verwundbar sei, sondern nur durch den Schmerz, welchen ihm die Nachricht vom Tode seines Sohnes einflößen würde. Wir verlangen deßwegen nicht, daß du eine Unwahrheit sprichst, sondern nur, daß du überhaupt den Tod Aswathama's bezeugst." „Ich kann eurem Wunsche nicht willfahren" entgegnete Judhistira, „denn nie hat eine Lüge meine Lippe befleckt, durch keinen Vortheil der Welt werde ich mich bewegen lassen, eines unedlen Mittels mich zu bedienen. „Ich fordere ja nicht, stellte Krischna ihm vor, daß du dem Rajah den Tod seines Sohnes verkündest, sondern nichts weiter als daß du bestätigst, Bhima habe den Aswatama erlegt; du sollst sogar hinzufügen dürfen, daß du nicht gewiß seiest, ob des Rajahs Sohn oder der Elephant der Getödtete sei."

Damit beschwichtigte er die Gewissenhaftigkeit Judhistira's. Schon hatte er die Hälfte seiner dem Daranatschari verhängnißvollen Worte ausgesprochen, als ein von Krischna gegebenes Zeichen, die Luft mit dem Geschmetter der Kriegstrompeten erfüllte, wodurch der andere Theil von Judhistira's

Rede übertäubt wurde, so daß der zärtliche Vater nichts weiter hatte vernehmen können als: Aswatthama ist todt!

Bei diesen Worten fiel dem Rajah das Schwert aus der Hand, Nacht umfing seine Sinne; jetzt gab Krischna dem Tritschamana ein zweites Zeichen, und zeigte ihm sein Opfer auf dem Wagen hingestreckt, aber der Sohn der Draupati konnte sich nicht entschließen seinem Gegner in diesem Zustande das Leben zu nehmen, denn ein wehrloser Feind war ihm eine geheiligte Person; er wollte lieber abwarten bis dieser sich wieder im Stande der Vertheidigung befinden werde. Krischna stellte ihm nun vor, wie ein solcher unzeitiger Edelmuth ihm selber das Leben kosten würde, denn gerade dieser Moment sei entscheidend, wenn er den Tod seines Vaters rächen wolle. Diese Worte wirkten, und im Nu war das Haupt seines ohnmächtigen Gegners vom Rumpfe getrennt.

Diese Handlungsweise Krischna's erscheint auf den ersten Anblick unwürdig eines Menschen, geschweige eines Gottes, und doch ist ihre Vertheidigung nicht so schwer als man glauben möchte; denn da Krischna vermöge seiner Kenntniß der künftigen Ereignisse, die Todesart des Daranatschara vorher wußte, demzufolge der Mensch nur das bewußtlose Werkzeug eines höhern Willens ist, hatte er weiter nichts gethan, als beschleunigt, was auch ohnedies eingetroffen wäre.

Der Tod des Daranatschari hatte unter den Kurus eine allgemeine Bestürzung hervorgebracht. Durjodhana und seine Hauptleute versammelten sich um Biskuma, von ihm die Mittel zu erfahren, wie man solche Verluste wieder ausgleichen könnte. „Zu spät", tadelte der Greis kommt die Reue," ihr hättet wohl gethan, meinen Rath zu beachten als es noch Zeit war. Zum Danke für meine

des Aswathama zu rächen? Bei diesen Worten, welche Krischna dem jungen Krieger in den Mund gelegt hatte, fragte der Oberfeldherr der Kurus, dessen Sohn den Namen jenes Elephanten führte, was er damit sagen wolle? und erfuhr, daß Aswathama von Bhima getödtet worden sei. Daranatschari, der nur an seinen Sohn dachte, wollte, um seinem Schmerze nicht zu erliegen, lieber das Gerücht für unwahr halten. Als auch Arjuna und Krischna ihm die Wahrheit desselben betheuerten, wollte er doch noch zuvor auch den Judhistira fragen, welchem er das meiste Vertrauen schenkte. Beide Heere wählten nun den ältesten der Pandus zum Schiedsrichter. Krischna ermahnte ihn, daß der Ausgang des Krieges von seiner Erklärung abhänge, indem Daranatschari nicht durch Waffen verwundbar sei, sondern nur durch den Schmerz, welchen ihm die Nachricht vom Tode seines Sohnes einflößen würde. Wir verlangen deßwegen nicht, daß du eine Unwahrheit sprichst, sondern nur, daß du überhaupt den Tod Aswathama's bezeugst." „Ich kann eurem Wunsche nicht willfahren" entgegnete Judhistira, „denn nie hat eine Lüge meine Lippe befleckt, durch keinen Vortheil der Welt werde ich mich bewegen lassen, eines unedlen Mittels mich zu bedienen. „Ich fordere ja nicht, stellte Krischna ihm vor, daß du dem Rajah den Tod seines Sohnes verkündest, sondern nichts weiter als daß du bestätigst, Bhima habe den Aswatama erlegt; du sollst sogar hinzufügen dürfen, daß du nicht gewiß seiest, ob des Rajahs Sohn oder der Elephant der Getödtete sei."

Damit beschwichtigte er die Gewissenhaftigkeit Judhistira's. Schon hatte er die Hälfte seiner dem Daranatschari verhängnißvollen Worte ausgesprochen, als ein von Krischna gegebenes Zeichen, die Luft mit dem Geschmetter der Kriegstrompeten erfüllte, wodurch der andere Theil von Judhistira's

Rede übertäubt wurde, so daß der zärtliche Vater nichts weiter hatte vernehmen können als: Aswa-hama ist todt!

Bei diesen Worten fiel dem Rajah das Schwert aus der Hand, Nacht umfing seine Sinne; jetzt gab Krischna dem Tritschamana ein zweites Zeichen, und zeigte ihm sein Opfer auf dem Wagen hingestreckt, aber der Sohn der Draupati konnte sich nicht entschließen seinem Gegner in diesem Zustande das Leben zu nehmen, denn ein wehrloser Feind war ihm eine geheiligte Person; er wollte lieber abwarten bis dieser sich wieder im Stande der Vertheidigung befinden werde. Krischna stellte ihm nun vor, wie ein solcher unzeitiger Edelmuth ihm selber das Leben kosten würde, denn gerade dieser Moment sei entscheidend, wenn er den Tod seines Vaters rächen wolle. Diese Worte wirkten, und im Nu war das Haupt seines ohnmächtigen Gegners vom Rumpfe getrennt.

Diese Handlungsweise Krischna's erscheint auf den ersten Anblick unwürdig eines Menschen, geschweige eines Gottes, und doch ist ihre Vertheidigung nicht so schwer als man glauben möchte; denn da Krischna vermöge seiner Kenntniß der künftigen Ereignisse, die Todesart des Daranatschara vorher wußte, demzufolge der Mensch nur das bewußtlose Werkzeug eines höhern Willens ist, hatte er weiter nichts gethan, als beschleunigt, was auch ohnedies eingetroffen wäre.

Der Tod des Daranatschari hatte unter den Kurus eine allgemeine Bestürzung hervorgebracht; Durjodhana und seine Hauptleute versammelten sich um Bisfuma, von ihm die Mittel zu erfahren, wie man solche Verluste wieder ausgleichen könnte. „Zu spät", tadelte der Greis kommt die Reue; ihr hättet wohl gethan, meinen Rath zu beachten als es noch Zeit war. Zum Danke für meine

Absicht wurde ich damals der Feigheit beschuldigt, obgleich ich zu den besten Bogenschützen der Welt gerechnet werden dürfte. Vernehmt, was ich euch hier erzählen will.

„Ich war noch in sehr jugendlichem Alter, als der Brahmane Parasu-Rama, eine Incarnation Wischnu's und berühmter Schütze,[1] meinen Vater, den König Santanu besuchte. Damals wurde er von meinem Vater angegangen, mich im Bogenspannen zu unterrichten. So ward ich der Schüler jenes berühmten Mannes. Zwölf Jahre später sprach er wieder am Hofe meines Vaters ein, und erzählte uns von den vielen Siegen, die er über die Ketteris errungen, und wie er es für unmöglich gehalten unter dieser Caste auch nur Einen Mann zu finden, der sich mit ihm messen könnte. Ich glaubte, die Ehre meines Standes gegen ihn vertheidigen zu müssen, und äußerte, daß die Gottheit gewiß noch Männer geschaffen habe, die ihm an Stärke des Leibes und moralischen Eigenschaften überlegen wären. Wuthentbrennt verlangte er, daß ich einen solchen namhaft machen sollte, welcher im Ringen es mit ihm aufzunehmen verstände, denn er würde dann sich nicht bedenken, demselben eine Probe seines Muthes abzuverlangen.

Gereizt durch solchen Hochmuth nahm ich selbst diese Herausforderung an, und achtete nicht auf seine Warnung vor der Gefahr, welcher ich entgegenzugehen im Begriffe war. Unser Weltkampf dauerte zwölf Jahre hindurch, so daß man selbst im Rathe der Himmlischen darauf zu sprechen kam, und die Trimurti an der Spitze der übrigen Götter erschien, und ihre Vermittelung anbot, damit der lange Kampf sein Ende nehme. Parasu-Rama schlug dies Anerbieten aus, wofern ich mich nicht dazu verstehen wollte, seine Ueberlegenheit über mich

[1] S. Bd. II.

anzuerkennen. Die Götter versuchten hierauf mich zur Gewährung dieses Verlangens zu überreden, indem sie mir vorstellten, daß mein Gegner nicht nur als Brahman einer höhern Caste als ich angehöre, sondern überdies eine Awatar Wischnu's sei. Ich erkannte alles an, bemerkte aber, daß deßwegen zwischen uns gar kein Streit stattfinde; bat sie zugleich mir zu sagen, welche Pflichten in den göttlichen Büchern den Brahmanen und den Ketteris vorgeschrieben seien? Sollen die Erstern, frug ich sie, sich nicht gänzlich der Andacht widmen, und uns die Führung der Waffen überlassen? Ist es so? und eure Bücher, die, wie ihr sagt, göttlich sind, enthalten diese Vorschriften, so nöthigt den Parasu-Rama, mir den Sieg zu überlassen; oder bin ich im Irrthum, oder eure Bücher sind nicht göttlich, nun so verbrennt sie, und ich will mich mit meinen Waffen zu Parasu-Rama's Füßen werfen. Die Götter, welche darauf nichts antworten konnten, wandten sich nun an den Gegner, und stellten ihm vor, daß ich in der That Recht habe, und die Shastras, welche ich anführe, wirklich die Vorschriften enthielten, und daß er, der selbst Brahman sei, wenn er sich weigere, denselben Folge zu leisten, diese heiligen Schriften, die als göttliche Verordnungen betrachtet wurden, um alles Ansehen brächte. Dies überzeugte meinen Gegner, und er überließ mir den Sieg. Indeß alles in der Welt hat sein Ende, schloß der Greis seine Erzählung, jede Creatur hat ihren Lenz und ihren Herbst, so will es das Naturgesetz. Ich muß sterben, aber auch dein Tod, o Fürst, er ist nicht ferne, nur wirst du zuvor noch den Untergang deines ganzen Geschlechts mit ansehen müssen, und deine Seele wird ihre sterbliche Hülle in demselben Moment verlassen, wo eine große Freude und eine große Bekümmerniß zugleich dich überwältigen werden."

Als der alte Feldherr seine Rede geendigt hatte, nannte er den Karna und Sali als diejenigen, welchen man den Oberbefehl über die Trümmer der Armee geben sollte.

Des Karna ist schon oben gedacht worden, daß Kunti, die Mutter der Pandus, auch ihn, aber ohne Beihülfe eines Mannes und durch das Ohr empfangen habe, zur Zeit, als sie Pandu noch nicht als ihren Gatten kannte, und daß Biskuma dieses Kind adoptirt hatte, über dessen Geburt ein großer Schleier gebreitet war. Aber die von Biskuma ihm gegebene Erziehung entwickelte seine ritterlichen Eigenschaften frühzeitig. Die Pandus waren daher nicht wenig verlegen, als sie vernahmen, daß ein so gefürchteter Gegner am nächsten Tag an der Spitze der feindlichen Truppen erscheinen werde. In ihrer Bestürzung erbaten sie sich von Krischna den Rath, wem sie ihrerseits den ähnlichen Posten anvertrauen dürften, um nicht in Nachtheil zu gerathen? Dieser schlug Arjuna für den sechszehnten Tag zum Generalissimus vor.

Die Schlacht begann, die Pfeile der beiden Heere kreuzten sich, und verdunkelten durch ihre Menge die Luft. Krischna war diesmal Arjuna's Wagenführer. Der Tag endete, ohne daß eine Partei über die andere einen wesentlichen Vortheil errungen hätte. Aber am siebenzehnten Morgen entsandte Arjuna einen Todespfeil und Karna's Fall entschied den Ausgang der Schlacht.

Sali wurde von den Kurus zum Nachfolger Karna's ernannt. Wer aber sollte, fragten die Pandus, ihm unsererseits entgegen gestellt werden? Denn Arjuna ist zwar ein trefflicher Bogenschütze, Bhima weiß die Keule zu schwingen, unser Gegner aber ist in der Handhabung aller Waffengattungen Meister. Nur Yudhistra könnte sich mit ihm messen, welcher unter uns Brüdern der einzige

st, der jede Waffe zu führen wiss. Ueberdies hat er ja einst von Yama fünf Pfeile zum Geschenk erhalten, deren blose Berührung schon tödtet, wenn man, während sie abgeschnellt werden, gewisse Verse aus den Vedas recitirt. Auch Krischna stimmte für Judhistira. Dieser aber weigerte sich, diese Ehre anzunehmen, weil seine Hand noch niemals Blut vergossen, er wollte nicht einmal den Tod eines Feindes auf dem Gewissen haben. Der Sohn Vasudewa's beschwichtigte ihn aber, daß er die Verantwortlichkeit für diese Sünde auf sich nehmen wolle, so wie alle schlimmen Folgen, welche für ihn daraus entspringen könnten.

Diese Erkärung Krischna's beruhigte den Judhistira, und er übernahm sogleich den Oberbefehl über das Heer; die drei Unterbefehlshaber waren Arjuna, Sahadewa und Nakala. Nach einem langen Wechselkampfe zwischen den Häuptern der beiden Heere sagte Krischna dem Judhistira, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sei, wo er von Yama's Pfeilen Gebrauch machen solle. Judhistira betete sogleich die geeigneten Vedasprüche, und Sali stürzte von Yama's Pfeil getroffen, leblos zur Erde. Auf ein von Krischna gegebenes zweites Zeichen rückten nun die drei andern Pandus vor, das Gefecht wurde hitziger, die Kurus erlitten eine förmliche Niederlage, und Bhima allein streckte mit seiner Keule die neun und neunzig Brüder Durjodhana's zu Boden.

Wieder wollte dieser bei seinem Großoheim Trost und Rath suchen, als er fand, daß seine Armee fast ganz aufgerieben sei; der Greis aber vermochte ihm keinen andern Trost zu bieten, als daß auch er selber am nächsten Morgen, am achtzehnten des Kampfes, auf dem Wahlplatz bleiben werde.

Beim ersten Strahl der Morgensonne er-

plötzlich zurück; nur einen Augenblick, der von seiner Schwäche gezeugt hatte, durch verdoppelte Tapferkeit seinem Heere vergessen zu machen, und der siebente Tag schien nicht mehr bezweifeln zu lassen, auf welche Seite der Sieg sich neigen werde; als am folgenden Morgen Biskuma die Hoffnungen der Kurus wieder aufrichtete, indem sein Pfeil den Arjuna an der Brust traf, so daß er bewußtlos in seinen Wagen zurücksank.

Vom Tode Biskuma's hatte das Schicksal den Ausgang des Krieges abhängig gemacht. Diesem Helden konnte aber der Tod nicht so leicht beikommen, denn Biskuma besaß ein geheimes Mittel, denselben abzuwehren. Wenn er es selbst entdecken würde, der konnte allein über ihn Gewalt bekommen. Da wandte sich eines Tages Judhistira an ihn, und sprach: „Du legst, wackerer Greis, Deine Hand segnend auf mein Haupt, und wünschest mir noch lange den Besitz meiner Königswürde. Ist dieser Wunsch aber auch aufrichtig, da Du täglich solche Verwüstungen im Heere der Pandus anrichtest? Soll ich Deiner Versicherung der Theilnahme am Wohle der Pandus Glauben schenken, so theile mir das Geheimniß mit, das Dich unverwundbar macht.“ Biskuma antwortete mit einem Lächeln: „Daran erkenne ich Krischna's Einfluß,“ entgegnete er, „denn er nur konnte Dir diese Bitte in den Mund legen. Ich weiß, daß mir in diesem Kriege zu sterben bestimmt ist. Was kann mir also daran gelegen sein, ob ich einige Tage früher oder später aus der Welt scheide, darum will ich Deinen Wunsch gewähren. Dir ist doch wohl bekannt, daß der Rajah Santanu, der Ahn eurer Familie, mein Vater war, und ich die alleinige Frucht seiner Verbindung mit der Stromgöttin Ganga, sowie, daß ich die unschuldige Ursache ihrer Trennung war,[1]

[1] Vgl. S. 62–64.

und wie ich Alles anwandte, um meinem Vater Erben zu verschaffen, damit kein Grund vorhanden sei, mich nicht dem beschaulichen Leben zu widmen, für das ich mehr Geschmack bezeugte, als an den Welthändeln Antheil zu nehmen. Die Tochter eines meinem Vater befreundeten Rajah verlangte mich zur Ehe, da ich aber meinem Vorsatze treu bleiben wollte, und sie einen Eid geschworen hatte, keinem Andern als mir ihre Hand zu reichen, so erzürnte sie sich dermaßen, daß sie nichts so sehr als meinen Tod wünschte. Um diesen herbeizuführen, flehte sie täglich zur Göttin Bhawani, die ihr Gebet erhörte, indem sie ihr kund that, daß im Buche des Schicksals geschrieben stehe, ich werde nicht früher sterben, als wenn der Krieg zwischen den Kurus und Pandus eröffnet werden sollte. Sie hat sich deßhalb in die Kleider eines Kriegers gehüllt, und kämpft in euern Reihen, nur von ihrer Hand wird mir die Todeswunde werden, denn, treu dem Gebote des Buches Schasta, werde ich nie gegen ein Weib die Waffen kehren, noch gegen einen fliehenden oder wehrlos gemachten Feind. Freilich war mein sehnlicher Wunsch, das Ende dieses Krieges noch erleben zu wollen, aber ich füge mich in das unvermeidliche Geschick, so es auch einige Tage früher mich erfaßt."

Judhiştira hatte jetzt nichts Wichtigeres vorzunehmen, als die Todfeindin Bisluma's in seinem Heere zu ermitteln. Salunda, so war ihr Name, sollte an dem zehnten Tage des Krieges den Oberbefehl über die Truppen der Pandus erhalten, da der schwer verwundete Arjuna seinem Posten noch immer nicht vorstehen konnte. Die Amazone brannte vor Begier, die lange aufgehobene Rache endlich befriedigen zu können. Wuthentbrannt stürmte sie auf den Gegner ein und entsandte in wenigen Augenblicken eine so große Anzahl von Pfeilen,

heischt, ersichtlich wird. Ursprünglich mochte es wohl eine allegorische Nachbildung jenes großen freiwilligen Opfers gewesen sein, wodurch Brahma den Grund der Welt gelegt und dem ersten Menschen die Herrschaft über die Erde und die Macht über den Abgrund erworben hatte. Späterhin haben mächtige Fürsten dieses Opfer eines ihrem Stamme so werthen Thieres mit ungeheuerm Aufwande dargebracht, um ihre Macht zu erweitern und Oberherrschaft über Andere zu gewinnen, denn dem Darbringer eines solchen Opfers, lehrten die Priester, könne die Gottheit nicht so leicht einen Wunsch abschlagen. Die Kostbarkeit dieses Opfers, bei welchem die Brahmanen große Geschenke empfangen, und die unglaubliche Genauigkeit, mit der es, wenn es wirklich gelingen soll, ausgeführt werden muß, gestattet nur selten eine Wiederholung. Wir entnehmen aus dem Schriftchen des Missionärs Dubois (Exposé des principaux articles de la Théogonie des Brahmes, contenant la description détaillé du grande sacrifice de cheval, Paris 1825) folgende Skizze desselben: Zur Ausführung selbst wird ein angemessener Platz am Ufer eines Flusses [1] ausersehen und in Gestalt eines Vierecks umzäunt. Auf der Ostseite desselben wird dem Indra (Repräsentanten des Luftkreises), auf der Südseite dem Jama (Beherrscher der Unterwelt), auf der Westseite den Varuna (Beherrscher der Gewässer) eine Hütte errichtet; nördlich eine vierte zur Verehrung aller geweihten Ingredienzen des Opfers; in der Mitte eine fünfte zur Aufbewahrung der Gefäße und sonstigen Geräthschaften. Der Opferpriester, welcher die Opferzeit hindurch gewöhnlich auch dirigirender Oberpriester ist, bereitet sich durch Fasten vor und bringt am Tage vor dem Anfang der Feier den abgeschiedenen Seelen ein Todtenopfer. Dann be-

[1] Nebst dem Ganges.

geht er sich am frühen Morgen nach der östlichen Hütte, läßt vier gelehrte Brahmanen herbeirufen und alles zum Opfer Erforderliche z. B. gereinigte Butter, Wasser, Holz, mancherlei Blumen und Kräuter in Bereitschaft setzen, die Hütte mit feinem Musselin überkleiden, mit Blumenkränzen umwinden, an die vier Ecken derselben große kupferne Gefäße mit Wasser stellen, edle Steine hineinwarfen, mit neuen Teppichen bedecken u. dgl. a. Dann nimmt er mit seinem Weibe ein Sesam- und Safranbad (weil die gelbe Farbe heilig ist), und läßt hierauf die vier Brahmanen, die sich gleichfalls in Sandelholzbädern gereinigt haben, ihre Sitze einnehmen und setzt sich nun auf einen erhöhten mit Edelsteinen geschmückten Sitz. Alle Naturmächte und waltenden Geister werden nun zu diesem Opfer eingeladen, und der Oberpriester spricht im Namen des Königs: „Möge Savitri (Sonne), Soma (Mond), Yama, Varuna, Agni (Feuer), Kala (Zeit) und alles, was Leben hat; möge der Tag, die Nacht, der Wind und alle Bewohner der Luft und die wachenden Geister, welche allen Gegenden der Welt vorgesetzt sind, möge Brahma selbst kommen und sich niederlassen unter uns!“ „A U M!“ (So sei es!) antworten die Brahmanen dreimal wiederholt. „Möge dieses Opfer meine Habe vermehren! möge ich glückselig leben!“ So sei es! antworten die Priester abermals. „Heute an diesem Tage, dieses Monats, dieses Jahrs, um Vergebung meiner Sünden zu erhalten, um zu reinigen alles, was zum Roßopfer gebraucht wird, will ich nun sechs Monate hindurch das Opfer an Indra fortsetzen! Ihr Himmlischen, denen ich Opfergaben darauf bringen will, empfanget das, was ich euch darbiete!“ — Während der ganzen Dauer des Opfers wird keine Handlung verrichtet, kein Gefäß gebraucht, ohne dabei einen Wunsch an d'

Himmlischen oder einen Dank oder einen Anruf zur Verscheuchung der Dämonen u. s. w. auszusprechen. Wasser, Feuer, Blätter, kurz alles, was in Anwendung kommt, wird begrüßt; selbst die vier um die Grube gesetzten Bogen. „Bogen! man bedient sich eurer in den Kämpfen zur Vertilgung der Dämonen, ich habe euch nun an diese Grube gesetzt, bringt Tod den schadenstiftenden Geistern, welche heranzunahen wagen u. s. w.“ Im fünften Monat wird vorzüglich dem Wischnu geopfert, dabei heißt es: „Die Himmlischen sind Zeugen der Glückseligkeit, deren man in deiner Wohnung genießt. Sie sind davon so entzückt, daß sie ihre Augen weit öffnen, um dieselbe genauer zu betrachten! Hierauf folgen die Gebete an Sonne, Mond u. s. w., zuletzt wieder an Brahma und Wischnu. Endlich erfolgen kostbare Geschenke an den Oberpriester; bei dem Ausgießen der Milch sagt er: „Erde, erquicke dich!“ bei dem Sprengen von Wasser gegen den Opferpriester: „Möge Alles gereinigt sein durch die Opfer, die ich dargebracht.“ Wer nun, sagt das Opfer-Ritual, das einleitende Opfer dem Indra geweiht hat, der allein erlangt Vergebung der Sünden und wird alle Früchte des Roßopfers einernten. Wer aber jenes versäumt, wird auch die Früchte des letztern nicht gewinnen. Mit dem Schlusse dieses Indraopfers beginnt jenes an Yama in der südlich gelegenen Hütte des großen Vierecks. Dieses Opfer dauert vier Monate. Der Gott wird zum Schlusse angerufen: „Yama, dich hat Schiwa Iswara zum Richter der Menschen bestellt, und zum Erforscher dessen, was sie Gutes und Böses thun; schenke mir langes Leben, dieses Erste aller irdischen Güter, von dir hängt es ab u. s. w.“ — Das Opfer an Varuna wird fünf Monate fortgesetzt. — Varuna wird so angerufen: „Du bist der Geist der Gewässer, mögen sie

mich reinigen von meinen Sünden ꝛc." Dann folgen Anrufungen an die Wolken. Endlich tritt der Zeitpunkt des Roßopfers selbst ein. Im fünften Monat des Varunaopfers, also im fünfzehnten der ganzen feierlichen Zeit, wird eine trächtige Stute von rother oder schwarzer Farbe aufgesucht, mit Blumenkränzen um den Hals geziert und in einen eigends gereinigten Stall gebracht, dann selbst im Bade gereinigt unter Anrufung der reinen Gewässer; dann auf reine Streue gestellt und so angesprochen: „Stute! du bist das ausgezeichnetste unter den vierfüßigen Thieren! Dir ist die Macht gegeben, uns den Himmel zu erwerben, ich wasche dich mit Oel und Wasser, damit das Füllen, was du gebären wirst, rein und ohne Befleckung geboren werde. Du dienst Königen zur Trägerin!" Darauf wird die Stute zum Stall zurückgebracht, um ihr Füllen zu gebären. Sobald das Thier zur Welt gebracht ist, wird es, nachdem man genau nach dem erforderlichen Zeichen geforscht hat, mit reichen Gewändern bedeckt; es wird sorgfältig verwahrt; oder wenn das Zeichen nicht gefunden ist, eine andere Stute gesucht und das Opfer ganz von Neuem begonnen. Ist endlich Alles gelungen, so wird die Stelle für das Opfer genau bestimmt und angeordnet, mit Banianenbäumen besetzt u. s. w.; in der Mitte des Platzes wird eine Feuergrube gegraben, wozu selbst der Spaten mit Sorgfalt in der Nacht bereitet werden muß. Ein Brahman, der den Rig-Veda vorzugsweise studirt hat, muß die Grube bereiten. Die Brahmanen vom Sama-Veda bringen das Feueropfer den Planeten, die vom Rig-Veda den acht Welthütern, die vom Jagu-Veda der Trimurti, die vom Arthur-Veda dem Wischnu, Schiwa, der Ganga, Durga und der Sonne. Hierauf bringt der Vorsteher des Opfers allen dienstthuenden Brahmanen eine Opfergabe von

Gewändern, Kleinodien und Sandelholzstaub dar, und diese machen nun die nähern Veranstaltungen zum großen Opfer selbst. Das Füllen wird herbeigeführt, mit Oel und Safran frottirt, dann mit einem weißen Schleier bedeckt. Man ziert es geschmackvoll, hängt ihm ein Glöckchen um den Hals und zugleich eine goldene Schnur, woran ein Palmblatt (des Sieges) befestigt ist, worauf geschrieben steht: „Roß! durchrenne die ganze Erde, und komme als Besieger der Könige zurück.“ Man läßt es nun frei und sagt zugleich: „Roß! durchstreife die Gebirge, die Wüsten, die Wälder, die Städte; stampfe Alles nieder unter deine Füße, und sei Sieger über alle Könige. Vertilge die Rakschasa's (Dämonen) und Bösewichte. Erschrecke sie durch dein Wiehern, und jage sie mit Fußtritten und scharfem Gebiß.“ So läßt man es vom Norden aus laufen und sendet ihm eine rüstige Schaar von Kriegern nach, die es begleiten und vertheidigen bis zu seiner Rückkunft. Erfolgt diese nicht binnen sechs Monaten, so wird eine andere Schaar nachgesandt, um Kundschaft einzuziehen. Erliegt es oder wird es ohne Aussicht auf Befreiung gefangen, so muß eine andere Stute gesucht werden, und derselbe Cursus von Ceremonien tritt wieder ein. Während der Abwesenheit des Rosses muß der Oberpriester nebst seinem Weibe sich der Reisspeisen enthalten, nur von Gemüse, Früchten und Milch leben, und auf bloßer Erde schlafen.[1] Sobald es wiederkommt, wird es nach einiger Ruhe gebadet unter den bekannten Anrufungen an die Geister des Wassers. Nun gehen die Feueropfer an

[1] Durch diese Diät sollen nächtliche Pollutionen und sinnliche Begierden verhütet werden, weil diese auch geistig verunreinigen, und dadurch den Priester unfähig machen, sein Mittleramt bei der Gottheit für den Opferer zu verwalten; auch das Opfer, wie Alles, was er berührt, als unrein betrachtet würde, somit der Zweck des Opfers vereitelt wäre.

Sonne, Mond, Planeten, Elemente und die Trimurti wieder an. Die Brahmanen vom Rig-Veda bringen endlich dem Brahma selbst das Feueropfer tausendmal an Einem Tag (durch fortwährendes Einwerfen von Butter in die Flamme), wobei sie sprechen: „Wir opfern diese Butter dem, kraft dessen das Roß und Alles, was da ist, entstanden ist, dem, der den Namen des Höchsten trägt." Die Brahmanen vom Sama-Veda wiederholen jetzt das Opfer an die Gestirne, die vom Jagu-Veda jene an die acht Welthüter, und zwar jeden Tag bis zum großen Opfer selbst. Am Tage, an dem dieses selbst dargebracht wird, erscheint das junge Roß mit Blumenkränzen und anderm Schmucke geziert; eingerieben mit Sandelstaub und andern Wohlgerüchen. Sämmtliche Brahmanen besprengen es zur völligen Reinigung mit Wasser mittelst eines Stengels der Darbhapflanze und sprechen zu ihm: „Roß, du bist von einem Thier geboren. Du hast vier Füße, bist herumgeschweift durch viele Länder; darum hast du manche Unreinigkeit in dich aufgenommen. Wir reinigen dich, weil du jetzt den Himmlischen zur Speise dienen sollst." Vor der Opferung geht noch folgende Anrede her: „Roß, ich kann dich nicht opfern ohne zu sündigen, denn es ist eine große Sünde, dich zu tödten; verzeihe sie mir, du trägst durch deinen Tod zu meiner Glückseligkeit bei. Du bist von einer Milde ohne Gleichen, die Menschen werden durch deinen Tod ihr Heil erlangen." Nach dieser Anrede wird dem Pferde selbst eine Opfergabe dargebracht.[1] Der stärkste Brahman, nachdem er nochmals geopfert, spaltet nun dem Rosse das Haupt. Man fängt das Blut in eherne Gefäße auf, das Fleisch wird zerstückt und in andere metallene Gefäße gelegt; dann mit dem Reinigungswasser besprengt und dabei gesagt: „Ich

[1] Weil man es von jetzt an als ein höheres Wesen betrachtet.

der verschiedensten Art, übermäßige Freude und übermäßige Betrübniß würden ihm das Leben rauben.

Die Pandus, welche, versenkt in ihre Andacht, von der während ihrer Abwesenheit vom Schlachtfelde dort erlittenen Niederlage ihrer Partei, so wie von dem Tode ihrer Söhne nichts geahnt hatten, vermochten den Schmerz kaum zu ertragen, der sich beim Anblick so vieler theuern Leichen ihrer bemächtigt hatte. Weit heftiger noch wüthete der Gram im Herzen Draupati's. Sie gelobte, daß sie nicht eher wieder Nahrung zu sich nehmen wolle, bis der Mörder ihrer fünf Söhne sein eigenes Haupt eingebüßt haben würde. Krischna und die Pandus erschreckte dieser Schwur, weil sie die Unmöglichkeit, ihren Wunsch verwirklichen zu können, wohl einsahen. Denn Aswathama war bis zum Schlusse des vierten (letzten) Weltalters mit Unsterblichkeit begabt. Doch gestattete Krischna dem Arjuna, daß er den Hinterkopf des bereits eingefangenen Aswathama abhacken dürfe, wenn er ihm nur die Gesichtsseite ließe, mit welcher dieser bis zum Ende der Welt fortdauern soll.

Als nun der Krieg beendigt war, kehrten die Pandus, von Krischna geleitet, nach Hastinapura zurück; obschon der alte Rajah Tritaraischa von dem Untergang der Seinen bereits Kunde erhalten hatte, empfing er dennoch seine Neffen mit freundlicher Miene, gab sogar Vieren von ihnen seinen Segen. Nur Bhima, dessen Hand den hundert Kurus das Leben geraubt, war der Gegenstand seines Zornes. Er hatte seinen Tod geschworen; und die Pandus, um ihn der Wuth des Rajah zu entziehen, stellten vor den blinden Fürsten eine menschliche Figur von Eisen hin, deren Größe und Formen jener Bhimas völlig gleich waren. Der hiedurch getäuschte Greis preßte das Bild in seine Arme, und wähnte so den Mörder seiner Kinder zu erdrosseln.

Gandhari, Dritaratscha's Gemahlin, hatte, wie tief sie auch über den Verlust ihres Sohnes trauerte, doch nicht den Pandus den Ruin ihres Hauses beimessen wollen, und empfing diese mit Freundlichkeit. Nur Krischna klagte sie als den Urheber ihres Jammers an, denn er war es, der den Bhima verleitete, ihrem Gemahl den Tod zu geben. Ohne seine Rathschläge, wußte sie, hätte er nicht nach der einzig verwundbaren Stelle Durjodhana's gezielt gehabt. In ihrer Trostlosigkeit blieb ihr nur noch das tröstende Bewußtsein, daß ihr gegen Krischna geschleuderter Fluch sich einst erfüllen werde, nämlich, daß ihm selber Nachkommenschaft versagt sei, weil er den Tod ihrer sämmtlichen Kinder veranlaßt hatte.

Krischna hatte, nicht achtend auf die Verwünschungen der tiefgekränkten Mutter, sich jetzt damit beschäftigt, die Pandus wieder in ihr Eigenthum einzusetzen, und den ältesten derselben, Judhistira, wieder auf den Thron zu heben. Zwei Monate und einige Tage waren bereits im Ordnen dieser Angelegenheit verstrichen, als dem Arjuna ein Enkel geboren ward — Paratschata, ein nachgeborner Sohn des Alamandra — und somit dem Reiche ein Thronfolger, den Pandus ein neues Haupt ihrer Familie erstand, welches frohe Ereigniß die fünf Brüder für den Verlust ihrer Söhne einigermaßen entschädigte.

Die Erscheinung dieses neuen Zweiges an dem Stamme der Pandus wurde durch Feste und milde Spenden, nach hergebrachter Sitte gefeiert. Krischna wollte aber den schuldigen Dank gegen die Götter nicht darauf beschränkt wissen, und wünschte, daß die Pandus auch das feierliche Roßopfer (Aswamedha) darbringen sollten.

Ueber dieses Opfer gibt es kein höheres, was schon aus den großen Voranstalten, die ein solches

heischt, ersichtlich wird. Ursprünglich mochte es wohl eine allegorische Nachbildung jenes großen freiwilligen Opfers gewesen sein, wodurch Brahma den Grund der Welt gelegt und dem ersten Menschen die Herrschaft über die Erde und die Macht über den Abgrund erworben hatte. Späterhin haben mächtige Fürsten dieses Opfer eines ihrem Stamme so werthen Thieres mit ungeheuerm Aufwande dargebracht, um ihre Macht zu erweitern und Oberherrschaft über Andere zu gewinnen, denn dem Darbringer eines solchen Opfers, lehrten die Priester, könne die Gottheit nicht so leicht einen Wunsch abschlagen. Die Kostbarkeit dieses Opfers, bei welchem die Brahmanen große Geschenke empfangen, und die unglaubliche Genauigkeit, mit der es, wenn es wirklich gelingen soll, ausgeführt werden muß, gestattet nur selten eine Wiederholung. Wir entnehmen aus dem Schriftchen des Missionärs Dübois (Exposé des principaux articles de la Théogonie des Brahmes, contenant la description détaillé du grande sacrifice de cheval, Paris 1825) folgende Skizze desselben: Zur Ausführung selbst wird ein angemessener Platz am Ufer eines Flusses [1] ausersehen und in Gestalt eines Vierecks umzäunt. Auf der Ostseite desselben wird dem Indra (Repräsentanten des Luftkreises), auf der Südseite dem Jama (Beherrscher der Unterwelt), auf der Westseite den Varuna (Beherrscher der Gewässer) eine Hütte errichtet; nördlich eine vierte zur Verehrung aller geweihten Ingredienzen des Opfers; in der Mitte eine fünfte zur Aufbewahrung der Gefäße und sonstigen Geräthschaften. Der Opferpriester, welcher die Opferzeit hindurch gewöhnlich auch dirigirender Oberpriester ist, bereitet sich durch Fasten vor und bringt am Tage vor dem Anfang der Feier den abgeschiedenen Seelen ein Todtenopfer. Dann be-

[1] Am liebsten am Ganges.

geht er sich am frühen Morgen nach der östlichen Hütte, läßt vier gelehrte Brahmanen herbeirufen und alles zum Opfer Erforderliche z. B. gereinigte Butter, Wasser, Holz, mancherlei Blumen und Kräuter in Bereitschaft setzen, die Hütte mit feinem Musselin überkleiden, mit Blumenkränzen umwinden, an die vier Ecken derselben große kupferne Gefäße mit Wasser stellen, edle Steine hineinwarfen, mit neuen Teppichen bedecken u. dgl. a. Dann nimmt er mit seinem Weibe ein Sesam- und Safranbad (weil die gelbe Farbe heilig ist), und läßt hierauf die vier Brahmanen, die sich gleichfalls in Sandelholzbädern gereinigt haben, ihre Sitze einnehmen und setzt sich nun auf einen erhöhten mit Edelsteinen geschmückten Sitz. Alle Naturmächte und waltenden Geister werden nun zu diesem Opfer eingeladen, und der Oberpriester spricht im Namen des Königs: „Möge Savitri (Sonne), Soma (Mond), Yama, Varuna, Agni (Feuer), Kala (Zeit) und alles, was Leben hat; möge der Tag, die Nacht, der Wind und alle Bewohner der Luft und die wachenden Geister, welche allen Gegenden der Welt vorgesetzt sind, möge Brahma selbst kommen und sich niederlassen unter uns!" „A U M!" (So sei es!) antworten die Brahmanen dreimal wiederholt. „Möge dieses Opfer meine Habe vermehren! möge ich glückselig leben!" So sei es! antworten die Priester abermals. „Heute an diesem Tage, dieses Monats, dieses Jahrs, um Vergebung meiner Sünden zu erhalten, um zu reinigen alles, was zum Roßopfer gebraucht wird, will ich nun sechs Monate hindurch das Opfer an Indra fortsetzen! Ihr Himmlischen, denen ich Opfergaben darauf bringen will, empfanget das, was ich euch darbiete!" — Während der ganzen Dauer des Opfers wird keine Handlung verrichtet, kein Gefäß gebraucht, ohne dabei einen Wunsch

Himmlischen oder einen Dank oder einen Anruf zur Verscheuchung der Dämonen u. s. w. auszusprechen. Wasser, Feuer, Blätter, kurz alles, was in Anwendung kommt, wird begrüßt; selbst die vier um die Grube gesetzten Bogen. „Bogen! man bedient sich eurer in den Kämpfen zur Vertilgung der Dämonen, ich habe euch nun an diese Grube gesetzt, bringt Tod den schadenstiftenden Geistern, welche heranzunahen wagen u. s. w.“ Im fünften Monat wird vorzüglich dem Wischnu geopfert, dabei heißt es: „Die Himmlischen sind Zeugen der Glückseligkeit, deren man in deiner Wohnung genießt. Sie sind davon so entzückt, daß sie ihre Augen weit öffnen, um dieselbe genauer zu betrachten! Hierauf folgen die Gebete an Sonne, Mond u. s. w., zuletzt wieder an Brahma und Wischnu. Endlich erfolgen kostbare Geschenke an den Oberpriester; bei dem Ausgießen der Milch sagt er: „Erde, erquicke dich!“ bei dem Sprengen von Wasser gegen den Opferpriester: „Möge Alles gereinigt sein durch die Opfer, die ich dargebracht.“ Wer nun, sagt das Opfer-Ritual, das einleitende Opfer dem Indra geweiht hat, der allein erlangt Vergebung der Sünden und wird alle Früchte des Roßopfers einernten. Wer aber jenes versäumt, wird auch die Früchte des letztern nicht gewinnen. Mit dem Schlusse dieses Indraopfers beginnt jenes an Yama in der südlich gelegenen Hütte des großen Vierecks. Dieses Opfer dauert vier Monate. Der Gott wird zum Schlusse angerufen: „Yama, dich hat Schiwa Iswara zum Richter der Menschen bestellt, und zum Erforscher dessen, was sie Gutes und Böses thun; schenke mir langes Leben, dieses Erste aller irdischen Güter, von dir hängt es ab u. s. w.“ — Das Opfer an Varuna wird fünf Monate fortgesetzt. — Varuna wird so angerufen: „Du bist der Geist der Gewässer, mögen sie

mich reinigen von meinen Sünden ꝛc." Dann folgen Anrufungen an die Wolken. Endlich tritt der Zeitpunkt des Roßopfers selbst ein. Im fünften Monat des Varunaopfers, also im fünfzehnten der ganzen feierlichen Zeit, wird eine trächtige Stute von rother oder schwarzer Farbe aufgesucht, mit Blumenkränzen um den Hals geziert und in einen eigends gereinigten Stall gebracht, dann selbst im Bade gereinigt unter Anrufung der reinen Gewässer; dann auf reine Streue gestellt und so angesprochen: „Stute! du bist das ausgezeichnetste unter den vierfüßigen Thieren! Dir ist die Macht gegeben, uns den Himmel zu erwerben, ich wasche dich mit Oel und Wasser, damit das Füllen, was du gebären wirst, rein und ohne Befleckung geboren werde. Du dienst Königen zur Trägerin!" Darauf wird die Stute zum Stall zurückgebracht, um ihr Füllen zu gebären. Sobald das Thier zur Welt gebracht ist, wird es, nachdem man genau nach dem erforderlichen Zeichen geforscht hat, mit reichen Gewändern bedeckt; es wird sorgältig verwahrt; oder wenn das Zeichen nicht gefunden ist, eine andere Stute gesucht und das Opfer ganz von Neuem begonnen. Ist endlich Alles gelungen, so wird die Stelle für das Opfer genau bestimmt und angeordnet, mit Banianenbäumen besetzt u. s. w.; in der Mitte des Platzes wird eine Feuergrube gegraben, wozu selbst der Spaten mit Sorgfalt in der Nacht bereitet werden muß. Ein Brahman, der den Rig-Veda vorzugsweise studirt hat, muß die Grube bereiten. Die Brahmanen von Sama-Veda bringen das Feueropfer den Planeten, die vom Rig-Veda den acht Welthütern, die vom Jagu-Veda der Trimurti, die vom Arthur-Veda dem Wischnu, Schiwa, der Ganga, Durga und der Sonne. Hierauf bringt der Vorsteher des Opfers allen dienstthuenden Brahmanen eine Opfergabe von

Gewändern, Kleinodien und Sandelholzstaub dar, und diese machen nun die nähern Veranstaltungen zum großen Opfer selbst. Das Füllen wird herbeigeführt, mit Oel und Safran frottirt, dann mit einem weißen Schleier bedeckt. Man ziert es geschmackvoll, hängt ihm ein Glöckchen um den Hals und zugleich eine goldene Schnur, woran ein Palmblatt (des Sieges) befestigt ist, worauf geschrieben steht: „Roß! durchrenne die ganze Erde, und komme als Besieger der Könige zurück." Man läßt es nun frei und sagt zugleich: „Roß! durchstreife die Gebirge, die Wüsten, die Wälder, die Städte; stampfe Alles nieder unter deine Füße, und sei Sieger über alle Könige. Vertilge die Rakschasa's (Dämonen) und Bösewichte. Erschrecke sie durch dein Wiehern, und jage sie mit Fußtritten und scharfem Gebiß." So läßt man es vom Norden aus laufen und sendet ihm eine rüstige Schaar von Kriegern nach, die es begleiten und vertheidigen bis zu seiner Rückkunft. Erfolgt diese nicht binnen sechs Monaten, so wird eine andere Schaar nachgesandt, um Kundschaft einzuziehen. Erliegt es oder wird es ohne Aussicht auf Befreiung gefangen, so muß eine andere Stute gesucht werden, und derselbe Cursus von Ceremonien tritt wieder ein. Während der Abwesenheit des Rosses muß der Oberpriester nebst seinem Weibe sich der Reisspeisen enthalten, nur von Gemüse, Früchten und Milch leben, und auf bloßer Erde schlafen.[1] Sobald es wiederkommt, wird es nach einiger Ruhe gebadet unter den bekannten Anrufungen an die Geister des Wassers. Nun gehen die Feueropfer an

[1] Durch diese Diät sollen nächtliche Pollutionen und sinnliche Begierden verhütet werden, weil diese auch geistig verunreinigen, und dadurch den Priester unfähig machen, sein Mittleramt bei der Gottheit für den Opferer zu verwalten; auch das Opfer, wie Alles, was er berührt, als unrein betrachtet würde, somit der Zweck des Opfers vereitelt wäre.

Sonne, Mond, Planeten, Elemente und die Trimurti wieder an. Die Brahmanen vom Rig-Veda bringen endlich dem Brahma selbst das Feueropfer tausendmal an Einem Tag (durch fortwährendes Einwerfen von Butter in die Flamme), wobei sie sprechen: „Wir opfern diese Butter dem, kraft dessen das Roß und Alles, was da ist, entstanden ist, dem, der den Namen des Höchsten trägt." Die Brahmanen vom Sama-Veda wiederholen jetzt das Opfer an die Gestirne, die vom Jagu-Veda jene an die acht Welthüter, und zwar jeden Tag bis zum großen Opfer selbst. Am Tage, an dem dieses selbst dargebracht wird, erscheint das junge Roß mit Blumenkränzen und anderm Schmucke geziert; eingerieben mit Sandelstaub und andern Wohlgerüchen. Sämmtliche Brahmanen besprengen es zur völligen Reinigung mit Wasser mittelst eines Stengels der Darbhapflanze und sprechen zu ihm: „Roß, du bist von einem Thier geboren. Du hast vier Füße, bist herumgeschweift durch viele Länder; darum hast du manche Unreinigkeit in dich aufgenommen. Wir reinigen dich, weil du jetzt den Himmlischen zur Speise dienen sollst." Vor der Opferung geht noch folgende Anrede her: „Roß, ich kann dich nicht opfern ohne zu sündigen, denn es ist eine große Sünde, dich zu tödten; verzeihe sie mir, du trägst durch deinen Tod zu meiner Glückseligkeit bei. Du bist von einer Milde ohne Gleichen, die Menschen werden durch deinen Tod ihr Heil erlangen." Nach dieser Anrede wird dem Pferde selbst eine Opfergabe dargebracht.[1] Der stärkste Brahman, nachdem er nochmals geopfert, spaltet nun dem Rosse das Haupt. Man fängt das Blut in eherne Gefäße auf, das Fleisch wird zerstückt und in andere metallene Gefäße gelegt; dann mit dem Reinigungswasser besprengt und dabei gesagt: „Ich

[1] Weil man es von jetzt an als ein höheres Wesen betrachtet.

reinige dich durch dieses Wasser des Ganges rc." Dann wird es mit Butter bestrichen, mit Zucker, Milch und Honig vermischt, damit es den Himmlischen zur Speise diene. Brahma wird nun so angesprochen: „Dir, dem Schöpfer aller Wesen, opfere ich das Fleisch von diesem Rosse, das ich gereinigt habe; genieße davon und befreie meine Ahnen aus dem Reiche der Finsterniß." (Patal.) An Schiwa lautet es: „Du bist das Haupt der Dämonen, dir bringe ich dieses Fleisch mit Blut gemischt,[1] genieße davon und befreie mich von den Uebeln, welche diese über mich bringen können." An Wischnu: „Du bist der Urheber des Feuers, von dir kommen die Götter und die Büßer, du aber bist vor allen Dingen geboren."[2] Dann bringen die Brahmanen des Rig-Veda nochmals ein feierliches Feueropfer, die übrigen nehmen das Fleisch des Opferthiers und die Butter und begleitet vom König und seiner Gemahlin rezitiren sie die Gajatri,[3] und bringen noch so lange Feueropfer bis Alles aufgezehrt ist. Endlich werfen sie die gebrauchten Gewänder und das Geräthe als Opfergabe ins Feuer, gießen Milch aus tausend Krügen in dasselbe und löschen es so aus. Aber etwas davon muß zu künftigem Gebrauch aufbewahrt werden. Der Fürst kehrt nun, begleitet von allen Brahmanen, in seinen Palast zurück und gibt einen kostbaren Schmauß, aber er und seine Gemahlin müssen an diesem Tage fasten. Am folgenden nimmt er unter besondern Ceremonien das Vollendungsbad.

[1] Dieser Lieblingsspeise ist Blut. Odyss. 11, 49. Horat Sat. I, 8, 28.

[2] Dieses Gebet verräth, daß der Verf. ein Glied der Wischnusekte war, denn eigentlich ist Schiwa das Feuer und Brahma das Urwesen. Schon insofern das Roß bei allen Völkern ein neptunisches Thier war, muß das Roßopfer vorzugsweise dem Wischnu als Personification des erhaltenden Wasserelements dargebracht worden sein.

[3] Heiligste Gebet der Brahmanen.

Nach dieser langen Abschweifung von unserm Ziele — die aber für jenen Theil der mit den religiösen Bräuchen Indiens minder bekannten Leser, wegen der hohen Wichtigkeit des Roßopfers im Cultus der Brahmanen unerläßlich war — knüpfen wir wieder den vorhin abgebrochenen Faden der Geschichte Krischna's an. Die Pandus luden die Brahmanen aus allen Weltgegenden ein, an dem Opfer Theil zu nehmen. Tausend Brahmanen besorgten das Homaopfer, andere Tausend verrichteten die Liturgie und sangen Hymnen an die Götter. Dann folgte das Blumenopfer (Puja). Aber nur Eine der vorschriftmäßig darzubringenden Blumen konnte nicht herbeigeschafft werden, weil sie an einem von Hastinapura sehr entfernten Orte in der Nähe des Meeres in einem undurchdringlichen Walde wuchs, wohin zu gelangen äußerst schwierig war. Nur eine ungewöhnliche Leibesstärke, gepaart mit Unerschrockenheit, mußten die Eigenschaften desjenigen sein, der diese Blume zu pflücken wagte. Darum beauftragte Krischna den Bhima mit dieser Mission.

Zum Wächter dieser Blume war der Affe Hanuman bestellt,[1] der mit seinem langen Schweife den Zudringlichen kräftig abwehrte. So mußte Bhima unverrichteter Sache zurückkehren. Krischna rieth ihm, seinen Weg zum zweiten Mal anzutreten, und dem Affen zu sagen, in wessen Auftrag er komme. Aber Hanuman wollte auch den Krischna nicht kennen. Da kehrte er zum dritten Mal zurück, und nannte Rama-Candra als denjenigen,

[1] Da Hanuman ein Sohn des Windgottes Pavana ist und die Luft die Trägerin der Gerüche, so tritt in den Mythen häufig Zephyr mit Flora in Verbindung, und die Liebe des Dionysus, welcher das Prädicat: der „Blumenreiche" (Ευανθης und auch blos Ἀνθης) führte, zur Luftnymphe Aura ist nur eine Variation der erstern Fabel.

der ihn fende. Dieser Name brachte nicht nur die erwartete Wirkung hervor, ja Hanuman eilte selber seinem göttlichen Freunde entgegen. Als er aber bemerkte, daß es nicht Rama-Candra, sondern Krischna, also eine ihm fremde Gestalt, war, welcher Bhima seine Verehrung bezeigte, wollte er diesem durchaus nicht glauben, daß beide Personen im Grunde nur dasselbe Wesen seien; bis endlich Krischna sich entschloß, seine frühere Gestalt als Sohn des Dasaratha anzunehmen, und auch den berühmten Bogen nicht vermissen ließ, mit welchem er einst die Welt von dem bösen Ravana befreit hatte. Jetzt erst bezeigte Hanuman dem Krischna die schuldige Verehrung, indem er sich sieben Mal vor ihm verbeugte. Sodann bat er um die zu erhaltenden Aufträge, die sich, wie aus dem Vorhergehenden zu errathen, auf die erwähnte Blume bezogen, die den Pandus zu ihrem Opfer unerläßlich war. Er wünschte Bhima zum Begleiter, der sie dann pflücken möge. Aber als Bhima sich deßhalb nach ihr bücken wollte, stürzte er in einen Teich, an dessen Rand sie wuchs, und wäre ertrunken, wenn nicht der Affe ihn herausgezogen hätte. Auch pflückte er an seiner Statt die Blume. Daher Krischna, als er den Vorgang erfuhr, Bhima wegen seines Hochmuths strafen zu müssen glaubte: „Also du wagst dich zu prahlen, daß selbst die Trimurti nicht es mit dir aufnehmen können, da selbst der Schwanz eines Affen dir zu schaffen gab, und selbst ein kleiner Teich dich mit der Gefahr des Ertrinkens bedrohte! Was aber deinem Abenteuer einen noch lächerlichern Anstrich gibt, fügte Krischna hinzu, ist der Umstand, daß jener Wasserbehälter nicht einmal ein wirkliches Bassin ist, sondern das Hirn eines Riesen, des Bruders von Ravana.

Der beschämte Bhima warf sich zu Krischna's Füßen, und gelobte, künftig seine Kraft nicht mehr

zu überschätzen. Hanuman, der seine längere Gegenwart hier nicht mehr nothwendig erachtete, wollte wieder auf seinen Posten zurückkehren, aber Krischna beredete ihn, doch das Ende des Opferfestes abzuwarten, und gestand ihm zugleich sein Befremden, daß er über die Ereignisse im Kriege zwischen den Kurus und Pandus sich nicht zu belehren trachte.

„Wie sollten auch,“ entgegnete Hanuman, so kleinliche Streitigkeiten einen Stoff für meine Wißbegier abgeben, da ich doch im großen Krieg des Rama gegen Ravana einst mitgefochten, wo nur die Sängerschaar die seinem Zuge folgte, an Anzahl beide im Maha Bharata Krieg führenden Heere bei weitem übertraf! der Affen und Bären, die, von Sugra und Jamavent angeführt, den Truppen Rama's folgten, ganz zu geschweigen?“

Arjuna, welcher Krischna's Unterredung mit Hanuman angehört hatte, fühlte sich dadurch tief verletzt; da er im Maha Bharata doch eine so große Rolle gespielt hatte. Er mißbilligte also Hanumans zu laute Bewunderung des Ramayana und seine Geringschätzung des Maha Bh'arata. Der Affe verwies ihn hierauf an den Raben Kag Bossum, eine Incarnation Brahma's, der den Markandaya Purana verfaßt haben soll, und durch die Erfahrung, welche seine ungewöhnliche Lebensdauer ihm verschaffte — denn er hatte schon in den drei frühern Weltaltern gelebt — am ehesten im Stande war, ein begründetes Urtheil abzugeben, welcher von den drei[1] Kriegen die größten Thaten erzeugt habe?

Nachdem das Roßopfer beendet war, nahm Hanuman Abschied von Krischna und Arjuna; Judhischtira bekam wieder das Heft der Regierung in die Hand, Krischna aber begab sich, nachdem er

[1] Der erste ist Ravanas Krieg gegen Indra, und seine [illegible]gung durch die jungfräuliche Durga, worauf wir im folgenden zurückkommen werden. Dieser Stoff füllt den Markandaya

die Angelegenheiten der Pandus geordnet hatte, nach Dewarka zurück. Dort besuchten ihn Brahma und Schiwa, um ihn daran zu erinnern, daß, seiner Aeußerung zufolge, den Eintritt des vierten Weltalters nicht abwarten zu wollen, die Zeit seines Erdenwallens zu Ende sei, und er seinen Platz im Vaikunta wieder einnehmen könne.

Krischna achtete nicht auf seine Mahnung, ihn beschäftigten andere Gedanken, er sah im Geiste voraus, daß die Bosheit sogleich nach seinem Verschwinden von der Erde muthiger ihr Haupt erheben werde; insbesondere war es die Nachkommenschaft der Yadus, deren böse Neigungen sich jetzt schon regten; er hielt es daher für rathsam, ihren Giftstachel noch, wenn er unter den Sterblichen weilte, abzustumpfen.

Als dieser Entschluß in ihm Wurzel gefaßt hatte, ließ er den, durch Weisheit und Frömmigkeit gleich sehr geachteten frommen Durbassa zu sich berufen, und sprach ihm zu, seinen Wohnsitz in der Nähe von Dewarka zu nehmen. Die Absicht, welche diesen Wunsch in ihm entstehen ließ, war die Yadus zu bestrafen, von denen er vorher wußte, daß sie sich durch ihre Aufführung den Fluch des Heiligen zuziehen werden.

Durbassa gab dem Wunsche Krischna's nach und wählte zu seinem künftigen Aufenthalt einen Garten, welcher an den Platz angrenzte, wo die muthwillige Jugend der Yadus ihren Vergnügungen sich hinzugeben pflegte. Was Krischna vorhergesehen, blieb nicht lange aus. Die leichtfertigen Jünglinge kleideten einen Sohn des Krischna, schön und blühend und fünfzehn Jahre alt, als Frau, banden ihr eine aus Eisen gemachte Blume vor den Leib, damit sie das Ansehen der Schwangerschaft bekam und führten sie vor den Heiligen, den sie mit verstellter Demuth ... ob die Jungfrau mit einem Sohn oder

einer Tochter niederkommen würde. Der Heilige schloß die Augen, um durch Betrachtung die Antwort auf die Frage zu entdecken; aber nun sah er die Schlinge, welche man ihm legte, um seiner zu spotten, entbrannte in Zorn und that den Ausspruch: das, was diese Frau gebären wird, soll eurem ganzen Stamm ohne Ausnahme den Tod bringen!

Die Begebenheit wurde bekannt; Krischna tadelte den Muthwillen ernstlich, und der alte Ugrasena, Krischna's Großvater, ließ, um der Erfüllung des Fluches zuvorzukommen, das Eisen, wodurch man täuschte, zu Pulver stoßen und ins Meer werfen. Ein Stückchen Eisen, das nicht in Staub verwandelt war, verschluckte ein Fisch; den Staub warf das Meer ans Ufer aus; hier brachte er eine Art Schilf hervor, etwa drei Fuß lang und wie Degenklingen gestaltet. Nun versammelten sich auf Krischna's Befehl alle Jadus an dieser Küste, um ein Fest zu feiern. Nachdem die religiöse Feier vorüber war, und sie sich gebadet hatten, begannen die jungen Leute ihre muthwilligen Spiele, und fingen an mit dem sonderbaren Schilf sich zu werfen; allein die schwertförmigen Blätter verursachten schmerzhafte Wunden, man erzürnte sich, der Kampf ward ernst, die Väter eilten ihren Kindern zu Hülfe, und nahmen selbst Theil, und so mordete man sich gegenseitig, bis von der ganzen Versammlung nicht ein einziger übrig blieb.

Bala-Rama, der dies Gemetzel mit angesehen hatte, erkannte darin die Hand Krischna's, und schloß daraus: daß der Zeitpunkt seines Scheidens von der Erde da sei. Er beschloß ihm zuvorzukommen, um ihn in seinem Himmel zu empfangen. Er zog sich also an einen abgelegenen Ort zurück, setzte sich unter eine Pappel, schloß und nahm die Stellung der tiefen Be-

heischt, ersichtlich wird. Ursprünglich mochte es wohl eine allegorische Nachbildung jenes großen freiwilligen Opfers gewesen sein, wodurch Brahma den Grund der Welt gelegt und dem ersten Menschen die Herrschaft über die Erde und die Macht über den Abgrund erworben hatte. Späterhin haben mächtige Fürsten dieses Opfer eines ihrem Stamme so werthen Thieres mit ungeheuerm Aufwande dargebracht, um ihre Macht zu erweitern und Oberherrschaft über Andere zu gewinnen, denn dem Darbringer eines solchen Opfers, lehrten die Priester, könne die Gottheit nicht so leicht einen Wunsch abschlagen. Die Kostbarkeit dieses Opfers, bei welchem die Brahmanen große Geschenke empfangen, und die unglaubliche Genauigkeit, mit der es, wenn es wirklich gelingen soll, ausgeführt werden muß, gestattet nur selten eine Wiederholung. Wir entnehmen aus dem Schriftchen des Missionärs Dubois (Exposé des principaux articles de la Théogonie des Brahmes, contenant la description détaillé du grande sacrifice de cheval, Paris 1825) folgende Skizze desselben: Zur Ausführung selbst wird ein angemessener Platz am Ufer eines Flusses[1] ausersehen und in Gestalt eines Vierecks umzäunt. Auf der Ostseite desselben wird dem Indra (Repräsentanten des Luftkreises), auf der Südseite dem Jama (Beherrscher der Unterwelt), auf der Westseite den Varuna (Beherrscher der Gewässer) eine Hütte errichtet; nördlich eine vierte zur Verehrung aller geweihten Ingredienzen des Opfers; in der Mitte eine fünfte zur Aufbewahrung der Gefäße und sonstigen Geräthschaften. Der Opferpriester, welcher die Opferzeit hindurch gewöhnlich auch dirigirender Oberpriester ist, bereitet sich durch Fasten vor und bringt am Tage vor dem Anfang der Feier den abgeschiedenen Seelen ein Todtenopfer. Dann be-

[1] Am liebsten des Ganges.

geht er sich am frühen Morgen nach der östlichen Hütte, läßt vier gelehrte Brahmanen herbeirufen und alles zum Opfer Erforderliche z. B. gereinigte Butter, Wasser, Holz, mancherlei Blumen und Kräuter in Bereitschaft setzen, die Hütte mit feinem Musselin überkleiden, mit Blumenkränzen umwinden, an die vier Ecken derselben große kupferne Gefäße mit Wasser stellen, edle Steine hineinwerfen, mit neuen Teppichen bedecken u. dgl. a. Dann nimmt er mit seinem Weibe ein Sesam- und Safranbad (weil die gelbe Farbe heilig ist), und läßt hierauf die vier Brahmanen, die sich gleichfalls in Sandelholzbädern gereinigt haben, ihre Sitze einnehmen und setzt sich nun auf einen erhöhten mit Edelsteinen geschmückten Sitz. Alle Naturmächte und waltenden Geister werden nun zu diesem Opfer eingeladen, und der Oberpriester spricht im Namen des Königs: „Möge Savitri (Sonne), Soma (Mond), Jama, Varuna, Agni (Feuer), Kala (Zeit) und alles, was Leben hat; möge der Tag, die Nacht, der Wind und alle Bewohner der Luft und die wachenden Geister, welche allen Gegenden der Welt vorgesetzt sind, möge Brahma selbst kommen und sich niederlassen unter uns!“ „A U M!“ (So sei es!) antworten die Brahmanen dreimal wiederholt. „Möge dieses Opfer meine Habe vermehren! möge ich glückselig leben!“ So sei es! antworten die Priester abermals. „Heute an diesem Tage, dieses Monats, dieses Jahrs, um Vergebung meiner Sünden zu erhalten, um zu reinigen alles, was zum Roßopfer gebraucht wird, will ich nun sechs Monate hindurch das Opfer an Indra fortsetzen! Ihr Himmlischen, denen ich Opfergaben darauf bringen will, empfanget das, was ich euch darbiete!“ — Während der ganzen Dauer des Opfers wird keine Handlung verrichtet, kein Gefäß gebraucht, ohne dabei einen Wunsch an die

Himmlischen oder einen Dank oder einen Anruf zur Verscheuchung der Dämonen u. s. w. auszusprechen. Wasser, Feuer, Blätter, kurz alles, was in Anwendung kommt, wird begrüßt; selbst die vier um die Grube gesetzten Bogen. „Bogen! man bedient sich eurer in den Kämpfen zur Vertilgung der Dämonen, ich habe euch nun an diese Grube gesetzt, bringt Tod den schadenstiftenden Geistern, welche heranzunahen wagen u. s. w." Im fünften Monat wird vorzüglich dem Wischnu geopfert, dabei heißt es: „Die Himmlischen sind Zeugen der Glückseligkeit, deren man in deiner Wohnung genießt. Sie sind davon so entzückt, daß sie ihre Augen weit öffnen, um dieselbe genauer zu betrachten! Hierauf folgen die Gebete an Sonne, Mond u. s. w., zuletzt wieder an Brahma und Wischnu. Endlich erfolgen kostbare Geschenke an den Oberpriester; bei dem Ausgießen der Milch sagt er: „Erde, erquicke dich!" bei dem Sprengen von Wasser gegen den Opferpriester: „Möge Alles gereinigt sein durch die Opfer, die ich dargebracht." Wer nun, sagt das Opfer-Ritual, das einleitende Opfer dem Indra geweiht hat, der allein erlangt Vergebung der Sünden und wird alle Früchte des Roßopfers einernten. Wer aber jenes versäumt, wird auch die Früchte des letztern nicht gewinnen. Mit dem Schlusse dieses Indraopfers beginnt jenes an Yama in der südlich gelegenen Hütte des großen Vierecks. Dieses Opfer dauert vier Monate. Der Gott wird zum Schlusse angerufen: „Yama, dich hat Schiwa Iswara zum Richter der Menschen bestellt, und zum Erforscher dessen, was sie Gutes und Böses thun; schenke mir langes Leben, dieses Erste aller irdischen Güter, von dir hängt es ab u. s. w." — Das Opfer an Varuna wird fünf Monate fortgesetzt. — Varuna wird so angerufen: „Du bist der Geist der Gewässer, mögen sie

mich reinigen von meinen Sünden 2c." Dann folgen Anrufungen an die Wolken. Endlich tritt der Zeitpunkt des Roßopfers selbst ein. Im fünften Monat des Varunaopfers, also im fünfzehnten der ganzen feierlichen Zeit, wird eine trächtige Stute von rother oder schwarzer Farbe aufgesucht, mit Blumenkränzen um den Hals geziert und in einen eigends gereinigten Stall gebracht, dann selbst im Bade gereinigt unter Anrufung der reinen Gewässer; dann auf reine Streue gestellt und so angesprochen: „Stute! du bist das ausgezeichnetste unter den vierfüßigen Thieren! Dir ist die Macht gegeben, uns den Himmel zu erwerben, ich wasche dich mit Oel und Wasser, damit das Füllen, was du gebären wirst, rein und ohne Befleckung geboren werde. Du dienst Königen zur Trägerin!" Darauf wird die Stute zum Stall zurückgebracht, um ihr Füllen zu gebären. Sobald das Thier zur Welt gebracht ist, wird es, nachdem man genau nach dem erforderlichen Zeichen geforscht hat, mit reichen Gewändern bedeckt; es wird sorgfältig verwahrt; oder wenn das Zeichen nicht gefunden ist, eine andere Stute gesucht und das Opfer ganz von Neuem begonnen. Ist endlich Alles gelungen, so wird die Stelle für das Opfer genau bestimmt und angeordnet, mit Banianenbäumen besetzt u. s. w.; in der Mitte des Platzes wird eine Feuergrube gegraben, wozu selbst der Spaten mit Sorgfalt in der Nacht bereitet werden muß. Ein Brahman, der den Rig-Veda vorzugsweise studirt hat, muß die Grube bereiten. Die Brahmanen vom Sama-Veda bringen das Feueropfer den Planeten, die vom Rig-Veda den acht Welthütern, die vom Jagu-Veda der Trimurti, die vom Arthur-Veda dem Wischnu, Schiwa, der Ganga, Durga und der Sonne. Hierauf bringt der Vorsteher des Opfers allen dienstthuenden Brahmanen eine Opfergabe von

Gewändern, Kleinodien und Sandelholzstaub dar, und diese machen nun die nähern Veranstaltungen zum großen Opfer selbst. Das Füllen wird herbeigeführt, mit Oel und Safran frottirt, dann mit einem weißen Schleier bedeckt. Man ziert es geschmackvoll, hängt ihm ein Glöckchen um den Hals und zugleich eine goldene Schnur, woran ein Palmblatt (des Sieges) befestigt ist, worauf geschrieben steht: „Roß! durchrenne die ganze Erde, und komme als Besieger der Könige zurück.“ Man läßt es nun frei und sagt zugleich: „Roß! durchstreife die Gebirge, die Wüsten, die Wälder, die Städte; stampfe Alles nieder unter deine Füße, und sei Sieger über alle Könige. Vertilge die Rakschasa's (Dämonen) und Bösewichte. Erschrecke sie durch dein Wiehern, und jage sie mit Fußtritten und scharfem Gebiß.“ So läßt man es vom Norden aus laufen und sendet ihm eine rüstige Schaar von Kriegern nach, die es begleiten und vertheidigen bis zu seiner Rückkunft. Erfolgt diese nicht binnen sechs Monaten, so wird eine andere Schaar nachgesandt, um Kundschaft einzuziehen. Erliegt es oder wird es ohne Aussicht auf Befreiung gefangen, so muß eine andere Stute gesucht werden, und derselbe Cursus von Ceremonien tritt wieder ein. Während der Abwesenheit des Rosses muß der Oberpriester nebst seinem Weibe sich der Reisspeisen enthalten, nur von Gemüse, Früchten und Milch leben, und auf bloßer Erde schlafen.[1] Sobald es wiederkommt, wird es nach einiger Ruhe gebadet unter den bekannten Anrufungen an die Geister des Wassers. Nun gehen die Feueropfer an

[1] Durch diese Diät sollen nächtliche Pollutionen und sinnliche Begierden verhütet werden, weil diese auch geistig verunreinigen, und dadurch den Priester unfähig machen, sein Mittleramt bei der Gottheit für den Opferer zu verwalten; auch das Opfer, wie Alles, was er berührt, als unrein betrachtet würde, somit der Zweck des Opfers vereitelt wäre.

Sonne, Mond, Planeten, Elemente und die Trimurti wieder an. Die Brahmanen vom Rig-Veda bringen endlich dem Brahma selbst das Feueropfer tausendmal an Einem Tag (durch fortwährendes Einwerfen von Butter in die Flamme), wobei sie sprechen: „Wir opfern diese Butter dem, kraft dessen das Roß und Alles, was da ist, entstanden ist, dem, der den Namen des Höchsten trägt." Die Brahmanen vom Sama-Veda wiederholen jetzt das Opfer an die Gestirne, die vom Jagu-Veda jene an die acht Welthüter, und zwar jeden Tag bis zum groſsen Opfer selbst. Am Tage, an dem dieses selbst dargebracht wird, erscheint das junge Roß mit Blumenkränzen und anderm Schmucke geziert; eingerieben mit Sandelstaub und andern Wohlgerüchen. Sämmtliche Brahmanen besprengen es zur völligen Reinigung mit Wasser mittelst eines Stengels der Darbhapflanze und sprechen zu ihm: „Roß, du bist von einem Thier geboren. Du hast vier Füße, bist herumgeschweift durch viele Länder; darum hast du manche Unreinigkeit in dich aufgenommen. Wir reinigen dich, weil du jetzt den Himmlischen zur Speise dienen sollst." Vor der Opferung geht noch folgende Anrede her: „Roß, ich kann dich nicht opfern ohne zu sündigen, denn es ist eine große Sünde, dich zu tödten; verzeihe sie mir, du trägst durch deinen Tod zu meiner Glückseligkeit bei. Du bist von einer Milde ohne Gleichen, die Menschen werden durch deinen Tod ihr Heil erlangen." Nach dieser Anrede wird dem Pferde selbst eine Opfergabe dargebracht. [1] Der stärkste Brahman, nachdem er nochmals geopfert, spaltet nun dem Rosse das Haupt. Man fängt das Blut in eherne Gefäße auf, das Fleisch wird zerstückt und in andere metallene Gefäße gelegt; dann mit dem Reinigungswasser besprengt und dabei gesagt: „Ich

[1] Weil man es von jetzt an als ein höheres Wesen [illegible]

reinige dich durch dieses Wasser des Ganges ꝛc.“ Dann wird es mit Butter bestrichen, mit Zucker, Milch und Honig vermischt, damit es den Himmlischen zur Speise diene. Brahma wird nun so angesprochen: „Dir, dem Schöpfer aller Wesen, opfere ich das Fleisch von diesem Rosse, das ich gereinigt habe; genieße davon und befreie meine Ahnen aus dem Reiche der Finsterniß.“ (Patal.) An Schiwa lautet es: „Du bist das Haupt der Dämonen, dir bringe ich dieses Fleisch mit Blut gemischt,[1] genieße davon und befreie mich von den Uebeln, welche diese über mich bringen können.“ An Wischnu: „Du bist der Urheber des Feuers, von dir kommen die Götter und die Büßer, du aber bist vor allen Dingen geboren.“[2] Dann bringen die Brahmanen des Rig-Veda nochmals ein feierliches Feueropfer, die übrigen nehmen das Fleisch des Opferthiers und die Butter und begleitet vom König und seiner Gemahlin rezitiren sie die Gajatri,[3] und bringen noch so lange Feueropfer bis Alles aufgezehrt ist. Endlich werfen sie die gebrauchten Gewänder und das Geräthe als Opfergabe ins Feuer, gießen Milch aus tausend Krügen in dasselbe und löschen es so aus. Aber etwas davon muß zu künftigem Gebrauch aufbewahrt werden. Der Fürst kehrt nun, begleitet von allen Brahmanen, in seinen Palast zurück und gibt einen kostbaren Schmauß, aber er und seine Gemahlin müssen an diesem Tage fasten. Am folgenden nimmt er unter besondern Ceremonien das Vollendungsbad.

[1] Dieser Lieblingsspeise ist Blut. Odyss. 11, 49. Horat Sat. I, 8, 28.

[2] Dieses Gebet verräth, daß der Verf. ein Glied der Wischnusekte war, denn eigentlich ist Schiwa das Feuer und Brahma das Urwesen. Schon insofern das Roß bei allen Völkern ein neptunisches Thier war, muß das Roßopfer vorzugsweise dem Wischnu als Personification des erhaltenden Wasserelements dargebracht worden sein.

[3] Das heiligste Gebet der Brahmanen.

Nach dieser langen Abschweifung von unserm Ziele — die aber für jenen Theil der mit den religiösen Bräuchen Indiens minder bekannten Leser, wegen der hohen Wichtigkeit des Roßopfers im Cultus der Brahmanen unerläßlich war — knüpfen wir wieder den vorhin abgebrochenen Faden der Geschichte Krischna's an. Die Pandus luden die Brahmanen aus allen Weltgegenden ein, an dem Opfer Theil zu nehmen. Tausend Brahmanen besorgten das Homaopfer, andere Tausend verrichteten die Liturgie und sangen Hymnen an die Götter. Dann folgte das Blumenopfer (Puja). Aber nur Eine der vorschriftmäßig darzubringenden Blumen konnte nicht herbeigeschafft werden, weil sie an einem von Hastinapura sehr entfernten Orte in der Nähe des Meeres in einem undurchdringlichen Walde wuchs, wohin zu gelangen äußerst schwierig war. Nur eine ungewöhnliche Leibesstärke, gepaart mit Unerschrockenheit, mußten die Eigenschaften desjenigen sein, der diese Blume zu pflücken wagte. Darum beauftragte Krischna den Bhima mit dieser Mission.

Zum Wächter dieser Blume war der Affe Hanuman bestellt,[1] der mit seinem langen Schweife den Zudringlichen kräftig abwehrte. So mußte Bhima unverrichteter Sache zurückkehren. Krischna rieth ihm, seinen Weg zum zweiten Mal anzutreten, und dem Affen zu sagen, in wessen Auftrag er komme. Aber Hanuman wollte auch den Krischna nicht kennen. Da kehrte er zum dritten Mal zurück, und nannte Rama-Candra als denjenigen,

[1] Da Hanuman ein Sohn des Windgottes Pavana ist und die Luft die Trägerin der Gerüche, so tritt in den Mythen häufig Zephyr mit Flora in Verbindung, und die Liebe des Dionysus, welcher das Prädicat: der „Blumenreiche" (Ἐυανθης und auch nur Ἀνθης) führte, zur Luftnymphe Aura ist nur eine Variation der ersteren Fabel.

der ihn sende. Dieser Name brachte nicht nur die erwartete Wirkung hervor, ja Hanuman eilte selbst seinem göttlichen Freunde entgegen. Als er aber bemerkte, daß es nicht Rama-Candra, sondern Krischna, also eine ihm fremde Gestalt, war, welcher Bhima seine Verehrung bezeigte, wollte er diesem durchaus nicht glauben, daß beide Personen im Grunde nur dasselbe Wesen seien; bis endlich Krischna sich entschloß, seine frühere Gestalt als Sohn des Dasaratha anzunehmen, und auch den berühmten Bogen nicht vermissen ließ, mit welchem er einst die Welt von dem bösen Ravana befreit hatte. Jetzt erst bezeigte Hanuman dem Krischna die schuldige Verehrung, indem er sich sieben Mal vor ihm verbeugte. Sodann bat er um die zu erhaltenden Aufträge, die sich, wie aus dem Vorhergehenden zu errathen, auf die erwähnte Blume bezogen, die den Pandus zu ihrem Opfer unerläßlich war. Er wünschte Bhima zum Begleiter, der sie dann pflücken möge. Aber als Bhima sich deßhalb nach ihr bücken wollte, stürzte er in einen Teich, an dessen Rand sie wuchs, und wäre ertrunken, wenn nicht der Affe ihn herausgezogen hätte. Auch pflückte er an seiner Statt die Blume. Daher Krischna, als er den Vorgang erfuhr, Bhima wegen seines Hochmuths strafen zu müssen glaubte: „Also du wagst dich zu prahlen, daß selbst die Trimurti nicht es mit dir aufnehmen können, da selbst der Schwanz eines Affen dir zu schaffen gab, und selbst ein kleiner Teich dich mit der Gefahr des Ertrinkens bedrohte! Was aber deinem Abenteuer einen noch lächerlichern Anstrich gibt, fügte Krischna hinzu, ist der Umstand, daß jener Wasserbehälter nicht einmal ein wirkliches Bassin ist, sondern das Hirn eines Riesen, des Bruders von Ravana.

Der beschämte Bhima warf sich zu Krischna's Füßen, und gelobte, künftig seine Kraft nicht mehr

zu überschätzen. Hanuman, der seine längere Gegenwart hier nicht mehr nothwendig erachtete, wollte wieder auf seinen Posten zurückkehren, aber Krischna beredete ihn, doch das Ende des Opferfestes abzuwarten, und gestand ihm zugleich sein Befremden, daß er über die Ereignisse im Kriege zwischen den Kurus und Pandus sich nicht zu belehren trachte.

„Wie sollten auch," entgegnete Hanuman, so kleinliche Streitigkeiten einen Stoff für meine Wißbegier abgeben, da ich doch im großen Krieg des Rama gegen Ravana einst mitgefochten, wo nur die Sängerschaar die seinem Zuge folgte, an Anzahl beide im Maha Bharata Krieg führenden Heere bei weitem übertraf! der Affen und Bären, die, von Sugra und Jamavent angeführt, den Truppen Rama's folgten, ganz zu geschweigen?"

Arjuna, welcher Krischna's Unterredung mit Hanuman angehört hatte, fühlte sich dadurch tief verletzt, da er im Maha Bharata doch eine so große Rolle gespielt hatte. Er mißbilligte also Hanumans zu laute Bewunderung des Ramayana und seine Geringschätzung des Maha Bh'arata. Der Affe verwies ihn hierauf an den Raben Kag Bossum, eine Incarnation Brahma's, der den Markandaya Purana verfaßt haben soll, und durch die Erfahrung, welche seine ungewöhnliche Lebensdauer ihm verschaffte — denn er hatte schon in den drei frühern Weltaltern gelebt — am ehesten im Stande war, ein begründetes Urtheil abzugeben, welcher von den drei[1] Kriegen die größten Thaten erzeugt habe?

Nachdem das Roßopfer beendet war, nahm Hanuman Abschied von Krischna und Arjuna; Judhischtira bekam wieder das Heft der Regierung in die Hand, Krischna aber begab sich, nachdem er

[1] Der erste ist Ravanas Krieg gegen Indra, und seine Besiegung durch die jungfräuliche Durga, worauf wir im folgenden Theile zurückkommen werden. Dieser Stoff füllt den Markandaya-Purana.

die Angelegenheiten der Pandus geordnet hatte, nach Dewarka zurück. Dort besuchten ihn Brahma und Schiwa, um ihn daran zu erinnern, daß, seiner Aeußerung zufolge, den Eintritt des vierten Weltalters nicht abwarten zu wollen, die Zeit seines Erdenwallens zu Ende sei, und er seinen Platz im Baikunta wieder einnehmen könne.

Krischna achtete nicht auf seine Mahnung, ihn beschäftigten andere Gedanken, er sah im Geiste voraus, daß die Bosheit sogleich nach seinem Verschwinden von der Erde muthiger ihr Haupt erheben werde; insbesondere war es die Nachkommenschaft der Yadus, deren böse Neigungen sich jetzt schon regten; er hielt es daher für rathsam, ihren Giftstachel noch, wenn er unter den Sterblichen weilte, abzustumpfen.

Als dieser Entschluß in ihm Wurzel gefaßt hatte, ließ er den, durch Weisheit und Frömmigkeit gleich sehr geachteten frommen Durbassa zu sich berufen, und sprach ihm zu, seinen Wohnsitz in der Nähe von Dewarka zu nehmen. Die Absicht, welche diesen Wunsch in ihm entstehen ließ, war die Yadus zu bestrafen, von denen er vorher wußte, daß sie sich durch ihre Aufführung den Fluch des Heiligen zuziehen werden.

Durbassa gab dem Wunsche Krischna's nach und wählte zu seinem künftigen Aufenthalt einen Garten, welcher an den Platz angrenzte, wo die muthwillige Jugend der Yadus ihren Vergnügungen sich hinzugeben pflegte. Was Krischna vorhergesehen, blieb nicht lange aus. Die leichtfertigen Jünglinge kleideten einen Sohn des Krischna, schön und blühend und fünfzehn Jahre alt, als Frau, banden ihr eine aus Eisen gemachte Blume vor den Leib, damit sie das Ansehen der Schwangerschaft bekam und führten sie vor den Heiligen, den sie mit verstellter Demuth fragten: ob die Jungfrau mit einem Sohn oder

einer Tochter niederkommen würde. Der Heilige schloß die Augen, um durch Betrachtung die Antwort auf die Frage zu entdecken; aber nun sah er die Schlinge, welche man ihm legte, um seiner zu spotten, entbrannte in Zorn und that den Ausspruch: das, was diese Frau gebären wird, soll eurem ganzen Stamm ohne Ausnahme den Tod bringen!

Die Begebenheit wurde bekannt; Krischna tadelte den Muthwillen ernstlich, und der alte Ugrasena, Krischna's Großvater, ließ, um der Erfüllung des Fluches zuvorzukommen, das Eisen, wodurch man täuschte, zu Pulver stoßen und ins Meer werfen. Ein Stückchen Eisen, das nicht in Staub verwandelt war, verschluckte ein Fisch; den Staub warf das Meer ans Ufer aus; hier brachte er eine Art Schilf hervor, etwa drei Fuß lang und wie Degenklingen gestaltet. Nun versammelten sich auf Krischna's Befehl alle Jadus an dieser Küste, um ein Fest zu feiern. Nachdem die religiöse Feier vorüber war, und sie sich gebadet hatten, begannen die jungen Leute ihre muthwilligen Spiele, und fingen an mit dem sonderbaren Schilf sich zu werfen; allein die schwertförmigen Blätter verursachten schmerzhafte Wunden, man erzürnte sich, der Kampf ward ernst, die Väter eilten ihren Kindern zu Hülfe, und nahmen selbst Theil, und so mordete man sich gegenseitig, bis von der ganzen Versammlung nicht ein einziger übrig blieb.

Bala-Rama, der dies Gemetzel mit angesehen hatte, erkannte darin die Hand Krischna's, und schloß daraus: daß der Zeitpunkt seines Scheidens von der Erde da sei. Er beschloß ihm zuvorzukommen, um ihn in seinem Himmel zu empfangen. Er zog sich also an einen abgelegenen Ort zurück, setzte sich unter eine Pappel, schloß die Augen und nahm die Stellung der tiefen Betrachtun

Man vermißte ihn bald, und Krischna selbst suchte ihn auf; er fand ihn unter dem Baum sitzend, aber eben entfernte sich aus seinem Munde die ungeheure Schlange Adisega — die in ihm verkörpert war — glänzend weiß und mit tausend Köpfen, und bewegte sich gegen den Fluß hin. Aus den Wellen desselben stieg ein Brahman hervor, nahte sich ihr mit Ehrfurcht und hieß sie willkommen; zugleich erhoben sich alle Gottheiten des Wassers und brachten ihre Huldigungen dar. Die Schlange begab sich nun in die Fluten und verschwand.

Krischna versank jetzt in einen tiefen Kummer, denn nicht allein seine, mit 16,108 Frauen erzeugten Söhne und Töchter,[1] sondern auch seine Enkel und Enkelinnen waren in jenem Kampfe umgekommen, den der von ihm selbst provocirte Fluch des Büßers zur Folge gehabt hätte. Zwar steht mit dieser Betrübniß im Widerspruch, daß Krischna selbst diese Katastrophe herbeigeführt hatte; und wer die Gabe in die Zukunft zu blicken besitzt, hat nicht Ursache hinterher Dinge zu bereuen, deren Erfolg er vorhergewußt, und dennoch gefördert hatte. Wie jener Fleisch gewordene Gott, der freiwillig zur Sühne Anderer, sein Leben hingeben wollte, und dennoch, als die Dinge sich nicht mehr ungeschehen machen ließen, ausrief: „Vater, nimm diesen Kelch von mir!“ „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ wie jener Erlöser des Menschengeschlechts von der Macht des Satans, so hatte auch Krischna, dessen Mission auf Erden gewesen, die den Menschen feindlichen Rakschasa's zu bekämpfen, eine doppelte Natur. Die göttliche heischte die Bestrafung der Yadu's, die menschliche hingegen erkannte in dem untergegangenen Geschlecht das eigene Fleisch und Blut, und kränkte sich darüber; denn es ist gewiß ein schmerzliches Gefühl dieses

[1] Jede Frau gebar ihm 10 Söhne und eine Tochter.

Bewußtseins, den Tod von 177,188 Kindern, die Enkel noch nicht mit gerechnet, selbst verursacht zu haben. So oft also die menschliche Natur in Krischna mächtiger wurde, befielen ihn die peinigendsten Vorwürfe. Wer dieses Wechselspiel zweier Naturen in einem Gotte nicht zu begreifen vermag, der lasse sich, bevor er über die Theologie der Brahmanen seinen Spott laut werden läßt, die Möglichkeit dieser Erscheinung von den Lehrern der christlichen Dogmatik erklären; und will er es auch dann noch nicht begreifen, so erinnere man den Spötter an das Gleichniß von Splitter und Balken.

Krischna bedachte ferner, daß auch er, zum Stamme des Jud gehörig, dem Fluche des Durbassa unterworfen war, und daß dieser Heilige ihm gesagt hatte: Er solle seine Fußsohlen in Acht nehmen, denn so ihm jemals ein Uebel widerfahren würde, so sei es durch diesen Theil seines Körpers. Er legte sich daher auf die Seite, legte den rechten Fuß über das linke Bein, und sammelte seine Kraft um die Erde zu verlassen.

Das Stück Eisen, auf welchem der Fluch des Heiligen ruhte, hatte ein Fisch verschluckt gehabt. Dieser wurde von einem Fischer gefangen, welcher das Eisen in seinen Eingeweiden fand, und daraus eine Pfeilspitze machte. Ein Jäger kam jetzt an den Ort, wo Krischna lag, glaubte durch das Gesträuch eine Gazelle zu sehen, drückte den verhängnißvollen Pfeil ab, traf die Sohle des Fußes, und Krischna schwamm in seinem Blute. Mit Entsetzen erkannte Gura seinen Irrthum, stürzte vor dem schon entseelten Körper nieder, und bat um Verzeihung. Jetzt erschien ihm Krischna als Wischnu, und beruhigte ihn dadurch, daß er ihm Aufschluß über seine unwillkürliche Handlung gab. Wischnu hatte, als Rama den Affenkönig Bali, der ein Sohn

Jndra's war,[1] getödtet. Dieser machte ihm Vorwürfe darüber und Rama sagte: Bali's Sohn Anguda werde ihn wieder tödten. Anguda weigerte sich jedoch dies zu thun; sein Geist war aber in Gura wiedergeboren, und so erfüllte er bloß Wischnus Willen.[2] Jetzt kam auch noch Audh, der Freund Krischna's, und erhielt von ihm den Auftrag, seinen letzten Willen zu erfüllen. Er mußte einen Baum, den Krischna ihm zeigte, und dessen Holz unzerstörbar ist, fällen, in den Stamm desselben den todten Körper einschließen, und ins Meer werfen, dann sollte er dem eben zum Besuch ankommenden Arjuna die Nachricht seines Todes mittheilen, und sich mit demselben nach Dewarka begeben, um den Bewohnern desselben anzukündigen, daß nach sieben Tagen die Stadt vom Meere verschlungen werden solle; wer sein Leben retten wolle, müsse sich in dieser Zeit mit Arjuna daraus entfernen.

Nach dieser Anordnung ging Krischna zu seinem Paradiese Vaikunta. Die Nachricht, die Arjuna und Audh nach Dewarka brachten, setzte hier Alles in Schrecken; Krischna's beide Eltern starben sogleich vor Kummer; sein Großvater Ugrasena, seine acht ersten Gemahlinnen, die mehrsten der übrigen, wie alles, was von Bewohnern noch übrig war,

1 Es wurde schon oben erinnert, daß der Affe Hanuman ein Sohn des Windes war, Jndra aber ist der Beherrscher des Luftkreises.

2 Gura ist das Jahr (sanskr. Gara, das Stammwr. ist ga: gehen, laufen), also Wischnu-Krischna als kreisender Jahrgott, cyclisches Jahr; das Eisen, an welchem er stirbt, die Jahres- oder Zeitschlange, denn im Sanskrit bedeutet naga sowohl Nagel als Schlange (unguis und anguis). Daher Bal·äus (Meil. S. 506) von einem Pfeil erzählen konnte, der von Ravana's Sohn auf Hanuman abgeschossen, sich in eine Schlange verwandelte. Vgl. über diese aus der Aehnlichkeit der Gestalt entstehende Ideenverbindung σαυρα und ακοντιον d. i. Wurfspieß, mit σαυριτης und ακοντιας Schlange.

Mehreres über Krischna als Personification des Jahres s. S. 175.

wählten den Tod. Nur hundert von Krischna's Wittwen verließen mit Arjuna und Audh die Stadt, welche am siebenten Tage mit Allen, die in derselben geblieben waren, vom Meere verschlungen wurde; das letzte (jetzige) Weltalter nahm dreißig Jahre nachher seinen Anfang.

Das Ende des Krischna und die dasselbe begleitenden Umstände, wie sie hier, nach Poliers Angaben, erzählt wurden, stimmen mit dem Bhagavat-Purana überein, bis auf das Schicksal von Krischna's Gemahlinnen, denn diese lassen sich dem Purana zufolge alle 16,108 lebendig verbrennen, um sich wieder mit ihrem Gatten zu vereinigen. Baldäus weicht hier, wie in andern Mythen von Krischna sehr ab. Da Krischna, nachdem der Zweck seiner Awatar erreicht, und die Erde von der Herrschaft der Dämonen befreit ist, zum Himmel zurück zu kehren beschließt, verlangt er von seinen 16,108 Frauen, daß sie mit den Pandus die Stadt verlassen und den Himavat (den Götterberg) ersteigen (wobei sie alle umkommen, weil sie nicht eher in den Himmel gelangen können); darauf streut er eine Handvoll Staub über die Stadt, der plötzlich die goldenen Häuser und Dächer in Stroh und Koth verwandelt, Alles verschwindet, und die Stadt wird in den Himmel versetzt, wohin jetzt Krischna selbst aufsteigt.

Daß Krischna die Sonne sei, bezeugte W. Jones, welcher ihn als Flötenspieler unter Hirtinnen mit dem Apollo Nomius der Griechen verglich; bezeugte auch der Missionär Paullinus, welcher in dem Kinde Krischna, das eine Schlange zertritt, die Sonne in der Eklipse erkannte. Ob von dieser momentanen Verdunkelung dem Kinde der Name Krischna (Schwarzer) gegeben worden, möchte aus dem Grunde zu bezweifeln sein, weil der Inder den verführerischen Gott, der mehr Glück bei We[illegible]

genoß als alle übrigen Götter zusammen, nic
häßlich denken konnte; ferner weil Krischna mi
himmlisch schönem Angesicht ans Licht der Wel
trat;[1] endlich auch, weil dem Inder schwarz ein
beliebte Farbe zu sein scheint; denn Nala preis
auch die Damajanti, daß sie schwarz sei. Creuze
ist ebenfalls obiger Meinung zugethan, denn er h
aus Moore Hindoo Pantheon einen Kupferstich nach
zeichnen lassen, welcher uns Krischna als Sonn
zeigt, daneben den personifizirten Mond und di
himmlischen Körper in harmonischen Tänzen um s
herum sich bewegend. Die Todesart Krischna's er
innert auffallend an jene des phrygischen Sonnen
gottes Attys, denn auch dieser stirbt am Holz
(ligno suspensus); wie Krischna, welcher vom Jä
ger Gura — nach einer andern Tradition vo
Wassergott Varuna, vielleicht weil das Jahr i
Zeichen des „Schützen" (das indische Kalenderbil
ist ein Pfeil) abschließt? im Bauche des Fisch
war das Eisen enthalten, das ihm den Tod brin
gen sollte — an einem Baume mit einem Pfei
erschossen wird. Der Jäger ist eigentlich der i
Thierkreise die Sterne (Zodia) vor sich herjagend
Sonnengott (Apollo Agrius) selbst, das mit de
herbstlichen Regenzeit sich selbst auflösende Jahr
darum ist auch Krischna Urheber des Untergangs
seines eigenen Geschlechts, wie Hercules seine m
der Megara erzeugten Kinder selbst tödtet, spät
sich, wie ehedem ihnen, den Feuertod gibt. W
die fünf Dactylen nur verschiedene Personificatione
des Hercules, so sind es die fünf Pandu von Krischn
welcher wieder eins ist mit der ihn in seinem
Schlummer bewachenden fünfköpfigen Schlange Ad
sega, wobei man der Fünfzahl wegen an die fün
Männer erinnert wird, die aus den Zähnen de
colchischen Drachen entstanden, und die ersten Spart

[1] Polier I. p. 413.

waren. Die Fünf ist die Heilszahl, bei den Indern,
ie bei den Pythagoräern, darum gehört sie dem
rischna, welcher die Welt von den Rakschasas
efreit. Daß er in seiner Jugend die Butter zer-
ießen machte, gibt zur Genüge, ihn als Sonnen-
ncarnation kund. Und wenn Hercules 50 Wochen-
ichter des Thespius schwängerte, und mit ihr, um
as Sonnenjahr mit dem Mondenjahr auszugleichen,
2 Söhne zeugte, so buhlt Krischna bald mit acht
rauen, weil der Inder acht Weltgegenden annimmt,
der hat sogar 16,000 Gemahlinnen oder — nach
ner andern Relation 16,108, d. i. wieder zweimal
cht Frauen, nämlich man zähle wie die Kabbalisten
+ 6 + 1 + 8 = 16. Darum weilt er gerade
25 Jahre (d. h. 1 + 2 + 5 = 8) auf Erden,
nd ist die achte Verkörperung Wischnu's. [1]

[1] Daß diese Art zu zählen, dem Alterthum sehr geläufig und
den verschiedensten Völkern üblich war, beweist von den Indern
Sage, daß der Affe Hanuman, als er die Brücke nach Ceylon
en wollte, zehn Felsen ins Meer warf, deren jeder 64 Meilen
+ 4 = 10) im Umfang hatte; von den Persern die 282 Thier-
en, die aus dem Urstier sich entwickeln (Ban Dehesh X. p. 72.)
die zwölf Zodia im Thierkreise, die mit dem Aequinoctialstier
Reihe beginnen (vgl. 2 + 8 + 2 = 12); dieser Zwölfzahl
Liebe zählten die Perser auch 120,000 Gewächsarten (Rhode
ch. S. 186.), nicht mehr und nicht weniger als 93 Steine
+ 3 = 12) werden geweiht (Rhode a. a. O. S. 478.). Die
gypter nahmen 345 Zeittheile (3 + 4 + 5 = 12) an (He-
. II, 143.), und ein aus zwölf Phönixmonaten bestehendes
r enthielt ihnen zufolge 1461 (1 + 4 + 6 + 1 = 12) ge-
nliche Jahre. Die 19jährige Periode der Hyperboräer bestand
6940 Tagen (6 + 9 + 4 = 19) vgl. Diod. II, 47. Die
ba der Araber ist ein Viereck, von deren durch Spitzbogen
undenen Säulen je vier eine kleine Kuppel tragen, dieser Kup-
Zahl ist 152 (1 + 5 + 2 = 8, also eine doppelte Vier).
gen der 10jährigen Belagerung Troja's ließen die Griechen
n 271 Jahre vor Troja's Zerstörung (2 + 7 + 1 = 10) ei-
Stein, der darauf Beziehung hat, vom Himmel fallen (Arnob.
36.), und die 30 Freier der Penelope, die nach einer andern
ahe auf 108 (1 + 8 = 9) anwachsen, sind zweifelsohne das
heilige Jahr (Diod. 1, 26.) hier dreifach genommen, wie die
Mören in 9 Musen sich vervielfältigen. Die Juden rechneten
lich, denn Ezechiel büßt für die zwölf Stämme Israels 390 Tage

Creuzer sucht zu vermitteln, indem er neben dem astronomischen Krischna auch einen historischen annimmt, „nach der vielfachen Anwendung, welche die Brahmanen vom System des Himmels auf Dinge der Erde machen, folglich könne jener Mythus auch auf den wahren Krieg der indischen Könige passen, der tausend Jahre vor das christliche Zeitalter falle, mithin Krischna auch der Name eines wahren (sic!) in Madura gebornen Königs sein.“

Sollte aber nicht der Umstand, daß Krischna das vorletzte Weltalter abschließt, deutlich genug anzeigen, daß er der mythischen Zeit angehöre? Denn gewiß nicht absichtslos lehren die Brahmanen, die Weltdauer überhaupt umfasse 4,320,000 Jahre, das letzte Weltalter allein 432,000 Jahre.

Krischna ist von Paullinus öfter mit dem Hercules verglichen worden, den ja auch die neun Musen umtanzen, wie den Flötenspieler Krischna die Hirtenmädchen. Der Bogen Arjuna's und die Keule seines Bruders Bhima sind beide die Attribute des Dämonen zerschmetternden Krischna, und des Her-

(4, 5) und Daniel (12, 11.) zählt 1290 und (V. 12.) auch 1335 Tage bis zur Ankunft des Welterlösers. Die Rabbinen vermehrten die zehn Gebote auf 613, und behaupteten: in der messianischen Zeit werde der Mond 43mal größer sein, als jetzt in sieben Tagen (Bodenschatz kirchl. Verf. d. Jud. III. S. 207.) Die 432,000 Jahre, welche den Indern zufolge das letzte Weltalter, den Chinesen und Babyloniern zufolge die Weltdauer überhaupt währen wird, wurden bei den Scandinaviern zu eben so vielen Helden in Thors Hause, das gerade 540 Fußböden hat (Mone Hdth. in Eur. I. S. 405.) und Walhalla 540 Thore (5 + 4 = 9.) Das sind also die neun Himmel, welche der Scandinavier annahm, oder neun Zeiträume; daher der Gott Heimdr eben so viele Mütter zählte. Die Scythen zählten 108 Geschlechter. (Mone a. a. O. S. 106.) und die 108 Knöpfe an der Brahmanenschnur, die 108 Beeren am Rosenkranz der Wischnuiten sollen an ebenso viele Eigenschaften und Namen der Gottheit erinnern, die aber nicht einmal eine neunfache, sondern nur eine dreifältige ist. Wir könnten diese Beispiele bis ins Unendliche vermehren, wenn nicht der beschränkte Raum einer Note schon in diesen wenigen Beweisstellen überschritten worden wäre.

cules, der als Gestirn (Ἐν γόνασι) auf ein Knie sich niederläßt, im Begriffe, einen Pfeil von seinem Bogen abzuschnellen. Hercules und Krischna sind Beide Schlangenbesieger schon in ihrer Kindheit, der Haß der Juno macht den Hercules seinem Halbbruder Eurystheus dienstbar, dem er zwölf Arbeiten (im Zodiak) verrichten muß; und Krischna wird von seinem Oheim verfolgt, der 12mal nach seinem Leben trachtet. Baldäus zählt sie in folgender Ordnung auf:

Das erste Mal ist Krischna in Gefahr, als Kamsa seine Schwester beredet, ihre Brustwarzen mit Gift zu bestreichen, und die Mutter Krischna's zu ersuchen, daß sie ihrem Kinde einmal die Brust reichen dürfe. Aber Wischnu, der das stärkste Gift (Sahar) aus dem Milchmeer weggenommen, als die Schlange es hineingespieen, verzehrte auch als Krischna das Gift, ohne Schaden zu nehmen, ja er leerte dem bösen Weibe sogar alle Milchadern aus, so daß sie eine Leiche wurde.

Das andere Mal beredete Kamsa einen Riesen, welcher durch Kenntniß der Magie sich in alle Dinge verwandeln konnte, das Krischnakindlein seinen Eltern zu entführen. Der Dämon begab sich sogleich nach dem Kuhland Gokala, verwandelte sich in einen Bauernwagen mit zwei weißen Ochsen, und fuhr die Gassen auf und ab. Als er durch die Straßen kam, in welcher Krischna's Pflegevater wohnte, war eben eine der Nachbarfrauen da, die Krischna's vermeintliche Mutter besuchte. Sie nahm den Neugebornen auf ihren Arm, und den Wagen vor der Thüre erblickend, setzte sie das Kind auf denselben. Sobald der Riese gemerkt hatte, daß er die gewünschte Ladung besitze, verließ er die Erde, und schwang sich mit dem Kinde in die Luft. Die Mutter rief mit lauter Stimme: Wischnu bewahre mein Kind! Als Krischna in die Höhe ge-

lich an den Ort, wo Krischna seine Heerde zu weiden pflegte, und ließ plötzlich ein Feuer ausbrechen, daß Gras und Bäume verbornte. Aber ein einziger Hauch aus Krischna's Munde hemmte die Glut.

Das achte Mal that der Riese Kaspapa dem Kamsa den Gefallen, ein Esel zu werden, um in dieser Gestalt den Krischna zu erschrecken, was ihm aber nicht gelang, denn dieser faßte ihn bei dem Hinterfuß, und warf ihn mit solchem Ungestüm zu Boden, daß er entseelt liegen blieb.

Kamsa schickte zum neunten Mal den Riesen Kadhu gegen Krischna aus, welcher ihm im Ringen die Kinnbacken aufriß, die Faust in den Schlund tauchte, und das Herz ihm aus dem Halse riß, um es den Raben zur Speise vorzuwerfen.

Hierauf fügte sichs, daß einst Narada vor Kamsa hintrat, und ihn anredete: „Lade den Krischna an deine königliche Tafel, und wenn er sich einfindet, so lasse ihn hinrichten.“ Krischna folgte, gegen die Warnung seiner Eltern, der Einladung. Unter Weges, als er mit der Gesandtschaft an den Fluß Jamuna kam, empfand Akrur, welcher an ihn abgeschickt war, die Lust, im Strom zu baden. Dreimal tauchte er unter, und jedesmal sah er Krischna auf einem prächtigen Throne in Glanz strahlend; ebenso, wenn er sein Haupt aus dem Wasser erhob. Dies bewog ihn auszurufen: „O Krischna! du bist wahrlich Gott in menschlicher Gestalt, denn du bist überall gegenwärtig, sowohl unter als über dem Wasser, du kannst aus keinem Raume ausgeschlossen werden, denn du bist allgegenwärtig; vergib mir meine Schuld, daß ich zu dem Gastmahl deines Todfeindes dich eingeladen.“ Krischna beruhigte ihn, indem er sagte, er habe ja nur des Königs Befehl sich gehorsam zeigen müssen.

Als Kamsa vernommen hatte, wie Krischna sogar den stählernen Bogen in Madura zerbrochen

hatte, den selbst die stärksten Riesen nicht zu spannen vermochten; regte sich seine Angst von Neuem; er ließ einen Elephanten ausrüsten, mit einem Streitthurm, in welchem zwei Männer mit Pfeilen standen, und befahl dem Lenker des Thiers, daß er den Krischna, wo er ihn finde, überreiten solle. Krischna ging diesem Abenteuer entgegen, hielt den Elephanten im Laufe auf, faßte ihn bei den Zähnen, setzte ihm den rechten Fuß vor den Rüssel, und riß ihm die beiden Hauzähne aus, ergriff ihn sodann beim Schwanz und schleuderte ihn dreimal um den Kopf, so daß das Thier mit zerbrochenen Gliedern am Boden liegen blieb.

Dieser Erfolg beunruhigte den Kamsa so sehr, daß er seine zwei berühmtesten Helden gegen ihn aussandte, die aber so wenig ausrichteten, als diejenigen, auf welche der Rajah früher sein Vertrauen gesetzt hatte.

Ob diese zwölf Heldenthaten kalendarische Bedeutung haben, möchte dem ersten Anschein nach zu bezweifeln sein, obgleich der Stier, Esel und Elephant in der indischen Astrologie eine Rolle spielen. Der Brand der Bäume, das Bad im Jamuna u. s. w. könnte auf die allgemeine Feuer- und Wassertaufe in den Solstitien des „Löwen" und des „Wassermanns" (auf den Weltbrand und die Sündflut, die zu einem Bade der geistigen Wiedergeburt wird) Bezug haben.

Am unzweideutigsten spielt folgende Mythe auf die kalendarisch-astronomische Tendenz der Abenteuer Krischna's an: „Ein Rajah hatte zwei Frauen. Mit Somuta (Mond: Soma) zeugte er einen Sohn, den er Taru (Stern) nannte; mit Suryasa (Sonne: Surya), für die er eine größere Neigung äußerte, einen zweiten Sohn mit Namen Rasaputra. Als der Erstgeborne das fünfte Jahr erreicht hatte, putzte ihn seine Mutter an, und schickte ihn dem Vater

zu, der ihm auf seinem Schoße liebkoste. Als dies Surpasa vernahm, that sie mit ihrem Sohn dasselbe, und blieb von weitem stehen, um zu beobachten, welcher Aufnahme sich ihr Kind erfreuen werde. Allein der König beschäftigte sich noch so emsig mit seinem ersten Sohn, daß er den andern gar nicht bemerkte. Dies verdroß Surpasa, daß sie zürnend fragte: „Soll der Sohn der Sclavin geachteter sein als das Kind deiner liebsten Gattin?“ Taru erzählte seiner Mutter, welchen Hohn ihm Surpasa angethan, beschloß daher, sich in eine Wüste zu begeben, und dort den Krischna so lange anzurufen, bis er von ihm erhört würde. Unter Weges begegnete ihm der Brahman Narada (eine Incarnation Brahma's) und fragte, welchen Weg er einschlagen wolle? Taru erzählte ihm die Ursache, die ihn veranlaßt hatte, sich vom Weltreiben zurückzuziehen. Narada lobte seinen Entschluß und sagte ihm voraus, daß sein Gebet von Krischna erhört werden würde. In der Wildniß angelangt, setzte sich Taru unter einen Baum, und begann hier seine Andachtsübungen, nahm auch drei Tage und Nächte keine Nahrung zu sich. Krischna fragte den Knaben nach dem Grunde seiner Büßungen, und dieser sprach: „Erzeige mir, o Göttlicher, deine Gnade, und nimm die Schmach von mir, die Surpasa mir angethan, lasse sie eine Sclavin meiner Mutter werden und mich den Thron meines Vaters erben; und wenn ich einst aus der Welt scheide, so nehme mich in deinen Himmel auf.“ Krischna sagte: „Dein Gebet ist erhört, kehre zu deinen Eltern zurück, nicht nur werden deine irdischen Wünsche in Erfüllung gehen, sondern auch nach deinem Tode will ich deiner gedenken, ich werde dich als Sternbild an den Himmel setzen, und wenn alle andern Sterne untergehen, soll doch dein Licht nie matter werden, allen Seefahrern sollst du

zum Leitstern dienen." Also ward Tara zum Polarstern.[1] Die beiden Frauen des Rajah wechseln ihr Loos, weil Sonne und Mond abwechselnd am Firmament die Herrschaft führen. Daß auch die Sonne hier in weiblicher Gestalt erscheint, darf nicht befremden, da auch Sawitri[2] eine weibliche Personification des Tagesgestirns ist.

Das philosophische Gedicht Bhagavadgita nennt den Krischna nach einer gewöhnlichen Verschmelzung der Sonne mit der höchsten Gottheit: den ungebornen Schöpfer, Erhalter und Zerstörer, und setzte ihn also über die Trimurti. Als Jahrgott aufgefaßt, wird er sowohl in jugendlicher Gestalt mit lächelnder Miene, in beiden Händen Butter haltend, die er den Hirtinnen gestohlen — weil die Sonnenstrahlen sie zerschmelzen — abgebildet; zuweilen aber als Allegorie der Herbstsonne in gebückter Gestalt, fast an den Boden sich hinschleppend oder auf die Erde kauernd, nur das eine Knie mühsam aufgerichtet.[3] Der Missionär Paullinus, dessen Schilderung hier gefolgt ist, vervollständigt seine Beschreibung wie folgt: „Die eben sich entfaltende Lotusblume befindet sich an seinem Halse, auf der Handfläche und Fußzehe ist das Fünfeck eingezeichnet, welches die fünf Grundkräfte symbolisirt; der in dessen Mitte hervorragende Punkt bezieht sich auf den Lingam als den Anfang aller Dinge. Gewöhnlich wird er als jugendlicher Gott mitten unter den Hirtenmädchen die Flöte blasend dargestellt."

Das im Monat Bhadra (unserm August), meist

[1] Baldäus Reise S. 534.

[2] Sawitri, sonst ein Beiname des Sonnengottes Surya, erscheint als Gattin des Mondgotts Candra, als die Sonne in Opposition mit dem Monde.

[3] Das Borghianische Museum besitzt von beiden Gestalten ein Exemplar, jedes aus Erz gegossen.

vom Hirten gefeierte Geburtsfest des Krischna[1] wird im Tempel Wischnu's neun Tage gefeiert, an jedem dieser Tage führt man das Bild Krischna's in Prozession durch die Straßen. Man errichtet alsdann Lauben vor den Thoren der Tempel und an einigen öffentlichen Plätzen. Mitten unter diesen Lauben hängt man eine Kokosnuß auf, welche man mittelst eines Fadens auf- und niederziehen kann. Wenn die Hirten hieher kommen, müssen sie die aufgehängte Nuß mit Stöcken zerschlagen, welches man ihnen dadurch zu erschweren sucht, daß man die Nuß dem jedesmaligen Schlag entzieht. Den Ursprung und die Bedeutung dieses Spiels vermochte Sonnerat nicht zu ermitteln.

Im Monat Phalguna (April) wird dem Gott — wie einst in Hellas dem Dionysus — ein Schwebefest gefeiert, das sogar fünfzehn Tage dauert. Die Nächte werden mit Gesang und Tanz hingebracht, seine Verehrer bemalen sich das Gesicht mit einem rothen[2] Pulver, und bestreuen damit auch die Vorübergehenden.

Krischna's Anbeter theilen sich in drei Secten: a) die ihn allein verehren, b) die seine Geliebte mit ihm zugleich verehren, und c) die Radha allein verehren. Diese bringen die der Göttin bestimmten Opfer ihren Frauen, welche bei den Andachtsübungen nackt erscheinen müssen;[3] muthmaßlich, weil sie die Göttin selber vorstellen sollen.

1 Weil der Gott unter ihnen erzogen ward

2 Die Farbe bezieht sich hier auf die Lebenslust, welche der Lenzgott einflößt, vgl. Hohel. 4, 9. und Jer. 4, 30. Aus diesem Grunde malte man die Schnitzbilder des Pan, Priap, Dionysus und der Satyrn roth (vgl. Creuzer Symb. I. S. 126).

3 As. Res. VII. p. 280: require their wives to be naked when attending them at their devotions.

Inhalt.

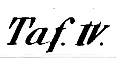

Taf. IV.


Fig. 6.

